00099703

00099703

Digitized with financial assistance from

HT Parekh
FOUNDATION

An Initiative by
HDFC
WITH YOU, RIGHT THROUGH

on 27 November, 2018

F. C. Schlosser's

Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

99703

Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet

von

Dr. G. L. Kriegk.

Knight
Vol 8

Achter Band.

Frankfurt a/M. 1847.

Franz Varrentrapp's Verlag.
Ph. Krebs.

GOD
930
Sch/Wel
99703

Vorrede
des Verfassers der Weltgeschichte.

So ungern der Verfasser der Weltgeschichte auch Vorreden schreibt, so glaubt er doch diesem Bande, welche die Arbeit des Herrn Kriegk schließt, aus zwei Ursachen eine Vorrede vorsetzen zu müssen. Zuerst, um dem Herrn Kriegk wegen seiner Bemühungen um sein Werk Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und zweitens, um den Lesern zu sagen, auf welche Weise er selbst jetzt das Werk in der bisherigen Form auf die Weise fortzusetzen übernimmt, daß der Herr Kriegk die Bogen nur vor dem Druck durchsieht, und so viel möglich Übereilungen des Verfassers verhütet oder offenbare Versehen verbessert.

Was das Verdienst des Herrn Kriegk um die früheren Theile angeht (denn dieser achte kann und soll nur ein Auszug aus der schon für ein größeres Publikum geschriebenen Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts sein), so wird man leicht sehen, daß es keine geringe Aufgabe war, zugleich dem Verfasser des Werkes und dem Publikum Genüge zu leisten. Der Erste wollte nicht allein seine Darstellung und

ſeine Urtheile, ſondern auch ſeine Ausdrücke beibehalten wiſſen, und doch hatte er ſein Werk, außer den beiden letzten Theilen für Gelehrte geſchrieben, und es ſollte in der neuen Form dem großen Publikum genügen. Wie ſchwierig dadurch die Arbeit wurde, das kann nur allein der Verfaſſer richtig ſchätzen, welcher einſieht, wie mühſelig die Arbeit des Populariſirens war, und wie viel leichter es oft geweſen wäre, ſelbſt etwas zu ſchreiben, als mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit aus den an ganz verſchiedenen Stellen zerſtreuten Sätzen, Perioden und Urtheilen eines Anderen ein neues Ganze zu bilden, ohne irgend etwas hinzu zu thun oder Weſentliches wegzulaſſen. Die Schwierigkeit wurde dadurch vergrößert, daß nur das, was populär gemacht werden konnte, zugelaſſen werden durfte. Die Leſer werden durch genaue Vergleichung des größeren Werkes mit dem vom Herrn Kriegk bearbeiteten, wenn ſie einige Mühe anwenden (da oft durch die Zuſammenſetzung Sätze, die ſich an ganz verſchiedenen Stellen finden, zu einem Ganzen ſehr paſſend vereinigt ſind), dieſen Theil der Arbeit des Herrn Kriegk noch allenfalls ſelbſt zu würdigen im Stande ſein; nur der Verfaſſer allein kann aber ein anderes Verdienſt des Herrn Kriegk recht würdigen, weil er allein die Beweiſe in Händen hat. Er muß dabei auf die Entſtehung und auf die Beſtimmung des Zwecks der erſten Bände der Weltgeſchichte zurückkommen.

Der Verfaſſer hatte vor ſechsunddreißig Jahren die Bearbeitung der Weltgeſchichte begonnen, um alle Quellen kennen zu lernen, um durch eine Maſſe von Einzelnheiten

dem Publikum der Gelehrten zu nützen und selbst als Gelehrter bekannt zu werden; dabei waren Übereilungen und Misgriffe, oft sehr auffallende, unvermeidlich. Das erkannten die vorzüglichsten Gelehrten, sie benutzten, was richtig war, und verbesserten die einzelnen Fehler. Der Verfasser selbst war für jede Berichtigung dankbar, wie man daraus sehen kann, daß er im letzten Theile der universalhistorischen Übersicht der alten Geschichte die Bemerkungen drucken ließ, die ihm Herr Kriegk über seine ziemlich zahlreichen Versehen mittheilte, und daß er den Herrn Stenzel wiederholt seiner Dankbarkeit versicherte wegen der Berichtigungen, die er in seiner Geschichte der fränkischen Kaiser gegeben hat. Der Verfasser arbeitete indessen ruhig fort und ließ sich nicht irre machen, weil die, welche seine Bücher kauften, sehr gut wußten, wie sie mit ihm daran waren. Das ward anders, als er anfing, für ein anderes Publikum zu schreiben, und das eigentlich Gelehrte nebst dem endlosen Detail wegließ, wie dies in der Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts schon geschehen ist. Bei der gegenwärtigen verkürzten Auflage der für Gelehrte bestimmten Weltgeschichte lag daher Alles daran, daß jeder Fehler der ersten Ausgabe, jede Übereilung getilgt würde, weil das Buch für ein Publikum bestimmt war, welches nicht Zeit oder Lust haben konnte, selbst zu prüfen. In dieser Beziehung hat Herr Kriegk mit großer Bescheidenheit etwas sehr Bedeutendes und Mühsames geleistet. Er hat jedes Mal bei Übersendung eines Theils der Handschrift auf Versehen und Übereilungen aufmerksam gemacht,

hat in dieser Absicht Quellen oder Hülfsmittel verglichen, so daß der Verfasser und das Publikum Ursache haben, ihm dankbar zu sein. Dies ist von großer Bedeutung bei einem Werk, welches nicht wie die Weltgeschichte gelehrte Noten und unzählige Einzelnheiten enthält; denn bei einem solchen ist es von der größten Wichtigkeit, daß, soviel Menschen möglich ist, jeder Irrthum vermieden werde. Der Verfasser hat selten seine Meinung geltend gemacht, er ist sogar oft, wo ihm Herr Kriegk die Landstraße andeutete, auf diese zurückgegangen, um lieber mit Allen zu irren, als allein Recht zu haben. Diesen Beistand des Prüfens hofft der Verfasser für sich und für das Publikum vom Herrn Kriegk auch für die folgenden Bände dieses Werkes.

Was nun die Fortsetzung angeht, welche der Verfasser vom neunten Bande an zu liefern gedenkt, so wäre wohl das Leichteste gewesen, wie auch anfangs der Verleger dachte, er hätte das größere Werk fortgesetzt und nach jedem Bande einen Auszug für dieses Werk besorgen lassen; dadurch wäre aber die Erscheinung der einzelnen Theile des Werkes auf viele Jahre hinausgeschoben, ja bei des Verfassers Alter die Vollendung desselben zweifelhaft geworden. Er hätte dann alle Quellen jedes Mal zur Hand haben müssen und nicht, wie jetzt, seine sehr vollständigen Hefte benutzen und die Quellen blos gelegentlich zur Hand nehmen können. Er will daher den umgekehrten Weg nehmen, erst diese kurze Weltgeschichte nach seinen Heften beendigen und dann, wenn er noch Leben und Kraft hat, das größere Werk fortsetzen.

Es ist dann nichts daran gelegen, wenn er dieses auch nicht beendigt, weil er sorgen wird, daß man das Wesentliche in diesem Werke enthalte. Ohne seine Hefte hätte er auch die Abschnitte über Cultur und Literatur in diesem Werke, die ganz aus seiner Feder geflossen sind, und in welchen Herr Kriegk weder etwas zugesetzt, noch weggelassen hat, nicht liefern können.

Um den Lesern und Käufern der ausführlichen Geschichte einen Ersatz für die Noten zu geben, wird der Verfasser an passenden Orten Stellen der Quellen, die seinen Vortrag stützen oder beleben können, in den Text aufnehmen, so weit die Kürze, nach der er streben muß, es nur immer zulassen kann. Dies hofft der Verfasser zugleich historisch benutzen zu können, um manche Männer durch sich selbst, manche durch die Worte ihrer Zeitgenossen besser und wahrer zu charakterisiren, als er selbst zu thun im Stande wäre. Dasselbe gilt von Begebenheiten oder Localitäten, die ein Augenzeuge und ein Eingeborener oft besser vors Auge bringt, als der größte Redekünstler.

Obgleich der Verfasser ganz allein, und ohne irgend abkürzen oder ändern zu lassen, vom neunten Theile an schreiben wird, so hofft er doch, daß die genaue Durchsicht seiner Handschrift vor dem Drucke durch Herrn Kriegk auf doppelte Weise nützlich werden wird. Zuerst wird Herr Kriegk Übereilungen oder Versehen des Verfassers leichter bemerken als dieser selbst, und entweder verbessern, oder dem Verfasser einen Wink geben, daß dieser es thue. Zweitens

wird er an Stellen, wo vielleicht der Verfaſſer, gewohnt für Gelehrte zu ſchreiben, dem Publikum mehr zumuthen ſollte, als man dem großen Publikum zumuthen darf, ihn warnen. Drittens wird er, wenn der Verfaſſer etwa hier und da zu ausführlich würde, ihm vorſchlagen, wie man kürzer dasſelbe Ziel erreicht.

Der Verfaſſer hat ſehr lange für eine Geſchichte der drei letzten Jahrhundert und beſonders für die Culturgeſchichte geſammelt, das läßt ihn hoffen, daß er dieſes Werk in kürzerer Zeit wird vollenden können, als ſonſt möglich wäre. Wenn er nicht die großen Sammlungen hätte, würde er auch nicht im Stande geweſen ſein, die Abſchnitte über Literatur und Cultur, die er den vorigen Theilen und auch dieſem achten Bande einverleibt hat, ſo ſchnell zu ſchreiben.

Heidelberg im December 1847.

F. C. Schloſſer.

Geſchichte des Mittelalters.

IV. Die letzten Zeiten des Mittelalters.

I. Französische und englische Geschichte vom Beginn des Streites zwischen Philipp IV. und Bonifacius VIII. an bis auf das Ende Karl's IV. und Eduard's II.

1. Philipp IV. der Schöne.

Zu derselben Zeit, als Philipp IV. von Frankreich seinen Vernichtungskrieg gegen den Grafen von Flandern führte (s. Th. VII. S. 485 f.), entspann sich auch die Feindschaft zwischen ihm und dem Pabst Bonifacius VIII., welche sehr bald in einen Kampf auf Tod und Leben überging, und für Frankreich wie für die römische Kirche die wichtigsten Folgen nach sich zog. Im Januar 1296 erließ nämlich Bonifacius die berühmte Bulle, in welcher den Geistlichen jede Entrichtung von Geld an eine weltliche Obrigkeit untersagt wurde. Philipp setzte derselben eine Verordnung entgegen, in der er, wiewohl ohne ausdrückliche Beziehung auf den Pabst, die Ausfuhr von Waffen, Pferden, gemünzten und ungemünzten Metallen, ja sogar die Ausstellung von Wechseln über französisches Geld an Ausländer bei schwerer Strafe verbot. Von diesem Augenblick an war zwischen dem Oberhaupte der Kirche und dem französischen Könige heftiger Zwist, und der Pabst hatte dabei gleich anfangs den Nachtheil, daß ganz Italien gegen ihn schrie, weil die Handelsleute in ihrem Gewerbe und die mit französischen Pfründen Begabten im Genusse derselben gestört wurden. Bonifacius versuchte schon damals das Äußerste. Er erwiderte Philipp's Verordnung durch eine neue Bulle, in welcher er nicht nur die Besteuerung des Klerus noch einmal verbot, sondern auch aus dem Streite Philipp's mit Eduard I. von England und mit dem

deutschen König Adolf Anlaß zu heftigen Vorwürfen nahm. Philipp ließ sich jedoch nicht schrecken. Er rechtfertigte in einer öffentlichen Erklärung sein Verhältniß zu England und Deutschland, und wies zugleich die Anmaßungen der Geistlichkeit und ihres Hauptes in die gehörigen Schranken zurück. In letzterer Hinsicht bediente er sich desselben Vorwurfs der Entartung und Üppigkeit, den man damals überall im Volke der Geistlichkeit machte, und den er selbst nachher auf so geschickte Weise gegen die Tempelherren benutzte. Er fragt: „Besteht die christliche Kirche etwa blos aus Geistlichen? Geben die Freiheiten, welche diese voraus haben, ihnen etwa das Recht, den Herrschern die Mittel zur Regierung und Vertheidigung ihrer Reiche zu entziehen? und sollen die Pfaffen befugt sein, in Üppigkeit und in ärgerlichem Aufwande zu schwelgen, wenn das Vaterland zu seiner Erhaltung ihres Geldes bedarf?"

Diesmal mußte der Pabst in der That auch nachgeben; er nahm 1297 seine Forderung durch die Erklärung zurück, daß seine Bulle über die Besteuerung des Klerus sich nicht auf Frankreich beziehe, und Philipp ließ sich dagegen nachher seine schiedsrichterliche Einmischung in den Streit mit England und Flandern gefallen. Es dauerte aber nicht lange, bis der Zwist von neuem ausbrach. Die Art, wie Bonifacius in jenem Streit entschied, erbitterte den König von Frankreich, welcher weit davon entfernt war, etwas, das er in seiner Gewalt hatte, aus irgend einem Grunde wieder fahren zu lassen; der heftige und jähzornige Pabst aber ließ sich durch Leidenschaft zu übereilten Schritten fortreißen, und glaubte bei dem neu ausbrechenden Zwiste um so hartnäckiger sein zu können, als derselbe eine rein kirchliche Sache zu betreffen schien. Einer der Vorgänger des Bonifacius hatte nämlich, ohne den König von Frankreich zu fragen, den Bezirk der Stadt Pamiers von dem Bisthum Toulouse getrennt und für ein besonderes Bisthum erklärt, und Bonifacius führte diesen Beschluß schon wenige Monate nach seiner Aussöhnung mit Philipp aus. Er ernannte einen Bischof von Pamiers, und wählte dazu einen ihm ganz ergebenen, dem Könige aber verhaßten Mann, Bernardo Saissetti, welcher jede Rücksicht auf die der weltlichen Obrigkeit schuldige Achtung bei Seite setzte und alsbald den König selbst beleidigte. Auch dieser neue Zwist wurde zwar wieder beigelegt; allein der Pabst

schickte 1301 denselben heftigen und unbeugsamen Bischof, ungeachtet ihn Philipp bitter haßte, als seinen Legaten an den französischen Hof, Saissetti verlangte vom König mit trotzigen und faßt drohenden Worten die Freilassung des Grafen von Flandern, und nun ging der alte Groll zwischen Philipp und Bonfacius in unversöhnliche Feindschaft über.

Beide Männer waren einander völlig gewachsen; denn was auch in unseren Zeiten geistreiche und sophistische Vertheidiger des hierarchischen Systems oder mild und freundlich gesinnte Geschichtschreiber, welche die Wahrheit auf der gewöhnlichen Mittelstraße der Mehrzahl suchen, zu Gunsten des Pabstes gesagt haben mögen, Bonifacius war seinem Gegner an Hochmuth, Herrschsucht und Habgier gleich und ebenso wenig, als dieser über die Wahl der Mittel zum Zwecke bedenklich. Doch trug Philipp zuletzt den Sieg davon, weil er, während Bonifacius sich zur Leidenschaftlichkeit hinreißen ließ, mit jener sonst den Päbsten eigenen Klugheit nicht nur die Formeln und Kniffe der gelehrten Juristen für sich benutzte, sondern auch den Klerus und die weltlichen Stände seines Reiches in die Sache hineinzuziehen wußte. Er wies gleich anfangs den Bischof von Pamiers, welcher als päbstlicher Legat bei seiner Audienz eine übermüthige Rede zu halten wagte, mit Schimpf und Schande vom Hofe, und ließ ihn dann der Majestäts-Beleidigung und anderer Verbrechen anklagen. Dabei leisteten ihm jene spitzfindigen Künste, durch welche die Juristen das Recht schon damals zu einem Mittel der Politik umgestaltet hatten, vortreffliche Dienste; denn Philipp machte es in seiner Regierung überhaupt ganz so, wie die besten und verschlagensten Minister der neueren Zeit: er benutzte von den seit seines Großvaters Tagen in Frankreich blühenden Wissenschaften alles, was Geldgewinn bringen oder unmittelbar praktisch brauchbar sein konnte, wobei dann freilich nicht zu läugnen ist, daß dadurch auch die Wissenschaft an und für sich selbst gewann, und daß damals auf der Schule von Paris ein wissenschaftlicher Sinn und eine Bildung herrschten, welche dem Könige ebenso wenig behagten, als dem Pabste. Philipp zog von den Gelehrten seines Landes besonders Peter Flotte und Wilhelm Nogaret hervor, weil der Erstere namentlich die Kunst, die königliche Kammer zu bereichern, praktisch und wissenschaftlich betrieb, und der Letztere

mit seinen großen Kenntnissen und Talenten die Gewalt in das Gewand des Rechtes zu kleiden verstand. Nogaret ist noch besonders deshalb merkwürdig, weil er zu den wenigen Gelehrten des Mittelalters gehörte, welche der Baronen-Aristokratie auf dieselbe Weise einverleibt wurden, wie in unseren Tagen so manche Rechtsgelehrte und Professoren sich mit Leib und Seele dem Adel hingeben. Er war Professor der Rechte in Montpellier, wurde vom König Philipp für die Dienste, die er in dessen erstem Streit mit Bonifacius geleistet hatte, zum Ritter gemacht, erhielt für seinen Beistand während der Jahre 1301 bis 1303 eine Baronie und zwei Herrschaften, und ward 1307 Kanzler des Reiches. Bei der Anklage des Bischofs von Pamiers bewiesen Peter Flotte und Wilhelm Nogaret, welche in dieser ganzen Sache die Feder führten, ihre Geschicklichkeit in der Benutzung des byzantinisch-römischen Rechtes für Regierungszwecke auf eine recht glänzende Weise. Sie brachten ein stattliches Sündenregister gegen den Angeklagten zusammen, wiesen das Ansinnen des Pabstes, der als oberster geistlicher Richter die Sache vor sein Tribunal ziehen wollte, zurück, und begannen ihr gerichtliches Verfahren mit der Execution, da sie den Bischof seiner zuständigen Behörde entzogen und sogar, noch ehe er gehört worden war, als förmlichen Verbrecher unter militärischer Bedeckung nach Paris bringen ließen.

Jetzt ließ sich der Pabst zu leidenschaftlichen Schritten hinreißen, welche doppelt unvorsichtig waren, da er auch in Italien verhaßt war. Er schickte im December 1301 eine Bulle nach Frankreich, in welcher er die Behauptung aussprach, daß der Pabst nicht blos in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen der höchste Richter sei. Dieser bereits früher aufgestellte Satz, welchen später Dante in einem eigenen Buche widerlegte, hatte in Italien schon längst Alles gegen Bonifacius empört. Jetzt erhoben sich Peter Flotte, Wilhelm Nogaret und Andere, deren Rechtgläubigkeit niemand bezweifelte, mit Gründen des geistlichen und weltlichen Rechtes dagegen, und da die Bulle dem französischen Könige alle die Vorrechte entriß, auf welche die Franzosen stolz waren, und die ihrem Reiche durch Urkunden früherer Päbste förmlich zugesichert worden, so gewährte sie dem Könige den Vortheil, daß sein Streit mit Bonifacius sich gleich anfangs zu einer

Nationalangelegenheit machen ließ. Er erklärte die päbstliche Bulle für eine gegen die Rechte der Nation und gegen das Königreich gerichtete Schrift, und ließ sie als solche schon im Februar 1302 zu Paris öffentlich verbrennen. Da er jedoch wegen seiner Salbung und als Regent von Gottes Gnaden sein Regierungsrecht auch auf die göttliche Autorität, deren irdischer Repräsentant der Pabst war, gegründet und sich deßhalb an diesen gebunden sah, so mußte er, um den Kampf mit Bonifacius glücklich bestehen zu können, seine Gewalt auf die Rechte des Volkes stützen, die zwar seit unendlichen Zeiten nicht ausgeübt worden, darum aber keineswegs verjährt waren. Er berief daher im April 1302 nicht nur den Adel und Klerus, sondern auch die Bürgerschaft zu einer Reichsversammlung nach Paris, und bediente sich dieser sogenannten Etats généraux, welche damals zum ersten Male als Repräsentanten der gesammten Nation versammelt wurden, ebenso gegen den Absolutismus des Pabstthums, wie man sie vierhundert siebenundachtzig Jahre später gegen die absolute Gewalt des Königthums gebraucht hat. Die Versammelten bestanden aus den weltlichen Großen, den Prälaten, den Abgeordneten der Kapitel und Universitäten, den sämmtlichen Äbten und je zwei Deputirten aus jeder Stadt des Reiches. Die Geistlichen unter ihnen krümmten und wandten sich zwar, um zu verhindern, daß die Versammlung eine Erklärung gegen den Pabst ausgehen lasse; Peter Flotte wußte aber durch alle Mittel der Redekunst und Rechtswissenschaft den Zorn der Anderen gegen den Pabst als einen Ursurpator der Rechte Frankreichs zu erregen, und die Geistlichkeit mußte sich wider Willen fügen, um nicht das Opfer des allgemeinen Unwillens zu werden. Sie schickte eine schriftliche Vorstellung an den Pabst, und suchte ihn in gemäßigten Ausdrücken zur Herstellung des Friedens zu bewegen, während zugleich von der Reichsversammlung Abgeordnete nach Rom gesandt wurden, welche von einem königlichen Bevollmächtigten begleitet waren und eine Protestation gegen das Verfahren des Pabstes überreichten.

Bonifacius hatte unterdessen ein Concil nach Rom berufen, und obgleich Philipp allen Franzosen die Reise dahin strenge verboten hatte, so fanden sich doch vierzig französische Bischöfe dort ein; freilich bestanden diese nur aus solchen Geistlichen, welche,

wie der Erzbischof Bertrand von Bordeaux, nicht unmittelbare Unterthanen des Königs Philipp, sondern des englischen Königs oder anderer Fürsten waren. Der Pabst vergaß in seinen Erklärungen gegen Philipp und sein Reich allen Anstand und alle Würde; er nannte z. B. die französische Geistlichkeit seine rasend gewordene Tochter und Peter Flotte einen Ahitophel, Teufel und Belias-Buben; doch beantwortete er das Schreiben des Klerus mit besonnenen Worten, und verfuhr mit großer Behutsamkeit gegen den König. Er läugnete, daß er behauptet habe, Frankreich sei ein Lehen des römischen Stuhls, und sprach den Bann nicht etwa gegen den König, sondern nur in allgemeinen Ausdrücken gegen diejenigen aus, welche irgend einen Bischof an der Reise nach Rom hindern würden. Alle Verhandlungen zerschlugen sich natürlich, und schon im November erließ Bonifacius die berühmte Bulle Unam sanctam, in welcher er gerade das, was er noch kurz vorher in Bezug auf Frankreich nicht wollte behauptet haben, urkundlich für alle Länder verordnete. Diesem Schritte des Pabstes und dem drohenden Bannfluche desselben setzte Philipp seine Juristen entgegen. Er hielt im Frühling des folgenden Jahres eine Versammlung der Barone und Bischöfe seines Reiches, bei welcher jedoch nur wenige der Letzteren erschienen, und hier trat Nogaret als Reichsanwalt mit den heftigsten Worten gegen Bonifacius auf. Nogaret appellirte, was in der Ordnung war, von einem zu erwartenden Bannfluche im Voraus an ein günstiges Concil; er klagte aber zugleich den Pabst als Verbrecher vor einer Versammlung an, die unmöglich berechtigt sein konnte, über denselben Gericht zu halten, und verlangte sogar, daß man den König zur Verhaftung des Pabstes bevollmächtige. Die Versammlung bewilligte Nogaret's Forderungen.

Der Pabst blieb nicht hinter dem Könige zurück. Er schritt vielmehr schon im April zum Äußersten, indem er den Bann gegen den König schleuderte, seine Unterthanen vom Eide der Treue entband, und abermals die französischen Bischöfe nach Rom vorlud. Philipp konnte seiner Geistlichkeit nicht ganz trauen, da sie nur eingeschreckt, keineswegs aber gewonnen war; er hielt daher für rathsam, ihr aufs neue die Nation und den Unwillen derselben über die vom Pabste angedrohte Pfaffenherrschaft entgegenzustellen, und berief zu diesem Zwecke eine neue Versammlung der weltlichen

und geistlichen Großen nach Paris. Diese ward im Juni 1303 gehalten, und war etwas besser, als die vorige, von den Geistlichen besucht. Am entschiedensten und thätigsten traten die Herren aus Südfrankreich auf, in deren Heimath Ketzerverfolgung, erlogene Ketzerei und Inquisitions-Gerichte am besten bekannt und das Pabstthum und Mönchswesen selbst beim gemeinen Volke verhaßt waren. Vier Große, unter denen sich der Bruder des Königs befand, klagten den Pabst vor der Versammlung der ärgsten Dinge an, und brachten selbst die lächerlichsten, ganz offenbar erdichteten Beschuldigungen, wie die der Zauberei, gegen ihn vor; die Versammlung aber beschloß, gegen Bonifacius als einen unrechtmäßigen Pabst an ein unverzüglich zu haltendes Concil zu appelliren, und protestirte gegen alles, was derselbe wider das Reich und den König vorgenommen habe oder noch vornehmen werde. Dieser Beschluß ward der Nation auf feierliche Weise bekannt gemacht, und man benutzte gleich nachher sogar den in unseren Tagen ganz abgenutzten Kunstgriff der Adressen zu dem beabsichtigten Zwecke; in wenigen Monaten wurden über siebenhundert Beitrittserklärungen zu jener Appellation aus allen Gegenden Frankreichs an den König eingeschickt.

Philipp säumte nicht, von allen diesen Umständen Nutzen zu ziehen. Er hatte schon längst mit den Feinden des Pabstes in Italien, besonders mit der römischen Familie der Colonna's, einen Anschlag gegen die Person des Pabstes verabredet und Wilhelm Nogaret mit großen Summen und bedeutenden Wechseln nach Italien geschickt. Nogaret und die Colonna's trafen ihre Maßregeln, und im September ward Bonifacius in seiner Vaterstadt Anagni, wo er sich gerade aufhielt, von ihnen plötzlich überfallen und verhaftet. Man hielt ihn drei Tage lang in seiner eigenen Wohnung gefangen, und er erlitt während derselben besonders von Sciarra Colonna eine so harte und unanständige Behandlung, daß sich sein Zorn fast bis zur Raserei steigerte; am dritten Tage aber gelang es einem seiner Kardinäle, die bei seiner Verhaftung entwischt waren, das Volk von Anagni gegen Colonna's und Nogaret's Leute in Bewegung zu bringen und diese aus der Stadt zu treiben. Bonifacius begab sich hierauf nach Rom, mußte sich aber hier, um den Colonna's zu entgegen, in die Hände

der Orsini's geben, wurde von diesen im Vatikan gefangen gehalten, und fiel darüber in wirkliche Raserei, in welcher er am 11. Oktober 1303 sein unruhiges Leben endigte. Sein Nachfolger, Benedict XI., ein sanfter und frommer Dominikaner, bemühte sich sogleich, durch leises Auftreten und scheinbare Mäßigung die Wunden, welche Bonifacius im Streit mit Frankreich der Kirche geschlagen hatte, zu heilen und besonders die angedrohte Kirchenversammlung zu verhindern. Er nahm deshalb in sechs schnell hinter einander erlassenen Bullen alle übereilten Beschlüsse seines Vorgängers zurück, hob den Bann gegen Philipp auf, und strich sogar aus den officiellen Actenstücken des vorigen Pabstes alles aus, was dem französischen Könige anstößig war. Doch suchte er durch alles dies sich nur gegen Philipp in Vortheil zu setzen, und vergaß dabei nicht, sich seines Vorgängers anzunehmen. Er ließ die ärgerliche Bulle Unam sanctam in voller Kraft bestehen, und schleuderte den Bannfluch gegen Nogaret, Sciarra Colonna und alle Anderen, welche an der Gefangennehmung und Mishandlung des Pabstes Bonifacius Antheil gehabt hatten. Dann befreite er sich mit Hülfe der Orsini's aus der Gewalt der Parteien, und ging nach Perugia. Hier starb er jedoch schon im Juli 1304, und zwar eines so plötzlichen Todes, daß man allgemein behauptete, er sei vergiftet worden.

Jetzt wurde von den Franzosen und ihren Anhängern alles Mögliche aufgeboten, um die Pabstwahl, welche in Perugia vorgenommen ward, auf einen dem Könige Philipp günstigen Bischof zu lenken. Die Wahl zog sich elf Monate lang hin, weil die fünfzehn Kardinäle, die sich dazu eingefunden hatten, nicht einig werden konnten. Endlich schlossen die Bürger von Perugia, des langen Harrens müde, die Kardinäle durch eine förmliche Belagerung ein, nahmen sogar das Dach der Kirche, in welcher dieselben versammelt waren, ab, hinderten die Herbeischaffung von Lebensmitteln, und bedrohten die Kardinäle mit noch ärgeren Dingen, wenn sie sich nicht sogleich über die Ernennung eines neuen Pabstes vereinigten. Auf einen solchen Fall hatte der schlaue König von Frankreich gerechnet. Er wußte, daß man den Erzbischof Bertrand von Bordeaux, der im Streite mit Bonifacius für diesen Partei genommen hatte, als einen Feind der Franzosen

ansehe, daß derselbe aber bei seinem großen Ehrgeize, wenn man ihm den Besitz der päbstlichen Würde in Aussicht stelle, zu Allem bereit sein würde; er ließ ihn also den Kardinälen empfehlen, und außerdem Sorge tragen, daß die Nachricht von Bertrand's Erwählung nicht nach Bordeaux, sondern nach Paris gebracht werde, damit Bertrand sie nicht eher erhalte, als bis Philipp einen Vertrag mit ihm geschlossen habe. Die Kardinäle, die den eiteln Gasconier schlecht kannten, ließen sich täuschen und erwählten ihn zum Pabste (1305). Philipp hielt darauf sogleich eine geheime Zusammenkunft mit Bertrand in der Abtei St. Jean d'Angely, erklärte demselben, daß es in seiner Macht stehe, ihn auf den päbstlichen Stuhl zu erheben, und ließ sich dafür von Bertrand gewisse Punkte im Voraus eidlich versprechen. Diese bestanden hauptsächlich in der Zurücknahme aller gegen Philipp, seine Freunde, Beamten und Verbündeten ergangenen Beschlüsse, in der Verdammung des Pabstes Bonifacius, in der Überlassung des Zehnten aller geistlichen Güter in Frankreich an den König auf fünf Jahre und endlich, wie wenigstens die meisten Berichterstatter melden, in dem Versprechen der Aufhebung des Ordens der Tempelherren, nach dessen Gütern der habsüchtige und schamlose König trachtete.

Bertrand, der als Pabst den Namen Clemens V. führte, fand nicht rathsam, dem ihm in Italien drohenden Sturm entgegen zu gehen, sondern zog vor, den Pomp seiner neuen Würde im südlichen Frankreich zur Schau zu tragen. Er entbot sogleich die Kardinäle aus Italien zu sich, verweilte eine Zeitlang bald in der einen, bald in der anderen Stadt von Südfrankreich, und schlug dann in der damals noch dem Könige von Neapel als Grafen der Provence gehörenden und unter der Oberhoheit des deutschen Kaisers stehenden Stadt Avignon, welche dem päbstlichen Stuhl erst 1348 durch Kauf überlassen wurde, seinen Wohnsitz auf (1308). Hier blieb der Sitz des Pabstthums bis zum Jahre 1377, und da dieser Zeitraum der Zahl der Jahre nach mit der Dauer der Gefangenschaft des von Nebukadnezar nach Babylon versetzten israelitischen Volkes (s. Th. I. S. 110) übereinstimmt, so hat man ihn das babylonische Exil der Päbste genannt. Clemens wurde im November 1305 zu Lyon in Gegenwart des

französischen Königs feierlich gekrönt, und gab schon hier aufs deutlichste zu erkennen, daß er ein bloßes Werkzeug der französischen Politik sei. Er setzte die von Bonifacius aus dem Kardinals-Collegium gestoßenen beiden Colonna's wieder ein, ernannte nach Philipp's Willen und Vorschrift eine Anzahl neuer Kardinäle, erklärte die gegen denselben erlassenen Bullen für aufgehoben, sprach ihm öffentlich den Zehnten aller geistlichen Güter zu, und war sogar ungerecht genug, die Franzosen von einer entehrenden Belästigung zu befreien, die er zu gleicher Zeit anderen Völkern zumuthete; er erklärte nämlich, die Bestimmungen der Bulle Unam sanctam sollten zwar aufrecht erhalten, aber nicht auf Frankreich ausgedehnt werden. Im Mai des Jahres 1307 hielten Philipp und Clemens eine neue Zusammenkunft, um sich über zwei Punkte zu unterreden, welche bereits in St. Jean d'Angely der Hauptsache nach zwischen ihnen ausgemacht, damals aber einer nochmaligen Besprechung vorbehalten worden waren. Diese Punkte waren die Verdammung des Pabstes Bonifacius und die Vernichtung der Tempelherren. Clemens half sich damit, daß er die Beendigung beider Angelegenheiten auf ein Concil verschob; doch mußte er dem Könige zugestehen, daß dieser die Untersuchung gegen den Ritterorden einstweilen beginnen dürfe.

Philipp's Verfolgung der Tempelherren hatte einerlei Grund und Beschaffenheit mit seinen Maßregeln gegen die Juden seines Reiches, welche er in demselben Jahre ebenfalls auf eine plötzliche und tumultuarische Weise ihrer Güter beraubte und aus dem Lande jagte, und denen man acht Jahre später erlaubte, wieder zurückzukehren, um sie, sobald sie sich von neuem bereichert hatten, noch einmal auszuplündern. Die Tempelherren besaßen nämlich unermeßliche Reichthümer, und bildeten sowohl deshalb, als auch wegen der Unabhängigkeit, welche ihr Orden erlangt hatte, eine für die königliche Gewalt gefährliche geistlich-ritterliche Republik; der habgierige und herrschsüchtige Philipp wollte daher jene Reichthümer an sich reißen und diese drohende Macht in seinem Reiche vernichten. Ein scheinbar rechtlicher Vorwand dazu war leicht gefunden. Die Reichthümer des Ordens dienten den Familien, deren Glieder zur Aufnahme in denselben berechtigt waren, zu übertriebener Pracht und zu schwelgerischem Genusse; der Krieg gegen die Un-

gläubigen, welchen die Deutschherren mit großem Eifer fortsetzten, ward von den Tempelherren sehr lau betrieben; endlich war die Aufnahme in ihren Orden mit geheimen Weihen verbunden, und das Gerücht erzählte viel von gotteslästerlichen Gebräuchen bei ihren Zusammenkünften. Man konnte ihnen also leicht eine Reihe von Verbrechen vorwerfen, welche die Auflösung des Ordens und die Vernichtung der demselben angehörenden Familien rechtfertigten. Dies that Philipp, und er erreichte dabei seinen eigentlichen Zweck um so leichter, als die Entscheidungen des Pabstes ganz von ihm abhingen, die Geistlichen auf den Orden neidisch und durch den Stolz desselben beleidigt waren, und endlich dieselben Juristen, deren sich Philipp gegen Bonifacius bedient hatte, ihm auch bei der Verfolgung des Ordens mit ihren Künsten beistanden. Da der von Philipp veranstaltete Proceß gegen die Tempelherren auf eine solche Art geführt wurde, daß man den erpreßten Geständnissen der Angeklagten und den mit Lügen und Übertreibungen angefüllten Actenstücken nicht unbedingt Glauben schenken kann, so ist es unmöglich zu bestimmen, was von den dem Orden gemachten Vorwürfen der Irreligiösität und Unsittlichkeit wahr oder falsch ist; doch zeigen sogar die Bildhauereien an den Überresten der Ordensgebäude, daß die Tempelherren schändliche Symbole und Mysterien aus dem Orient mitgebracht hatten, und wenn man überdies weiß, daß auch ein italiänischer Ritterorden jener Zeit, der den Beinamen der lustigen Brüder (Frati gaudenti) erhielt, die ihm von der Kirche ertheilten Privilegien ganz öffentlich blos zu Schwelgereien und Ausschweifungen benutzte, so wird man manche Anklagen und Geständnisse der Tempelherren begreiflich und nicht ganz zweifelhaft finden. Eine reich ausgestattete, größtentheils aus unverheiratheten jungen Männern und dienenden Brüdern bestehende ritterliche Gesellschaft, die ihren Hauptsitz in den an Schwelgerei gewöhnten und dem herrschenden Aberglauben schon längst feindlichen Ländern Südfrankreichs hatte, zu welchen Frevels mußte sie nicht durch Müßiggang und Üppigkeit geleitet werden, wenn die Oberen die Laster der Mehrzahl theilten? Dazu kam, daß die Ritter im Orient mit den gottlosen Geheimlehren der kühneren Secten des Islam's (s. Th. VII. S. 218) bekannt geworden waren. Es ist daher leicht möglich, daß sie, wenigstens

im südlichen und mittleren Frankreich, bei ihren Lustbarkeiten der indischen und babylonischen, durch Symbolik veredelten Tempelunfug nachgeahmt, bei ihren Ordensversammlungen mystische Ceremonien eingeführt, und den Orden selbst in einen geheimen Bund verwandelt haben, in welchen man nur unter vielen aus dem Orient entlehnten Symbolen und Weihen Aufnahme und Zutritt fand. Was übrigens die ihnen schuld gegebenen Verbrechen im Einzelnen betrifft, so wurde ihnen nach den uns überlieferten Acten, welche freilich nichts weniger als zuverläßig sind, hauptsächlich vorgeworfen, daß die ärgsten Schwelgereien und jede Art von Wollust in ihren Versammlungen an der Tagesordnung gewesen seien, daß man von den Aufzunehmenden die Verläugnung Christi und das Anspeien eines zugleich mit den Füßen zu tretenden Kreuzes gefordert habe, entweder um sich ihres unbedingten Gehorsams gegen die Oberen zu versichern, oder weil der Orden wirklich einen mit dem Christenthum im Widerspruch stehenden Glauben hegte, daß ferner in den Versammlungen allerlei ärgerliche Gebräuche und abscheuliche Ceremonien, ja sogar Opfer von Kindern vorgekommen wären, und daß endlich der Orden ein Götzenbild verehre habe, welches Baffomet hieß und auf mannichfaltige Weise gedeutet wird. Wie es sich auch mit allen diesen Vorwürfen verhalten mag, gewiß ist, daß Philipp ebenso wenig durch sie, als durch die unter den Tempelherren wie in allen anderen Orden herrschenden Laster zur Verfolgung bewogen wurde. Ihn leitete dabei nur seine Habgier und Herrschsucht.

Der Pabst ließ sich höchst ungern in dieser Sache gebrauchen und ward zwei Jahre lang vergebens von Philipp bestürmt; er war aber ganz in der Gewalt des französischen Königs, und mußte daher nach einer zweiten Zusammenkunft in Poitiers (August 1307) seine Zustimmung zu einem förmlichen Proceß gegen die Tempelherren geben. Im September 1307 schickte Philipp an alle Oberbeamte seiner Provinzen geheime Schreiben, in welchen er ihnen gemäß der von seinem Inquisitions-Richter angestellten vorläufigen Untersuchung befahl, alle Tempelherren an einem und demselben Tage gefänglich einzuziehen, bis dahin aber das größte Geheimniß zu bewahren. Der Befehl wurde pünktlich befolgt und die Ritter, ohne daß sie eine Ahnung davon gehabt hatten, am bestimmten

Tage verhaftet. Zugleich ließ Philipp alle Güter des Ordens einziehen. Die Gefangenen wurden sogleich verhört. Man wendete dabei, den königlichen Befehlen gemäß, die Folter an, und versprach allen denen, welche das, was man von ihnen wissen wollen, bekennen würden, Verzeihung, den Anderen aber drohte man mit grausamer Strafe. In jenen Schreiben des Königs waren den mit der Untersuchung beauftragten Beamten die Fragen über das, was man herausbringen wolle, mitgetheilt worden. So begann der Proceß auf eine Weise, welche nur nach dem byzantinisch-römischen Rechte der gelehrten Rathgeber des Königs oder nach den geistlichen Grundsätzen der Inquisitions-Gerichte zu rechtfertigen war, den angestammten Sitten und Gesetzen der germanischen Völker aber schlechterdings widersprach, und auch nach den gegenwärtig unter uns anerkannten Rechtsgrundsätzen den ganzen Proceß von vorn herein nicht gemacht haben würde. Auch das weitere Verfahren bestand aus den größten Ungerechtigkeiten. Sowohl der König, als die Mönche, Domherren und Bischöfe, welche als Richter gebraucht wurden, waren Partei. Ersteren leitete dabei nur Habgier und Herrschsucht, die Letzteren aber hatten sich schon längst als Feinde des Ordens bekannt und waren zum Theil aufs höchste gegen ihn erbittert. Auch daß Nogaret, der doch selbst erst ganz vor kurzem des schwersten Bannfluches war entledigt worden, die Leitung der ganzen Untersuchung erhielt, war eine Ungerechtigkeit. Er und die anderen Rechtsgelehrten, welche in diesem Proceß ebenso, wie vorher gegen Bonifacius, bald öffentlich, bald hinter der Scene thätig waren, wurden dafür später mit Stellen, mit Gütern und mit den Insignien des höheren Adels belohnt. Der Pabst widersetzte sich zwar anfangs einem gerichtlichen Verfahren, durch welches die Privilegien des Ordens und selbst die Rechte der Kirche überhaupt gröblich verletzt wurden; er erlangte aber nichts weiter, als daß das Urtheil über die höchsten Beamten des Ordens ihm allein überlassen ward, und mußte dafür an alle Herrscher des Abendlandes den Befehl ergehen lassen, daß sie ebenfalls die Tempelherren gefänglich einziehen sollten. Philipp bediente sich, um den Pabst auch in dieser Sache unter seinen Willen zu beugen, desselben Mittels, das er mit so gutem Erfolge gegen Bonifacius angewendet hatte: er gab sich den Schein, als

gehorche er der Volksstimme, versammelte zu diesem Zweck im Mai 1308 vierhundert Geistliche und Weltliche unter dem Namen der Stände in Tours, ließ ihnen die den Ordensbrüdern abgepreßten Geständnisse vorlesen, und erlangte von ihnen, daß sie alles, was ihr König und seine Rechtsgelehrten ihnen vorzulegen für gut gefunden hatten, blindlings billigten. Philipp wollte durch diesen Schritt den Pabst besonders zur Abhaltung des versprochenen Conciliums nöthigen, auf welchem der Orden ganz vernichtet und zugleich Bonifacius verflucht werden sollte. Clemens gab nothgedrungen nach, und berief ein Concil; doch kam dieses erst im Oktober 1311 zusammen.

Unterdessen setzte der König die Untersuchung und Folterung der verhafteten Tempelherren fort, und auch der Pabst, dem die ersten Beamten des Ordens endlich ausgeliefert wurden, verfuhr gegen dieselben auf gleiche Weise. Nur ein elender, eitler und feiger Gasconier konnte als Pabst und ein habsüchtiger Tyrann als König Maßregeln billigen und befehlen, wie sie damals gegen Hunderte von Menschen, unter denen sich die angesehensten Leute des Reichs befanden, vorgenommen wurden. Beide erzwangen durch Kerker und Folter falsche Geständnisse, und häuften ganze Stöße von Protokollen mit erpreßten Zeugnissen auf. Noch ehe die Untersuchung geendigt war, schritt Philipp schon zur Execution. Er ließ 1309 bei Paris vierundfünfzig Ritter, welche die ihnen abgezwungenen Geständnisse förmlich widerrufen hatten, an langsamem Feuer zu Tode quälen, und das gleiche Schicksal erlitten bald nachher viele Ritter in anderen Theilen des Reiches. Als das barbarische Verfahren allgemeinen Unwillen erregte, gab man sich das Ansehen, als wolle man den Anderen die gewöhnlichen Rechtswohlthaten zugestehen, und gestattete vierundsiebenzig Verhafteten, die nach Paris gebracht worden waren, den Rechtsbeistand des Generalprokurators des Ordens, Peter's von Boulogne. Allein das war nur leerer Schein; denn wir gewahren auch in diesem Fall weder einen ordentlichen Proceßgang, noch hören wir das Geringste von einer Berücksichtigung der drei Vertheidigungsschriften, welche Peter abfaßte.

Im Oktober 1311 ward endlich das längst beabsichtigte Concilium zu Vienne gehalten. Alle Könige waren dazu eingeladen

worden; es erschien aber außer Philipp keiner persönlich, die Anderen schickten nur Bevollmächtigte. Dagegen kamen so viele fremde Bischöfe, daß Philipp von den beiden Absichten, um derentwillen er dieses Concil veranstaltet hatte, die eine gar nicht, die andere nicht durch das Concil, sondern blos durch den seiner Gewalt unterworfenen Pabst erreichte. Diese Absichten waren die Verdammung des Pabstes Bonifacius, welche Clemens selbst zu hintertreiben suchte, und die Aufhebung des Tempelherrn-Ordens. Übrigens war das, was in dem Concil verhandelt wurde, von so schmählicher Art, daß selbst die Päbstler sich später der Sache geschämt und daher die Acten der Kirchenversammlung größtentheils vernichtet haben. Doch muß man zur Ehre der hundert vierzig Bischöfe, aus denen das Concil bestand, bemerken, daß sich unter ihnen nur vier feile Seelen fanden, welche unbedingt mit dem König und dem Pabst stimmten; und es ist dies um so mehr zu rühmen, da der Letztere durch schlaue Mittel dafür gesorgt hatte, daß ein großer Theil derjenigen Bischöfe, von welchen Widerspruch zu fürchten war, zu Hause blieb. Vergebens forderten König und Pabst die Versammlung zu wiederholten Malen auf, die Tempelherren ungehört zu verdammen; ihr Antrag wurde durch alle bis auf vier Stimmen zurückgewiesen. Nachdem sechs Monate nutzlos verflossen waren, trafen Philipp und Clemens, am Concil verzweifelnd, das Übereinkommen, daß dieser die Verdammung des Ordens für sich allein vornehme, wogegen er von jenem das Zugeständniß erhielt, daß durch das Concil der Pabst Bonifacius für gerechtfertigt erklärt und nur diejenigen seiner Verordnungen, welche den Rechten der französischen Nation entgegen seien, aufgehoben werden sollten. Das Erstere ward am zweiten Mai 1312 durch die Bulle **Ad providam Christi vicarii** ausgeführt, und so der Tempelherren-Orden nicht durch eine Kirchenversammlung, sondern blos durch den Pabst aufgehoben. Der ganze Inhalt dieser Bulle zeigt deutlich, daß es dem Pabste dabei vorzugsweise darum zu thun war, die Güter des Ordens aus den Händen der weltlichen Macht zu retten. Doch wurde er auch hierin von dem schlauen Könige betrogen. Die Güter sollten nach der päbstlichen Verordnung dem Johanniter-Orden zufallen; Philipp trat sie demselben zwar ab, er hatte sie aber vorher mit so schwe-

ren Schulden belastet, daß, wie ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sagt, die Johanniter durch diese Schenkung nicht reicher, sondern ärmer wurden. Überdies blieb das baare Vermögen der Tempelherren in Philipp's Händen. Die weitere Untersuchung und Entscheidung über die Tempelherren wurde den Concilien der einzelnen Reiche und Provinzen überlassen, und der Orden in dem einen Lande früher und auf härtere Weise, in dem anderen später und mit mehr Milde unterdrückt. Die Bestimmungen, welche über die Güter der Tempelherren getroffen wurden, waren in den verschiedenen Ländern ganz verschieden; in England wurden zwei Drittel derselben ein Raub der Krone; in Deutschland vertheilte man sie zwischen den Johannitern und dem deutschen Orden; in Castilien nahm die Krone sie in Besitz; in Aragonien und Portugal wurden einheimische Ritterorden mit ihnen ausgestattet. Der letzte Großmeister der Tempelherren, Jakob du Molay, der vor dem Beginn der Untersuchung aus Cypern nach Frankreich gelockt worden war und seit 1307 im Kerker saß, wurde zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, widerrief aber bei der öffentlichen Vorlesung dieses Spruches alle seine Geständnisse als erzwungen, und protestirte gegen das ganze gerichtliche Verfahren; Philipp ließ ihn dafür am folgenden Tage in Paris auf einer Seine-Insel langsam zu Tode brennen. Molay erlitt den ihm bereiteten qualvollen Tod mit Heldenmuth, betheuerte bis zum letzten Augenblick seine Unschuld, und lud den König nebst seinem Verbündeten, dem Pabste, in Gegenwart einer zahlreich versammelten Volksmenge laut vor Gottes Gericht (1314).

Philipp hatte zwei Päbste und einen angesehenen Ritterorden auf ungerechte und tyrannische Weise behandelt; doch darf man dabei nicht übersehen, daß herrschender Aberglaube und seit Jahrhunderten eingewurzelte Misbräuche sich nur durch Gewalt vertilgen lassen. Seine Willkür bahnte überhaupt den Fortschritten künftiger Generationen den Weg, und die Regierung gewann durch die Aufhebung des Tempel-Ordens sehr viel an Ansehen und Macht. Schon unter Philipp wurden die königlichen Gerichte und Gesetze in Frankreich weit mehr geachtet und gefürchtet, als in den anderen europäischen Monarchieen, obgleich damals auch dort, wie überall, Recht und Gericht nur durch die Kraft eines mächtigen Armes

aufrecht erhalten werden konnten. Ebenso, wie mit dem Verfahren gegen die Tempelherren, verhält es sich mit allen übrigen Handlungen Philipp's. Fast keine einzige derselben kann gerecht oder recht genannt werden, wenn man die Errichtung einiger Obergerichte ausnimmt. Dieser wird weiter unten ausführlicher gedacht werden; hier ist zunächst durch Thatsachen nachzuweisen, wie Philipp das königliche Ansehen und die Einheit der Regierung mit Unrecht und Gewalt an der Schelde, Garonne und Rhone befestigte und ausdehnte.

Philipp hatte den Grafen Veit von Flandern nebst den beiden älteren Söhnen desselben in den Kerker geworfen und sein Land zu einer Provinz gemacht (s. Th. VII. S. 485); die französischen Beamten und Soldaten mishandelten aber die des Druckes nicht gewohnte, reiche und zahlreiche Bevölkerung von Flandern so sehr, daß sich schon im Jahre 1302 die ganze Masse des Volkes gegen die fremde Herrschaft erhob. In Brügge brach die Empörung zuerst aus, und die Bürger dieser Stadt metzelten damals unter der Anführung des Leinewebers Peter König mehrere tausend Franzosen nieder. Von dort verbreitete sich der Aufstand, an dessen Spitze bald nachher die jüngeren Söhne des Grafen Veit traten, nach allen Seiten weiter aus, und es sollen sich in kurzer Zeit über hunderttausend Menschen zum Kampfe gegen die fremde Herrschaft erhoben haben: eine Zahl, die man nicht gerade unwahrscheinlich finden wird, wenn man bedenkt, daß damals in und um Gent, Brügge, Ypern und andere Orte, deren Fabriken einen großen Theil von Europa mit Tüchern und Kleidern versorgten, Hunderttausende von dem täglichen Erwerb ihrer Hände lebten. Philipp schickte das aus siebenundvierzigtausend Mann bestehende Reichsheer gegen die empörten Flämminger; diese benutzten aber im Kampfe mit der französischen Ritterschaft die Gräben, Moräste und Sümpfe ihres vielfach durchschnittenen Landes auf dieselbe Weise und mit fast ebenso gutem Gefolge, wie früher die friesischen Völkerschaften die des ihrigen (s. Th. VII. S. 400 u. 410) oder bald nachher die Schweizer ihre Schluchten und Berge gegen die schwerfällige Masse unbeholfener Streiter benutzten. Die Brügger Bürger, auf welche die Franzosen es besonders abgesehen hatten, zogen ihnen entgegen, und besiegten sie bei Coortryk in einer

der unglücklichsten Schlachten, die die französische Geschichte kennt (Juli 1302). Dieser Sieg ist nicht allein dem Muthe der ungeübten, aber erbitterten flandrischen Volksmasse und dem Vortheile, den ihr die Bodenbeschaffenheit gewährte, sondern hauptsächlich auch dem Übermuth der siebentausend Ritter des französischen Heeres, welche von ihren Feinden zu gering dachten und deshalb die Sache zu leicht nahmen, zuzuschreiben, sowie dem elenden Fußvolk, das sie mit sich geschleppt hatten, und welches, wenn einmal jene geschlagen waren, nur dazu dienen konnte, die Niederlage blutiger zu machen. Die vornehmsten und tapfersten Ritter der Franzosen und mit ihnen Tausende aus niederem Stande verloren unrühmlich ihr Leben, und ganz Flandern ward von den Franzosen gesäubert. Ein neuer Feldzug, der gleich darauf unter Philipp's eigener Führung unternommen wurde, misglückte ebenfalls. Die mächtigen Bürgerschaften der flandrischen Städte richteten in Verbindung mit der Ritterschaft ihres Landes eine gemeinschaftliche Verwaltung ein, die sie einem der Söhne des Grafen Veit übertrugen. Philipp machte einen Versuch, durch den gefangenen Grafen, den er auf Ehrenwort nach Flandern entließ, diese republikanische Verbindung mit französischer Hülfe zu trennen; Veit scheiterte aber in seinen Bemühungen, und kehrte unverrichteter Dinge in die Gefangenschaft zurück. Der französische König gab darum Flandern nicht auf; er wartete nur, bis er seinen Zwist mit Eduard I. von England beigelegt hatte. Dieser vermählte sich nicht nur mit Philipp's Schwester Margaretha, sondern huldigte auch dem französischen Könige für Guyenne, und verschaffte ihm dadurch, daß jetzt die französischen Truppen aus den bisher besetzt gehaltenen Plätzen dieses Landes herausgezogen werden konnten, die Mittel zu einem neuen Zuge gegen Flandern. Ehe Philipp denselben unternahm, benutzte er die Winkelzüge und diplomatischen Künste seiner Juristen, um seine Macht auf Unkosten des unglücklichen Veit auch im Inneren von Frankreich zu vergrößern. Veit hatte von einem bei Coortryk gefallenen Anverwandten die Grafschaften Marche, Angouleme und Lusignan nebst der Herrschaft Fougères geerbt, Philipp und seine Juristen ließen aber durch eine Dame Ansprüche darauf erheben, und als ein parteiisches Gericht derselben den Besitz zugesprochen hatte, brachten jene

Juristen einen Vertrag zu Stande, durch welchen die genannten Landstriche der französischen Krone überlassen wurden.

Unterdessen waren die unruhigen Fläminger mit den Holländern in Streit gerathen, und diese hatten, unterstützt von Philipp, ihnen eine sehr bedeutende Niederlage zur See beigebracht. In dem neuen Feldzug, welchen Philipp 1304 mit großen Kosten ausrüstete, erlangte er wenig Vortheil, aber desto mehr Ehre. Er stieß mit seinem aus zehntausend Reitern und vierzigtausend Mann gemischten Fußvolke bestehenden Heere bei Mons auf die Fläminger, deren Zahl sechzigtausend betragen haben soll, bestand mit ihnen einen hartnäckigen, lange zweifelhaften Kampf, und konnte sich zuletzt des Sieges rühmen; dieser war aber so wenig entscheidend, daß der schlaue König, dessen Finanzen durch den kostspieligen Krieg erschöpft waren, rathsam fand, vermittelst des gefangenen Grafen eine Unterhandlung einleiten zu lassen. Diese Verhandlungen, deren Ende Veit nicht mehr erlebte, führten im Juni 1305 einen Frieden herbei, und verschafften dem französischen König auf dem Wege des Vertrags, was er mit den Waffen vergebens zu erlangen gesucht hatte. Veit's ältester Sohn, Robert III., erhielt nebst den anderen gefangenen flandrischen Herren die Freiheit wieder, und ward mit der Grafschaft Flandern belehnt, nachdem den Bewohnern derselben ihre alten Freiheiten und Privilegien aufs neue zugesichert worden waren; dagegen verlorn die Fläminger einen Theil ihres Landes an Phippp, der diese Abtretung auf arglistige Weise unter die Form einer Verpfändung versteckte. Es hieß nämlich, die Fläminger müßten ihm die Kriegskosten ersetzen und, bis dieses geschehen sei, die Städte Lille, Douay, Orchies und Bethune als Unterpfand übergeben. Diese Bedingung wurde nachher geradezu abgeläugnet, und die Fläminger begannen deshalb noch mehrere Male einen Krieg darüber, sie konnten aber die ihnen so schmählich entrissenen Städte nicht wieder erobern.

Wie im Norden, so erweiterte Philipp auch im Süden und Osten die Grenzen des Reiches auf Kosten seiner Nachbarn. Im Süden breitete er seine Herrschaft an der Rhone her und in Nieder-Languedoc durch Kauf, Gewalt und andere erlaubte oder unerlaubte Mittel aus. Namentlich machte er den Fürsten von Montpellier, einen Prinzen des aragonischen Hauses, zu seinem

unmittelbaren Vasallen, und begründete dadurch die französische Herrschaft in einer Stadt, welche damals blühender als Lyon war, und den ganzen Handel von Südfrankreich mit der Pflege der Wissenschaften jener Zeit, besonders der Medicin und der jüdischen und christlichen Schulgelehrsamkeit vereinigte. Schritt vor Schritt dehnte er so seine Herrschaft in den Landen des arelatischen oder burgundischen Reiches aus, in welchem die Macht der deutschen Kaiser seit hundert Jahren immer mehr beschränkt worden war. Die bedeutendste Eroberung, die er an der östlichen Grenze machte, war die der Stadt und Grafschaft Lyon. Friedrich Barbarossa, welcher seine oberherrlichen Rechte über Arelate im vollen Sinne des Wortes zu behaupten wußte (s. Th. VI. S. 444), hatte den Erzbischöfen von Lyon auf ewige Zeiten das Erzarchat oder Reichsvicariat der Grafschaft Lyon und zugleich alle Regalien oder kaiserlichen Rechte in der Stadt verliehen. Dies zog den Bischöfen Streitigkeiten mit den Herren von Forez, die sich Grafen von Lyon nannten, sowie mit der Stadt selbst zu, und da die deutschen Kaiser ihnen keinen Beistand leisten konnten, so wandten sie sich an die Könige von Frankreich, welche auf solche Weise seit Philipp August's Zeit eine Art Schutzrecht über Lyon erhielten. Ein Streit zwischen dem Domkapitel und der Stadt gab am Ende von Ludwig's des Heiligen Regierung Anlaß und Gelegenheit, dieses Verhältniß in eine Art Oberherrschaft zu verwandeln. Ludwig setzte nämlich auf Ansuchen des Kapitels ein königliches Gericht ein, das bis zur Erwählung eines neuen Erzbischofs Recht sprechen sollte. Sein Bruder und Nachfolger, Philipp III., weigerte sich nachher, dem neuen Erzbischof die Gerichtsbarkeit eher wieder zu überlassen, als bis dieser ihm förmlich gehuldigt habe, und bei Gelegenheit der Krönung Clemens V. zu Lyon gab endlich ein neuer Streit dem herrschsüchtigen Philipp IV. die erwünschte Gelegenheit, das lose Band, welches die Stadt und Grafschaft Lyon an das deutsche Reich knüpfte, ganz zu zerreißen und der kaiserlichen Schattenherrschaft für immer ein Ende zu machen. Ein wilder Neffe des Pabstes hatte nämlich durch sein wüstes Treiben in Lyon den Erzbischof genöthigt, ihn in der Stadt selbst mit Waffengewalt bekämpfen zu lassen, und war dabei um's Leben gekommen. Der Pabst wurde deshalb ein Feind des Erzbischofs,

und dieser warf sich, um gegen den Zorn des Pabstes geschützt zu sein, dem französischen Könige in die Arme. Er erkannte die oberrichterliche Gewalt Philipp's an, trennte sich auf diese Weise ganz vom deutschen Reiche, und erhielt dagegen von Philipp für sich und für das Kapitel außerordentliche Vorrechte. Schon sein nächster Nachfolger aber fühlte sich nebst der Bürgerschaft durch die neue Oberherrschaft, welche nicht mehr wie die vorige eine bloße Schattengestalt war, gedrückt; er verweigerte die Huldigung, und die Bürger zerstörten eine in der Nähe der Stadt gelegene königliche Burg, die ihren Verkehr hinderte und ihre Freiheit zu vernichten drohte. Nichts konnte einem Tyrannen wie Philipp erwünschter sein, um das, was er mit Arglist begonnen hatte, mit Gewalt zu vollenden. Er schickte seinen Sohn Ludwig mit einem Heere nach Lyon, und der Erzbischof wie die Bürgerschaft mußten sich gefallen lassen, was dieser im Namen seines Vaters vorschrieb. Man kam über gewisse Punkte überein, und die Stadt ward 1313 nebst der Grafschaft dem französischen Reiche völlig einverleibt.

Philipp's Regierung war eine harte Tyrannei; aber er suchte durch Leute von Talent und Kenntnissen, welche nicht zu den privilegirten Klassen gehörten, in seinem Reiche eine ganz andere Ordnung der Dinge, als irgendwo sonst in Europa zu finden war, zu begründen, und dazu war, wie bei jeder Revolution, Gewalt und Tyrannei nothwendig. Philipp führte, wo und wann er nur immer konnte, seine königlichen Gerichte und Obergerichte und das monarchisch byzantinisch-römische Recht ein, und suchte, wie Justinian und seine nächsten Vorgänger (s. Th. V. S. 11 f.), die zahllosen und die verschiedenen Rechtsgebräuche der Vorzeit durch Gesetze, die sich nach allen Richtungen durchkreuzten, seinem Zwecke anzupassen. Er betrat dabei schon den Weg, den man nachher bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich stets verfolgt hat, indem er das ganze Leben unter polizeiliche Aufsicht zu stellen suchte, und z. B. selbst die Kleidungen und Vergnügungen der verschiedenen Stände durch Verordnungen bestimmte. Dies hatte, wie zu allen Zeiten, statt des beabsichtigten Zweckes nur Quälereien und Plackereien zur Folge. Dagegen wirkten andere durchgreifende despotische Maßregeln Philipp's sehr wohlthätig. Besonders war dies mit seinen Verfügungen über das Gerichtswesen der Fall.

Er verwandelte die Parlamente, welche seither zur Mitberathung über öffentliche Angelegenheiten gedient hatten, in Obergerichte oder königliche Gerichts-Commissionen, und da nicht nur die Mitglieder derselben vom Herrscher ernannt, sondern außerdem auch die anderen Gerichte des Landes in die Hände königlicher Beamten gebracht wurden, so kam unter Philipp die ganze Gerichtsbarkeit des Landes in die Gewalt der Krone. Auch durch andere Mittel verschaffte er der Regierung und Verwaltung größere Einheit und Kraft, und wußte dazu die herrschende Stimmung gegen den Pabst und die Geistlichkeit vortrefflich zu benutzen. Selbst die argen Betrügereien, die er sich in seinen Geldverlegenheiten erlaubte, dienten ihm zur Förderung dieses Zweckes. Er verfälschte zu wiederholten Malen die Münze, setzte dann die ausgegebenen schlechten Münzen im Werthe herab, und richtete dadurch die Münzstätten aller Barone, Bischöfe und Städte, welche das Münzrecht hatten, zu Grunde. Das Letztere war dabei vom Könige sogar förmlich beabsichtigt und ward vollständig erreicht; denn da Philipp seine Münzen, welche beständig geändert wurden, bald gewaltsam in Umlauf setzte, bald wieder verrief, so konnte zuletzt niemand mehr Geld prägen, ohne sich den bedeutendsten Verlusten auszusetzen. Wie despotisch und betrügerisch er hierin verfuhr, mögen folgende Angaben zeigen. Er verbot alle Ausfuhr von Gold und Silber, zwang seine Unterthanen durch grausame Strafen, sein schlechtes Geld zu nehmen, und nöthigte einmal Alle außer den Bischöfen und Baronen, die Hälfte ihres Silbergeräths in seine Münze zu liefern. Schon im Jahre 1295 waren die Münzen von ihm so oft geändert und verfälscht worden, daß er eine Maßregel ergreifen mußte, um seinen Credit bei den Juden und italiänischen Bankiers, in deren Händen damals das Geldwesen von ganz Europa lag, wiederherzustellen. Er versprach nämlich in offenen Briefen, daß er Alle, welche seine schlechten Münzen nehmen würden, entschädigen wolle, verpfändete einen Theil der Domänen, und stellte eine von ihm und seiner Gemahlin unterzeichnete Hypothek aus. Nichts desto weniger machte er schon in den nächsten Jahren wieder so viele Fälschungen, daß 1303 die Bischöfe des Reichs ihm zehn Procent ihrer jährlichen Einnahmen anboten, wenn er keine weiteren Münzveränderungen vornehmen

wolle, worauf er jedoch nicht einging. Selbst als er sich nachher entschloß, einmal wieder besser zu münzen, machte er ein neues Mittel der Betrügerei daraus. Er behielt nämlich die vorhandene schlechtere Münze bei, und machte seine Zahlungen mit derselben, während er dagegen alle Abgaben in gutem Gelde verlangte. Eine Maßregel ähnlicher Art rief einst in Paris einen Aufstand hervor, in welchem das Haus seines Hauptrathgebers in diesen Dingen niedergerissen und er selbst vom Volke in einem Gebäude förmlich eingeschlossen und dem Hunger preisgegeben wurde. Philipp half sich durch Verstellung; er gab nach, vereinigte aber sogleich seine gedungenen Gensd'armen, und wüthete dann wie ein Barbar gegen das Volk. Er ließ die Anstifter des Aufruhrs aufknüpfen, und zwar, um durch ein Abschreckungssystem ähnlichen Bewegungen vorzubeugen, an Galgen, die bei den Hauptthoren der Stadt eigens zu diesem Zwecke errichtet wurden. Man kann aus dieser Rohheit, mit welcher ein König zur Durchführung seiner Betrügereien verfuhr, ermessen, was von den Floskeln zu halten ist, mit denen die Romantiker der neuesten Zeit die Religiosität und Empfindsamkeit des Mittelalters preisen. Übrigens schreckte der Pariser Aufstand den König nicht ab, den alten Weg aufs neue zu betreten. Er bediente sich bald nachher sogar der Stände, um auf scheinbar gesetzmäßige Weise betrügen zu können. Es ward nämlich beschlossen, eine neue bessere Münze zu schlagen und den Werth der alten Münzen gesetzlich herabzusetzen; der König schlug nun eine kleine Summe guten Geldes, tauschte die alten schlechten Münzen wohlfeil ein, und ließ dann wieder neue schlechte Münzen machen. Diese wurden 1310 in Umlauf gebracht. Im Jahre 1314 schlug Philipp sogar noch schlechteres Geld, so daß damals überall Unruhen ausbrachen, welche nur mit den Waffen gedämpft werden konnten. Man wird übrigens bei der durch solche Willkürlichkeiten und Betrügereien entstandenen Unsicherheit leicht erkennen, warum im Mittelalter nur die Juden und die in alle Länder verbreiteten italiänischen Bankiers, die man schlechtweg Lombarden nannte, Geldgeschäfte machen konnten. Überhaupt bereicherte die im Mittelalter oft wiederholte Maßregel der Münzverfälschung nur die und Wucherer Spekulanten, das Volk selbst wurde dadurch ebenso ins Elend gestürzt, wie jetzt durch den Handel mit Aktien

und Staatspapieren, und auch der König verlor dabei anstatt zu gewinnen, denn noch war die Zeit nicht reif für jene sogenannte Wissenschaft der Finanzen geworden, durch welche man auf systematische Weise den Armen das Geld entzieht, oder mit anderen Worten der Handschuh war noch nicht erfunden, der die eiserne Faust der Geldexpressung in Sammt hüllt. Philipp's Kassen waren trotz aller jener Betrügereien immer leer, und nur die Werkzeuge seiner Bedrückungen, sowie die Geldwechsler, bereicherten sich durch dieselben.

2. Frankreich unter Ludwig X., Philipp V. und Karl IV.

Philipp IV. starb 1314, gerade als sein despotischer Druck unter den Großen des Reiches eine so bedenkliche Stimmung erregt hatte, daß sie sogar bereits Zusammenkünfte und Berathschlagungen hielten. Es folgte ihm der älteste seiner drei Söhne, Ludwig X., welcher nur zwei Jahre regierte. Dieser beging gleich anfangs den Fehler, daß er diejenigen Maßregeln seines Vaters zurücknahm, welche den Fortschritt mit der Zeit erleichterten, und deren Härte bereits fast verschmerzt war. Er gab nämlich vielen Großen die ihnen von Philipp entrissene Gerichtsbarkeit zurück, erweiterte sogar in verschiedenen Provinzen die Feudalrechte des Ritterstandes, und suchte den trotzigen Adel durch Zugeständnisse zu gewinnen. Auch entfernte er die erfahrenen Minister und Beamte seines Vaters, die sich freilich Bedrückungen, Ungerechtigkeiten und Nachlässigkeiten erlaubt hatten. Zu seinem Unglück erbte er einen kurz vor Philipp's Tode ausgebrochenen Krieg mit Flandern, und fand doch die Kassen leer und alle Mittel der Gelderhebung erschöpft. Da nun eine neue Münzverfälschung weder rathsam noch möglich schien, so nahm Ludwig seine Zuflucht zu förmlichen Erpressungen. Er ließ durch Commissäre, die er in die Provinzen sandte, einzelne reiche Leute unter dem Vorwand des flandrischen Krieges zur Erlegung einer Summe Geldes zwingen, er suchte im südlichen Frankreich alte Rechte der früheren Besitzer wieder hervor, damit man sich durch Geld mit ihm abfinden müsse, er nöthigte jeden Notar im ganzen Reiche, ihm eine Mark Silbers zu bezahlen. Eine der von ihm in der Geldverlegenheit ergriffenen Maßregeln war dem Fortschritte der französischen Civilisation ebenso

günstig, als vorher Philipp's Tyrannei. Der König erlaubte nämlich, wie schon sein Vater in Languedoc gethan hatte, den Leibeigenen der königlichen Güter, sich für eine geringe Summe die Freiheit zu erkaufen. Auch die Habgier der Juden und Lombarden diente ihm als Mittel der Bereicherung: den Ersteren gestattete er für schweres Geld die Rückkehr nach Frankreich, um das unglückliche Land, das ihrer erst kaum entledigt worden war, noch härter als vorher auszusaugen; die Letzteren aber, die sich bisher nur in einigen wenigen Städten von Südfrankreich hatten aufhalten dürfen, erkauften mit großen Summen das Recht sich in allen größeren Orten des Landes niederzulassen. Nachdem Ludwig durch diese und ähnliche Mittel sich Geld verschafft hatte, trat er den Zug nach Flandern an, hier ward er aber durch Regengüsse und Mangel an Lebensmitteln bald wieder zur Rückkehr genöthigt. Sein Oheim, Karl von Valois, und viele andere Großen suchten sich damals für die auf diesen Feldzug verwendeten Kosten dadurch zu entschädigen, daß sie ihre Unterthanen auf dieselbe betrügerische Weise um einen Theil ihres Vermögens brachten, wie vorher Philipp sie selbst und die ganze Nation beraubt hatte; sie ließen nämlich schlechtes Geld prägen, welches freilich außerhalb ihrer Gebiete durch den König verboten wurde, von den Bewohnern derselben aber angenommen werden mußte.

Auf Ludwig folgte 1316 sein Bruder Philipp V., anfangs blos als Reichsverweser für den erst einige Monate nach Ludwig's Tod geborenen Sohn desselben und, als dieser schon nach vier Tagen starb, als König. So hatten die von ihm unter dem Namen eines Parlaments im alten Sinne des Wortes zusammengerufenen Grafen verfügt, ohne auf die von Ludwig hinterlassene Tochter, Johanna II., Rücksicht zu nehmen, obgleich ein ausdrückliches Gesetz, welches die Weiber vom Thron ausschloß, nicht vorhanden war. Es wurde also damals diejenige Bestimmung, welche den Weibern die Nachfolge auf den Thron verbietet, mit Beziehung auf einen Artikel der alten salischen Gesetze (s. Th. V. S. 313) zum ersten Male für ein Reichsgrundgesetz erklärt. Diese Gesetze sind aber so unbestimmt, als irgend ein in barbarischem Mönchslatein niedergeschriebener altgermanischer Brauch nur immer sein kann, und es ließe sich sogar beweisen, daß jener Artikel der-

selben sich nicht im mindesten auf die Erbfolge in der Regierung bezieht. Nichts desto weniger bestieg und behauptete Philipp V. den Thron von Frankreich. Dagegen mußte er dem Besitze der Länder Navarra und Champagne, welche Ludwig X. von seiner Mutter, Johanna I. (s. Th. VII. S. 481), ererbt hatte, und die er ebenfalls in Anspruch nahm, entsagen; denn diese wurden in Folge einer nachdrücklichen Verwendung mehrerer Glieder des königlichen Hauses der minderjährigen Tochter Ludwig's X., Johanna II., als Erbe zuerkannt. Doch verstand man sich dazu, sie dem König auf Lebenszeit zu überlassen, und dieser sicherte nachher beide Länder der königlichen Familie dadurch, daß er Johanna mit Philipp von Evreux, einem Brudersohne Philipp's IV., vermählte.

In Flandern war Philipp glücklicher, als sein Vorgänger, weil der Graf und die mächtigen Städte-Republiken des Landes unter sich uneinig waren und ein ganz verschiedenes Interesse hatten. Diese Städte nannten freilich den Graf von Flandern ebenso, wie die deutschen Reichsstädte den Kaiser, ihren Herrn, wollten aber auch nicht mehr Rücksicht auf ihn nehmen, als diese auf ihren Kaiser. Des Krieges müde zwangen sie den Grafen Robert durch förmliche Befehdung zu einem Frieden, den ihre Bevollmächtigten in Paris unterhandelt hatten (1320). Dieser Friedensvertrag war für Frankreich vortheilhaft; allein Philipp selbst vermehrte damals die Macht der Grafen von Flandern dadurch, daß er eine seiner Töchter mit Robert's Enkel und Erben, Ludwig, vermählte, und ihr die Grafschaft Artois zur Ausstattung gab.

Philipp V. versuchte während seiner kurzen Regierung allerlei Verbesserungen durchzusetzen, aber er erfuhr bald, daß Corporationen wie der Adel und die Geistlichkeit nur durch die von seinen beiden Vorgängern angewandten Mittel der Furcht und des Schreckens gezwungen werden könnten, Freiheiten und Rechte aufzugeben, welche ihren Mitbürgern verderblich waren. Er wollte Gleichheit der Münze und des Gewichts im Reiche einführen und die Macht der Feudalherren durch die Einsetzung königlicher Generalcommandanten in den größeren Städten schwächen, scheiterte aber am Widerstand der geistlichen und weltlichen Herren und der Städte. Glücklicher war er bei seinem Bestreben, der unter den vorigen Königen sehr willkürlich geübten Rechtspflege abzuhelfen

und die im südlichen Frankreich bestehenden Fabriken zu heben. Das Erstere ließ er durch besondere Commissäre, die er in alle Provinzen schickte, betreiben. Das Zweite bewirkte er dadurch, daß er auf Bitten des damaligen Beherrschers von Montpellier, eines aragonischen Fürsten, die ungemein bedeutenden Gold- und Silberfabriken dieser Stadt in Schutz nahm, und zugleich die ansehnlichen Tuchfabriken in Carcassone, Narbonne und anderen Orten jener Gegenden unterstützte. Bei dem Letzteren leitete ihn vielleicht der Gedanken, dadurch seinen Feinden, den Flämingern zu schaden; denn diese hatten damals gewissermaßen das Monopol des Wollhandels und der Tuchbereitung in Europa, so daß selbst in Florenz, wo doch große Tuchfabriken bestanden, eine eigene Klasse reicher Kaufleute blos mit flandrischem Tuch handelte.

Philipp's V. Bruder und Nachfolger, Karl IV. der Schöne (1322—1328), wiederholte die Gewaltthätigkeiten, welche sein Vater geübt hatte. Er behielt Navarra und Champagne in Besitz, obgleich der Erbin derselben, Johanna, durch einen Vertrag versprochen worden war, daß nach dem Tode Philipp's diese Länder ihr übergeben werden sollten. Er begann ferner seine Regierung mit Bedrückungen und Erpressungen, welche denen seines Vaters nicht im geringsten nachstanden. Er ließ nämlich, obgleich niemand als die Juden und Lombarden dadurch gewannen, wieder schlechte Münzen schlagen, und entriß nachher mit Gewalt und Unrecht den Ersteren den Vortheil, den sie daraus gezogen hatten, indem er ihnen eine schwere Abgabe, die einer Plünderung gleich kam, auferlegte und ihnen dann erlaubte, sich aus dem Reiche zu entfernen. Auch die Lombarden und die vom Mark des Landes sich nährenden italiänischen Kaufleute wurden vom ihm verjagt. Nur die Genuesen nahm er aus, weil sie die unentbehrlich gewordene Einfuhr von Lebensbedürfnissen betrieben; denn die Cultur des Bodens war damals in den südlichen Provinzen in solchem Grade vernachlässigt, daß z. B. die nachherigen Hauptproducte der Provence, Wein und Oel, kaum benutzt, geschweige denn ausgeführt werden konnten. Als Karl später mit England in Streit gerieth, mishandelte er seine Unterthanen durch neue Maßregeln der Härte. Erpressungen waren übrigens in jenen Zeiten, wo man von einer regelmäßigen Einrichtung des Steuerwesens keinen Begriff hatte,

ganz unvermeidlich, sobald irgend ein Krieg oder eine andere große Unternehmung bedeutende Ausgaben erforderte. Karl ließ damals nicht blos von seinen unmittelbaren Unterthanen und Vasallen, sondern auch von den mittelbaren, besonders von der Geistlichkeit schwere Abgaben erheben. Die Letztere hatte doppelt zu leiden, weil zu gleicher Zeit auch der Pabst Johann XXII. sie zu einer Abgabe an den römischen Stuhl zwang. Unmittelbar nachher wurde Karl aufs neue zu Bedrückungen genöthigt, weil ein Theil der Ritterschaft in Südfrankreich, die man wegen der Herkunft ihrer Mütter nicht für ebenbürtig erkennen und zum Erbe ihrer Väter zulassen wollte, deshalb Unruhen erregte und die königlichen Burgen angriff. Die Friedensstörer wurden unterdrückt, und Karl benutzte dann die ganze Sache als eine neue Erwerbsquelle; er ließ nämlich durch königliche Commissäre überall die Diplome, auf welchen die bestehenden Rechte beruhten, genau untersuchen, und sich die Bestätigung dessen, was mangelhaft gefunden wurde, sehr theuer bezahlen. Selbst das Völkerrecht schützte damals gegen willkürliche Erpressungen ebenso wenig, wie das Privatrecht. Dies zeigte sich, als in Frankreich das ungegründete Gerücht verbreitet ward, Eduard II. von England habe alle Franzosen, die sich in England aufhielten, umgebracht; Karl ließ auf diese Nachricht hin alle Engländer in Frankreich verhaften und ihre Güter einziehen, und gab nachher zwar die Gefangenen wieder frei, behielt aber, was er ihnen geraubt hatte. Der Krieg selbst, welchen Karl mit England führte, wird passender in der englischen Geschichte dargestellt werden.

Karl IV. hinterließ bei seinem Tode (1328) weder Söhne noch Brüder, und da man auch damals wieder mit Beziehung auf das salische Gesetz die Frauen des königlichen Hauses von der Erbfolge ausschloß, so ward Karl's nächster männlicher Anverwandter, Philipp VI., der Sohn von Philipp's IV. Bruder Karl von Valois, König von Frankreich. Mit diesem bestieg die zweite Linie des capetingischen Geschlechtes oder das Haus Valois den französischen Thron, den dasselbe bis zu seinem Aussterben im Jahre 1589 behielt.

3. England unter Eduard II.

Der Sohn des ritterlich kräftigen Königs Eduard I. von England, Eduard II., war ein kindisch schwacher, zur Regierung unfähiger Mann, der ganz von seinen Günstlingen und Lustgenossen abhing und noch dazu durch seine gasconischen Sitten den Engländern entfremdet war. Wenn man nun bedenkt, daß selbst sein energischer und rücksichtslos despotischer Vater der englischen Nation ihren Antheil an der Regierung hatte zugestehen müssen, so wird man leicht begreifen, in welche Gefahr das königliche Ansehen kommen mußte, als ein an Körper und Geist schwacher Mann vom ersten Augenblick seiner Regierung an sich nicht nur ganz und gar einem elenden Günstling hingab, sondern auch ihm zu Liebe die Rechte und Vorurtheile der Großen auf leichtsinnige Weise verhöhnte. Dieser Günstling Eduard's, Peter de Gaveston, war ein Junker aus jenem Lande der Garonne, dessen Bewohner seit undenklichen Zeiten wegen ihrer Leichtfertigkeit, Eitelkeit, Prahlerei und Lügenhaftigkeit in übelm Rufe stehen, und hatte als Jugendgespiele Eduard's die Thorheiten getheilt und gefördert, durch welche Eduard sich schon als Prinz von Wales verächtlich gemacht und seine Gesundheit untergraben hatte. Der verstorbene König hatte deshalb auch kurz vor seinem Tode diesen gasconischen Höfling aus England verbannt, und sich von seinem Sohne durch ein öffentliches Actenstück förmlich versprechen lassen, daß er ihn nie wieder zurückrufen wolle. Kaum hatte aber Eduard I. die Augen geschlossen, als der junge König Gaveston nicht blos zurückrief, sondern sogar noch vor der Bestattung seines Vaters mit der reichen, von unserem deutschen König Richard besessenen Grafschaft Cornwallis, sowie mit vielen anderen Gütern und Rechten belehnte, und einen nur durch leichtsinnige Streiche bekannten Junker an die Spitze des höheren englischen Adels erhob. Ja, als Eduard ein halbes Jahr später nach Boulogne reiste, um wegen seiner Lehen in Frankreich dem König Philipp IV. zu huldigen und sich mit der Tochter desselben, Isabella, zu vermählen, übertrug er ihm sogar die ganze Regierung während der Dauer seiner Abwesenheit. Ebenso unbesonnen und frevelhaft waren die anderen ersten Handlungen des jungen Königs. Er setzte die erfahrenen Räthe seines

Vaters ab, ließ den Bischof von Lichfield, der ihm als Schatzmeister oft das Geld zu seinen Vergnügungen verweigert und manche derbe Ermahnung gegeben hatte, verhaften, hart behandeln und seiner Güter berauben, vernachlässigte seine junge Gemahlin bald nach der Vermählung, und folgte in allen Dingen ganz und gar der Leitung Gaveston's. Er machte sich dadurch um so mehr verhaßt, als die Engländer wegen der vielen Franzosen und Gascogner am Hofe überdies schon unwillig waren. Der junge Günstling, der durch eine ganze Reihe von königlichen Gunstbriefen mit Gütern, Ämtern und Vorrechten überhäuft ward und überall den ersten Rang einnahm, beleidigte durch grenzenlosen Stolz alle älteren und würdigeren Großen, und bewirkte auf diese Weise nicht nur, daß schon sieben Monate nach Eduard's Thronbesteigung dessen Vetter, Thomas von Lancaster, sich mit vielen anderen angesehenen Lords zur Verjagung des Fremdlings verbündete, sondern er gab auch die Veranlassung, daß man nachher die Erbärmlichkeit des von seinem Liebling getrennten Königs benutzte, um die Monarchie in eine Oligarchie zu verwandeln.

Jene Großen hatten ihre Verbindung im Februar 1308 geschlossen, und schon im April ward Eduard durch das Parlament genöthigt, ihrer Forderung nachzugeben. Gaveston mußte einen Eid ablegen, daß er England verlassen und nie wieder zurückkehren wolle, die Bischöfe bedrohten ihn, wenn er nicht gehorche, sogar mit dem Bannfluch, und Eduard selbst mußte durch eine Urkunde alle Beschlüsse gegen Gaveston öffentlich bestätigen. Dies war im Mai geschehen; aber schon im Juni ernannte der leichtsinnige und schwachköpfige König den Vertriebenen zu seinem Statthalter in Irland, und beschenkte ihn mit vielen Gütern in England und Guyenne, während er zugleich den französischen König, den Pabst und die Kardinäle brieflich um ihren Beistand zur Aufhebung der gegen Gaveston gefaßten Beschlüsse ersuchte. Der Pabst gab sich in seiner Anwort vergebliche Mühe, den unbesonnenen König durch sehr verständigen und nicht blos moralisch, sondern auch politisch weisen Rath auf den rechten Weg zu lenken. Eduard hörte auf keine Vorstellungen: er fuhr im Gegentheil fort, seinem Liebling königliche Güter und Reichsdomänen zu schenken und durch Übertragung von Vormundschaften die Beraubung von Mündeln, die der König

hätte schützen sollen, zu gestatten. Endlich rief ihn der König schon 1309 zu sich zurück. Diese unbegreiflichen Thorheiten erzeugten und erhielten in England anderthalb Jahrzehnte hindurch dieselbe Verwirrung, dieselben Frevel einer in Anarchie aufgelösten Feudalherrschaft und dasselbe Unglück, welche das deutsche Reich seit Friedrich's II. Zeit getroffen hatten; sie trugen aber, wie früher das Benehmen Heinrich's III. (s. Th. VII. S. 462 ff.), andererseits auch zur Befestigung der den germanischen Völkern von Alters her eigenthümlichen Rechte bei, welche auf dem Festland bereits damals immer mehr beschränkt wurden. Schon im Mai 1309 benutzten die Gemeinen die allgemeine Unzufriedenheit und die Spannung des Königs mit den Großen, um zum ersten Male aus ihrer bisherigen demüthigen Stellung herauszutreten: sie forderten ganz trotzig die Abstellung der Misbräuche, über welche sie sich mit Recht beschwerten, und ließen sich vom Könige eine Urkunde darüber ausstellen. Im folgenden Jahre aber, als Eduard durch einen Einfall der Schotten zur Berufung eines Parlaments genöthigt wurde, ertrotzte dieses eine allgemeine Staats-Reform. Es ward eine Commission von sieben Bischöfen, acht Grafen und sechs Baronen niedergesetzt, welche die Mängel der bisherigen Regierung untersuchen und Verbesserungsvorschläge machen sollte, und der König mußte diese Commission, welche den Namen der Ordainers oder Ordner erhielt, nicht blos anerkennen, sondern auch für die Zeit ihres Bestehens mit einem Theile der königlichen Gewalt bekleiden. Während die Ordainers an der Reform des Staates arbeiteten und ein Statut entwarfen, durch welches dem Könige fast alle Recht eines Feudalregenten geschmälert wurden, reiste dieser sorglos an die schottische Grenze, belustigte sich dort mit seinem Liebling, und gab ihm Gelegenheit, die ritterlichen Eigenschaften, an denen es ihm nicht fehlte, im Kampfe mit den Schotten zu beweisen.

Im Oktober 1311 waren endlich die Ordainers mit ihrer Arbeit fertig geworden, die Barone und Bischöfe nahmen die von ihnen vorgeschlagenen Verfassungsbestimmungen an, und der König mußte sich ihrem Willen unbedingt fügen. Ja, damit er um alles Ansehen gebracht werde, zwang man ihn sogar, in der Bekanntmachung dieser Reformen sich gewissermaßen selbst für unmündig

zu erklären. Die damals von dem König angenommenen Artikel, welche eine ganze Reihe von neuen Bestimmungen enthielten, veränderten die ganze Verfassung; es wurde unter Andern die jährliche Zusammenberufung des Parlaments, die Zustimmung der Barone bei der Besetzung der höheren Stellen, sowie die Nothwendigkeit, zu jedem Heer-Aufgebot und Kriege die Erlaubniß des Parlaments einzuholen, festgesetzt, und jede Vergebung königlicher Güter verboten, weil der König von dem Ertrage der Reichsdomänen und seiner eigenen Güter leben sollte, damit die lästigen Zölle verringert und die außerordentlichen Steuern beseitigt würden. Man band also dem Könige die Hände, und entzog ihm zu Gunsten der Barone namentlich ein Hauptvorrecht der Krone. Das einzige Mittel nämlich, durch welches im Mittelalter ein Fürst eine Militärmacht um sich sammeln und mächtigen Vasallen überlegen bleiben konnte, bestand darin, daß er militärische Dienste mit Lehen und Güterschenkungen belohnte und sich so unter den Mächtigen und Rüstigen Freunde machte. Dies ward dem König Eduard durch den zuletzt angeführten Artikel entzogen. Die Acte der Ordainers erklärte außerdem alle seitherigen Schenkungen und Vergebungen Eduard's für nichtig, und gebot nicht allein Gaveston's Entfernung aus England, sondern belegte sogar auch alle diejenigen, die, dem König und seinem Günstling in der letzten Zeit einige Aufmerksamkeit erwiesen hatten, ohne weiteres Gericht mit Strafen. Endlich mußte der König auch die Bankiers aus dem florentinischen Hause der Frescobaldi verfolgen, welche schon unter Eduard I. die Abgaben in England und Guyenne in Pacht gehabt, und nachher Eduard's II. und Gaveston's schmutzige Geschäfte getrieben hatten. Man beschuldigte dieselben mit Recht, daß sie das große Vermögen des Günstlings außer Landes in Sicherheit gebracht und ihm auf Befehl des Königs Gelder, die dem Reiche gehörten, zugestellt hätten. Sie waren klug genug gewesen, sich bei Zeit aus England zu entfernen; doch ward der König durch die Barone gezwungen, sie sogar in Rom, wohin sich einige von ihnen begeben hatten, beim Pabste verfolgen zu lassen.

Schon im ersten Monate des nächsten Jahres rief Eduard seinen Liebling nach England zurück, und forderte in einem königlichen Rundschreiben, in welchem er das Verfahren gegen Gaveston für

ungesetzlich erklärte, alle Sherifs des Reiches auf, denselben gegen die Verfolgung der Großen in Schutz zu nehmen. Auch gab er ihm durch eine besondere Urkunde alle früher bereits geschenkten Güter zurück. Der verblendete König und sein geächteter Liebling fanden aber nirgends im Lande Hülfe und Zuflucht. Doch schützte den König selbst noch die Meinung des Volkes, sowie die Achtung, welche der niedere Adel für seines Vaters Andenken hgtte, so daß damals auch die Großen ihre Waffen nicht gegen ihn, sondern gegen Gaveston richteten und die Vertreibung des Letzteren als ihren alleinigen Zweck aussprachen. Nachdem Eduard's Feinde im Auftrag und Namen der Ordainers ihre Vasallen unter die Waffen gerufen und des Königs Vetter, Thomas von Lancaster, an die Spitze des Heeres gestellt hatten, zogen sie in mehrere Haufen getheilt gegen den König und seinen Liebling, welche damals in Scarborough waren. Noch vor ihrer Ankunft trennte sich Eduard von Gaveston, weil es in Scarborough an Waffen und Lebensmitteln fehlte. Jetzt wandte sich Lankaster mit dem Hauptheer gegen den König, während eine Abtheilung unter Pembroke Scarborough einschloß. Durch den Mangel an Lebensmitteln ward Gaveston bald zu einer Capitulation genöthigt; er ergab sich unter der Bedingung, daß ihm das Leben erhalten werde, und ward gefangen auf ein Gut Pembroke's gebracht. Die Großen beschlossen ungeachtet des ihm gegebenen Versprechens seinen Tod, damit man dem schwachen, gleich einem Kinde der Leitung bedürfenden König einen anderen Gesellschafter gebe, und ihn vermittelst desselben zum bloßen Werkzeug der übermüthigen Barone mache. Weil aber Pembroke an das gegebene Wort gebunden war, so mußte der Graf von Warwick Gaveston gewaltsam aus dessen Gewahrsam entführen und an einen Ort bringen, wo Lancaster die Gerichtsbarkeit hatte. Hier ließ ihn Warwick in Gegenwart Lancaster's, vor welchem Gaveston sich vergebens flehend auf die Kniee warf, hinrichten und sein Haupt öffentlich aufstecken (1312). Ob der hartherzige Lancaster, den man später zu einem Heiligen gemacht hat, an der elenden Kabale Antheil hatte, ist unbekannt.

Die schändliche Art, wie sich die Großen Gaveston's entledigt hatten, und die dem König dadurch widerfahrene Kränkung regte das Volk auf, das jetzt die Herrschaft übermüthiger und grausamer

Barone nicht weniger fürchtete, als früher den Leichtsinn des Königs. Eduard konnte daher nach Gaveston's Tode seinen Feinden weit besser, als vorher, Widerstand leisten, und der Streit zwischen beiden Theilen zog sich deshalb über ein Jahr lang hin. Erst im Oktober 1313 kam eine Aussöhnung zu Stande. Eduard gewährte dabei eine Amnestie, und sprach Lancaster nebst vierhundert drei und achtzig Herren von aller Verantwortung wegen der Ermordung Gaveston's frei. Doch entsagten Lancaster und einige anderen Großen darum ihrem Mistrauen gegen Eduard nicht.

Es war übrigens hohe Zeit, daß der innere Zwist der Engländer, wenn auch nur vorübergehend, beigelegt wurde, weil von Schottland her eine große Gefahr drohte. Robert Bruce (s. Th. VII. S. 491 f.) oder, wie er als König von Schottland heißt, Robert I. hatte während der in England herrschenden Verwirrung Eduard's Besatzungen aus dem größten Theile seines Vaterlandes vertrieben. Eduard bot jetzt die Volksmacht gegen ihn auf, er brachte aber fast blos ungeschickte Milizen zusammen, da Lancaster und seine Partei nebst dem Kern der englischen Ritterschaft sich der Theilnahme am Krieg entzogen. Auch besaß Eduard keine einzige Eigenschaft eines Oberanführers. Unter diesen Umständen war das Schicksal des Krieges vorauszusehen. Die Engländer wurden 1314 in der Schlacht bei Bannockburn völlig geschlagen, und die Schotten zerstreuten oder tödteten nicht blos das ganze Heer ihrer Gegner und eroberten das Gepäcke und alle Kriegsvorräthe derselben, sondern Eduard hatte auch das Unglück, daß sich unter den Gebliebenen der Graf von Gloceſter befand, der einzige seiner Barone der seit Gaveston's Tod immer treu zu ihm gehalten hatte und zugleich Freunde, Güter und Ansehen genug besaß, um einem Lancaster und anderen Gegnern gewachsen zu sein. Der Tod dieses Mannes vermehrte überdies den Haß der Feinde des Königs. Eduard hatte nämlich bald nach Gaveston's Ermordung wieder einen jungen Mann zu seinem Vertrauten gemacht, der ihn ebenso unbedingt beherrschte und von ihm ebenso unverständig begünstigt und beschenkt ward, als vorher Gaveston, der aber doch wenigstens ein Engländer und kein Fremder war. Dies war Hugo Spenser oder Despenser, der Schwager des Grafen von Gloceſter. Als der Letztere ohne

männliche Erben gestorben war, gab Eduard nicht nur die großen Güter, sondern auch die ihm anheimgefallenen Kronlehen desselben dem jungen Spenser und den beiden andern Schwägern Gloceſter's, und bedachte dabei seinen Günstling am meisten, so daß dieser plötzlich ein großer Herr ward und den Neid der Großen erregte.

Die Schotten benutzten ihren Sieg zu Raubzügen und streiften bis in das Innere von England. Hier wurde zwar, um sie zurückzutreiben, die Geistlichkeit zu einer Steuer gezwungen, und auch Lancaſter's Partei zeigte sich zuletzt zur Theilnahme am Kriege bereit; allein eine zwei Jahre lang dauernde Hungersnoth verhinderte den König, irgend etwas gegen die Schotten zu unternehmen. Diese Hungersnoth war so schrecklich, daß man, um die große Ausdehnung des Übels begreiflich zu finden, sich an die schlechte Handelspolizei des Mittelalters erinnern muß. Selbst für die zahlreiche Hofhaltung des Königs konnte oft nur mit Mühe das nöthige Brod aufgetrieben werden, und man sah sich genöthigt, durch eine eigene Verordnung zu bestimmen, wie viele Gerichte, welches Fleisch und welche Fische die verschiedenen Stände auf ihren Tisch bringen dürften. In dieser Verordnung ward zugleich ein höchster Preis für alle Lebensmittel festgesetzt, wodurch dann natürlich der Mangel nur noch mehr zunahm, so daß man auch die ganze Maßregel bald wieder aufheben mußte. Die Lage England's konnte kaum trauriger sein, als sie damals war. Ein blödsinniger König, dessen stolzer Liebling mit den trotzigen Großen in stetem Streit war, stand an der Spitze der Regierung; Hunger, Unzufriedenheit und offene Zwietracht herrschten im Innern des Reiches; die Schotten plünderten die nördlichen Provinzen; in Wales brach ein Aufstand aus, der nur mit Mühe gedämpft wurde, und in Irland waren die alten Einwohner mit den angesiedelten Engländern in einen blutigen Krieg gerathen, den der schottische König durch thätige Unterstützung der Ersteren zu unterhalten suchte. Außerdem entstand gerade damals eine neue unversöhnliche Feindschaft zwischen Eduard und dem Grafen von Lancaſter. Die Gemahlin des Letzteren ließ sich nämlich auf eine Art, welche über sie wie über ihren Gemahl Schmach und Schande brachte, von einem Ritter entführen, und man beschuldigte den

König, an der Sache Theil genommen zu haben. Deshalb reizte Lancaster die Großen wider Eduard auf, verhinderte jede öffentliche Berathung, und machte dadurch einen Zug gegen die Schotten unmöglich. Zwar wurde bald nachher unter päbstlicher Vermittelung ein Waffenstillstand geschlossen; die Schotten brachen ihn aber bald wieder, und kümmerten sich nicht im geringsten um die Bannbulle, welche der Pabst Johann XXII. deshalb gegen ihren König Robert schleuderte. Sie besetzten nach und nach alle bedeutenden Grenzplätze im nördlichen England, und wären noch weiter vorgedrungen, wenn ihre Fortschritte nicht endlich eine neue Aussöhnung zwischen Eduard und den Großen zu Stande gebracht hätten. Der König mußte dabei versprechen, die Statuten der Ordainers pünktlich zu erfüllen oder mit anderen Worten sich der Herrschaft der Aristokratie zu unterwerfen. Jetzt erst konnte ein neuer Feldzug unternommen werden. Er hatte einen glücklichen Anfang; denn fünftausend Schotten, welche Robert unter seinem Bruder nach Irland geschickt hatte, wurden nebst ihrem Anführer zusammengehauen und die Irländer darauf wieder beruhigt. Man war damals verständig genug, die in Irland gegen die Eingebornen aufgestellten harten Gesetze zu mildern, und die englische Herrschaft wurde dadurch besser gesichert, als durch die rohe Gewalt, welche man bis dahin allein angewendet hatte. Der Zug gegen den schottischen König selbst hatte nicht nur keinen Erfolg, sondern endigte auch für die Engländer mit einem großen Verlust, weil Lancaster und seine Freunde den König aufs neue verließen. Die Hauptursache dieser neuen Zwietracht zwischen Eduard und den Großen war die ausgezeichnete Begünstigung Hugo Spenser's und seines gleichnamigen Vaters, obgleich der junge Spenser seine Gunst anfangs viel vorsichtiger gebraucht hatte, als vorher Gaveston, und sein Vater einer der fähigsten, erfahrensten und in Geschäften tüchtigsten Männer war. Lancaster und sein Anhang verließen den König bei der Belagerung von Berwick, sobald sie erfahren hatten, daß Eduard diese Stadt nach ihrer Einnahme dem jungen Spenser übergeben wollte. Dadurch ward freilich der ganze Zug gegen die Schotten vereitelt, andererseits verloren aber Lancaster und die Ordainers durch ihr Betragen während desselben die Gunst des Volkes völlig. Man verbreitete sogar das

Gerücht, daß Lancaster mit dem schottischen Könige in geheime Verbindungen getreten sei und, was aus sehr vielen Gründen unwahrscheinlich ist, von ihm bedeutende Summen angenommen habe. Übrigens schloß Eduard nach Lancaster's Entfernung einen Waffenstillstand auf zwei Jahre, und man kam dabei überein, daß während desselben über einen Frieden unterhandelt werden solle (1319).

Bald nachher gegannen die inneren Unruhen wieder, welche dann fast ohne Unterbrechung bis zu Eduard's Tode fortdauerten. Die erste Bewegung ging diesmal nicht von Lancaster aus, sondern von dem Grafen von Hereford, den beiden Mortimer und einigen anderen Baronen, welche heftig gegen Hugo Spenser erbittert waren, weil dieser ihnen beim Kauf mehrerer benachbarten Güter zuvorgekommen war. Sie verwüsteten aus Rachgier die Besitzungen der beiden Spenser auf eine selbst im Mittelalter unerhörte Weise, und traten dann, um der Strafe des königlichen Gerichts zu entgehen, mit Lancaster in Verbindung. Dieser forderte hierauf im Namen des ganzen höheren Adels die Vertreibung der Spenser, deren einziges Verbrechen in ihrer unbegrenzten Macht über den König und in dem hochmüthigen Betragen des jungen Spenser gegen Alle, welche an den Hof kamen, bestand. Offenbar war das Recht diesmal ganz auf der Seite des Königs; denn er verlangte, man solle die Spenser, wenn man sich über sie zu beschweren habe, gerichtlich belangen. Auch war, wie die Folge bewies, das Volk und die Mehrzahl der Geistlichen über das Verfahren der Barone sehr aufgebracht. Dessen ungeachtet wagte der schwache König nicht, dem Sturm mit Festigkeit entgegen zu treten. Er ließ sich vielmehr bald eine Amnestie für alle von den Baronen begangenen Frevel abnöthigen, und unterschrieb sogar eine Acte, durch welche die Spenser ungehört aus dem Reiche verbannt wurden, weil sie, ohne vom Parlament bestellt zu sein, dem König als Räthe zur Seite gestanden und also das Statut der Ordainers verletzt hätten. Nun kam die Regierung ganz in die Hände der rohen Barone. Die Art, wie diese ihre Gewalt gebrauchten, war jedoch keineswegs geeignet, das Volk für sie zu gewinnen, die Mehrzahl der Bischöfe hatte sogar schon im Augenblick der Verbannung der Spenser gegen diese Maß-

regel protestirt, und der ältere Spenser, ein achtzigjähriger erfahrener Staatsmann, gab auch aus der Ferne dem König weisen Rath, und zeigte ihm, wie sich die Umstände zu seinem Vortheile benutzen ließen. Eduard war daher schon wenige Monate nach dem Sturze der Spenser im Stande, das ihm aufgelegte Joch abzuwerfen. Er versammelte im Mai 1321 zu York eine Anzahl geistlicher und weltlicher Herren, sowie die Abgeordneten der Bürgerschaft als Parlament um sich, und ließ durch sie verordnen, daß alle in dem Statut der Ordainers gemachten Beschränkungen der königlichen Gewalt mit der Verfassung des Reiches im Widerspruch ständen und deshalb ungültig seien. Die unzufriedenen Barone blieben auch nach diesem Schritte des Königs in den Waffen. Sie traten jetzt als Vertheidiger des Statuts der Ordainers auf, sie erlaubten sich aber dabei so willkürliche Gewaltthätigkeiten, und einer von ihnen kränkte die Königin durch Verweigerung des Nachtlagers in einer ihm anvertrauten Burg auf so empörende Weise, daß das Volk, das sein Königthum beschimpft sah, und die niedere Ritterschaft, deren Galanterie die Beleidigung einer hohen Dame nicht ertragen konnte, sich dadurch verletzt fühlten, und der König unmittelbar nachher an der Spitze eines ansehnlichen Heeres vom niederen Adel gegen die großen Herren ins Feld ziehen, und bald darauf auch die beiden Spenser zurückrufen konnte.

Jetzt brach ein förmlicher Bürgerkrieg aus, weil sich Alle, welche die Rache des Königs und der Spenser zu fürchten hatten, an Lancaster anschlossen, und andererseits die Bürger und der niedere Adel zu den Fahnen des Königs strömten. Eduard, welcher sein altes Ansehen ganz wieder erlangt hatte und unter der Leitung des alten Spenser kräftig zu behaupten suchte, versetzte seinen Gegnern gleich anfangs einen empfindlichen Schlag, indem er schlau genug war, in einer öffentlichen Erklärung zu versichern, daß er die von den Ordainers gemachten Ordnungen für ebenso verpflichtend halte, als die Magna Charta. Die Hauptanführer der Unzufriedenen sahen sich hierauf bald von ihren besten Freunden verlassen, und kamen in ihrer Verlegenheit auf den unglücklichen Gedanken, eine Verbindung mit den Schotten einzugehen und diese zu einem Einfall in Northumberland zu bewegen. Da-

durch gaben sie dem König das Recht, sie als Feinde des Vaterlandes zu behandeln. Er erklärte sie in die Acht, und forderte jedermann auf, sie zu verhaften (März 1322). Dann erließ er ein allgemeines Aufgebot, verfolgte und schlug die Truppen der verbündeten Barone, und nahm Lancaster nebst zwei und neunzig anderen Baronen gefangen; die Übrigen retteten sich durch die Flucht aus England. Jetzt bestellte Eduard ein Blutgericht über alle Verfolger Gaveston's, die in seine Hände gefallen waren, übernahm aber, obgleich er doch Partei war, selbst den Vorsitz in demselben und ernannte zu Richtern seinen Bruder Edmund von Kent und sechs andere große Herren, welche nachher mit Lancaster's Gütern bereichert wurden. Dieses parteiische Gericht verurtheilte den Grafen Thomas von Lancaster zu einer ebenso schimpflichen als barbarischen Todesstrafe, welche von den englischen Gesetzen noch bis vor hundert Jahren gegen Hochverräther ausgesprochen wurde, und Eduard war grausam genug, dieselbe vollziehen zu lassen, obgleich Lancaster wegen seiner Frömmigkeit und wegen seiner guten Eigenschaften als Privatmann in großer Achtung stand. (Mai 1322). Fünfzehn Anhänger des Grafen wurden auf dieselbe Weise hingerichtet. Die Güter der Verurtheilten fielen den Freunden des Königs zu.

Das Glück des Königs und die Vernichtung seiner mächtigen Gegner schützte ihn nicht gegen einen neuen Zwist mit den Großen, und diesmal übernahm sogar Eduard's eigene Gemahlin die Rolle des hingerichteten Lancaster. Die Gunst der beiden Spenser, von welchen der Ältere zum Grafen von Winchester, der Jüngere zum Grafen von Gloucester ernannt ward, blieb ein Anstoß für Alle, die sich zurückgesetzt oder durch den Stolz des Letzteren gekränkt fühlten. Die Folgen davon empfand Eduard schon im Jahre 1323, als er einen Zug gegen die Schotten machte; er wurde dabei von den Großen so schlecht unterstützt, daß er nicht allein mit Verlust zurückweichen mußte, sondern daß auch die Schotten ihre Verwüstungen im nördlichen England wiederholen konnten. Endlich nahm auch seine Gemahlin gegen ihn Partei. Die Königin Isabella, die seit ihrem zwölften Jahre, wo sie sich mit Eduard vermählte, nur wüstes Leben, Laster und Unfug aller Art um sich gesehen und mitgemacht hatte, war in Sitten und Charakter ge-

sunken und, wie es scheint, ihres Gemahles überdrüssig geworden. Außerdem war sie eine erbitterte Feindin der Spenser, und haßte dieselben jetzt noch weit mehr als früher, theils aus Herrschsucht, weil sie selbst nichts, die Spenser Alles vermochten, theils aus Furcht, weil sie den König vorher bewogen hatte, in die Verbannung seiner Lieblinge einzuwilligen. Sie ergriff mit Freuden eine sich darbietende Gelegenheit, an den Spenser sogar auf Kosten ihres eigenen Gemahls Rache zu nehmen, und ihrer Herrschsucht die ersehnte Befriedigung zu gewähren. Diese Gelegenheit war ein Zwist Eduard's mit dem König Karl IV. von Frankreich.

Schon im Jahre 1322 hatte sich Eduard wegen seines Herzogthums Guyenne, eines französischen Lehens, und wegen der dem König Karl als seinem Lehensherrn zu leistenden Huldigung mit diesem entzweit. Durch die Verhältnisse in England gehindert, einen Krieg jenseit des Meeres zu beginnen, hatte er seit der Zeit öftere Verhandlungen mit Karl gepflogen, in welchen er durch die Hinterlist und Schlauheit des französischen Kabinets aufs ärgste betrogen worden war. Die Feindschaft zwischen beiden Königen ward deshalb immer größer, und es kam endlich dahin, daß aller Verkehr zwischen England und Frankreich abgebrochen, die englischen Waaren und Handelsleute in Frankreich nicht mehr zugelassen, und alle Franzosen in England verhaftet oder aus dem Lande gejagt wurden. Ein Krieg schien daher jetzt unvermeidlich, zumal da die Franzosen sich bereits eines großen Theils der englischen Besitzungen in ihrem Lande bemächtigt hatten. Auch hatte Eduard im Jahre 1324 wirklich schon ein Heer und eine Flotte ausgerüstet. Allein der Haß gegen die Spenser war damals so allgemein geworden, und hatte eine so große Gährung in England veranlaßt, daß Eduard es bedenklich fand, seine Kriegsmacht aus dem Reiche zu entfernen. Selbst das Volk und die Geistlichkeit theilten jetzt den Unwillen der Barone über die Spenser, weil alle jene Misbräuche wiedergekehrt waren, denen das Statut der Ordainers ein Ende hatte machen sollen. Es kam sogar dahin, daß Thomas von Lancaster und die mit ihm Hingerichteten für Märtyrer gehalten wurden, daß man an seinem Grabe, sowie bei den Galgen, an denen die Skelette der Barone hingen, Wunder geschehen ließ, und daß die Regierung sich genöthigt sah, Wachen an Lancaster's

Grabe aufzustellen und jene Skelette abnehmen zu lassen, damit man nicht aus den Knochen Reliquien mache. Diese bedenkliche Lage der Dinge bewog den König Eduard, auf das Anerbieten neuer Unterhandlungen mit Frankreich einzugehen. Der Vorschlag war nichts Anderes, als eine Schlinge, welche Eduard's eigene Gemahlin im geheimen Einverständnisse mit ihrem Bruder, dem König Karl von Frankreich, ihm gelegt hatte; Eduard konnte dies aber um so weniger ahnen, als sich in den aus jener Zeit überlieferten Actenstücken auch nicht die geringste Spur eines Misverständnisses zwischen ihm und seiner Gemahlin findet. Man schlug ihm von Paris aus vor, seine Gemahlin zur Ausgleichung des Zwistes an den König Karl zu schicken. Eduard ging darauf ein, und Isabella reiste 1325 nach Frankreich, um mit ihrem Bruder und mit den englischen Feinden ihres Gemahls, von denen einer der gefährlichsten, der jüngere Lord Mortimer, einige Zeit vorher aus seinem Kerker entflohen war, den Thron des unglücklichen Eduard zu untergraben. Nicht lange darauf bewirkte man durch die Wendung, welche den Unterhandlungen gegeben ward, daß Eduard auch seinen älteren Sohn, den nachherigen König Eduard III., nach Frankreich schickte, damit er dort die verlangte Huldigung leiste. Sobald Isabella den Erben des Reiches bei sich hatte, trat sie offen gegen ihren Gemahl auf. Sie gewährte dem Lord Mortimer eine sehr freundliche Aufnahme, begann bald in ärgerlicher Vertraulichkeit mit ihm zu leben, beschwerte sich öffentlich über die beiden Spenser, und versammelte die aus England gekommenen Unzufriedenen um sich. Vergebens schrieb Eduard, welcher bald von Allem Nachricht erhielt, an Isabella, an ihren Bruder, an seinen Sohn und an den Pabst dringende Briefe, in welchen er alle Beschwerden seiner Gemahlin über die Spenser widerlegte und aufs eindringlichste vorstellte, daß er seine Gemahlin stets mit Achtung und Aufmerksamkeit behandelt, und daß, wie sie ja selbst anerkannt habe, das Gleiche ihr auch von den Spenser immer widerfahren sei; Isabelle ließ sich in ihrem frevelhaften Beginnen nicht aufhalten. Sie verschwor sich mit den englischen Großen, rüstete einen Kriegszug gegen ihren Gemahl, und verlobte, um einen kräftigen Verbündeten zu erhalten, den Prinzen von Wales mit einer Tochter des Grafen von Hennegau. Eduard suchte zwar

dem drohenden Sturm durch eine Bekriegung des Königs von Frankreich zuvorzukommen, und dieser nöthigte hierauf wirklich seine Schwester Frankreich zu verlassen; aber Isabella hatte damals vermittelst des Grafen von Hennegau die Rüstungen zu einem Angriff auf England bereits beendigt.

Im September 1326 landete sie mit einigen tausend Rittern, welche der Graf von Hennegau geworben hatte, an der englischen Küste. Sie war von ihrem Sohn, von des Königs Bruder Edmund und von den flüchtigen Großen begleitet, und erließ zugleich mit ihrem Sohne und Schwager eine Proklamation des Inhalts, daß sie gekommen seien, um dem Volk und den Gesetzen gegen die Schwäche des Königs und gegen die verhaßten Günstlinge Beistand zu leisten. Alles ging zur Königin über, und Eduard sah sich in seiner Verlassenheit außer Stand, eine Kriegsmacht aufzustellen. Nichts desto weniger blieb er auch jetzt noch so schwach und eigensinnig, die Spenser, welche kein Mensch länger dulden wollte, und seinen ebenfalls verhaßten Kanzler Baldock bis zum letzten Augenblick bei sich zu behalten. Übrigens waren Alle, die zur Königin übertraten, fest überzeugt, es sei durchaus nicht darauf abgesehen, ihn ganz von der Regierung zu entfernen oder gar ihm das Leben zu rauben. Eduard entfloh von London, dessen Bürger sich zu Gunsten seiner Gegner erklärten, nach Wales, wo sich die Spenser mächtig glaubten, fand aber auch hier Gefahr und Verrath, und wollte sich anfangs nach Irland retten, wagte jedoch nicht sich dem Meere anzuvertrauen, und suchte in einer wallisischen Abtei Zuflucht. Seine Gemahlin, die ihm von London aus gefolgt war, ließ hierauf ihren Sohn zum Protector des Reiches (s. Th. VII. S. 127) erwählen, und Eduard war schon einige Tage nachher schwach genug, eine demüthige Gesandtschaft an Gemahlin und Sohn zu schicken und sich zu allem dem, was man von ihm fordern möchte, zu erbieten. Isabella hatte bereits ihre Maßregeln genommen; sie hatte die heftigsten Feinde des Königs, den Grafen von Leicester, den Rechtsgelehrten Wilhelm Trussel, den sie in London aus dem Gefängniß befreit und zum Oberrichter ernannt hatte, und den Grafen Heinrich von Lancaster, des hingerichteten Grafen Thomas Bruder, zur Ausspürung Eduard's abgeschickt, und denen, die den Versteck Eduard's anzeigen würden, eine

bedeutende Geldsumme versprochen. Der unglückliche König wurde verrathen und nebst dem jüngeren Spenser und dem Kanzler Baldock gefangen. Der ältere Spenser war kurz vorher bei der Einnahme von Bristol in die Gewalt der Königin gefallen, und diese hatte den fast neunzigjährigen Greis, ohne irgend eine Art gerichtlichen Verfahrens, sogleich schmählich hinrichten lassen; er war an dem gewöhnlichen, für Diebe bestimmten Galgen aufgeknüpft worden. Denselben Tod erlitt sein Sohn, nachdem er zur Königin gebracht und auf jede Art beschimpft worden war. Der Kanzler Baldock, den man als Geistlichen nicht ohne Weiteres tödten konnte, ward von Kerker zu Kerker geschleppt und furchtbar gequält, bis er endlich an den erlittenen Mishandlungen starb. Andere Freunde des Königs, wie der Graf Arundel, waren schon vorher hingerichtet worden. Die Hauptrolle bei diesen grausigen Mordgeschichten spielten, wie das öfters vorkommt, ein Geistlicher, der Bischof Orleton von Hereford, und ein Rechtsgelehrter, der bereits erwähnte Blutrichter Trussel.

Nachdem man die Freunde des Königs gemordet hatte, mußte er selbst eine lange Reihe grausamer Mishandlungen erdulden. Doch verfuhr der Graf von Lancaster, in dessen Gewahrsam er eine Zeitlang war, mit Achtung gegen ihn. Zuerst ließ man ihm durch zwei Männer, die ihn früher aufs empfindlichste gekränkt hatten, das große Reichssiegel abnöthigen. Dann versammelte Isabella ein Parlament in London, um ihren Gemahl absetzen und den ganz von ihr und Mortimer abhängigen Prinzen von Wales an seine Stelle wählen zu lassen. Dies geschah zwar, aber auf eine höchst tumultuarische Weise (13. Januar 1327). Isabella heuchelte deshalb große Betrübniß über die Absetzung ihres Gemahles, und ihr Sohn mußte sich weigern, die Krone anzunehmen, wenn sie nicht sein Vater freiwillig niedergelegt habe. Dies veranlaßte dann neue Mishandlungen des gefangenen Königs, um seine Abdankung zu erzwingen, und machte zugleich das Parlament zum Theilnehmer an dem Verbrechen der Königin. Ein Ausschuß des Parlaments, bei welchem sich der Bischof Orleton befand und dem auch Wilhelm Trussel beigegeben worden war, begab sich zu Eduard, und trieb den unglücklichen, geistesschwachen Mann durch Versprechungen und Drohungen zum Unterschreiben

einer Urkunde, durch die das Volk getäuscht werden sollte. Dabei ließ man den für ihn besonders kränkenden Theil des Geschäftes gerade durch solche Personen ausführen, die ihm am meisten zuwider waren: der Bischof Orleton mußte die Anrede halten, Wilhelm Trussel im Namen des Parlaments ihm den Gehorsam aufkündigen und sein erster Hofbeamter, Thomas Blount, ein Verräther, den Stab, das Symbol seiner Königsgewalt, vor seinen Augen zerbrechen. Nachdem dies geschehen war, wurde Eduard III. der Nation als König verkündet und, da derselbe noch minderjährig war, eine Regenschaft eingesetzt. Unmittelbar darauf wurden die Verbündeten und Helfershelfer der Königin glänzend belohnt, ihr selbst ein ungemein großes Witthum angewiesen, und allen Anhängern des hingerichteten Thomas von Lancaster die verlorenen Güter zurückgegeben.

Da der Adel und die Masse des Volkes, wie es scheint, mit dieser Revolution nicht zufrieden waren, so suchten sich die Anstifter und Leiter derselben nicht nur in besonderen Manifesten zu rechtfertigen, sondern auch des abgesetzten Königs ganz zu entledigen. Man benutzte den Geruch der Heiligkeit, in welchen Thomas von Lancaster beim Volke gekommen war, sowie den allgemeinen Haß gegen die Spenser, um den Sturz der Letzteren und die Rache gegen die Mörder des Ersteren als den einzigen Zweck des Unternehmens darzustellen und diesem das Ansehen eines Krieges zur Aufrechthaltung der verletzten Reichsgesetze zu geben. Aus dem nämlichen Grunde erließ die Regentschaft auch ein Statut, in welchem alle jene Misbräuche abgeschafft wurden, die sich trotz der Freiheitsbriefe der Nation eingeschlichen hatten. Dieses Statut war der einzige Vortheil, den die schändliche Revolution dem Volke brachte; denn es blieb demselben nachher für immer als Gewinn neuer Rechte erhalten. Den neuen Gebietern selbst diente es nur, um die schrecklichsten Gräuelthaten gegen den König einzuleiten. Dieser ward im April aus Lancaster's Huth entfernt und zwei rohen Baronen, Thomas Berkley und Johann Maltravers, übergeben, weil man Dinge gegen ihn beabsichtigte, zu welchen ein Graf von Lancaster sich nie verstanden haben würde. Man wollte wie es scheint, den unglücklichen Mann durch moralische Leiden zum Wahnsinn treiben oder durch physische Entbehr-

ungen tödten; erst als Beides nicht gelang, schritt man zu offenbarer Gewalt, um ihn aus der Welt zu schaffen. Berkley und Maltravers schleppten den König fünf Monate hindurch von Burg zu Burg, und kränkten, demüthigten, verhöhnten und mishandelten ihn dabei auf die frevelhafteste und gemeinste Weise; sie ließen ihm z. B. einmal auf freiem Felde den Bart abscheeren und dazu aus einem Sumpfe schmutziges Wasser holen. Die furchbar grausame und schmerzliche Art, wie der König endlich gemördet wurde, schaudert uns zu beschreiben. Man wählte sie, um die Spuren eines gewaltsamen Todes zu verbergen; die schrecklichen Schmerzensrufe des Gemarterten aber und die entstellten Züge seiner Leiche verriethen das Verbrechen dem Volke. Die eigentlichen Urheber des Mordes leiteten den allgemeinen Unwillen auf diejenigen, welche sich von ihnen zur Ausführung hatten gebrauchen lassen. Diese retteten sich vergebens durch die Flucht. Berkley ward drei Jahre nachher in Castilien auf Verlangen der englischen Regierung ergriffen und, da man sich vor seinem öffentlichen Geständniß fürchten mußte, bei der Überfahrt auf dem Schiffe enthauptet. Maltravers, der sich nach Deutschland geflüchtet hatte, ward vier Jahre nach der That verurtheilt, leistete aber später dem Könige Eduard III. im Kriege gegen Frankreich so gute Dienste, daß er zuerst die Erlaubniß zur persönlichen Rückkehr und Rechtfertigung und dann einen vollständigen Freibrief erhielt.

II. Nördliche und östliche Staaten Europa's bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

1. Einleitende Worte.

In den sechs ersten Jahrhunderten nach dem Untergang des weström̃ischen Reiches hatte sich diejenige Cultur, welche aus dem Christenthum, aus den Resten der altrömischen Bildung und aus der neuen Civilisation der mohammedanischen Reiche in Asien, Afrika, Sicilien und Spanien entsprungen war, nach und nach über Italien, Frankreich, Deutschland und England verbreitet. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert drang dieselbe allmälig auch nach Skandinavien und in die von slavischen Völkern bewohnten Länder an der Ostsee. In beiden Landstrichen waren es die Deutschen, welche, mit Italien und während der Kreuzzüge auch mit dem Orient enge verbunden, die Verbreitung jener Civilisation bewirkten. In Skandinavien vermittelten sie nicht allein den Übergang der Einwohner zu der neuen germanischen Bildung, sondern Schweden und Dänemark wurden auch durch die Verbindung mit Deutschland an deutsche Fürsten geknüpft, und Norwegen ward das Opfer der selbstsüchtigen Handelspolitik der Hansestädte, von denen es die ersten Bedürfnisse eines fortgeschrittenen bürgerlichen Lebens erhielt. Während die Skandinavier nach und nach die neue germanische Bildung annahmen, wurden die Bewohner der entfernteren Ostsee-Länder oder die Lieven, Kuren, Esthen und Preußen, weil sie diese Bildung verschmähten, aufgerieben oder

ihrer Freiheit beraubt und zu Leibeigenen gemacht; deutsche Ritter und Bürger aber bereiteten der neuen europäischen Bildung auch in jenen Gegenden eine bleibende Stätte. Es entstand nämlich dort unter furchtbaren Kämpfen eine deutsche Ritterrepublik, welche nach spartanischer Art aus Helden und Heloten zusammengesetzt war (s. Th. I. S. 277 f. u. 286), und zugleich wurden deutsche Stadtgemeinden gegründet, deren Bürger die inländischen Gewerbe vernichteten und dafür fremde Waare und fremde Betriebsamkeit einführten.

Auf solche Weise erhielt eines Theils das Ritterorden-Wesen nach der Zeit der Kreuzzüge für die Geschichte von Deutschland und von Osteuropa eine Wichtigkeit, die dasselbe weder in England, noch auch in Frankreich, dem Hauptsitze des ritterlichen Geistes, jemals erhalten hat, und anderes Theils wurde die in den norddeutschen Handelsstädten erwachte bürgerliche Gewerbsthätigkeit schon seit dem dreizehnten Jahrhundert für die Cultur und das Schicksal des Nordens und Ostens entscheidend. Wann diese Städte sich zuerst in einen förmlichen Bund vereinigten oder die sogenannte Hanse stifteten, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben; gewöhnlich leitet man die Entstehung der Hanse von dem Vertrage her, welchen Hamburg und Lübeck 1241 mit einander schlossen (s. Th. VII. S. 408). Schon zu Friedrich's II. Zeit brachten aber, wie aus archivalischen Nachrichten hervorgeht, nicht blos die niedersächsischen Seehäfen und Flußstädte, sondern auch Orte im inneren Lande, wie Münster, Soest, Dortmund und Braunschweig, die Erzeugnisse ihrer Heimath und ihre eigenen Fabrikate auf fremde Märkte und bildeten sogenannte Gilden. Diese Gilden trugen den Keim der nachher entstandenen Hanse oder eines eigentlichen Städtebundes in sich, und sind höchst wahrscheinlich aus dem nämlichen Bedürfnisse entsprungen, welches im Mittelalter die Ritterorden, sowie die gelehrten und ungelehrten Corporationen, Zünfte und Innungen hervorrief. Übrigens waren in jenen ersten Zeiten Getraide und Tuch die Haupthandelsartikel der norddeutschen Städte. Der Tuchhandel war damals ganz in den Händen der Deutschen und Niederländer; das Getraide aber, welches die deutschen Städte theils gemahlen, theils in Bier oder Meth umgewandelt ausführten, und im Norden bis nach Drontheim, im

Osten bis nach Nowgorod brachten, kauften sie von dem güterbesitzenden Adel, welcher stets an baarem Gelde Mangel litt, wohlfeil ein. In dem Letzteren ist auch der Hauptgrund zu finden, warum der Handel nach dem Norden selbst für diejenigen Städte einträglich war, welche mitten im Lande lagen und keine Fabrikate erzeugten. Andererseits hatten die vielen Fasten der christlichen Länder für die norddeutschen Städte den Vortheil, daß die Fischerei ein einträgliches Gewerbe derselben wurde, und der Eintausch gesalzener oder getrockneter Fische ihnen eine gute Rückfracht gewährte. Dieser verschiedenartige Verkehr ward schon früh so lebhaft, daß man überall im Norden Deutsche verbreitet fand; denn jeder Handelsmann begleitete damals seine Waare.

2. Norwegen.

Das norwegische Reich war seit Kanut's des Großen Zeit (s. Th. V. S. 265—270) mit dem übrigen Europa außer Verbindung, wenn man öftere Raubzüge zur See, den Kriegsdienst einzelner Norweger in Constantinopel (s. Th. V. S. 215) und einen unbedeutenden Antheil an den Kreuzzügen ausnimmt. Die Handelsthätigkeit der norddeutschen Städte und die Heirathsverbindung, welche in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zwischen dem König Magnus VII. von Norwegen und der bald nachher aussterbenden schottischen Königs-Familie geknüpft wurde (s. Th. VII. S. 471), gaben dem norwegischen Reiche aufs neue eine Bedeutung für andere europäische Staaten. In Beziehung auf die allgemeine Geschichte von Europa sind daher nach Kanut's Zeit erst wieder König Magnus VII. und sein Sohn Erich II. wichtig; denn unter Magnus begann die Verbindung mit den deutschen Städten, und Erich war der Vater der unter dem Namen des Mädchens von Norwegen bekannten Margaretha, deren frühzeitiger Tod so vieles Unglück über Schottland, England und Frankreich brachte.

Die Bevölkerung von Norwegen war damals weit zahlreicher, als jetzt, die Norweger jener Zeit bauten aber sehr wenig Getraide, und hatten nur Fische und Fleisch im Überfluß; es mangelte ihnen deshalb, seitdem sie sich nicht mehr vom Raube ackerbautreibender Länder nährten, das erste Lebensbedürfniß, und dies machte ihr

Land zu einem Hauptziel des Handels für die norddeutschen Städte. Auch die Seemacht der Norweger sank mit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts herab. Sie war noch unter Magnus Vater, Hako, VI. (1217—1263) sehr bedeutend, und nichts gibt uns eine anschaulichere Vorstellung von der Blüthe der deutschen Städte des dreizehnten Jahrhunderts, als daß sie es mit einer Macht, wie die der norwegischen Könige war, aufnehmen durften. Das unwirthliche Grönland, mit welchem Norwegen damals einen regen Verkehr hatte, sowie die noch nicht verarmte Insel Island zollten den norwegischen Königen reichlich, Hako konnte in dem Kriege, den er wegen den schottischen Inseln mit Alexander III. führte (s. Th. VII. S. 471), eine sehr bedeutende Flotte ausschicken, und die Norweger standen unter ihm sogar mit den entfernten mohammedanischen Ländern in Berührung, da ihre Annalen eines Sultans gedenken, an welchen Hako Gesandte mit Geschenken abgeschickt habe. Diese Blüthe der Seemacht war jedoch mit keiner bedeutenden Entwickelung des äußeren Lebens verbunden; denn Hako mußte, wie uns erzählt wird, die Feier seines Regierungsantrittes aus Mangel an einer geräumigen Wohnung auf dem Schiffe begehen. Schon unter diesem Könige aber fingen die deutschen Seestädte an, den Norden mit den Genüssen und den Bequemlichkeiten des deutschen oder vielmehr des italiänischen Lebens bekannt zu machen. Dies folgt daraus, daß Hako, weil bereits größere Wohnungen gebaut worden waren, das Hochzeitfest seines Sohnes Magnus auf dem Lande halten konnte, daß ferner ausländische Kaufleute als Gäste bei demselben erschienen, und daß in den Kellern des nordischen Fürsten sich Wein genug fand, um den neunzehnhundert Menschen, welche zu dem Feste eingeladen waren, einen freien Trunk gewähren zu können.

Mit Magnus VII. (1263 — 1281) begann für Norwegen eine neue Art von Blüthe und für die deutschen Kaufleute die glänzende Zeit ihres Handels im Norden. Magnus war während seiner ganzen Regierung weit mehr mit dem Streben, seine Norweger zu civilisiren, als mit Kriegs- und Raubzügen beschäftigt; doch ward durch die eingeführte fremde Cultur und durch die Weisheit der von ihm übermäßig begünstigten Pfaffen die alte Kraft und Einheit der rüstigen Norweger gebrochen, und es erlosch

daher gerade unter dem vortrefflichsten Regenten derselben der alte Glanz ihres Reiches. Er ermunterte und unterstützte übrigens auch die zahlreichen norwegischen Dichter, aus deren Gesängen nachher die norwegischen Annalen des Torfäus (s. Th. V. S. 288) hervorgegangen sind, und gewährte den isländischen Sängern mythischer Heldensagen (s. ebendaselbst S. 226 und 288 f.) seinen Schutz. Am berühmtesten ist Magnus durch seine Gesetzgebung geworden, die ihm den ehrenvollen Beinamen Lagabätter (Gesetzverbesserer) verschafft hat. Er vereinigte nämlich die verschiedenen Satzungen und Rechtsgewohnheiten alter Zeit zu einem einzigen Gesetze, und füllte die Lücken desselben durch feste neue Bestimmungen aus. Den deutschen Kaufleuten erlaubte Magnus, um seiner Hauptstadt Bergen die Vortheile deutscher Städte zu sichern, die Errichtung von Waarenlagern daselbst. Zwar beschränkte er, damit auch seine Norweger ihre Gewerbe betreiben könnten, dieses Recht auf eine bestimmte Zeit des Jahres; die Deutschen ließen aber aus ihrer Heimath Handwerksleute nach Bergen kommen, bereicherten die Stadt, führten nützliche Künste ein, und gewannen dadurch den König so sehr, daß sie bald nachher neue Privilegien erhielten. Jetzt durften sie eigene Häuser in Bergen bauen, diese bildeten bald einen neuen Stadttheil, und schon um 1278 war die deutsche Factorei in Bergen eine Art von Staat im Staate, der sich durch selbst gewählte Beamte und nach eigenen Gesetzen verwaltete.

Schon Magnus Sohn und Nachfolger, Erich II. (1281 — 1299), mußte dafür büßen, daß sein Vater um ausländischer Gewerbe und Künste willen fremde Kaufleute und um ausländischer Weisheit und Gelehrsamkeit willen fremde Pfaffen übermäßig begünstigt hatte. Erich wollte seine Norweger von der Religion, Hierarchie und Civilisation des Mittelalters wieder zur Moral und rohen Kraft der Vorzeit zurückführen, und gerieth dadurch nicht nur mit der Geistlichkeit in einen heftigen Streit, der ihm den Beinamen des Pfaffenfeindes verschafft hat, sondern er machte auch den vergeblichen Versuch, die deutschen Kaufleute aus dem Lande zu verdrängen. Welchen wichtigen Einfluß seine Vermählung mit der Erbtochter des schottischen Königs auf das Schicksal der Reiche Schottland, England und Frankreich hatte, ist

bereits früher (Th. VII. S. 471 f.) angegeben worden. Bei Gelegenheit der Ermordung des Königs Erich VII. von Dänemark ließ er sich mit diesem Reich in einen Krieg verwickeln, der sowohl seiner Veranlassung, als auch der Art seiner Führung nach deutlich zeigt, daß Erich danach strebte, die neue ausländische Cultur seines Reiches zu vernichten und den alten normännischen Geist wieder zu erwecken. Er nahm nämlich die Mörder des dänischen Königs in seinen Schutz, leistete ihnen bei ihren räuberischen Angriffen auf Dänemark Hülfe, und verband sich sogar mit einem mächtigen Seeräuber, der gleich den afrikanischen Piraten des achtzehnten Jahrhunderts alle Küsten unsicher machte und so geschickt und gefährlich war, daß ihn die Lieder der nordischen Sänger einen zweiten Rollo (s. Th. V. S. 274) nennen. Der ganze Norden gerieth damals in Bewegung, und unsere Städte an der Weser, an der Elbe und an der wendischen Küste erscheinen dabei als eine Macht neben England und Norwegen. Erich hatte schon vorher bei einem Zwiste mit ihnen ihre Waaren in Bergen wegnehmen und Beschlag auf ihre Schiffe legen lassen; und sie hatten damals eine für die Norweger, die sich seit einem Jahrhundert an fremde Bedürfnisse gewöhnt hatten, sehr bedenkliche Maßregel ergriffen, indem sie die Einfuhr von Mehl und Bier in Norwegen hemmten. Erich hatte sich jedoch dadurch geholfen, daß er eine der feindlichen Städte, Bremen, durch Begünstigungen von den anderen abzog, und so lose war damals noch die Verbindung der deutschen Städte mit einander, daß die Bremer auch später, als nach mehrmaliger Aussöhnung Erich's mit den übrigen Städten der Krieg immer wieder ausbrach, den Norwegern verbündet blieben und Beistand leisteten. Als der Streit zum zweiten Male begann, suchte Erich die benachbarten Fürsten gegen die deutschen Republiken zu vereinigen. Er bot dem Dänenkönig freundlich die Hand, wandte sich an Eduard I. von England, mit welchem er schon früher einen Vertrag zum Schutz gegen die Städte geschlossen hatte, sowie an den König Magnus I. von Schweden, dem er die schiedsrichterliche Entscheidung des Streites überlies. Er mußte jedoch auch diesmal den Kaufleuten nachgeben. Auf einem Kongreß in Kalmar, zu welchem jede Stadt der Hanse zwei Deputirte schickte, entschied Magnus, daß Erich die weggenommenen Schiffe zurückgeben,

sechstausend Mark Schadenersatz zahlen und die Vorrechte der deutschen Städte in Bergen auch auf die Städte Campen, Staveren und Gröningen ausdehnen müsse (1285). Diese Entscheidung ward nachher allen späteren Verträgen mit der Hanse zu Grunde gelegt, und blieb die Norm für die Verhältnisse derselben im Norden. Neun Jahre nach dem Kalmarischen Frieden (1294) erlangten die Hanseaten nach einem neuen Kriege noch weit mehr. Sie erhielten den ausschließlichen Handel mit den ersten Lebensbedürfnissen, und wurden von allen bürgerlichen Lasten in einem Lande befreit, in welchem sie nur so lange zu verweilen pflegten, bis sie sich ein Vermögen erworben hatten.

Diese Vorrechte wurden nachher von Erich's Sohn, Hako VII., nicht nur bestätigt, sondern sogar noch mit neuen Begünstigungen vermehrt. Der Verfall der norwegischen Macht durch fremde Civilisation und fremde Bedürfnisse war jetzt nicht länger aufzuhalten. Er ward unter Hako sogar noch durch öftere Erdbeben und durch klimatische Veränderungen beschleunigt. Besonders ging damals die Blüthe von Island in Folge furchtbarer Ausbrüche des Hekla unter, und diese früher blühende und wichtige Besitzung Norwegens verlor mit jedem Jahrzehnt an Bedeutung, bis sie endlich nach der Vereinigung von Norwegen und Dänemark eine Last für das letztere Land ward. Mit Hako's Tod (1319) verschwindet die norwegische Geschichte in die dänische und schwedische, zu denen wir deshalb jetzt übergehen.

3. Dänemark.

Die großen Eroberungen, welche Waldemar I. und seine beiden Söhne auf der deutschen Seite der Ostsee und bis nach Esthland hin gemacht hatten, gingen, wie früher (Th. VII. S. 392—397) berichtet worden ist, unter Waldemar II. plötzlich wieder verloren, und dieser König behielt von den weiten auswärtigen Besitzungen der Dänen zuletzt nur das Recht der Oberherrschaft über Esthland und einige kleine Striche in Liefland. Dieser Überrest war aber für die Könige von Dänemark eher beschwerlich als nützlich, weil in Esthland die deutschen Städte und in Liefland der Orden der Schwertbrüder zu mächtig geworden waren. Auch durch die Seemacht der deutschen Städte hatte Dänemark schon

unter Waldemar II. und also noch früher, als Norwegen, zu leiden; denn die Dänen verloren bereits im Jahre 1234 eine große Seeschlacht gegen die Lübecker.

Nach Waldemar's Tod (1241) wurde das Reich unglücklicher Weise unter seine Söhne getheilt. Es entstand daraus sogleich ein Zwist zwischen den Herrschern, der für niemand vortheilhafter war, als für die Lübecker, welche damals die dänische Seemacht zu Grunde richteten und dadurch die Kraft des Reiches lähmten. Was übrigens den Angriff der Letzteren auf die Stadt Kopenhagen und ihre berühmt gewordene Eroberung derselben im Jahre 1249 betrifft, so muß man dabei wohl beachten, daß diese Stadt damals ein ganz elender Ort war. Das Ende des Bruderkriegs in Dänemark war das aller Fehden im Mittelalter, Verarmung der beiden kriegführenden Theile und vermehrtes Elend des für den Adel büßenden Landvolkes. Unmittelbar nachher faßte der älteste der Brüder, Erich VI., der nach des Vaters Verfügung allein den Königstitel führte und eine oberherrliche Gewalt über das ganze Reich haben sollte, den unglücklichen Entschluß, den Rest der dänischen Hülfsmittel für die Schattenherrschaft in Esthland aufzuopfern. Er machte zu einem Zuge dahin Rüstungen, deren Kosten die Kräfte des Landes überstiegen, und erhob bei dieser Gelegenheit von jedem Pflug eine Steuer, die ihm so großen Haß zuzog, daß man ihm deshalb den Spottnamen Plogpennig gegeben hat. Noch ehe er seine Rüstungen vollendet hatte, verlor er sein Leben durch seinen Bruder Abel. Er wurde, als er einer Einladung Abel's folgte, auf Veranstalten desselben unterwegs überfallen und, nachdem man ihn hatte beichten lassen, wie ein Verbrecher enthauptet, sein Leib aber mit Blei und Steinen beschwert in die Tiefe eines Flusses versenkt (1250). Dieser Königsmord, der uns den gesunkenen Zustand der dänischen Cultur aufs klarste zeigt, gab der Aristokratie oder den Bischöfen und adeligen Gutsbesitzern, neben welchen der Bauernstand auf den Reichstagen gar nichts, die noch unbedeutenden Städte aber nur sehr wenig galten, eine allzu große Bedeutung; sie verfügten jetzt über den Thron und wurden dadurch mächtiger als der König, welcher anerkennen mußte, daß er das Reich ihrer Wahl, nicht dem Rechte seiner Geburt verdanke. Sie wählten Abel, der jedoch

durch vierundzwanzig Ritter die sogenannte Eideshülfe oder die Bürgschaft, daß er unschuldig sei, leisten lassen mußte.

Abel fand die einzige Stütze und Einnahmequelle für die Könige, die Städte, verpfändet; er wollte sie einlösen, und schrieb zu diesem Zwecke eine außerordentliche Steuer aus. Die Dänen scheinen diese Schatzung, welche ihre Stände gebilligt hatten, ohne Widerspruch gezahlt zu haben; die freien Strand- oder Nordfriesen aber, welche neben den Dithmarschen in Schleswig wohnten, widersetzten sich, da sie nur zu einer regelmäßigen jährlichen Abgabe verpflichtet waren, und als man sie mit Gewalt zwingen wollte, ergriffen sie die Waffen. Ihr Land litt in diesem Kriege unsäglich, und sie selbst konnten außerhalb ihrer Moräste und Gräben es nicht mit der berittenen Ritterschaft aufnehmen; als sie aber endlich das Heer der Dänen in einer Gegend, wo nur Fußvolk zu gebrauchen war, unvorsichtig gelagert sahen, brachten sie ihm eine schreckliche Niederlage bei. Das dänische Fußvolk war von einer elenden Beschaffenheit, wie es überall in den Feudalheeren zu sein pflegte; die Nordfriesen dagegen waren, wie die Dithmarschen und die Schweizer, eigenthümlich bewaffnet und zum Fußkampf auf einem ihnen günstigen Boden vortrefflich geübt. Als sie deshalb gegen das Lager der Dänen zogen, wagten diese nicht einmal ihren Angriff abzuwarten, sondern flohen eilig mit großem Verluste davon. Der König sammelte zwar die Flüchtigen wieder und erfocht mit seinen Reitern einige Vortheile, wurde aber gleich nachher mit seinem ganzen Heere erschlagen. Dies geschah im Jahr 1252, vier Jahre früher, als die Stammverwandten der Nordfriesen, die Westfriesen, im Kampf für ihre demokratischen Rechte den ritterlichen Kaiser, Wilhelm von Holland, erschlugen (s. Th. VII. S. 410 f.). Wohl verdient der edle freie Stamm größeren Ruhm, als die Normänner und Schweizer; denn er war tapfer zur Vertheidigung des eigenen Gutes und Lebens, zog aber nie übers Meer, um fremde Länder zu erobern, wie die Normänner, und diente nie für Geld den Tyrannen, um fremder Völker Freiheit zu unterdrücken, wie die Schweizer.

Abel hinterließ zwar einen Sohn, dieser war aber auf der Rückreise von Paris, wo er studirt hatte, durch den Erzbischof von Köln nach Art der Ritterschaft seiner Zeit und der Kurden

und Araber aller Zeiten überfallen worden und ward von demselben in harter Haft gehalten; denn die deutschen Bischöfe achteten damals Völkerrecht und Menschenpflicht nicht höher, als die dänischen Könige. Abel's Bruder, Christoph I., wurde daher von denselben Herren und Prälaten, welche vorher den Brudermörder auf den Thron erhoben hatten, zum König ernannt. Seinem Neffen, den der Graf von Holstein mit schwerem Gelde loskaufte, gestattete er erst nach einem blutigen Kampfe den Besitz des Herzogthums Schleswig, welches Abel bei der Theilung seines Vaters erblich erhalten hatte. Übrigens litt das dänische Reich unter Christoph durch Fehden mit dem Grafen von Holstein und seinem Verbündeten, dem Markgrafen von Brandenburg, sowie durch einen vereinten Angriff der Könige von Norwegen und Schweden und durch die Plünderungen der Lübecker. Zu gleicher Zeit wurde das schwache Band, das bisher Esthland und Liefland an Dänemark geknüpft hatte, fast gänzlich gelöst, da in diesen Ländern mit der zunehmenden Schwäche der Dänen die Macht der Städte wuchs, und die Schwerdtbrüder durch ihre Vereinigung mit dem Deutschherren-Orden neue Kraft erhielten.

Christoph's Verlegenheiten benutzte ein eigensinniger Geistlicher, um auch in Dänemark das päbstliche Recht geltend zu machen. Jakob Erlandson war, nachdem er dem Pabst Innocenz IV. auf dem Concil zu Lyon (s. Th. VII. S. 300) gegen Friedrich II. beigestanden hatte, Erzbischof von Lunden und dadurch gewissermaßen Patriarch von ganz Skandinavien geworden. Nach dem in Dänemark bestehenden Kirchenrechte hätte er das Erzbisthum nicht annehmen dürfen, ohne vorher den König zu fragen; er unterließ dies aber nicht nur, sondern erlaubte sich auch eigenmächtig noch andere Dinge, welche jenem Rechte widerstritten. Christoph klagte ihn bei den Reichsständen förmlich an, vereinigte dann die weltlichen Großen noch einmal allein um sich, ward von diesen bevollmächtigt, den widerspenstigen Pfaffen, der unterdessen noch weiter gegangen war, mit Gewalt zur Ordnung zu bringen und wandte gegen Erlandson und die mit ihm verbündeten anderen Bischöfe ein Mittel an, dessen sich später auch ein deutscher und ein englischer König (s. Th. VII. S. 445 u. 487) mit Glück gegen den Klerus bedienten: er kündigte den Geistlichen den weltlichen

Schutz, der ihre Güter und Einnahmen verbürgte, förmlich auf, und gab diese also der Raubluſt der Ritter und ihrer Dienſtleute preis. Dagegen boten die Biſchöfe das rohe und von den Rittern verachtete Landvolk für ſich auf. Die Verwirrung wurde ſo groß, daß Chriſtoph den Erzbiſchof endlich überfallen und gefangen ſetzen ließ. Jetzt ſprachen zwar die anderen Biſchöfe Bann und Interdict aus; aber nur in wenigen Gegenden leiſtete man ihrem Verbot Folge. Doch ward der Bruch zwiſchen König und Geiſtlichkeit immer größer, der Gottesdienſt blieb geſtört, und die Pfaffen predigten ſtatt des Friedens Aufruhr und Verwirrung. Endlich glaubte einer der Geiſtlichen Gott einen Dienſt zu thun, wenn er den König aus dem Weg räume; er vergiftete Chriſtoph mit dem Kelche oder der Hoſtie des Abendmahls (1259).

Da Chriſtoph einen jungen Sohn, Erich VII. Glipping, hinterließ, für welchen ſeine Mutter Margaretha eine Zeitlang die vormundſchaftliche Regierung führte, ſo eilten die Biſchöfe in Verbindung mit Abel's Sohn, dem Grafen Erich von Schleswig, aus der Verlegenheit eines von allen Seiten beſtürmten Weibes Nutzen zu ziehen. Sie riefen außer Erich den Fürſten Jaromir von Rügen, mit deſſen Tochter dieſer ſich vermählt hatte, und die Grafen von Holſtein ins Land, und nun wüthete in Seeland, Schleswig und Jütland ein grauſamer, beſonders für die armen Bauern verderblicher Krieg, der ſelbſt dann nicht aufhörte, als Margaretha 1261 den Erzbiſchof ſeiner Haft entließ. Dieſer wollte nämlich der Regentin noch weniger nachgeben, als vorher ihrem Gemahl, und zugleich verlangte der Graf Erich, daß ſein Herzogthum Schleswig nach deutſcher Weiſe ein Erbland ſei. In einer Schlacht, welche der junge König ſeinen Gegnern auf der Lohaider Ebene bei Schleswig lieferte (1261), ward er völlig geſchlagen, und fiel nebſt ſeiner Mutter in die Hände der holſteiniſchen Grafen. Er ſelbſt wurde Markgrafen Otto III. von Brandenburg übergeben, weil dieſer für geleiſtete Dienſte viel Geld zu fordern hatte, die Königin blieb in der Gewalt der Holſteiner. Beider nahm ſich ein naher Anverwandter, Herzog Albrecht der Große von Braunſchweig, an. Dieſer fiel von den Lübeckern unterſtützt in Holſtein ein, und erzwang unter Mitwirkung eines päbſtlichen Legaten die Freilaſſung der Königin, welche ihn dann

aus Dankbarkeit zum Reichverweser ernannte. Die Befreiung des jungen Königs, für welche Otto von Brandenburg ein ungeheueres Lösegeld verlangte, wurde erst ein Jahr später durch seine Vermählung mit Otto's Nichte bewirkt. Albrecht verdiente den Beinamen des Großen als Reichsverweser von Dänemark keineswegs; er übte nur Rache an den Feinden der Königin, behandelte die Geistlichen mit großer Härte, und machte sich so verhaßt, daß er schon 1263 aus dem Reiche fliehen mußte.

Nach der Rückkehr des Königs begann der Streit mit der Geistlichkeit wieder. Jakob Erlandson mußte mit drei anderen Bischöfen das Reich verlassen, der päbstliche Legat belegte Dänemark aufs neue mit dem Interdict, das jedoch wieder nur an sehr wenigen Orten beobachtet ward, Geistliche und Weltliche bekämpften einander mit roher Gewalt, alle Ordnung schien aufgelöst, und die Unterdrückung der armen dänischen Bauern ward durch die Einführung der Leibeigenschaft vollendet. Dem Könige fehlte es indessen nicht an Kraft, Thätigkeit und Unternehmungsgeist, er war sogar in seinem Streite mit dem Klerus am Ende glücklicher, als irgend ein anderer Fürst von Europa. Die Geistlichkeit sah ein, daß die Dänen sich um den von ihr erregten Lärm nicht kümmerten und also das einzige Mittel gebrauchten, durch welches Pfaffen zur Demuth getrieben werden können; sie verständigte sich deshalb auf einer Kirchenversammlung unter päbstlicher Vermittelung mit dem König, und die Sache ward zum Vortheil des Letzteren beigelegt. Auch in Schleswig behauptete Erich seine Rechte gegen den Herzog, und in Schweden, wo er sich in die inneren Streitigkeiten mischte, erntete er Ruhm. Dagegen vernichtete seine Bemühung, das Recht der Oberherrschaft in Esthland und Liefland zu behaupten, sogar den letzten Rest des Handels, den die Dänen ehemals zwischen diesen Ländern und Italien geführt hatten. Dieser Handel kam in die Hände der deutschen Städte, welchen Erich zahlreiche Privilegien und Marktfreiheiten, ja sogar die Gerichtsbarkeit über ihre Angehörigen im dänischen Gebiet ertheilte.

Noch berühmter, als durch die Rüstigkeit und Thätigkeit, welche Erich in seinen Unternehmungen bewies, ist er als Verbesserer des Staats- und Kirchenrechts in Dänemark. Von den Anordnungen, die er in dieser Hinsicht traf, können jedoch hier blos einige Punkte

angedeutet werden, um das Verhältniß seiner Begriffe von Recht und Polizei zu den jetzt herrschenden anschaulich zu machen; denn die ausführliche Darlegung und Beurtheilung des Ganzen kommt nur dem Rechtskundigen zu. Erich raubte dem unterdrückten Volke den letzen Rest seiner im zwölften und dreizehnten Jahrhundert allmälig untergegangenen Freiheit, da er die Gerichtsbarkeit der geistlichen und weltlichen Güterbesitzer mit einigen wenigen Ausnahmen und Beschränkungen gesetzlich anerkannte, und dadurch die alten Volksgerichte vernichtete. Überhaupt ward durch Erich's Gesetze die Freiheit des Volkes ganz auf die Geistlichkeit und den Adel übertragen. Der König ertheilte nämlich 1282 seinen Großen, ohne dabei des Volkes auch nur zu gedenken, einen merkwürdigen Freiheitsbrief, in welchem er dem Adel und der Geistlichkeit einen jährlichen Reichstag (den sogenannten Dänenhof) zusicherte, und nicht nur das Recht gab, daß weder Verhaftung noch Strafe ohne gerichtliche Untersuchung über sie verhängt werden sollte, sondern ihnen auch erlaubte, sich durch freiwillige Verbannung der Strafe für ein Verbrechen zu entziehen. Er gelobte außerdem eine strenge Aufrechthaltung der Gesetze Waldemar's II., besonders in Bezug auf die Kirche. Was seine polizeilichen Verordnungen angeht, so verfielen er und die Stände in den auch, anderwärts (vgl. oben S. 23) öfters begangenen Fehler, den Staat mit der Mode in einen beständigen Krieg zu verwickeln. Auf einem Reichstage ward nämlich verordnet, daß niemand Gold oder Silber zum Schmuck der Kleidung gebrauchen solle, daß sogar der König keine geschlitzten Kleider tragen dürfe, und daß es Keinem zur Schande gereiche, seine Kleider länger als ein Jahr zu tragen. Das Bier ward bei diesen Anordnungen ebenfalls zu einer Reichsangelegenheit gemacht, da man auch über den Handel desselben besondere Vorschriften gab. Ferner hob Erich die Verpflichtung der Geistlichen und Klöster, die Reisenden zu verpflegen, auf, und befahl die Einrichtung von Wirthshäusern. In Betreff des Todtschlages wurde verordnet, daß der Mörder die Verwandten des Getödteten mit baarem Gelde, nicht mit Waare oder Vieh abfinden solle. Dabei ward zugleich die Gestattung der alten Blutrache dunkel zu verstehen gegeben, da man sie, so lange der Mörder lebe, auf diesen beschränkte und selbst dem Könige unter-

sagte, die Verwandten des Mörders zur Mitbezahlung des Sühnegeldes anzuhalten.

Die Bevorrechtung der Großen, in Folge deren wenige hundert Personen den Staat ausmachten und die Anderen als verachtete Sklaven und Leibeigene blos die Lasten desselben trugen, zog nachher bei jeder Königswahl die Erpressung neuer Vorrechte nach sich; Erich selbst aber ward das Opfer der rohen ritterlichen Oligarchie und eines ihrer Raubhelden. Er hatte den Marschall Stigo in der Person seiner Gattin, gegen die er sich wie ein roher Barbar verging, tödtlich beschimpft. Dieser verband sich deshalb mit einer Anzahl anderer Großen, um Rache an dem König zu nehmen, und Erich ward 1286 von den Verschworenen im Schlaf ermordet. Diese wußten sich darauf eine Zeitlang unentdeckt zu halten, flohen, als dies nicht länger möglich war, zum König von Norwegen, und erhielten nicht blos Schutz von ihm, sondern durften auch in Verbindung mit norwegischen Freibeutern lange Zeit räuberische Angriffe auf Dänemark machen. Stigo ließ sich auf einer Insel nieder, befestigte sie, und machte sich bis zu seinem Tode durch grausame Seeräuberei berüchtigt.

Auch der nächste Anverwandte des Königs, Waldemar von Schleswig, soll ebenso, wie die meisten anderen Großen und selbst der erste Geistliche des Reiches, mehr oder weniger Antheil am Königsmorde gehabt haben, ward aber durch ein Untersuchungsgericht frei gesprochen. Da des erschlagenen Königs Sohn, Erich VIII. Mönved, erst zwölf Jahre alt war, so erhielt Waldemar als nächster Anverwandter desselben auf einige Zeit die Regentschaft. Der junge König, welcher nach einigen Jahren die Regierung übernahm, zeichnete sich durch Milde und Freundlichkeit aus. Bei der Gesunkenheit, in welche Dänemark's Macht gerathen war, brachten ihn die unaufhörlichen Angriffe und Räubereien der Norweger und der mit ihnen verbundenen Mörder seines Vaters in große Verlegenheit. Er suchte daher Hülfe bei seinen Nachbarn in Schweden und Deutschland. Den König von Schweden, Magnus I., knüpfte er durch Doppelheirath und Bündniß an sich, die deutschen Städte aber, welche die Hanse bildeten und ebenso wie er von den Seeräubern litten, bewog er zu einer gemeinschaftlichen Bekämpfung derselben. Er bemühte sich zugleich

um die Aufnahme in ihren Bund, und hoffte dieſe um ſo eher zu erhalten, da er kurz zuvor das Schutzrecht über die Bundesſtadt Roſtock erworben hatte; die Hanſeaten waren aber zu klug und zu eiferſüchtig auf ihre Freiheit, um ihn zum Bundesglied oder Bundeshaupt zu machen. Die oberherrlichen Rechte über Roſtock zogen übrigens den däniſchen König in alle Händel der mecklenburgiſchen Herren, und man glaubte ſogar, er gehe mit dem Gedanken um, das alte Oſtſee-Reich ſeines Ahnen Waldemar II. wiederherzuſtellen, zumal da ſeine Mutter ſich 1293 mit dem Grafen von Holſtein-Kiel vermählte, und ihm neben der Hülfe ihres Verwandten, des Markgrafen von Brandenburg, auch die der Holſteiner verſchaffte.

Durch dieſe deutſchen Verhältniſſe in unzählige Händel verwickelt, gerieth Erich auch noch mit ſeiner Geiſtlichkeit und mit dem herrſchſüchtigen Pabſt Bonifacius VIII. in einen Streit, der zuletzt nur zum Vortheil des römiſchen Stuhles und ſeiner angemaßten Gewalt in weltlichen Dingen endigte. Der Erzbiſchof von Lunden, Jens Grand, welcher die erzbiſchöfliche Würde ohne den König zu fragen, angenommen hatte, kränkte ihn auf verſchiedene Weiſe, und war außerdem ſchon vorher der Mitwiſſenſchaft des an Erich's Vater begangenen Mordes verdächtig. Als daher ſein Neffe, welcher zu den Verſchworenen gehört hatte, wider ihn zeugte, verfuhr der erbitterte König mit der ganzen rohen Barbarei und Ungerechtigkeit ſeiner eiſernen Zeit gegen ihn, ſo daß das Betragen dieſes ſonſt milden Königs uns eine ſchreckliche Vorſtellung von dem Verfahren der harten Könige gibt. Er ließ Jens Grand hinterliſtig gefangen nehmen, auf ſchimpfliche Weiſe mishandeln und dann in einen entſetzlichen Kerker werfen, wo der Erzbiſchof in ſchweren Feſſeln Hunger und Noth litt. Dies zog dem König den päbſtlichen Bann nebſt dem Interdict und die Vorladung nach Rom zu; der Erzbiſchof entkam aus dem Gefängniß, und Erich, welcher unterdeſſen gegen das Kapitel und die Kirche von Lunden auf barbariſche Weiſe gehauſt hatte, ſchickte endlich ſeinen Kanzler nach Rom, wohin ſich auch Jens Grand begeben hatte, und wo nun der Pabſt ein förmliches Gericht über den däniſchen König hielt. Doch wurde dadurch der Streit keineswegs geendigt, er dauerte vielmehr noch einige Jahre fort, bis endlich König Erich, obgleich auch damals das Interdict von den Dänen wenig befolgt

worden war, die Rechte seines Reiches seinem persönlichen Vortheil und seinem Haß gegen den Erzbischof opferte. Er beugte nämlich sein königliches Ansehen unter das päbstliche, erkannte den Pabst als seinen Richter, und nahm die berüchtigte Bulle Unam sanctam, welche die weltliche Macht der geistlichen förmlich unterordnete, gegen welche daher allgemein protestirt ward (s. S. 8), in bestimmter und urkundlicher Weise an (1303). Er wurde dadurch des Erzbischofs entledigt; denn der hocherfreute Pabst Bonifacius entfernte denselben gegen eine Entschädigungssumme nicht nur von dem Bisthum Lunden, sondern auch aus Dänemark.

Wie man übrigens auch Erich's Verfahren bei der Beendigung dieses Streites ansehen mag, Nutzen brachte es ihm jedenfalls; denn er erhielt dadurch freie Hand, und gewann das, was er dem Pabst opferte, gegen Schleswig und gegen die deutschen Herren und Städte doppelt wieder. Er entriß dem Herzog Waldemar von Schleswig die Inseln, welche dieser während seiner Regentschaft geraubt hatte, nahm die Bauern desselben in seinen Schutz, und benutzte die in Holstein und Mecklenburg herrschende Verwirrung, um sich als Oberherr in diesen Ländern und sogar in der Stadt Lübeck geltend zu machen. Im nördlichen Deutschland war nämlich das Ansehen der Kaiser, das im Süden und in der Mitte des deutschen Reiches nur wenig galt, ganz erloschen, die Städte, Grafen und Herren von Holstein und Mecklenburg hatten daher weder Furcht vor einem höchsten Richter, noch konnten sie auf Schutz von demselben hoffen. Die Folge war, daß Streitigkeiten und Fehden in jenen vielfach getheilten Ländern fast unaufhörlich walteten, und daß dies dem benachbarten Dänenkönig Gelegenheit gab, ihnen seinen Schutz aufzudringen. Besonders war den Grafen und Herren, welche ihre Bauern in den Zustand der Leibeigenschaft herabgedrückt hatten, das demokratische Wesen und Treiben der streitbaren Dithmarschen und der zu immer größerer Wohlhabenheit und Macht aufblühenden Städte ein Dorn im Auge, zumal da die Ersteren sich oft zu Wasser und Land Raub und Gewaltthätigkeiten gegen ihre Nachbarn erlaubten. Im Jahre 1289 geriethen die Grafen von Holstein auch noch mit ihrer eigenen Ritterschaft in Streit und jagten diese aus dem Lande. Die vertriebenen Vasallen rächten sich durch verheerende Raubzüge,

welche alle Straßen unsicher machten und das ganze Land zwischen der Bill und Trave in eine halbe Einöde verwandelten. Dies nöthigte die Stadt Lübeck, sich in den Streit einzumischen, und da sie dadurch ins Gedränge kam, so mußte sie, wie kurz vorher Florenz die neapolitanischen Könige (s. Th. VII. S. 383 ff.), den König von Dänemark zum Schutzherrn annehmen. Auch die Grafen von Holstein und der Herzog Heinrich von Mecklenburg waren nachher genöthigt, die Oberherrschaft des dänischen Königs anzuerkennen, und es schien zuletzt wirklich, als wenn das frühere Dänenreich diesseit der Ostsee wieder hergestellt werden sollte. Selbst in Esthland und Liefland hoffte Erich seine Rechte geltend machen zu können, ungeachtet er zu gleicher Zeit mit seinem herrschsüchtigen Bruder, dem nachherigen König Christoph II., und mit dem empörten Adel in Jütland zu kämpfen hatte, und sogar in die Zwistigkeiten der Schweden verwickelt ward. Dieser wiederauflebende Glanz des dänischen Reiches dauerte jedoch nur kurze Zeit, und war mit dem großen Nachtheil begleitet, daß die Hülfsmittel, durch welche die Könige sich im Inneren Ansehen und Gewicht hätten verschaffen können, zur Bereicherung deutscher Fürsten und Ritter dienten. Bei Erich's Tode waren die Krongüter, aus deren Einkünften die Kosten der Regierung und des königlichen Hofes hauptsächlich hätten bestritten werden sollen, meistentheils an deutsche Fürsten und an Ritter und Verbündete verpfändet, welche Erich gebraucht hatte, um an den Küsten der Ostsee zu glänzen.

Als Erich Mönved 1319 starb, maßten sich die dänischen Großen, welche noch roher und trotziger als die deutschen waren, dieselbe Gewalt in Betreff der Besetzung des Thrones an wie diese; auch sie wollten das Recht haben, den Prinzen, der ihnen am liebsten war, zum König zu ernennen. Sie nahmen von den unaufhörlichen Fehden, welche Erich's Bruder, Christoph II., mit diesem gehabt hatte, Veranlassung, ihm die Nachfolge zu erschweren und auf diese Weise zum Nachtheil des Volkes neue Beschränkungen des königlichen Ansehens, neue Rechte des Adels und der Geistlichkeit zu erlangen. Erst nach zweimonatlichen Unterhandlungen und nachdem sie eine Capitulation oder, wie man jetzt hie und da sagen würde, eine einseitige Constitution von Christoph erpreßt hatten, erkannten sie ihn als König und seinen Sohn,

Erich, als Mitregenten an. Die Herren, welche diesen Vertrag machten, nahmen dabei so wenig Rücksicht auf die Umstände, daß sie, ungeachtet fast alle Krongüter in fremden Händen waren, dem Könige vorschrieben, er solle von ihnen weder Zölle noch andere Abgaben erheben: eine Bedingung, welche voraussichtlich nicht erfüllt werden konnte. Übrigens zeigt der Inhalt dieser Constitution in Verbindung mit den Begebenheiten der nächsten Zeit, wie leicht es ist, die allerbesten Anordnungen zu machen und in aller Form zu verbürgen, und wie schwer oder unmöglich, auch nur den hundertsten Theil davon zur Ausführung zu bringen. Die neue dänische Verfassung enthielt die vortrefflichsten Bestimmungen, obgleich darin für die armen Bauern nichts zu finden ist. Es werden neben der Freiheit des Handels ebensowohl die Rechte der Kaufleute, sowie einer gewissen Klasse freier Bürgerlichen und der nicht zum Herrenstande gehörenden Adeligen gesichert, als die Vorrechte der Herren und Prälaten. Es wird der ganze Proceßgang und die Unterordnung der verschiedenen Gerichtsstellen festgesetzt, und jeder weiß, daß er nur vor ein bestimmtes Gericht gezogen werden darf, sowie daß öffentliche Volksgerichte die persönliche Freiheit und das Eigenthum schirmen. Von den Volksgerichten wird dem Verurtheilten, wiewohl vielleicht aus einer nicht gerade rühmlichen Nebenabsicht, die Berufung an König und Reichsversammlung gestattet. Die Reichsversammlung selbst soll jährlich gehalten werden, und der König darf kein Mitglied derselben wegen dessen, was zur Vertheidigung der Landes- und Volksrechte gesprochen wird, zur Rede stellen.

Wie die Großen, so suchte auch der Pabst damals aus der Lage der Dinge in Dänemark Vortheil zu ziehen. Er benutzte nämlich die Gelegenheit, um die Krönung der dänischen Könige vom Eigensinn eines Erzbischofs und von der Habsucht Rom's ebenso abhängig zu machen, wie die der deutschen Könige war. Christoph und sein Sohn wurden nicht eher gekrönt, als bis sie 1322 die Habsucht des dänischen Erzbischofs und des päbstlichen Legaten befriedigt hatten, und der Pabst selbst schrieb den dänischen Reichsständen, daß er jede Krönung, welche nicht von dem Ersteren verrichtet oder gebilligt sei, für ungültig erkläre. Übrigens suchte sich Christoph gegen die Übermacht seiner Großen dadurch zu

schützen, daß er die benachbarten deutschen Fürsten für sich gewann, er mußte aber die kräftige Hülfe derselben theuer bezahlen. Auch suchte er durch eine Verbindung mit Ludwig dem Baiern, der in seinem Kampf um das deutsche Kaiserthum fremder Hülfe sehr bedurfte, und daher 1325 seinen Sohn Ludwig von Brandenburg mit Christoph's Tochter Margaretha verlobte, das Herzogthum Schleswig von Deutschland zu trennen und wieder mit Dänemark zu vereinigen. Sein Plan mit diesem Herzogthum zog ihm einen unglücklichen Krieg mit dem holsteinischen Grafen Gerhard zu, der sich früher im Kriege mit zwei anderen holsteinischen Grafen und ihren Bundesgenossen, den Dithmarschen, den Beinamen des Großen erworben hatte. In Holstein hatten sich nämlich, nachdem das schauenburgische Haus (s. Th. VII. S. 397) durch Theilung lange sehr geschwächt gewesen war, nach einander drei mächtige und streitbare Fürsten desselben erhoben. Diese waren Johann der Milde von Wagrien, Johann von Stormarn und Gerhard der Große von Rendsburg. Der Letztere war anfangs ein ganz armer Graf, gelangte aber durch Tapferkeit und Glück zu Reichthum und Macht, führte den so eben erwähnten ehrenvollen Krieg, und vermehrte gleich nachher (1317) den in demselben erworbenen Ruhm durch einen Sieg über die Dithmarschen, die sich verwüstende Einfälle in Holstein erlaubt hatten. Diese Niederlage bewog hierauf die ganze Ritterschaft des Landes, sich gegen die tödtlich verhaßte Bauern-Republik ebenso zu verbinden, wie sie sich hundert Jahre früher gegen die Stedinger verbunden hatte (s. Th. VII. S. 400). Gerhard der Große fiel mit Johann von Stormarn, Heinrich von Mecklenburg und elf anderen Landherren in das Gebiet der Dithmarschen ein; diese wurden aber gerade durch die Übermacht ihrer Feinde zum verzweifelten Widerstand getrieben, und erfochten einen ähnlichen Sieg, wie kurz vorher die Schweizer bei Morgarten. Durch das trockene Wetter nämlich begünstigt, eroberten die Fürsten und Ritter das ganze beim Regen unwegsame Land, schlugen die Bauern in einem Treffen, und brachten sie in die äußerste Noth. Auf künstlich errichteten Hügeln stehen in diesem Marschlande die Häuser, auf höheren Stellen sind die Kirchen gebaut; diese dienten jetzt als Festungen, und die Hauptfestung war die Kirche von Oldenwürden. Hier wurden die Dithmarscher

so enge eingeschlossen, daß sie sich zu einer Capitulation erboten. Der erbitterte Adel wies dies zurück, weil er die Bauern in der Kirche zu verbrennen hoffte; er versäumte aber hierüber den günstigen Augenblick, und veranlaßte eine Gegenwehr, welche den Bauern des ganzen Ländchens Zeit gab, sich rund um das belagernde Heer zu sammeln, während zugleich die den Rittern günstige Jahreszeit verfloß. Jetzt benutzten die Bauern Witterung, Natur des Bodens und Stellung, und griffen mit ihren der Örtlichkeit angepaßten Waffen die unbeholfene Ritterschaft an. Sie erschlugen zweitausend Ritter, und tödteten von den vierzehn Landherren, welche an der Spitze derselben standen, nicht weniger als zwölf (1322).

Glücklicher, als gegen die Dithmarschen, war Gerhard gegen den König Christoph, der von Anfang an die Unzufriedenheit des dänischen Adels erregt hatte, weil er die von ihm unterschriebene Capitulation nicht beobachtete. Christoph hatte beim Tode Erich's von Schleswig (1325) dieses Land sogleich besetzen lassen; Gerhard aber, der die Vormundschaft von Erich's Sohn, Waldemar, als mütterlicher Oheim in Anspruch nahm, zog gegen ihn, und erfocht durch Kriegslist einen glänzenden Sieg. Die unzufriedenen Großen säumten nicht, sich mit dem Besieger ihres Königs zu verbinden, und da Christoph nach seiner Niederlage durch eine harte Steuer und durch seine deutschen Söldlinge auch das Landvolk gegen sich erbitterte, so erhob sich auch dieses. Sein Sohn Erich ward von den Bauern überfallen und in den Kerker geworfen, er selbst mußte mit den beiden anderen Söhnen nach Deutschland fliehen, und Gerhard wurde Herr des dänischen Reiches. Vergebens machte hierauf Christoph den Versuch, mit Hülfe deutscher Fürsten dasselbe wieder zu erobern, sein Unternehmen mislang durch die Treulosigkeit seines eigenen Schwagers, des Herzogs Wratislav von Pommern, und die Dänen erhoben Gerhard's Mündel, Waldemar III., auf den Thron. Den Vortheil dieser Revolution theilte Gerhard, der eigentliche Herr des Landes, mit drei dänischen Großen, welche schon bei Christoph's Capitulation durch die Schwächung des königlichen Ansehens das Meiste gewonnen hatten, mit Knud Porse, dem Marschall Ludwig Albertson von Eberstein und dem Reichsdrost Lauritz

Jonson. Der Erstere, welchem Christoph bei seinem Regierungsantritt sogar den bis dahin nur königlichen Prinzen ertheilten Titel eines Herzogs gegeben hatte, erhielt Südhalland, Samsoe und Kallundborg, der Zweite Kolding und Nypen, der Dritte Langeland und Arroe. Gerhard selbst ließ sich von seinem Mündel Süd-Jütland auf ewige Zeiten ertheilen.

Christoph irrte lange umher, und suchte vergebens Hülfe bei seinen Verwandten und bei den Esthländern, welche noch immer die dänische Oberhoheit anerkannten. Endlich wandte er sich an Lübeck und die anderen deutschen Seestädte, und gewann sie durch die Zusage von ganz neuen Handelsvorrechten. Die Lübecker brachten einen großen Bund zur Wiedereroberung von Dänemark zu Stande, an welchem außer Christoph's Halbbruder, Johann von Holstein, auch zwei mecklenburgische Herzöge Theil nahmen, und die Unzufriedenheit, welche Gerhard und Waldemar durch ihre im Lande vertheilte holsteinische Ritterschaft erregt hatten, half das Unternehmen befördern. Christoph landete auf Seeland und ward, nachdem er seinem habsüchtigen Bruder bedeutende Besitzungen hatte zusprechen müssen, von Gerhard und Waldemar in einem von den Lübeckern vermittelten Vertrag als König anerkannt (1329). Dieser Vertrag wurde aber gleich nachher wieder gebrochen und erst im folgenden Jahre kam endlich die Sache zu einer bleibenden Entscheidung. Johann von Holstein und Gerhard schlossen auf Unkosten ihrer Schützlinge einen Frieden, in Folge dessen Waldemar den Königstitel niederlegte und Christoph ohne die Mittel, auch nur anständig zu leben, wieder als König eingesetzt ward. Der Letztere konnte in seinen traurigen Umständen das königliche Ansehen so wenig geltend machen, daß ihn sogar einst zwei Raubritter aus seiner wohlverwahrten Wohnung trieben und davon führten. Das dänische Reich schien sich damals auf einige Zeit ganz aufzulösen; denn Gerhard hatte in dem Friedensvertrag Nord-Jütland, Nord-Friesland und Fünen für sich erhalten, Knud Porse's Familie befaß Halland unter schwedischem Schutz, Christoph's Halbbruder herrschte in Seeland und Laland, und das Land Schonen, welches dem Letzteren von Christoph zuerkannt worden war, hatte, um des deutschen Druckes los zu werden, ebenso wie Blekingen dem Schweden-König gehuldigt. Christoph starb 1333.

4. Schweden.

Die schwedische Geschichte dieses Zeitraums bedarf nur einer kurzen Übersicht, da sie nicht, wie die dänische, mit der Geschichte von Norddeutschland und dadurch mit den Angelegenheiten von Europa überhaupt näher zusammenhängt. Auch gehört die Geschichte des schwedischen Reiches bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts, obgleich die Begebenheiten selbst historisch sind, immer noch der Sagengeschichte an, und man kann sie, je nachdem sie von der einen oder der anderen Seite aufgefaßt wird, ganz verschieden darstellen. Poetisch aufgefaßt erscheint Alles heroisch, ritterlich, genial und wieder rührend fromm; prosaisch betrachtet aber ist Alles roh, grausam, blutig, mitunter abgöttisch, abergläubig und fanatisch.

In den Zeiten der Kreuzzüge und unmittelbar nachher unterhalten uns die schwedischen Chroniken nur von einem steten Wechsel der Regenten, von Ermordungen derselben, von Empörungen der Großen und von Grausamkeiten roher und sinnlicher Naturmenschen, deren Christenthum eine leere Form war. Diese Form ward erst unter dem König Swerker I. (1133—1155) und besonders unter seinem Nachfolger Erich IX., der sich durch seinen Eifer für die Einführung der Hierarchie den Beinamen des Heiligen erworben hat, im schwedischen Volk befestigt. Bis zur Zeit des nächsten Königs, Karl's VII. oder I. (1160—1167), gehörte das Land zum Sprengel des Erzbischofs von Lunden, welcher bis dahin der Patriarch des Nordens gewesen war; unter diesem König aber wurde 1163 das Erzbisthum Upsala gestiftet, und Schweden hatte seitdem sein eigenes geistliches Oberhaupt. Nachher verflossen noch gegen hundert Jahre, ehe man wagen durfte, den Schweden zuzumuthen, was im übrigen Europa schon seit dem elften Jahrhundert strenges Gesetz geworden war; denn erst auf der Kirchenversammlung zu Skenige (1248) ward durch die Bemühungen eines päbstlichen Legaten die Priesterehe verboten, das Studium des kanonischen Rechts anbefohlen und die Verordnung erlassen, daß die Ernennung der Bischöfe von allem Einfluß der weltlichen Macht unabhängig sein solle. Indessen wurden diese Verfügungen auch nachher noch lange Zeit nicht befolgt.

Im Jahre 1222 erlosch das Geschlecht Swerker's und Erich Erichsson ward auf den Thron gerufen, den er nur mühsam und unter blutigen Bürgerkriegen behauptete, bis er 1229 aus dem Lande getrieben ward. Er kehrte zwar nach fünf Jahren wieder zurück und blieb dann bis zu seinem Tode (1250) König; aber mächtiger als er war die Familie der Folkunger, welche an der Spitze der Großen glänzte, und deren Haupt unter dem Titel Jarl oder Herzog die Angelegenheiten der Nation leitete und ihre Nationalkriege führte. Diese Kriege waren gegen die heidnischen Finnen gerichtet, und erhielten dadurch, daß man sie Kreuzzüge nannte, eine religiöse Beziehung. Übrigens suchten die übermächtigen Großen die anderen Theile der Nation ihrer Rechte zu berauben, und ihre Gesetze waren daher größtentheils auf Unterdrückung des in seiner Freiheit oft übermüthigen Volkes berechnet. Die Folkunger erlangten nach Erich's Tode auch die königliche Würde. Die Aristokratie erwählte nämlich Waldemar, den Sohn Birger's, des letzten Jarl's. Bis zu Birger's Tod (1266) führte dieser die Regierung im Namen seines Sohnes. Seine Herrschaft war reich an Blutscenen, wie die seiner Vorgänger, und die neue Dynastie wurde von den mächtigen Großen nicht weniger angefeindet, als die frühere. Birger that Alles, um seiner Familie sowohl durch List, als durch Gewalt den Thron zu sichern. Er verlieh außerdem zwei jüngeren Söhnen, Magnus und Erich, besondere Herzogthümer, und hoffte durch diese Maßregel dem König eine Stütze in ihnen zu geben, stiftete aber nur Hader und Feindschaft. Mehrere Glieder des Stammes der Folkunger ergriffen sogar, weil sie sich seiner Herrschaft nicht fügen wollten, die Waffen, sie wurden aber nach und nach alle besiegt. Durch Heirathen knüpfte Birger das neue Herrscherhaus an das alte Geschlecht der dänischen Könige, und mit den deutschen Handelsstädten, sowie mit den Colonieen derselben auf der Insel Gothland schloß er Verträge, in welchen nicht blos der Handel derselben, sondern auch die von ihnen ausschließend betriebenen Gewerbe sehr begünstigt wurden.

Nach Birger's Tod gerieth Waldemar, der nur für Liebschaften und Liebesabenteuer Sinn hatte und darüber die Reichsgeschäfte versäumte, mit seinen Brüdern Magnus und Erich in Zwist. Die

Königin selbst, eine Tochter Erich Plogpennig's von Dänemark, vermehrte die Feindschaft durch Spott und Stolz, und Waldemar verschaffte den ehrgeizigen Bestrebungen seiner Brüder Kraft und Erfolg, als er sich in einen vertrauten Umgang mit seiner Schwägerin einließ, die das geistliche Gelübde abgelegt hatte und bei einem Besuche ihrer Schwester in Schweden, wo man sie wie einen göttlichen Engel empfangen hatte, ihrer eigenen Schwäche und den Lockungen des ebenso schönen, als sinnlichen Königs erlag. Dieser erbitterte dadurch die Geistlichkeit und das Volk, und suchte nachher den allgemeinen Zorn vergebens durch eine büßende Pilgerfahrt nach Rom zu versöhnen. Seine Brüder aber säumten nicht, von seinen Fehlern und von der herrschenden Stimmung Nutzen zu ziehen. Sie verbanden sich mit König Erich Glipping von Dänemark, erhielten von demselben dänische und deutsche Streiter, und begannen 1275 einen Bürgerkrieg, in welchem sie ihren leichtsinnigen Bruder besiegten und mehrere Male gefangen nahmen. Er blieb zuletzt bis zu seinem Tode (1302) in ihrer Haft.

Sein älterer Bruder, Magnus I., welcher schon im Jahr 1279 förmlich die Krone genommen hatte und mit einer Tochter Gerhard's des Großen von Holstein vermählt war, zog diese und viele deutsche Ritter nicht allein ins Land, sondern gewährte ihnen auch großen Einfluß, und erbitterte dadurch die Schweden besonders aber seine eigene Familie. Einige Häupter der Folkunger überfielen daher plötzlich den Grafen Gerhard, und schleppten ihn gefangen fort. Magnus bewirkte zuerst durch Verstellung die Freigebung seines Schwiegervaters, und befestigte sich dann dadurch auf dem Thron, daß er alle gegen ihn verbündeten Stammesverwandten mit heuchlerischen Worten zu sich lockte, um sie ihrer Person zu bemächtigen, und dann einen Theil von ihnen enthaupten, die Anderen aber ihrer Güter berauben ließ. Um jene Zeit erlangte er auch die Anerkennung seines ältesten Sohnes als Königs und Nachfolgers. Der Gebrauch, welchen Magnus bald nachher von dem gewaltsam erworbenen königlichen Ansehen machte, ist durch den sonderbaren Namen Scheuerschloß verewigt worden. Magnus trug nämlich durch strenge Gesetze Sorge daß die rohe und übermüthige Ritterschaft nicht wie in Deutschland des Bauern sauer erworbenes Gut raube, oder er legte, wie man

zu sagen pflegte, ein Schloß vor die Scheuern der Bauern. Freilich suchte er daneben auch die ritterlichen Uebungen der anderen Länder Europa's und mit ihnen die ritterliche Zucht, Galanterie und Bildung in Schweden einzuführen; allein er that doch zugleich alles, was er konnte, um dem Faustrecht Schranken zu setzen. Die neue Civilisation brachte übrigens, wie in unseren Tagen, systematische Steuern mit sich. Unter Magnus ward nämlich das, was die Regenten bisher gewaltsam von den Bauern erpreßt hatten, in eine regelmäßige und deshalb weniger drückende, dafür aber auch fortdauernde Belastung verwandelt, und die schwedische Geistlichkeit, welche bis dahin die Steuerfreiheit zwar gesucht, aber niemals gesetzlich erlangt hatte, von der Theilnahme an den Staatslasten gesetzlich befreit. Eine eigentliche Steuerordnung jedoch, wie man sie ihm zuzuschreiben pflegt, hat er wohl nicht gemacht. Welche wichtige Rolle Magnus in den Streitigkeiten unserer deutschen Städte mit den norwegischen Königen durch seinen schiedsrichterlichen Spruch zu Kalmar spielte, haben wir in der norwegischen Geschichte (S. 53) berichtet.

Bei seinem Tode (1290) war sein ältester Sohn, Birger, erst neun Jahre alt, Magnus bestellte daher den Marschall Torkel Knutsson zum Vormund desselben und zugleich seiner beiden jüngeren Söhne, Erich und Waldemar. Diese vormundschaftliche Regierung war eine der trefflichsten und ist bei dem damaligen Zustande von Schweden, nach so vielen bürgerlichen Kriegen, Grausamkeiten und Blutscenen eine in den Zeiten des bewegten Mittelalters sehr auffallende Erscheinung; denn während in ganz Europa Fehden und Verwirrungen walteten, wurde in Schweden Ordnung und Ruhe erhalten, die Grenze des Reiches ausgedehnt und die Civilisation besser begründet und verbreitet.

Torkel vollendete die Unterwerfung und Bekehrung von Finnland, und breitete zugleich die schwedische Herrschaft mit dem Christenthum über das benachbarte Volk der Karelier aus. Durch diese Eroberung, zu deren Sicherung damals Wiborg gegründet wurde, kamen die Schweden mit den Russen in unmittelbare Berührung, und da dieses nordisch-slavische Volk auch von den dänischen Vasallen in Esthland öfters angegriffen wurde, so gerieth es jetzt von zwei Seiten her zwischen den skandinavischen und germanischen

Unternehmungen ins Gedränge. Die Kriegszüge gegen die Russen kosteten jedoch den Schweden sehr viele Leute, ohne einen bleibenden Vortheil zu gewähren. Die schwedische Ritterschaft soll zu Torkel's und Birger's Zeit mehr als zwölfhundert Mann durch die Russen verloren haben, und ward, wie es scheint, aus diesem Grunde mit dem König und seinem Vormund unzufrieden. Auch das Volk beschwerte sich, weil Birger, wie es hieß, durch seine Vermählung mit einer dänischen Prinzessin, der Schwester Erich Mönved's, und durch eine kostspielige Hofhaltung zu unnöthigen Ausgaben verleitet worden sei, und deßhalb neue Steuern habe erheben lassen, zu welchen selbst die Geistlichen, sowie die Stifter und Klöster angehalten worden wären. Zum Unglück entzweiten sich 1304 auch Erich und Waldemar, welche vorher schon mit dem Marschall Torkel zerfallen waren, mit ihrem Bruder. Sie bekriegten ihn zwei Jahre lang mit Hülfe des Königs von Norwegen, und Birger söhnte sich zuletzt auf eine sehr unrühmliche Weise mit ihnen aus; denn er brachte ihnen den wackeren Torkel zum Opfer. Der Marschall ward, obgleich ihm wiederholt und schriftlich die Zusicherung ertheilt worden war, daß er wegen seiner vormundschaftlichen Regierung niemals zur Rechenschaft gezogen werden solle, verhaftet und auf barbarische Weise hingerichtet.

Jetzt rissen des Königs Brüder alle Gewalt an sich, und schon acht Monate nach Torkel's Tode nahmen sie ihn sammt seiner Gemahlin und seinen Kindern gefangen; nur sein ältester Sohn, Magnus entrann ihnen, und floh mit Hülfe eines treuen Dieners nach Dänemark zu seinem Oheim Erich Mönved. Dieser eilte, obgleich er damals mit den deutschen Kriegen beschäftigt war, zur Rettung seines Schwagers herbei, suchte aber auch diesmal, wie immer, seinen Zweck lieber durch Unterhandlungen und Bündnisse, als durch Tapferkeit im Felde zu erreichen, und schloß zweimal einen Waffenstillstand mit Birger's Brüdern, welchen diese diplomatisch zu benutzen wußten. Bei dem zweiten Waffenstillstand war die Freilassung Birger's ausbedungen worden; die Brüder desselben zogen aber die Großen in ihr Interesse, und beschränkten bei der Gelegenheit die königliche Macht und Gewalt so sehr, daß Birger gleich nach seiner Befreiung in Dänemark Schutz und Hülfe suchte. Jetzt ward von und mit deutschen Miethlingen eben-

so um das dänische Reich gestritten, wie zu derselben Zeit um Mailand, Rom, Neapel und andere italiänische Staaten; denn Erich Mönved brach mit einem deutschen Heere in Schweden ein, und auch die Herzöge ließen ganze Schaaren von Söldnern aus Deutschland kommen. Diese Krieger hausten auf beiden Seiten so arg im Lande, daß endlich die Herzöge, mehr um der lästigen Freunde, als um der Feinde los zu werden, ihrem Bruder den Antrag zu einer nochmaligen Aussöhnung machten. Die Folge war ein neuer Theilungsvertrag zwischen den beiden Brüdern (1310), und das arme Schweden wurde jetzt von drei Seiten her königlich gedrückt. Am ärgsten trieb es der Herzog Erich; er reiste, er baute, er hielt glänzende Ritterfeste, und bewirthete die fremden Herrschaften, welche nicht ermangelten, sich bei einer Hofhaltung, in der es so prächtig herging, einzufinden. Das Urtheil, welches ein Chronikschreiber über dieses Treiben ausspricht, mag den Lesern beweisen, daß der einfache Sinn früherer Zeiten eine bessere Geschichte eingab, als die geniale Poesie, Kunst und Sophistik unserer Tage. „Die beiden Herzöge, sagt Ericus Olai, mishandelten das dänische Reich, das sie gewaltsam an sich gerissen hatten, auf vielfache traurige Weise; denn sie hielten eine Gasterei nach der anderen, zogen mit ihren Kriegsschaaren unablässig hin und her, verzehrten so das Brod, das den Armen hätte nähren sollen, und gaben durch ihre Fehden und Kriege das Land nicht blos den Verheerungen der Feinde preis, sondern sie schrieben auch so drückende Steuern aus, daß jeder Bauer bisweilen dreimal im Jahr eine Mark zahlen mußte (d. h. doppelt soviel, als für eine Kuh gezahlt ward). Diese Fürsten waren und hießen freilich fromme und prachtliebende Herren, aber sie waren es zum Unheil und Verderben des armen Volkes."

Als die beiden Brüder endlich das Ihrige zugleich mit fremdem Gute vergeudet hatten, und unter einander uneinig wurden, schien dem elenden König Birger die längst ersehnte Zeit einer feigen Rache gekommen zu sein. Er lockte in Verbindung mit seiner dänischen Gemahlin Beide durch Freundlichkeiten zu sich, empfing und bewirthete sie mit erheuchelter Herzlichkeit, und beherbergte sie dann auf seiner Burg zu Nyköping, während ihre Begleitung in der Stadt vertheilt ward. In der Nacht ließ er sie plötzlich ver-

haften und dann furchtbar mishandeln. Sie wurden in unterirdische Kerker geworfen, an Hals, Händen und Füßen mit schweren Ketten belastet, mit den Füßen an die Mauer, mit den Händen an einen Pfahl gefesselt und durch unmenschliche und fast unerhörte Martern gequält. Diese, beinahe wörtlich einer Chronik entnommenen Angaben werfen ebenso, wie die fast gleichzeitige Geschichte des Hungerthurms in Pisa, welche Dante verewigt hat, ein helles Licht auf den Geist und die Sitten jener Zeiten. Birger verfehlte übrigens des Hauptzweckes seiner Hinterlist und Grausamkeit. Er hatte gehofft, sich des Antheils seiner Brüder am Reiche bemächtigen zu können; allein das Gerücht der abscheulichen That regte nicht blos die Freunde und Vasallen des Gemishandelten, sondern auch die Bürger von Stockholm und die Bewohner ganzer Districte gegen ihn auf. Von allen Seiten in Nyköping eingeschlossen, verzagte er und ergriff die Flucht. Er nahm jedoch die Schlüssel der Gefängnisse mit, warf sie in einen Fluß, und gab so seine leiblichen Brüder, nachdem sie vier Monate die grausamsten Qualen erduldet hatten, dem Hungertode preis. Der Ein war glücklich genug, schon nach drei Tagen dem Hunger zu erlie gen; der Andere starb erst, nachdem er acht Tage ohne Nahrung gewesen war (1318). Der flüchtige König, dem sein Sohn Magnus eine Hülfe von achthundert Reisigen aus Dänemark brachte ward im ersten Treffen, das er den Empörern lieferte, geschlagen Er setzte nichts desto weniger mit seinen Miethlingen, welche das Land schrecklich mishandelten, den Krieg noch eine Zeitlang fort bis ihn der aus der dänischen Geschichte bekannte Knud Porse den die aufrührerischen Schweden zu ihrem Anführer wählten nach der Insel Gothland jagte. Hier erbettelte oder erkaufte e deutsche Hülfe; aber auch die Deutschen konnten ihn nicht retten Sie wurden geschlagen und seine Anhänger gefangen und grausam hingerichtet. Auch sein Sohn Magnus fiel in die Hände seine Feinde, und als Birger selbst nach Dänemark floh, um dort neu Hülfe zu holen, brach durch Erich Menved's Tod auch seine letzt Stütze zusammen. Dänemark ward unmittelbar nachher auf ähn liche Weise wie Schweden von inneren Unruhen zerrissen; auc war Erich's Bruder und Nachfolger, Christoph II., seiner Schweste und seinem Schwager Birger keineswegs gewogen; er that dahe

für Beide nichts, als daß er ihnen ein kleines Gütchen anwies, von dessen spärlichem Ertrag sie leben sollten. Dort beschlossen Birger und seine Gemahlin nicht lange nachher in Armuth und Elend ihr Leben. Mit ihrem gefangenen Sohne Magnus, welcher damals erst zwanzig Jahre alt war, verfuhr man in Schweden ebenso ungerecht, als Birger grausam gegen seine Brüder gehandelt hatte. Obgleich Magnus weder zu der Zeit, als sein Vater sich an seinen Brüdern verging, im Reiche gewesen war, noch irgend etwas gethan hatte, wodurch er sich des ihm früher förmlich ertheilten Rechtes der Nachfolge hätte verlustig machen können, wurde er doch wegen der Verbrechen seines Vaters vor ein Gericht gestellt, zum Tode verurtheilt und öffentlich hingerichtet.

Gleich nach Birger's Sturz tritt die Geschichte Schwedens in einen engen Zusammenhang mit der norwegischen und mit der dänischen, bis endlich gegen das Ende des Jahrhunderts alle drei Reiche mit einander verbunden wurden.

5. Geschichte von Esthland, Liefland, Kurland und Preußen bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Die Völker, welche in den ersten Zeiten des Mittelalters die Ostsee-Küsten von der Weichsel an bis zur Mündung der Newa bewohnten, oder die Esthen, die Lieven oder Letten, die Kuren, die Litthauer und die Preußen gehörten mit Ausnahme der Esthen, einer finnischen Völkerschaft, zu dem großen slavischen Völkerstamme. Sie erhielten zuerst im dreizehnten Jahrhundert, als sie mit den Deutschen und Skandinaviern in Berührung kamen und von diesen theils gewaltsam zur christlich-germanischen Civilisation übergeführt, theils unterdrückt und zu einem bloßen Mittel der Erhaltung und Ausdehnung dieser Civilisation gemacht wurden, eine Bedeutung für die Weltgeschichte.

Von diesen Völkern waren es die Preußen, welche mit der voranschreitenden christlich-germanischen Cultur zuerst in Berührung kamen. Sie wohnten an der Grenze von Polen, und sahen mit an, daß auch hier, wie überall, mit der Einführung des Christenthums und mit der Stiftung von Bisthümern zugleich Unterwerfung unter die Oberhoheit des deutschen Kaisers und unter die Gesetze des Pabstes, sowie die Entrichtung von Zehnten an die Kirche

verbunden war. Dies mußte ihnen das Christenthum ebenso verhaßt machen, wie einst den Sachsen (s. Th. V. S. 374 f.). Sie erschlugen daher schon am Ende des zehnten Jahrhunderts den Bischof Adalbert, den ersten Apostel ihres Landes (s. Th. VI. S. 124 f.), und suchten auch später, als die Pommern und die übrigen Wenden an der Ostsee allmälig das Christenthum annahmen, die Bekehrer, welche zugleich Frieden und Unterwerfung unter fremde Gesetze predigten, von ihren Grenzen abzuhalten. Die vordringende Civilisation war aber mächtiger als die Barbarei, die christliche Lehre schlug in dem westlichen Theil des preußischen Landes Wurzel, und es mußte nach einer allgemeinen Erfahrung aller Zeiten auch in Preußen bald unmöglich werden, daß sich Naturzustand und Naturreligion gegen das Bürgerthum und Ritterthum des Mittelalters und gegen die auf Bändigung und Beherrschung roher Seelen berechnete Einrichtung der Kirche behaupten konnten.

Was die übrigen genannten Völkerschaften, die Esthen, Lieven, Kuren und Litthauer betrifft, so hatten sie das Christenthum anfangs nur gelegentlich durch die Fremden, die der Handel zu ihnen führte, kennen gelernt. Die kühnen und abgehärteten Bewohner unbedeutender Städte in Westphalen und Niedersachsen, welche mit kleinen Fahrzeugen nicht blos die Elbe, die Weser und die Ems befuhren, sondern sich auch in die Nord- und Ostsee wagten, handelten nach den Küsten von Lief- und Esthland und bis nach Nowgorod hin, und zwar lange vorher, ehe die von ihnen auf der Insel Gothland gegründete Colonie Wisby allgemeiner Sammelplatz und Stapelort der norddeutschen Handelsleute ward. Die kleinen Handelsleute und die Handwerker, welche mit ihnen kamen, wurden von jenen Völkerschaften sehr günstig aufgenommen, so lange sie nicht von Bekehrung, von Bischöfen und von Zehnten redeten; sie hatten daher auch schon 1158 Factoreien in Esthland, legten später Kirchholm und Uexküll an der Düna an und durften ihre Factoreien sogar befestigen. Allein kaum waren ihre ersten Niederlassungen des Handels wegen begründet, als auch die Bekehrung der Lieven versucht wurde. Diese ließen sich anfangs Manches gefallen, weil die im Kriege geübten Fremden ihnen gegen ihre Feinde, die Litthauer, beistanden, und sie von ihnen Künste des

Kriegs und des Friedens lernten. Bald erkannten jedoch die Lieven an einzelnen Beispielen, daß die neue Lehre sie unter ein fremdes Joch bringen werde, und wenn auch Mainhard, der erste Apostel der Lieven, 1196 als Bischof ihres Landes starb, so war er doch nie seines Lebens sicher gewesen, und sein Nachfolger, Berthold, wurde von den erzürnten Heiden bald erschlagen. Berthold's Nachfolger war ein rüstiger Domherr aus Bremen, Albert von Apeldern. In demselben Jahr, in welchem dieser zum Bischof von Liefland ernannt ward, forderte Innocenz III. die christliche Ritterschaft zu einem Kreuzzug gegen die Lieven auf. Der deutsche Adel, nur mit Krieg und Jagd beschäftigt, unternahm gern einen Kriegszug, der wie eine Jagdpartie betrachtet wurde, und bei welchem außerdem noch Sündenvergebung zu erwerben war. Auch machten ihnen die norddeutschen Handelsleute und der neue Bischof die Sache so leicht als möglich; denn der Letztere führte die Sitte ein, daß die Ritter schon nach einem Jahre wieder in ihre Heimath entlassen wurden und Andere von dort an ihre Stelle rückten, und die Ersteren gaben freiwillig Geld und Schiffe her, weil ihnen der einträgliche Handel in jenen Gegenden jedes Opfers werth war. Von dieser Zeit an begann die deutsche Ritterschaft, welche damals überall Abenteuer, Beute und Eroberungen suchte, auch in Liefland, wie es hieß, um des Glaubens willen einen unaufhörlichen Kampf, und die armen Lieven konnten es mit den eisernen, von Jugend auf in den Waffen geübten Männern ebenso wenig aufnehmen, als drei Jahrhunderte später die schwachen Indianer Amerika's mit den Spaniern.

Albert von Apeldern gründete bald nach seiner Ankunft in Liefland die Stadt Riga, und stiftete zugleich (1201), nach dem Vorgang der Kreuzfahrer in Palästina und Spanien, einen geistlichen Ritterorden, damit er ein stehendes Heer habe, was den Worten seines schwachen Mundes mit der Faust Nachdruck gebe. Die Ritter dieses Ordens, welche den Namen der Gottesritter oder Schwertbrüder (auch Marienbrüder) erhielten, wurden mit Leib und Seele an das Bisthum und die Festung Riga geknüpft. Innocenz III. bestätigte den Orden, und erklärte dabei zugleich die armen Heiden für vogelfrei, der Kaiser Otto IV. belehnte den Bischof von Riga mit ihrem Lande, als wenn es ihm

gehört hätte, und die deutschen Ritter, die nun um so zahlreicher in das neue deutsche Lehen strömten, machten an der Ostsee Mohammed's Grundsatz geltend, daß, wer nicht an den großen Propheten glaube, entweder sterben müsse oder dem Hunde und anderem unreinen Vieh gleich zu achten sei (s. Th. V. S. 38 f.). Schon wenige Jahre nach der Stiftung des Ordens riefen die Schwertbrüder auch den mächtigen Dänenkönig Waldemar II. (s. Th. VII. S. 276 und 392 f.) herbei. Dieser eroberte Esthland und gründete dort die Stadt Reval, fand es aber sehr schwer, die gemachte Eroberung zu behaupten; denn die Esthen warfen das drückende Joch bald wieder ab, und es entstand zugleich heftiger Zwist zwischen ihm und den Ordensrittern. Diese hatten übrigens auch mit dem Bischof von Riga öftere Streitigkeiten, und mußten gelegentlich mit den Litthauern und den Russen kämpfen. Es würden deshalb auch sowohl die Ordensritter, als die Bürger der deutschen Seestädte, welche 1229 mit der Stadt Riga und mit dem Fürsten von Nowgorod ihren ersten Handelsvertrag schlossen, den Barbaren haben weichen müssen, wenn die Letzteren unter sich einig gewesen wären. Allein diesen Stämmen fehlte das Band der Einheit, welches die innerlich monarchische christliche Welt umschlang. Unter den Christen des Abendlandes bildeten nämlich die Bürgerschaften, die Bischöfe und die Ritter überall mächtige Aristokratien, das Volk war unterdrückt, die weltliche Monarchie zur Hierarchie und der Pabst zum Kaiser geworden.

Zu derselben Zeit, als die Schwertbrüder und die Dänen zwischen der Memel und der Newa das Christenthum mit der Faust ausbreiteten und sich zu Herren der Lieven und Esthen aufwarfen, war im Lande der Preußen ein ähnliches Verhältniß eingetreten; nur waren die Aussichten der Bekehrer hier viel weniger erfreulich. Besonders thätig für die Bekehrung der Preußen waren der Herzog Konrad von Masovien (s. Th. VII. S. 236) und ein deutscher Mönch, Christian, aus dem Kloster Oliva, welcher 1215 erster Bischof in Preußen ward. Der Letztere fand die Preußen so wenig geneigt, der Predigt von der Entrichtung des Zehntens, von der Erbauung christlicher Kirchen und Klöster und von der Unterwerfung unter ein fremdes Gesetz Gehör zu schenken, daß er schon drei Jahre nachher gegen die, welche nicht glau-

ben wollten, was er lehrte, das Kreuz oder mit andern Worten Mord und Blutvergießen predigen ließ. Der Pabst unterstützte ihn darin, und forderte fast um dieselbe Zeit, als er norddeutsche Ritter und Pfaffen zur Ausrottung der freien und frommen christlichen Stedinger aussandte (s. Th. VII. S. 401), die deutschen Ritter in einem öffentlichen Schreiben auf, gegen die heidnischen Preußen zu Felde zu ziehen. Die streitbaren Deutschen erschienen in großer Zahl, und bekehrten mit ihren Schwertern das Kulmer Land, welches dann dem Gebiete des Herzogs von Masovien einverleibt wurde. Dieser überließ die Benutzung desselben den rüstigen Bekehrern und dem Bischofe, dessen Bisthum seit der Zeit nach der wieder erbauten Burg Kulm benannt ward. Sollte indessen das neue Gebiet behauptet werden, so mußte man, wie in Liefland, ein stehendes Heer haben; dies konnte aber nur durch eine geistliche Ritterschaft gebildet werden, deren Mitglieder auf gewisse Güter angewiesen waren und von den Einkünften derselben Reisige unterhielten. Christian stiftete daher (um 1225) einen Orden, wie der der Schwertbrüder war. Dieser Orden, dessen Mitglieder nach seinem Hauptsitz gewöhnlich die Ritterbrüder von Dobrin heißen, ward jedoch schon im Keime erstickt; denn die Preußen schlugen die ersten Mitglieder todt, und Bischof Christian erkannte, daß in Niederdeutschland und Pommern, woher er die Rekruten seines Ordens hätte ziehen müssen, der Adel bereits durch die Johanniter, die Deutschherren und die Schwertbrüder zu sehr in Anspruch genommen sei, und daß er daher einen dieser drei Ritterorden für den Glaubenskampf in Preußen zu gewinnen suchen müsse. Er entschloß sich dazu und wählte den deutschen Orden. Dieser nahm die Einladung nach Preußen an, weil er nicht wie der Johanniter-Orden hoffen konnte, in Palästina festen Fuß zu behalten; doch blieb auch im Orient vorerst noch eine Anzahl Ritter und Brüder bei dem Groß-Comthur in Acre zurück. Der Vertrag, welcher mit Einwilligung des Kaisers und des Pabstes zwischen Christian von Kulm und dem damaligen Großmeister des Ordens, Hermann von Salza, 1226 geschlossen wurde, verpflichtete die Deutschherren zum Kampfe gegen die Preußen, und verlieh ihnen dagegen den Vortheil, daß sowohl das Kulmer Gebiet, als auch alle noch zu erobernden Länder ihr

Eigenthum wurden. Konrad von Masovien bestätigte zwei Jahre später durch eine Urkunde die Abtretung der Landschaft Kulm an den Orden, und der noch übrige Theil der Ritterbrüder von Dobrin ließ sich, wiewohl erst nach einigem Widerstreben, 1234 dem Deutschherrn-Orden einverleiben.

Die deutsche Ritterschaft fand es seitdem viel vortheilhafter, in dem nahen Lande der Preußen Ruhm, große Güter und den Himmel mit dem Schwerte zu erwerben, als in den fernen Orient zu ziehen, wo ihr Untergang unvermeidlich war. Die deutschen Bürger, sowie viele freie Landleute schlossen sich gern an die Ritterschaft an, da diese den Ersteren freie Städte zu gründen erlaubte und den Anderen unter leidlichen Bedingungen Eigenthum anbot. Gleich den Spaniern des sechszehnten Jahrhunderts in Amerika wütheten die Ritter mit Mord, Brand, Raub und unmenschlicher Grausamkeit; die Preußen widerstanden tapferer und hartnäckiger, als einst die Peruaner und Mexikaner, erlagen aber am Ende doch der Übermacht der Cultur und dem Schwerte der kampfgeübten Ritter. Langsamen Schrittes, aber unablässig drangen die Künste und die Bildung des Mittelalters bis in das innere Land; die fremden Eroberer lichteten die Wälder desselben, trockneten die Sümpfe aus, vernichteten den wilden Naturzustand, die Freiheit und den Fetischismus der Ureinwohner, verpflanzten deutsche Sitte, Sprache und Bildung nach Preußen, gründeten Burgen, Städte und Klöster, und stifteten Herrschaften und Bisthümer deutscher Art. Die Sprache, die Sitten, die Freiheit und die Nationalität der Eingeborenen mußte selbst da weichen, wo diese nicht vertilgt wurden. Die Civilisation des Landes Preußen ward noch theuerer erkauft und durch noch mehr Gräuel besiegelt, als in unseren Tagen die Wiedergeburt Frankreichs. Übrigens würde der Deutschherren-Orden seinen blutigen Zweck schwerlich erreicht haben, wenn nicht in Folge der Kreuzzüge, welche der Pabst wiederholt predigen ließ, unaufhörlich Streiter und Ansiedler aus Deutschland gekommen wären.

Im Jahre 1237 vereinigten sich auch die Schwertbrüder in Liefland mit den Deutschrittern in Preußen. Sie wurden dazu durch eine furchtbare Niederlage und durch die in Folge derselben drohenden Gefahr bewogen. Sie hatten nämlich 1236, im Ver-

trauen auf die Schaaren ihrer Lieven und Esthen und auf die große Zahl der herbeigeströmten Kreuzfahrer, unter ihrem letzten Ordensmeister, Volquin, einen Kriegszug gegen die Litthauer unternommen, aber von diesen eine furchtbare Niederlage erlitten, und sahen sich unmittelbar nach derselben zugleich von den Litthauern, den Dänen und den Russen bedroht. Sie verstanden sich daher nothgedrungen zur Vereinigung mit dem deutschen Orden, und der Pabst rettete, als er die Verschmelzung der beiden Ritterschaften bestätigte, die Ehre der Schwertbrüder durch die ausdrückliche Erklärung, daß ganz allein nur die letzte Niederlage derselben die Vereinigung nothwendig gemacht habe.

Von dieser Zeit an begannen neue, stärkere Einwanderungen aus Deutschland. Deutsche Gewerbs- und Handelsleute siedelten sich an der Seeküste und an den schiffbaren Flüssen von Preußen, Kurland, Liefland und Esthland an. Sie bildeten hier wie in Deutschland Städte-Republiken, und die Geschichte aller preußischen Städte zeigt recht deutlich, wie sehr Alles auf Gewerbe und auf eine völlige Freiheit der verschiedenen Corporationen, aus denen damals die Bürgerschaft der Städte wie die ganze übrige Gesellschaft bestand, berechnet war. Weit von einander entlegene Städte Deutschlands gründeten aus Speculation oder aus zufälligen Ursachen zu gleicher Zeit Pflanzstädte in jenen fernen Ländern. Lübeck z. B. suchte seines Bernsteinhandels wegen eine Stadt an demjenigen Theil der preußischen Küste zu erbauen, wo der Bernstein gesammelt wird; und Dortmund, im inneren Deutschland gelegen, hatte großen Antheil an der Gründung von Memel.

Die Lieven wurden Heloten der Eroberer, weil sie ihrer Sprache und ihren Sitten nicht entsagen wollten, doch behielten sie im ersten und zweiten Jahrhundert ihrer Unterwerfung so lange die Civilisation noch Mannichfaltigkeit der Verhältnisse duldete, viele eigene Rechte. In Preußen war das Schicksal der Einwohner verschieden; denn diese waren gleich den nordamerikanischen Wilden in so viele Stämme getrennt und so weit von dem Gedanken an einen gemeinschaftlichen Widerstand entfernt, daß die Deutschen eine Völkerschaft nach der anderen unterdrückten oder ausrotten konnten, während der herrschende Zeitgeist und der Mangel anständiger Beschäftigung für den Adel, sowie Raubsucht,

Aberglauben und Fanatismus den Rittern unaufhörlich Verstärkungen zuführten. Auch gewährte der Pabst diesen seinen ganzen Beistand. Er besaß damals in den Wäldern und Morästen von Preußen, Kurland, Liefland und Esthland eine größere weltliche Macht, als in den schönen Gefilden von Italien. Seine Legaten vertheilten dort Land und Leute nach Gutdünken; sie entschieden als Richter in den Streitigkeiten zwischen den Bischöfen und Rittern, oder wenn diese über den Raub der Besiegten unter einander selbst in Zwist geriethen; sie schalteten unbedingt über das Eigenthum der Heiden, mochte ihr Land erobert sein oder nicht, und errichteten in Preußen vier, in den Landstrichen zwischen Memel und Reval drei Bisthümer, welche auf Kosten der Einwohner zum Vortheil des deutschen Adels ausgestattet wurden. Die Besiegten mußten Land und Zehnten geben, der deutsche Adel aber bildete die Kapitel, aus denen die Bischöfe genommen wurden. Übrigens waren die Glaubenszüge bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts noch von anderen Eroberungskriegen verschieden, weil die Theilnahme an denselben durch Aufrichtigkeit des Glaubens und durch jene einfältige, fanatisch befestigte Überzeugung bestimmt ward, welche den christlichen Rittern wie den Bekennern des Islam's von Jugend auf eingeprägt war, daß man Gott auch mit dem Schwerte dienen könne. Schon gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts aber war der religiöse Eifer, der die germanischen Nationen gegen Saracenen und Türken, wie gegen die slavischen Völker an der Ostsee getrieben hatte, nach und nach erloschen, und die Behauptung von Preußen blieb seit dieser Zeit eine bloße Angelegenheit des Pabstes und derjenigen Familien, welche ihre Söhne dort mit Pfründen, Gütern und Ämtern, zu denen die Geburt allein berechtigte, ausstatten konnten. Dabei darf man nicht vergessen, daß der Adel jener Zeit als ein stehendes Heer und als der Kern der Volksmacht angesehen werden muß, und als solcher auch in den Kriegen an der Ostsee erscheint.

Die Darstellung der einzelnen Kriegszüge und der dabei von den Rittern verrichteten Heldenthaten, sowie der Niederlagen, an denen es auch nicht fehlte, gehört der Geschichte des deutschen Ordens und der von ihm eroberten Länder an. Zwei Niederlagen jedoch erscheinen uns einer besonderen Erwähnung werth, weil die

deutsche Herrschaft durch sie in eine ernstliche Gefahr gebracht wurde. Das eine Mal war ein litthauischer Fürst der Sieger, das andere Mal der russische Fürst, Alexander Newski, von dem die Geschichtsbücher der Russen rühmend reden, wie die der Deutschen von Arminius. Alexander, der Beherrscher von Nowgorod, zog 1242, nachdem er sich zwei Jahre früher durch einen an der Newa erfochtenen Sieg über die Schweden den Beinamen Newski erworben hatte, den Deutschrittern entgegen, und brachte ihnen auf dem Eise des Peipus-Sees eine Niederlage bei, durch welche sie von der russischen Grenze ganz zurückgetrieben wurden. Mindove oder Mendog, ein Fürst der Litthauer, der vom Christenthum wieder abgefallen war, schlug 1250, in Verbindung mit den Russen und Kuren das Heer der Ritter und der ihnen unterworfenen christlichen Liepen und Preußen bei Durben so, daß ein großer Theil desselben vernichtet ward. Ungeachtet dieser schweren Niederlagen sicherten die angelegten Städte und Burgen den Deutschen den Besitz von Litthauen; denn die rohen Einwohner waren zu Belagerungen nicht geschickt, und jedes Jahr langten neue Schaaren von Streitern und Colonisten aus Deutschland an. Auch in Preußen drohte, nicht lange nach der Schlacht bei Durben, den Rittern eine große Gefahr. Dort war nämlich die bekannte Bestrebung der römischen Kirche, die Zahl ihrer Mitglieder durch jedes Mittel zu vermehren, vermöge einer besonderen päbstlichen Verordnung auf's Äußerste getrieben worden: man hatte den Preußen ihre Kinder genommen, um sie im Christenthum zu erziehen und zuletzt als Geißeln zu bewahren. Dies brachte die Preußen zur Verzweiflung, und das ganze unterdrückte und gequälte Volk erhob sich 1261 zur Vertilgung der Deutschen und ihrer Kirchen. Allein es ereignete sich auch diesmal, was fast immer erfolgt, wenn sich ein Volk endlich einmal derer entledigen will, die sich berufen fühlen, für die große Masse zu denken und das Fett der Erde zu genießen. Die entsetzlichen Gräuel, welche die rohe entzügelte Menge verübt, pflegen zu bewirken, daß man jeden Druck dem des gemeinen Haufens vorzieht. Die deutsche Geistlichkeit unterließ nicht, die begangenen Frevel und die Verdienstlichkeit des Kampfes gegen Heidenthum und wilde Barbarei mit rührenden Worten zu schildern, und der Erfolg ihrer Predigt

war glänzend: neue Schaaren zogen, durch die Kreuzespredigt und durch den Jammer über den Märtyrertod so vieler Glaubensbrüder getrieben, aus Deutschland herbei, und Preußen ward nach einem mehrjährigen blutigen Kampf wieder unterworfen. Wie schrecklich Volk und Land durch diese wiederholten Eroberungskriege zu leiden hatten, davon kann das Schicksal der sudauischen Völkerschaft in Preußen als Beispiel dienen. Das Gebiet derselben ward am Ende des dreizehnten Jahrhunderts aus einem blühenden Lande in eine Wildniß verwandelt, an die Stelle der Dörfer und angebauten Felder traten Wälder und Moräste, und die Einwohner wurden theils getödtet, theils fortgeschleppt, theils zur Auswanderung nach Litthauen genöthigt. Übrigens faßten die Ritter nach jenem letzten allgemeinen Aufstand in Preußen den Entschluß, eine Hauptfestung zu erbauen, welche zugleich die Residenz der Regenten und Gesetzgeber ihres Ordens sein sollte. Sie erbauten 1274 die Stadt Marienburg, und 1312 verlegte das damalige Oberhaupt des Ordens, Konrad von Feuchtwangen, den Sitz der Deutsch- oder Hochmeister, der zuletzt in Marburg gewesen war, an diesen Ort. Die Stadt Königsberg war schon vorher gegründet worden, nachdem die Ritter mit Hülfe eines zahlreichen Kreuzheeres, welches Ottokar II. von Böhmen befehligte, Samland unterworfen hatten (1255).

6. Polen und die Länder Preußen Litthauen, Kurland, Liefland und Esthland bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

Die Unternehmungen des Deutschherren-Ordens in den fernen slavischen Küstenländern verliehen einem Theil des deutschen Herrn- und Ritterstandes einen Glanz und eine militärische Bedeutung, welchen der Adel in keinem anderen europäischen Reiche besaß, besonders seitdem der Pabst die Beschränkung, nach welcher die Mitglieder des Ordens über ihr weltliches Erbe nicht willkürlich verfügen konnten, aufgehoben hatte, und der Orden sogar die benachbarten christlichen Herzöge in Polen und Pommern seine Macht fühlen ließ. Während nämlich die älteren Söhne des deutschen Adels in der Heimath die Güter ihres Hauses erhielten, erwarben sich ihre jüngeren Brüder mit dem Schwert Ehre, Herrschaft

und Reichthum in jenen slavischen Ländern, und geboten vereint von der Elbe bis nach Nowgorod und Grodno und von der Ostsee bis nach Posen und Schlesien hin. Sie fragten sogar nach dem Pabste nichts, als dieser einst bei einem Streit mit dem polnischen Herzog von Cujavien eine Bulle zu dessen Gunsten erließ; denn ihr Recht beruhte auf ähnlichen Bullen, und das Schwert, nicht Pergament und Siegel hatte sie zu Herren der eroberten Länder gemacht. Wie mächtig die mit Städte-Republiken verbundene ritterliche Aristokratie der deutschen Herren im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts bereits geworden war, zeigte sich gerade dann recht deutlich, als das in viele Fürstenthümer zerrissene polnische Reich endlich nicht nur Einheit der Regierung, sondern auch Gesetze und Verfassung erhielt.

In Polen war die Königswürde oder das Supremat eines der vielen Herzöge über die anderen nach Konrad's von Masovien Tod ein bloßer Schatten geworden. Die Herzöge führten verheerende Kriege mit einander; der Großfürst Witen von Litthauen brach mehrere Male verwüstend ins Land ein, und hauste furchtbar, und die Böhmen, deren König Wenzel II. eine polnische Prinzessin zur Gemahlin hatte, besetzten für einige Zeit einen großen Theil von Posen (s. Th. VII. S. 449 und 451). Endlich gelang es in den ersten Jahrzehnten des vierzehnten Jahrhunderts dem Herzog Ladislaus, einem Enkel Konrad's von Masovien, welcher den Beinamen Loktiek d. i. der Ellenlange erhalten hat, sich des ganzen Landes mit Ausnahme von Schlesien zu bemächtigen. Dieser Wiederhersteller des polnischen Reiches hatte sich kaum in der Herrschaft festgesetzt, als er zugleich mit dem Markgrafen von Brandenburg das Land Pommerellen, dessen herzogliches Herrscherhaus kurz vorher ausgestorben war, in Anspruch nahm. Er war aber dem Markgrafen nicht gewachsen, und bat daher den Ordensmeister der deutschen Ritter um Hülfe. Diese eroberten das Land, machten jedoch für ihre Hülfe eine solche Kostenberechnung, daß Ladislaus ihnen Pommerellen als Unterpfand überlassen mußte. Der Orden kaufte nachher auch dem Markgrafen von Brandenburg seine Ansprüche ab, und Ladislaus suchte vergebens sein Recht durch Krieg zu behaupten. So unglücklich indessen dieser Kampf mit der erobernden Ritter-Republik auch ausging, so verschaffte er

doch, wie es scheint, dem polnischen Herzoge Ruhm und Ansehen unter den Slaven; denn wir finden ihn in alle Händel der östlichen Reiche Europa's verflochten. Auch der Pabst bediente sich in seinem Zwiste mit Kaiser Ludwig dem Baiern des polnischen Fürsten gegen diesen, und Ladislaus suchte und erhielt dafür vom römischen Stuhle, was unter den damaligen Umständen der Kaiser nicht hätte gewähren können: er verschaffte sich nämlich 1320 vom Pabst den Titel eines Königs von Polen. Der römische Hof wußte übrigens auch damals, wie immer, besonders während seines Aufenthaltes in Avignon, für sein Pergament Gold einzutauschen. Er führte unter dem Namen des Peterspfennigs eine regelmäßige Abgabe aller Polen an den päbstlichen Stuhl ein, und selbst der deutsche Orden mußte, obgleich er sich dessen lange weigerte, diese Steuer entrichten.

Der neue König von Polen hatte an den schlesischen Herzögen, am König von Böhmen, besonders aber an den heidnischen Litthauern und am deutschen Orden, welcher gerade damals den Gipfel des Glanzes und der Macht erreichte, furchtbare Feinde. Er half sich gegen den Letzteren, der ihm zu sehr überlegen war, dadurch, daß er die damals noch den Wilden ähnlichen Litthauer, die sein Land wiederholt verheerten, zu Freunde machte. Der litthauische Großfürst Witen war kurz vorher von seinem Oberstallmeister, Gedimin, ermordet worden, und der Mörder hatte die Herrschaft an sich gerissen. Um seine rohen Landsleute an sich zu fesseln, führte Gedimin sie jedes Jahr auf Raubzüge in die benachbarten Länder. Alle umwohnenden Völker wurden eine Beute der Litthauer, nur die blos mit Jagd und Krieg beschäftigte deutsche Ritterschaft erlag ihnen nicht, weil sie, obgleich für christlich und sogar für geistlich geltend, Grausamkeit mit Grausamkeit, Raub mit Raub vergalt, und es den Litthauern an Rohheit und Barbarei gleich that. Übrigens suchte Gedimin die Civilisation des Westens in seinem waldigen und morastigen Lande einzuführen; er zog deutsche Handwerker und Colonisten herbei, und gründete mehrere Orte, die man Städte nannte. Ladislaus gewann ihn durch die Aussicht, daß seine Enkel einst Polen beherrschen würden; er vermählte seinen Sohn und Erben, Kasimir den Großen, mit Gedimin's Tochter, welche das Christenthum annahm und in der

Taufe den Namen Anna erhielt. Die Litthauer verschonten seit der Zeit Polen, und richteten ihre gräßlichen Züge nach Liefland und Preußen einerseits und nach den Ländern der Russen und Tataren andererseits. Gedimin eroberte sich nach und nach ein Reich, welches östlich und südlich bis nach Wladimir und Kiew reichte. Dieses Reich zerfiel freilich bei seinem Tode wieder, weil Gedimin durch die Theilung desselben unter seine Söhne ähnliche Streitigkeiten veranlaßte, wie sie aus Rußlands Zersplitterung in Großfürstenthümer entsprungen waren. Doch kam die Oberherrschaft über das Ganze bald an den tüchtigsten seiner Söhne, Olgerd, dessen Sohn Jagiel oder Jagello (1381—1434), der Stammvater der Jagellonischen Dynastie, später das Christenthum annahm und, wie wir sehen werden, Polen und Litthauen vereinigte.

Ladislaus Loktiek schloß 1330 mit dem Deutschherren-Orden einen Waffenstillstand, in welchem er allen seinen Ansprüchen an Pommerellen entsagte, und trat gleich nachher die nördlichen Grenzstriche seines Reiches an seinen Sohn, Kasimir den Großen, ab. Dieser ward ungeachtet des kaum erst geschlossenen Vertrags von den deutschen Rittern angegriffen, weil ihnen die Unzufriedenheit des polnischen Woiwoden Zamotuli, der ihre Hülfe gegen seinen Herrn anrief, eine gute Gelegenheit schien, ihr Gebiet auf Kosten der Polen zu erweitern. Der Krieg mit ihnen dauerte auch dann noch fort, als Kasimir beim Tode seines Vaters (1333) König von Polen geworden war, obgleich der neue Herrscher den Beistand des Pabstes anrief, und sich von demselben mit großen Kosten günstige Rechtsentscheidungen verschaffte. Der Orden war nicht gewohnt, das, was er einmal sein genannt hatte, wieder herauszugeben, er ließ sich also auch durch den Pabst und seine Legaten nicht irre machen, sondern brachte gegen die Entscheidungen derselben immer neue rechtliche Einwendungen vor. Erst im Jahre 1343 gelang es dem päbstlichen Hofe, zu Kalisch einen Frieden zu vermitteln, der für die ganze spätere Geschichte von Polen und Preußen wichtiger geworden ist, als irgend eine andere Begebenheit. Durch diesen Kalischer Frieden wurden die von dem Orden durch Waffengewalt erworbenen Orte und Landschaften, Pommerellen, Kulm und Michelau, vom polnischen König und von seinen Großen als rechtmäßige Besitzungen der Ritter aner-

kannt, und dagegen die bisher von den Letzteren ebenfalls besetzt gehaltenen Lande Cujavien und Dobrin an Polen zurückgegeben.

In demselben Jahr, in welchem der Deutschherren-Orden durch den Frieden von Kalisch den rechtlichen Besitz polnischer Länder erlangte, erhielt er auch in Esthland Gelegenheit, seine Herrschaft auszudehnen. In diesem Lande waren ebenso, wie in Preußen, überall Deutsche angesiedelt. Sie übten als Magistrate und Bürgerschaften der Städte, als Gutsbesitzer, als Geistlichkeit und Ritterschaft ein willkürliches Regiment über die unterdrückten Eingeborenen, und ließen dabei den Schatten der dänischen Oberherrschaft gern fortbestehen, weil sie sich unter einem entfernten schwachen Könige besser befanden, als unter der furchtbaren militärischen Republik in der Nähe; ja sie erkauften sich deshalb sogar 1329 von Christoph II. eine Urkunde, in welcher dieser versprach, die Herrschaft über Esthland nie aufzugeben. Seit der Zeit dauerten in Esthland nicht nur die Misbräuche schwach regierter Aristokratieen fort, sondern auch die Bedrückung der unglücklichen Eingeborenen ward von Jahr zu Jahr härter. Endlich rief das Übermaß der Qualen einen allgemeinen Aufstand hervor (1343). Die ganze erbitterte Volksmasse der Esthen erhob sich, erschlug über achtzehnhundert Ritter mit ihren Weibern, Kindern und Dienern, und belagerte dann die Hauptstadt Reval. Die esthnische Ritterschaft wandte sich in ihrer Noth an den deutschen Orden, und dieser schickte ein Hülfsheer, welches furchtbar hauste. Statt mit unseren eigenen Worten den Jammer zu schildern, welcher damals über die unglücklichen Esthen verhängt ward, theilen wir die schlichte Darstellung eines Schriftstellers mit, der seine Quellen wörtlich wiedergibt. Man wird daraus am besten ersehen, von welcher Seite her die Esthen und Lieven damals das Christenthum kennen lernten, und welches Schicksal die leider nur zu romantische, für Ruhm und Heldenthaten begeisterte und begeisternde Ritterschaft in ganz Europa dem arbeitenden Landvolk bereitete. „Die Esthen, sagt der Geschichtsschreiber Hiärn, schickten dem Herrn Meister und seinen siebenhundert Reisigen entgegen, und versprachen ihm, daß sie sich dem Orden unterwerfen und selbigem Tribut geben wollten, doch mit dem Beding, daß sie von den Edelleuten befreit sein möchten, deren Hochmuth und Ty-

rannei sie nicht länger ertragen könnten. Allein der Herr Meister ließ sich dadurch nicht irre machen, setzte mit den Seinen an die Bauern, und erlegte ihrer fast alle, in die zehntausend. Die vornehmsten Aufwiegler und Stifter des Aufruhrs wurden alle mit gräulicher Marter zu Tode gepeinigt und die Stadt Reval also durch des Ordens Hülfe glücklich befreit. Der dänische Statthalter, nachdem er dem Herrn Meister und seinen Gefolgten für solche Wohlthat aufs fleißigste gedankt hatte, hielt ferner bei demselben an um fernere Hülfe gegen die Finnen." Der Orden säumte übrigens nicht, aus seiner Hülfeleistung Nutzen zu ziehen. Er machte dem dänischen Statthalter eine ähnliche Kostenberechnung, wie er sie früher dem polnischen König Ladislaus Lokticf in Bezug auf Pommerellen gemacht hatte, und bewirkte dadurch, daß der dänische König Waldemar Atterdag 1346 Esthland als eine für Dänemark lästige Provinz mit allen seinen Rechten vertragsweise an den deutschen Orden abtrat.

Auch die Stadt Riga, welche bisher unabhängig gewesen war, mußte sich vor einem Adel beugen, der den Kern des streitbaren Herrenstandes von Deutschland in sich vereinigte, und damals von der Oder an bis zur Newa ebenso mächtig war, als die venetianische Republik in und an dem mittelländischen Meere. Die Unterwerfung dieser Stadt ist für die Erkenntniß des Zustandes der Menschheit im Mittelalter besonders in der Beziehung merkwürdig, weil eine einzelne Stadt den Kampf mit einer der Hauptmächte Europ'a, was zu jener Zeit der deutsche Orden war, wagen konnte. Der Ausgang zeigt, was die freien deutschen Städte zu erwarten hatten, wenn sie der Ritterschaft unterlagen, und warum sie nachher sich derselben so muthig widersetzten. Schon früher hatte der Großmeister des Ordens den Bürgern von Riga, bei Gelegenheit eines Streites derselben mit ihrem Erzbischof, gedroht, ihnen alle Rechte zu entziehen, welche die Ritter der Stadt zugestanden hatten. Als die Rigaer nachher wegen erlittener Beeinträchtigungen aufs neue mit dem Orden in Fehde geriethen, nützte ihnen die Verbindung mit den norddeutschen Seestädten, auf welche sie dabei vertrauten, nichts. Sie wurden zur Übergabe ihrer Stadt gezwungen, verloren ihre Unabhängigkeit und alle ihre Privilegien, und mußten die Erbauung einer ritterlichen Burg dulden, deren

Besatzung jede Bewegung der Bürgerschaft beobachtete und in Schranken hielt. So erscheint der Deutschherren-Orden seit der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts als eine für Polen, Rußland, Litthauen und die anderen Länder des Ostens furchtbare Ritter-Republik. Er erscheint aber zu gleicher Zeit neben Venedig und Neapel als der einzige Staat in Europa, der, im Inneren geordnet und nach Außen mächtig, nie um Geld verlegen war, und deshalb die Noth seiner Nachbarn benutzen konnte, um mit geringem Gelde Städte und Herrschaften zu kaufen.

Übrigens hob sich damals auch Polen unter Kasimir's Herrschaft wieder empor. Dieser König, welcher von 1333 bis 1370 regierte, mußte zwar im Kalischer Frieden große Landstrecken an die preußischen Ritter abtreten, er erwarb aber, was er auf der einen Seite verloren hatte, auf der anderen wieder. In Rothrußland oder Halitsch (Galizien) herrschte damals Boleslav von Masovien, welcher, wiewohl dies nicht ausgemacht ist, mit einer Schwester von Kasimir vermählt war. Dieser Fürst übte nicht nur rohe Grausamkeit, sondern er suchte auch seine griechisch-christlichen Unterthanen zum Übertritt in die lateinische Kirche zu zwingen, erbitterte sie dadurch sehr und mußte, um sich gegen sie zu schützen, fremde Söldner in Dienst nehmen und eine enge Verbindung mit Polen und Ungarn schließen. Er starb 1340 entweder in Folge seines übermäßigen Trinkens, oder weil man ihn bei einem Trinkgelage vergiftet hatte. Kasimir behauptete das Letztere, und nahm davon Anlaß zu einem Rachezug für seinen nächsten Verwandten. Er eroberte das ganze Fürstenthum Halitsch, und behauptete es nachher auch; doch hatte er ebenso wie sein Vorgänger, den Widerwillen der russischen Einwohner gegen die Herrschaft lateinischer Christen zu bekämpfen und zugleich mit den benachbarten Tataren, die ihm den Besitz des Landes streitig machten, öftere Kriege zu führen, was ihn auch bewog, den deutschen Rittern im Kalischeer Frieden nachzugeben. Die Streitigkeiten, welche zwischen den litthauischen Theilfürsten, Gedimin's Erben, ausgebrochen waren, boten ihm die Gelegenheit dar, auch Volhynien an sich zu reißen.

Den Beinamen des Großen verdankte Kasimir besonders seinen angestrengten Bemühungen um die Verbesserung der Verwaltung,

Gesetzgebung und Gerichtsverfassung seines Reiches. Er führte in einem Lande, das vorher ganz verwildert war und nach den verschiedensten Gesetzen regiert wurde, ein förmliches Gesetzbuch ein, und so grausam, barbarisch und willkürlich er selbst auch gleich Peter dem Großen oft zu verfahren pflegte, so gewährte er dennoch den von Anderen Gedrückten kräftigen Schutz. Er ermunterte nach der damals von Italien zu den Deutschen gebrachten Sitte Gelehrte durch Geld und Gunst, die neue Art von Studien zu treiben; er erbaute Städte, und zog Leute, die der Handwerke und Gewerbe Deutschlands kundig waren, ins Land; er errichtete Verpflegungsanstalten für Arme und Kranke; er trat den Anmaßungen des Klerus mit Festigkeit entgegen. Da er ferner verordnete, daß in seinem Lande ebenso wie in Deutschland, wo damals jedes bedeutende Dorf Mauern hatte und Stadt hieß, die offenen Orte mit Mauern eingefaßt werden sollten, so nennt man ihn nicht mit Unrecht den Gründer der polnischen Städte. Auch den Landmann schützte er gegen den Druck der Magnaten und ritterlichen Räuber, welche in Polen ebenso wie in Deutschland Dörfer und Landstraßen unsicher machten; man hat ihm deshalb den Ehrennamen Bauernkönig gegeben.

Übrigens waren unter seiner Regierung zwei Umstände, welche oft übersehen werden, für das künftige Schicksal der Polen vorzugsweise wichtig und entscheidend. Der Eine ist die damals entstehende Alleinherrschaft der Großen, der Andere die Ansiedelung vieler Juden in Polen. Kasimir hatte sich die deutschen Einrichtungen so sehr zum Muster genommen, daß er nicht nur das neue Recht und die Gerichtsverfassung von dorther entlehnte und seinen Unterthanen anfangs sogar gestattete, von den polnischen Gerichten nach Magdeburg zu appelliren, sondern daß er auch nach der Gewohnheit der Deutschen, deren Land von kleinen Rittern und Herren wimmelte, blos die Privilegirten als die Nation ansah. Er hielt nämlich nur Reichstage nach deutscher Weise, oder mit anderen Worten, er berief regelmäßig die Großen seines Reiches und nahm nichts ohne ihren Rath und ihre Bekräftigung vor, das eigentliche Volk aber und sogar der niedere Adel ward nirgends repräsentirt. Auf diese Weise bildete sich gleich bei der Wiedererstehung des polnischen Reiches jene oligarchisch-aristokratische

Form der späteren republikanischen Monarchie, welche zuletzt den völligen Untergang von Polen herbeigeführt hat. Der zweite angeführte Umstand war ebenso verderblich für das häusliche Leben der Polen, als der erste für das politische Schicksal derselben. Kasimir wollte nämlich Gewerbe und Handel schaffen, anstatt sie langsam sich entwickeln zu lassen. Er suchte daher Geld und Leute ins Land zu ziehen. Die damals überall gedrückten Juden folgten seinem Rufe am ersten, und er begünstigte ihre Einwanderung. Die Sache betraf zwar zunächst nur die neue Provinz Rothrußland oder Galizien, sie erstreckte sich aber bald über ganz Polen. Die zahlreich eingewanderten Juden bemächtigten sich aller Gewerbe und Geschäfte, welche einträglich gemacht werden können, ohne mühsam zu sein und körperliche Arbeit zu erfordern, und drängten sich auf diese Weise als Bürgerstand in die Mitte einer aus Herren und leibeigenen Bauern bestehenden Nation. Sie vermehrten sich, wie einst in Egypten, bis ins Unglaubliche, und überließen gern Ehre und Rang im Staate Anderen, wenn ihnen nur das Geld blieb. Ihr Wucher machte sie in Polen weniger verhaßt, als in Deutschland, und als die verderbliche Sitte des Branntweintrinkens aufkam, blieben sie selbst mäßig, schmiedeten aber aus der den Slaven angeborenen Leidenschaft für berauschende Getränke eine neue Fessel, um das Volk noch mehr von sich abhängig zu machen. Sie zogen des Bauern ganzes baares Vermögen in ihre Hände, wurden von ihm endlich sogar als Wohlthäter und Beschützer betrachtet, und ihre schmutzigen Häuser wurden des Reisenden einzige Zuflucht im unwirthlichen Lande.

7. Ungarn beim Beginn der Herrschaft des Hauses Anjou.

Karl Robert, der erste ungarische König aus dem Hause Anjou (s. Th. VII. S. 449—451), war nur mit vieler Mühe auf den Thron gelangt, und verdankte diesen hauptsächlich den angestrengten Bemühungen des römischen Hofes. Der Pabst vergaß dabei ebenso wenig, als der Adel des Reiches, für sich zu sorgen; denn Karl Robert mußte bei seiner Krönung eine eidliche Verpflichtung eingehen oder, wie wir sagen würden, eine Constitution beschwören, durch welche die königliche Gewalt zum Vortheil des Pabstes, des

Klerus und des Adels sehr beschränkt ward. Dem Pabst und der Geistlichkeit wurde ein übermäßiger Einfluß in weltlichen Dingen zugestanden, und der Adel erlangte den wichtigen Vortheil, daß seine bisher nur angemaßten Vorrechte zu gesetzlichen Bestimmungen erhoben wurden. Man schützte gleichwohl auch das Volk gegen Willkür: der König mußte nämlich das Versprechen geben, daß er das Beste des ihm anvertrauten Volkes aus allen Kräften fördern und keinen Ungarn anders als auf dem ordentlichen Rechtswege verdammen oder zum Tode verurtheilen wolle. Übrigens ließ der Pabst als Oberlehensherr von Neapel in den Krönungseid noch ausdrücklich die Verpflichtung einrücken, daß Karl Robert sich unbedingt der testamentarischen Bestimmung seines Großvaters, Karl's II. von Neapel, unterwerfe, nach welcher Ungarn und Neapel nicht unter einem und demselben Regenten vereinigt werden sollten.

Durch Karl Robert's Erwählung zum ungarischen König wurde das Reich mit dem Lande in Verbindung gebracht, welches sich damals der höchsten Civilisation in Europa erfreute. Dies würde den wilden Madscharen und Kumanen, die durch einen dreißig Jahre lang um ihren Thron geführten Krieg in die alte Rohheit zurückgeworfen worden waren, zur Bildung und zu einer den Fortschritten der Zeit entsprechenden ordentlichen Staatsverwaltung verholfen haben, wenn sie selbst den Vortheil davon hätten begreifen können, und wenn der neue König die italiänische Civilisation ihnen von einer günstigen Seite her gezeigt hätte. Allein sie selbst waren noch zu roh, und Karl Robert, jung, leichtfertig und ausschweifend wie er war, benahm sich so zügellos in der Befriedigung seiner wilden Leidenschaften, besonders in seiner oft gewaltsamen Verletzung der weiblichen Ehre und der christlichen Ehegesetze, daß man den nämlichen Pabst Clemens V., durch dessen Hülfe er den ungarischen Thron erlangt hatte, mehrmals gegen ihn anrufen mußte. Ja, sogar zur Haltung feierlicher Reichstage und zur erneuerten Anerkennung der Rechte der ungarischen Nation konnte der König nur durch förmlichen Zwang gebracht werden.

Er fand gleich anfangs an dem Grafen Matthias von Trentschin, dem ersten Nationalbeamten, einen furchtbaren Feind. Matthias erkannte den neuen König nicht an, behauptete sich, ob-

gleich er von Karl Robert bekriegt ward, unabhängig, und herrschte bis zu seinem Tode im Nordwesten des Reiches wie ein König. In dem Kampfe mit ihm war Herzog Friedrich der Schöne von Östreich, an dessen Grenzen Matthias sein Wesen trieb, mit Karl Robert verbündet; dafür unterstützte dieser nachher den Herzog im Kriege desselben mit Ludwig dem Baiern durch kumanische Schaaren, die jedoch wegen ihrer Rohheit seinem Bundesgenossen wenig nützten. Die Verbindung mit Östreich zog übrigens dem König Karl Robert die Feindschaft des böhmischen Königs Johann zu, der einen Raubzug nach Ungarn machte und Matthias unterstützte, bis Karl Robert Johann's Schwester zur Gemahlin nahm. Erst von dieser Zeit an faßte der neue König festen Fuß im Reiche; denn seine Heirath versöhnte die Nation, welche bei der Kinderlosigkeit seiner ersten Ehe neue weitläufige Thronstreitigkeiten befürchtete, und in demselben Jahre, in welchem er diese Verbindung schloß (1318) starb auch Matthias, dessen Gebiet hierauf wieder mit dem Reiche vereinigt ward.

Karl Robert benutzte seine Verwandtschaft mit Johann von Böhmen, um seinem Reiche unter den übrigen Staaten, besonders in Beziehung auf Polen und Deutschland, eine Bedeutung zu geben, die es bis dahin noch nicht gehabt hatte. Er schloß später (1327) sogar einen engen Freundschaftsbund mit Johann, wobei er sich jedoch ausbielt, daß er dem böhmischen Könige nie gegen seine alten Freunde, die Herzöge von Östreich, denen er stets treu blieb und Beistand gewährte, Hülfe zu leisten habe. Übrigens benutzte er die Streitigkeiten dieser Herzöge, in die er gezogen wurde, zur Bereicherung seiner Ungarn und zur Besetzung benachbarter Gegenden. Auch die ungarischen Nebenländer, besonders die dalmatische Küste, suchte er wieder an sein Reich zu bringen; doch mislang sein Versuch, die Venetianer zu vertreiben, die sich bei der in Italien und Deutschland herrschenden Verwirrung die dalmatische Küste unterworfen hatten. Auch in anderer Beziehung suchte Karl Robert die Ungarn zu heben und auf den Punkt zu bringen, auf welchem die übrigen Staaten standen. Um eine Ritterschaft nach der deutschen Art zu bilden, hielt er Turniere und vertheilte Wappen, und um einen besseren Anbau des Bodens zu bewirken, zog er Deutsche als Ansiedler ins Land. Wie elend

mochte der Zustand der deutschen Bauern in Schwaben und Baiern sein, daß sie durch den Druck, den Raub und die Fehden der Ritterschaft damals, wie es scheint auf ähnliche Weise, nach Ungarn getrieben wurden, wie jetzt die vollendete Wissenschaft der Staatsökonomie sie nach Amerika zu ziehen zwingt!

Was Karl Robert mit den Waffen nicht ausrichten konnte, vollbrachte er durch Geld; denn gerade zu seiner Zeit gaben Ungarn's bisher noch wenig benutzte Gold- und Silbergruben einen reichen Ertrag. Er ward durch sein Geld in den Stand gesetzt, die Rolle eines Schiedsrichters in den Streitigkeiten der benachbarten slavischen Völker zu übernehmen, und entschied zwischen den Königen von Polen und Böhmen, mit deren Beherrschern er gleich nahe verwandt war, da er nach dem frühen Tode seiner zweiten Gemahlin eine Tochter Ladislaus Lokticks geheirathet hatte. Sein Reichthum war sehr groß, weil er von seinen Magnaten das Gesetz erlangt hatte, daß, auf wessen Gebiet auch Gold oder Silber gefunden werde, jedes Mal dem Könige ein Drittel davon gehöre; Ungarn war aber in Hinsicht auf edle Metalle das reichste europäische Land, seitdem seine Bergwerke von den dahin gezogenen Sachsen und Böhmen bearbeitet wurden. Daß Karl Robert's Hofhaltung glänzend war, versteht sich bei so reichlichen Einkünften um so mehr von selbst, als er den Luxus Italiens mit nach Ungarn gebracht hatte. Es berührten sich übrigens an seinem Hofe die äußersten Enden der menschlichen Lebenszustände, die Überfeinerung der italiänischen Städte und Herren und der Naturzustand roher Jäger und Krieger, wie die Kumanen waren. Wie sehr die Rohheit, die sich neben der Feinheit und dem Luxus eines italiänisch-orientalischen Lebens an Karl Robert's Hofe geltend machte, nur mit dem Wesen und Treiben der rohesten Wilden zu vergleichen ist, zeigt die Geschichte Felician's von Zach, die uns an die Scenen eines afrikanischen Negerhofes erinnert. Zuerst ward die Tochter dieses Mannes, der zu den ersten Hofbeamten gehörte, der viehischen Lust eines zum Besuche anwesenden jungen polnischen Prinzen, des nachherigen Königs Kasimir des Großen, gewaltsam preisgegeben, und die Königin selbst, eine bis zur Heiligkeit mechanisch fromme Frau, war ihrem Bruder dazu behülflich. Dann nahm Felician eine grausenhafte Rache und ward auf noch weit

grausenhaftere Weise dafür bestraft. Er überfiel die königliche Familie beim Mahle, verwundete den König an der rechten Hand, hieb der Königin vier Finger ab, und würde Alle zusammengehauen haben, wenn ihn nicht ein herzuspringender Hofbeamter durch einen Schlag von hinten her niedergeschmettert hätte. Er wurde darauf sogleich vollends todt gemacht, sein Leib geviertheilt, und die einzelnen Stücke in verschiedenen Städten des Reiches zur Schau ausgestellt. Schon dies, noch mehr aber das weitere Verfahren zur Bestrafung der That beweist, daß selbst Gesetz und Gerichte die Rohheit der Zeit und des Volksstammes theilten. Es wurden nämlich nicht blos die Mitwissenden bestraft, sondern die Stände des Reiches belegten sogar die entferntesten Anverwandten Felician's und seine Nachkommen mit den schrecklichsten Strafen. Seine unglückliche Tochter ward an Nase und Händen verstümmelt und zur allgemeinen Verhöhnung auf einem Pferde sitzend durch Städte und Dörfer geführt. Sein Sohn wurde von Pferden zerrissen und dann den Raubvögeln hingeworfen. Über seine anderen Verwandten und über alle seine Nachkommen verhängten die Großen und Bischöfe des Reiches durch einen förmlichen Reichstagsbeschluß eine bis ins dritte Glied fortdauernde blutige Verfolgung.

Zwei Jahre früher, als diese scheusliche Begebenheit vorfiel, hatte Karl Roberts Oheim, der König Robert von Neapel, seinen einzigen Sohn durch den Tod verloren. Dieser hatte nur zwei, kaum erst geborene Enkelinnen, Johanna I. und Maria, hinterlassen, und es war dadurch für Karl Robert, als den Sohn von Robert's ältestem Bruder, unerwartet die Aussicht auf den Thron von Neapel eröffnet worden. Allein sein Oheim hatte in Übereinstimmung mit den neapolitanischen Ständen und mit dem Pabst Johann XXII. seine Enkelin Johanna zur Erbin des Reiches ernannt, und der Pabst ließ es sich angelegen sein, auf jede Weise eine Vereinigung von Ungarn und Neapel zu verhindern. Johann war bei diesem Bestreben schon früher auf den unglücklichen Gedanken gekommen, der jungen Thronfolgerin ihr Recht dadurch zu sichern, daß er eine Verlobung derselben mit Karl Robert's zweitem Sohne, Andreas, der ebenfalls noch ein Kind war, zu Stande bringe. Dies geschah (1332) und ward, wie wir später

ſehen werden, für den Prinzen und für die Prinzeſſin ſchon wegen des Umſtandes unheilvoll, daß Beide gleiches Alters waren und dadurch mit dem, was Sitte und Natur ſüdlicher Länder in Betreff ehelicher Verbindung erheiſchen, in Widerſpruch geriethen. Karl Robert brachte 1333 ſeinen Sohn, damit er in den Sitten Italiens erzogen werde, ſelbſt nach Neapel, und dieſe Reiſe ward ein großes Feſt für alle Guelfen von Italien. Unglücklicher Weiſe hatte Andreas Aufenthalt in Neapel und die Erziehung, die man ihm gab, nur den Erfolg, daß er die italiäniſche Verdorbenheit mit der ihm angeborenen Rohheit des Sinnes vereinigen lernte, und auch Johanna's Erziehung ward zu ihrem, ihres Gemahls und ihres Reiches Verderben zu ſehr im Geſchmack von Petrarcha's halb phantaſtiſch-poetiſch philoſophiſcher, halb pedantiſch-rhetoriſch gelehrter Grille eingerichtet.

III. Frankreich, England, Deutschland und Italien von Albrecht's I. Tod an bis auf Pabst Urban V.

Erste Abtheilung.

1. Deutschland und die Schweiz bis auf Heinrich's VII. Römerzug.

In den Urkantonen der Schweiz oder in den drei Waldstädten Schwyz, Uri und Unterwalden hatten die Einwohner als einfache Hirten ihre Freiheit behauptet, und die drei Kantone waren durch alte Freundschaft mit einander verbunden. Sie standen unmittelbar unter dem Kaiser, in dessen Namen ein Reichsvogt die Blutgerichtsbarkeit bei ihnen verwaltete, und hatten seit der Zeit des Kaisers Otto IV. die Grafen von Habsburg als ihre Schutzvögte angenommen. Von Rudolf und Adolf waren sie in ihren Rechten geschützt worden; seit aber Albrecht I. Kaiser geworden war, geriethen sie zugleich mit diesem und mit der benachbarten Ritterschaft in einen gefährlichen Kampf, dessen Ausgang nicht blos für die Schweiz und das deutsche Reich, sondern auch für Italien und Frankreich die wichtigsten Folgen hatte. Albrecht suchte nämlich ebenso, wie er in den östreichischen Landen eine Art ritterlicher Militärmonarchie einführte, auch die freien Hirten unter die Willkürherrschaft der Gewalt zu beugen, und zu gleicher Zeit hoffte der in den Urkantonen und um dieselben wohnende Adel, gleich der Ritterschaft anderer deutschen Länder, den arbeitenden Theil des Volkes seiner höchsten Rechte zu berauben und in deutsche unter-

thänige Bauern zu verwandeln. Glücklicher Weise jedoch gab es im Lande der Waldstädte ebenso, wie in den deutschen Gauen Friesland und Dithmarschen, eine Anzahl begüterter Familien von bedeutendem Ansehen, welche nicht zum Ritterstande gehörten und auch nicht dazu gehören wollten; diese vereinigten sich mit den angesehensten Hirten, um die Versuche des Kaisers und einer ihren Thälern größtentheils fremden Ritterschaft zu vereiteln. Ihre Verbindung ward durch die alte Freundschaft zwischen den drei Kantonen, der Kampf gegen den Kaiser und die Ritter aber durch die Unzugänglichkeit des Landes erleichtert. Auf diese Weise entspann sich fast zu derselben Zeit, als die Dithmarschen, und fünfzig Jahre später, als die Nordfriesen in ihren Morästen gegen die benachbarte Ritterschaft für ihre Freiheit kämpfen mußten, ein ähnlicher Kampf in den Gebirgen der Schweiz (s. S. 56 u. S. 66 f.) Hier wie dort erlag die Ritterschaft dem rüstigen Arme der wackeren Hirten und Bauern; in der Schweiz erhielt aber dieser Krieg dadurch eine weltgeschichtliche Bedeutung, daß die wiederholten Kämpfe mit der schwergerüsteten, berittenen Ritterschaft die schlecht bewehrten Landleute zur Bildung eines geübten und tapferen Fußvolkes veranlaßten, welches, der Ritterschaft überlegen, nicht blos daheim die Freiheit schützte, sondern bald nachher auch sich dem Meistbietenden in Sold gab, um sie auswärts zu unterdrücken.

Albrecht hatte die Privilegien der Urkantone weder bei seinem Regierungsantritt bestätigt, noch kümmerte er sich nachher im geringsten um sie. Er forderte vielmehr die freien Hirten geradezu und mit drohenden Worten auf, sich als Unterthanen unter den Schutz und die Herrschaft des Hauses Habsburg zu stellen, drang ihnen Landvögte auf, und gestattete diesen eine willkürliche Bedrückung des Volkes und des im Lande seßhaften Adels, der sich nicht, wie die blos mit Jagd und Krieg beschäftigte Ritterschaft anderer deutschen Länder, vom Volke losgesagt hatte, sondern durch dasselbe und in demselben Ansehen suchte. Die Gewaltthätigkeit des Kaisers und seiner Vögte rief endlich im Jahre 1307, als Albrecht in Böhmen beschäftigt war, und eine kurz zuvor in Thüringen erlittene Niederlage noch nicht verschmerzt hatte (s. Th. VII. S. 452 f.), einen förmlichen Aufstand hervor. Dies ist im Allgemeinen der Gang, den die Dinge, soweit sie klar zu erkennen sind,

damals in den Urkantonen nahmen; die Sage berichtet aber außerdem noch manche Einzelheiten, deren Wirklichkeit sehr zu bezweifeln ist. Ja, Vieles davon, wie die Erzählungen von Wilhelm Tell (s. Th. V. S. 259 f.) und von der Tyrannei der Landvögte Hermann Geßler von Brunneck und Beringer von Landenberg, gehört sogar offenbar nur der Dichtung und der dichterischen Geschichte an. Der Überlieferung nach vereinigten sich im November 1307 die drei angesehensten Männer der Urkantone, Walther Fürst von Uri, Werner Stauffacher von Schwyz und Arnold an der Halden aus dem Melchthal in Unterwalden, mit je zehn Landleuten, welche in ihren verschiedenen Thälern den größten Einfluß hatten, auf der Bergwiese Rütli am Vierwaldstätter-See, und verabredeten den Plan, die Landvögte zu vertreiben und die übermüthige Ritterschaft zu demüthigen. Ihnen schlossen sich viele edle Geschlechter des Landes an, welche wegen ihrer Widersetzlichkeit gegen die östreichische Herrschaft von Albrecht und seinen Vögten gehaßt und verfolgt wurden. Diese Männer waren nachher Führer des ungeübten Landvolkes, als dasselbe die Feinde der Volksfreiheit in ihren Burgen angriff. Am Neujahrstag 1308, als den zum Ausbruch verabredeten Tag, wurden überall die Burgen erstürmt, die Vögte und Ritter aus dem Lande getrieben und sieben Tage später der alte Bund der drei Kantone oder die sogenannte Eidgenossenschaft zur Vertheidigung und Erhaltung der alten Verfassung erneut.

Bald nachher kam Albrecht nach Schwaben, um einen neuen Zug gegen die Böhmen zu rüsten. Er beschloß sogleich eine harte Züchtigung der trotzigen Bergbauern in der Schweiz, erregte aber, als er dem Bischof von Basel nicht allein die Belehnung verweigerte, sondern auch eine Fehde ankündigte, unter demselben brutalen und räuberischen Adel von Schwaben, dessen er sich seither in seinen Kriegen bedient hatte, Besorgnisse wegen seiner weiteren Absichten. Die Unzufriedenen schlossen sich an den jungen Johann von Schwaben, den Sohn von Albrecht's verstorbenem Bruder Rudolf, an, der seinem Oheim und Vormund grollte, weil dieser ihm ungeachtet wiederholter Bitten das väterliche Erbe in Schwaben vorenthielt. Johann und eine Anzahl schwäbischer Ritter, von denen uns jedoch nur vier junge Männer, Konrad von

Tegernfeld, Walther von Eschenbach, Ulrich von der Balm und Rudolf von der Wart, genannt werden, machten eine förmliche Verschwörung, und die Letzteren faßten mit Johann den Beschluß, den Kaiser zu ermorden, wenn er sich noch einmal weigere, seinen Neffen zu befriedigen. Albrecht ward von einem mitverbündeten Ritter, den sein Gewissen zu einem Bekenntniß bei seinem Beichtvater getrieben hatte, gewarnt; er verschmähte aber die Warnung und rüstete sorglos seinen Nachezug gegen die Schweizer. Seinen Neffen suchte er vergebens durch Freundlichkeit zu gewinnen; der heftige junge Mann ward vielmehr unversöhnlich gegen seinen Oheim erbittert, als dieser ihn auf die zu hoffende Eroberung von Meißen vertröstete, und sogar die Fürsprache des Erzbischofs von Mainz, Peter Aichspalter, der mit den Feinden des Kaisers in Verbindung gestanden zu haben scheint, unberücksichtigt ließ. Jetzt führten Johann und seine Mitverschworenen die beschlossene That aus, obgleich sie gar keine Aussicht hatten, irgend einen Vortheil aus derselben ziehen zu können. Sie sprangen, als Albrecht am 1. Mai 1308 auf dem Weg von Baden nach Rheinfelden über die Reuß setzte, zugleich mit ihm in die Fähre, trennten ihn dadurch von seinem Gefolge, ritten dann, als sie jenseit gelandet waren, allein mit ihm durch ein Saatfeld weiter, und tödteten ihn auf meuchelmörderische Weise. Sie ergriffen sogleich die Flucht, und beschlossen ihr Leben auf klägliche Weise in der Verbannung; nur Rudolf von der Wart, der nicht Hand mit angelegt, sondern unthätig zugesehen hatte, ward gefangen und auf so grausame Weise hingerichtet, daß er erst nach drei Tage langen Schmerzen starb. Der Schuldigste von Allen, Johann, irrte lange verkleidet umher, bis er eine Zuflucht in dem Augustiner-Kloster zu Pisa fand, wo er als Mönch starb. Des ermordeten Kaisers Tochter, die fromme Königin Agnes von Ungarn (s. Th. VII. S. 448), und sein Sohn Leopold I. nahmen im Schmerz über den Verlust ihres Vaters blutige Rache, und ließen nicht nur die Verwandten der Mörder, sondern auch viele hundert unschuldige Kriegsleute und Diener derselben umbringen.

Albrecht's Erbe in Östreich und Schwaben fiel an seine fünf Söhne, von welchen die beiden ältesten, Friedrich der Schöne und Leopold I., vorerst für ihre drei jüngeren Brüder, Albrecht,

Heinrich und Otto die Verwaltung des Ganzen übernahmen, obgleich alle fünf als Landesfürsten betrachtet wurden. Die Kaiserwürde dagegen ward einem anderen Hause zugewendet. Albrecht war nämlich den deutschen Fürsten zu mächtig gewesen, Friedrich und Leopold hatten daher die beiden Erzbischöfe des Reichs, Peter Aichspalter von Mainz und Balduin von Trier aus dem Hause der Grafen von Luxemburg, gegen sich, und da sie überdies noch mit Böhmen, Würtemberg und Baiern in Streit lagen, so sahen sich die deutschen Fürsten nach einem anderem Manne für den Kaiserthron um. Der Pabst Clemens V., König Philipp IV. von Frankreich, die Guelfen und das Haus Anjou in Italien, sowie viele kleine Herren in Deutschland suchten aus der Erledigung des deutschen Kaiserthrones und den damit verbundenen Streitigkeiten Nutzen zu ziehen; es war daher ein Glück für Deutschland, daß die beiden Erzbischöfe von Mainz und Trier sechs Monate nach Albrecht's Tod durch vereinte Bemühung die Erwählung eines tüchtigen Mannes durchsetzten. Dieser Mann war der Graf Heinrich von Luxemburg, dessen Familie an der Maas, an der Mosel und am Niederrhein ebenso angesehen und durch Verwandtschaft mächtig war, als das habsburgische Haus am Oberrhein, an der Reuß, an der Aar und im Elsaß. Auch hatte sich Heinrich als Graf von Luxemburg durch persönliche Eigenschaften und durch ritterliche Thaten nicht weniger ausgezeichnet, als Rudolf von Habsburg vor seiner Wahl. Außerdem war von den genannten beiden Erzbischöfen der Eine, Balduin von Trier, sein Bruder, der Andere, Peter Aichspalter von Mainz, sein Freund und ehemaliger Diener. Der Letztere besaß eine große diplomatische Gewandtheit, und, da er überdies weder ein ängstliches Gewissen noch ein zartes Ehrgefühl besaß, so war er ebenso sehr zur Durchsetzung der beschlossenen Wahl geeignet, als er nachher dem Gewählten in seinen politischen Unterhandlungen sich nützlich zeigte. Das hatte er schon früher bewiesen, als er das Bisthum Basel erhalten hatte und von dem Grafen Heinrich nach Frankreich geschickt worden war, um seinem Bruder Balduin, der damals erst zwanzig Jahre alt war und noch in Paris studirte, das erledigte Erzbisthum Mainz zu verschaffen. Peter hatte dieses Bisthum für sich selbst zu erlangen gewußt, und dagegen bald

nachher, um Heinrich zu versöhnen, dem jungen Balduin für eine Summe Geld das Bisthum Trier vom Pabst erkauft. Auch das, was oben bei Gelegenheit von Albrecht's Ermordung bemerkt ward, sowie der Umstand, daß Albrecht's Wittwe nachher den Erzbischof Peter beim neuen deutschen Könige förmlich der Mitwissenschaft dieses Verbrechens anklagte, zeigt deutlich, wie wenig geistliche Gewissenhaftigkeit Peter besaß. Übrigens war Peter's und Balduin's Eifer bei Heinrich's Wahl keineswegs uneigennützig; denn Heinrich mußte Beiden ihre Bemühungen mit Reichsgut bezahlen und dem Bischof von Mainz noch außerdem die Summe ersetzen, welche dieser dem Pabste von der Erkaufung des Bisthums Trier her schuldig war. Der Pabst selbst unterstützte die beiden Bischöfe bei der Erwählung des neuen Königs, obgleich er dies nur mit großer Vorsicht thun konnte, weil Philipp IV. von Frankreich seinen Bruder, Karl von Valois, auf den deutschen Thron zu bringen suchte, und den Pabst nöthigte, sich bei den Deutschen für diesen zu verwenden. Clemens wollte den französischen König nicht noch mächtiger machen helfen, und nahm, da er ganz in dessen Gewalt war, seine Zuflucht zur Verstellung. Er versprach einerseits dem Könige, die Absichten seines Bruders zu befördern, und trieb andererseits die Kurfürsten insgeheim zur schleunigen Erwählung Heinrich's an. Unter solchen Umständen ward Heinrich von Luxemburg, der als Kaiser Heinrich VII. genannt wird, im November 1308 erwählt.

Die erste Sorge des neuen Kaisers war, den Deutschen zu zeigen, wie wohlthätig die gesetzliche Macht eines Monarchen in einem Lande sei, wo in den letzten Zeiten die Herren und Ritter zu Räubern, die Städte zu Republiken geworden waren. Er war durch persönliche Eigenschaften, auf welche damals außerordentlich viel ankam, ebenso sehr wie Rudolf von Habsburg ausgezeichnet, und wußte, wie dieser, durch ritterliche Vorzüge und durch Freundlichkeit dem kaiserlichen Ansehen wieder aufzuhelfen. Gleich nach seiner Krönung machte er eine Reise am Rhein herauf durch Schwaben und Franken. Er fand auf dieser Reise die Städte Straßburg und Zürich bevölkerter, als sie gegenwärtig sind, sowie Ulm, Augsburg und Nürnberg in lebhaftem Handelsverkehr mit Italien und in Rücksicht des bürgerlichen

Zustandes und der Wohlhabenheit den italiänischen Städten vergleichbar, die eigentlich schwäbischen Städte aber von den Grafen von Würtemberg und Baden hart bedrängt. Er bemühte sich sogleich, überall Recht und Gerechtigkeit wieder herzustellen. Die Städte erinnerte er, daß sie kaiserliche Städte seien, den drei Waldstädten gab er ihre alten Rechten und Freiheiten zurück und knüpfte sie dadurch wieder an das Reich; vor allen Dingen aber suchte er gegen den Grafen Eberhard, der schon seit mehreren Jahrzehnten als Raubtyrann in Schwaben gehaust hatte (s. Th. VII. S. 429), sein Ansehen geltend zu machen. Er entbot ihn zugleich mit den östreichischen Herzögen auf den nach Speier ausgeschriebenen Reichstag, den Einen, um sich vor dem kaiserlichen Gericht zu stellen, die Anderen, um sich die noch nicht empfangene Belehnung ertheilen zu lassen. Dieser erste Reichstag Heinrich's (Herbst 1309) ward nicht blos von den Deutschen zahlreich besucht, sondern auch Guelfen und Ghibellinen Italiens erschienen, um des neuen deutschen Kaisers Hülfe anzusprechen. Eberhard von Würtemberg, welcher in Begleitung seiner ritterlichen Raubgenossen nach Speier kam, schied in Unfrieden vom Kaiser und ward geächtet. Die östreichischen Herzöge, die sich durch Heinrich's Erwählung hintangesetzt sahen, söhnte der Kaiser durch Freundlichkeit mit sich aus, indem er dabei zugleich seinen eigenen Vortheil auf kluge Weise zu verfolgen wußte. Er belehnte sie nicht nur mit den habsburgischen Ländern, sondern er begünstigte auch ihnen zu Gefallen mehr als recht und billig war, die Verfolgung der Unglücklichen, die man in das Schicksal von Albrecht's Mördern verwickelte; denn er gestattete den Herzögen die Vollziehung der gegen diese ausgesprochenen Achtserklärung und veranlaßte dadurch die oben erwähnten grausamen und blutigen Scenen. Dafür gaben die Herzöge ihren Anspruch auf Böhmen auf, zahlten ihm eine Summe Geld, deren er sehr bedurfte, und versprachen, daß einer von ihnen mit zweihundert Rittern ihn auf seinem Römerzuge begleiten wolle. Den in Speier erschienenen Italiänern, welche ihn dringend um Beschleunigung seines Römerzuges baten, und unter denen die Gesandten des Ghibellinen Matthäus Visconti (s. Th. VII. S. 389 ff.) und seines Gegners Guido della Torre, sowie der aus Brescia vertriebene Guelfe Tebaldo von

Brussati die bedeutendsten waren, versprach er die Erfüllung ihrer Bitte, weil er mit dem Gelde des reichsten Landes in Europa den Glanz der kaiserlichen Würde aufrecht zu erhalten wünschte.

Weit glänzender als dieser erste Reichstag war der zweite, welchen Heinrich nach einer neuen Reise durch Schwaben und Franken in Frankfurt am Main hielt (1310). Hier ward hauptsächlich über die böhmischen Angelegenheiten berathschlagt. In Böhmen hatte der Herzog Heinrich von Kärnthen als Gemahl von Wenzel's III. älterer Schwester sich in den Besitz der königlichen Macht gesetzt (s. Th. VII. S. 450); er drückte und quälte aber die Bewohner des Landes, zog mit Hintansetzung der slavischen Herren seine deutschen Ritter hervor, riß das Silber und Gold der reichen Erzgruben an sich, um es nach Kärnthen bringen zu lassen, und wollte endlich seiner Schwägerin, der männlichen Elisabeth, einen Gemahl aufdringen, von welchem er nichts zu fürchten hätte. Elisabeth weigerte sich dessen, und wurde dafür ins Gefängniß geworfen, entkam aber aus der Haft, und rief die unzufriedenen böhmischen Herren zu ihrem Schutze auf. Diese erschienen in großer Zahl bei ihr, und wandten sich, da sie den Rittern Heinrich's nicht gewachsen waren, an den neuen deutschen Kaiser. Sie boten diesem die Hand der Elisabeth und zugleich das böhmische Reich für seinen Sohn, Johann, an. Heinrich wollte anfangs das Anerbieten nicht für seinen Sohn, sondern für seinen Bruder Walram annehmen, weil jener erst vierzehn Jahre alt, Elisabeth aber nicht nur fünf Jahre älter, sondern auch eine Amazone von zweideutigem Rufe war, die den jungen Prinzen nachher wirklich auch einige Jahre lang als einen Knaben beherrschte; doch gab er endlich dem diplomatischen Rath Peter Aichspalter's Gehör, und schloß zu Frankfurt einen Vertrag mit den böhmischen Herren ab, nachdem er von Reichswegen den Herzog Heinrich der Krone Böhmen hatte verlustig erklären lassen. Kurze Zeit nachher (1. September 1310) ward der junge Johann, welchem sein Vater mittlerweile die damals zum Herzogthum erhobene Grafschaft Luxemburg abgetreten hatte, zu Speier mit der Erbin von Böhmen vermählt. Von der glänzenden Hochzeit seines Sohnes begab sich Heinrich nach Burgund, um von da noch in dem nämlichen Jahre nach Italien zu ziehen. Ehe er aber über

die Alpen ging, ordnete er noch zwei andere große Kriegszüge an. Der eine war gegen Heinrich von Kärnthen, der andere gegen Eberhard von Würtemberg gerichtet. Gegen den Letzteren sandte er seinen Reichsvogt in Schwaben, Konrad von Weinsberg, um das längst ausgesprochene Urtheil zu vollziehen. Konrad führte die Eßlinger und andere über den Grafen erbitterte Städte gegen die Raubritter und Burgen Eberhard's, zerstörte die Letzteren alle bis auf drei, trieb den Grafen aus dem Lande, und nöthigte ihn, bei dem Markgrafen von Baden Schutz zu suchen, bei welchem derselbe dann bis zu Heinrich's Tod blieb. An die Spitze des böhmischen Kriegszuges wurden Peter Aichspalter und der Graf von Henneberg gestellt, doch sollte der Erstere dabei nur die Staatsgeschäfte leiten. Heinrich von Kärnthen konnte sich gegen die deutsche Kriegsmacht und gegen die Unzufriedenheit der Böhmen nicht behaupten, er flüchtete nach seinem Herzogthum Kärnthen, das er nachher nicht mehr verließ, und Johann ward im Februar 1311 durch Peter Aichspalter feierlich als König von Böhmen gekrönt.

2. Italien vor und während des Römerzuges Heinrich's VII.

Es würde uns in ein Labyrinth einzelner Geschichten führen, wenn wir hier alle einzelnen Staaten Italiens durchgehen wollten; um den Zustand der Dinge zu erkennen, welchen Heinrich VII. dort antraf, genügt eine Andeutung über die vier Hauptstaaten, Rom, Neapel, Florenz und Mailand.

Der Zustand der Stadt Rom und des Pabstthums läßt sich schon aus dem, was oben (S. 9 ff.) über das Verhältniß Philipp's IV. von Frankreich zu den Päbsten Bonifacius VIII., Benedict XI. und Clemens V. gesagt worden ist, ziemlich deutlich erkennen. Die Colonnas, die Orsini und andere römische Familien hatten ein solches Übergewicht erlangt, daß wohl Bonifacius, obgleich er die Ersteren vertrieb und zum Theil mit dem Bannfluch verfolgte, als auch Benedict genöthigt waren, ihre Residenz außerhalb der Stadt Rom aufzuschlagen. Andererseits lagen diese Familien unter einander selbst in heftigem Streit, und

machten es dadurch einem gewandten Unterhändler des Königs Philipp möglich, bei Benedict's Tode einem ganz im französischen Interesse handelnden Mann, den Erzbischof Bertrand von Bordeaux, der den Namen Clemens V. annahm, die päbstliche Würde zu verschaffen. Durch diesen ward dann der Sitz des Pabstthums auf zwei Menschenalter nach Avignon in Frankreich verlegt. Auf solche Weise erlosch in Italien mit dem geschwundenen Ansehen des Kaisers auch die politische Bedeutung des Pabstes. Die dadurch erlangte ungebundene Freiheit der Italiäner, welche jeder auf seine Weise benutzte, rief in Verbindung mit dem allenthalben herrschenden Wohlstand nicht nur die größte Ausgelassenheit, sondern auch die höchste geistige Entwickelung und eine nie gekannte Blüthe der Künste und Gewerbe hervor. Das hat Dante in seinem großen Gedichte trefflich dargestellt; er schrieb aber damals auch sein Buch über die Monarchie oder über geistliche und weltliche Gewalt, um zu beweisen, daß die wahre Freiheit Italiens nur dann gerettet werden könne, wenn die geistliche und weltliche Oberherrschaft, von welcher die eine dem Pabste, die andere dem Kaiser gebühre, jede auf ihre eigentliche Bestimmung beschränkt würden.

Mit dem gesunkenen Zustande der Kirche nahm auch die Simonie (s. T. VI. S. 226) und der Misbrauch der geistlichen Gewalt immer mehr überhand. Man deckte sogar die herrschende Sittenlosigkeit mit dem Mantel des Christenthums zu, indem man die Scholastik und die an sich vortrefflichen Einrichtungen und Stiftungen der Kirche gebrauchte, um Sünden nicht blos zu vergeben, sondern auch zu erlauben. Dies erweckte neben den Propheten, welche wie Dante in seinem göttlichen Gedichte die moralische Ordnung der Welt und die bestehende kirchliche im grellen Kontrast zeigten, in allen Gegenden auch Reformatoren, welche, wie in früherer Zeit Arnold von Brescia (s. Th. VI. S. 427 und 434 f.), die Ordnung ganz umzuändern suchten. Diese Männer mußten bei dem herrschenden Fanatismus ebenfalls Fanatiker werden und, da sie der blinden Verfolgung nur blinde Wuth entgegensetzen konnten, nothwendig dem Übergewicht der Zahl unterliegen. Unter ihnen war Dulcino der bedeutendste und merkwürdigste. Er war der uneheliche Sohn eines Priesters und ein

Schüler des Schwärmers Gerhard Segarelli, welcher in der Mitte des „dreizehnten Jahrhunderts gepredigt hatte, und verkündigte seine Lehre nicht blos mündlich, sondern auch in Briefen, in denen er seine Grundsätze kurz und faßlich aussprach, oder wie wir sagen würden, in Flugschriften. Diese Briefe der Gelehrten und Geistlichen des Mittelalters gingen nämlich von Hand zu Hand, und vertraten die Stelle der Journale und Flugschriften unserer Zeit. Dulcino's Predigten drehten sich hauptsächlich darum, daß er die Einfalt des Evangeliums dem Pomp der Kirche, die Gütergemeinschaft der ersten apostolischen Kirche dem Fürstenthum der Bischöfe und Äbte, sowie der auf dem Besitz von Land und Leuten beruhenden ritterlichen Aristokratie entgegensetzte. Er fand in der östlichen Lombardei und in allen den Gegenden, in denen sich seit mehr als hundert Jahren eine freiere Ansicht verbreitet hatte (s. Th. VI. S. 322 und Th. VII. S. 296), großen Anhang, sammelte dort eine bedeutende Anzahl Menschen, und ermunterte sie, eine christliche oder vielmehr schwärmerische Republik zu errichten, um sich zugleich dem weltlichen und geistlichen Drucke zu entziehen. Sein Versuch scheiterte, wie der ähnliche Versuch der münsterischen und niedersächsischen Fanatiker des sechszehnten Jahrhunderts und aus dem gleichen Grunde, weil nämlich alle diese Schwärmer Widersprechendes mit einander zu vereinigen strebten; doch hat Dulcino ebenso, wie die Anführer jener Wiedertäufer in Deutschland, durch Ausdauer die Unsterblichkeit erlangt. Er reizte zugleich die Pfaffen, die Reichen und die auf ihre Kampffertigkeit trotzenden Ritter gegen sich, weil er um der Armen und Gedrückten willen ihnen Allen den Untergang verkündigte. Verfolgt und gewaltsam vertrieben, sammelte er in den höheren Gebirgen von Novara und Vercelli, welche drei Theile des Jahres mit Schnee und Eis bedeckt sind, mehr als sechstausend Männer um sich und seine durch Schönheit, Geist und Standhaftigkeit gleich berühmte Gattin Margaretha. In dieser unzugänglichen Gegend, wo er und seine Gefährten vom Raube lebten, vertheidigte er sich acht Jahre lang (seit 1300) gegen die regelmäßige Kriegsmacht, über welche die Bischöfe des umliegenden Landes gebieten konnten, bis endlich der Fanatismus der herrschenden Kirche Mittel fand, den Fanatismus der zu ihrem Untergang verschworenen Ketzer zu unterdrücken.

Man predigte das Kreuz gegen sie, und Dulcino ward nebst seinen Anhängern vernichtet.

Während dieser Glaubenskrieg ohne den Pabst geführt und beendigt worden war, hatte Clemens V., um wenigstens einen Theil der weltlichen Herrschaft seines Stuhles zu behaupten, unter dem kriegerischen und schlauen Kardinal Napoleon Orsini ein Heer in Italien aufgestellt. Dieser fand aber überall, wohin er sich wandte, Hindernisse, weil alles sich geändert hatte, und der Pabst ebenso wie der Kaiser vergessen war. Clemens sah daher Heinrich's VII. Zug nach Italien nicht ungern, obgleich er sonst keineswegs geneigt war das kaiserliche Ansehen wieder herzustellen; denn die Anwesenheit des Kaisers in Italien mußte ihm nothwendiger Weise Gelegenheit verschaffen, eine der Parteien an sich zu ziehen.

Neapel erhielt durch den Tod Karl's II. (1309) fast um dieselbe Zeit, als Heinrich von Luxemburg zum deutschen Kaiser erwählt ward, in Karl's jüngerem Sohne, Robert, einen neuen Regenten. Karl hatte zu den vortrefflichsten Herrschern seiner Zeit gehört, und sein Nachfolger verdankte es ihm, daß vor Heinrich's Ankunft das Ansehen der Kaiser im Kirchenstaat, in Florenz und in vielen Städten der Lombardei ganz an das Haus Anjou übergegangen zu sein schien. Im Kirchenstaat hatte Karl die Päbste und den Adel von sich abhängig erhalten, und in den nördlichen Gegenden Italiens war er nicht nur das Oberhaupt der Guelfen gewesen, sondern er hatte auch selbst gegen diejenigen Fürsten, die dem deutschen Reiche mehr als den Franzosen gewogen waren, sein Ansehen behauptet; er hatte endlich sogar einen Theil von Piemont besetzt, und dem Grafen Philipp von Savoien das Land Montferrat, sowie die Besitzungen, die demselben als Erbe seiner Gemahlin in der Morea zugefallen waren, streitig gemacht. Als er starb, vermachte er sein Reich nicht seinem Enkel, Karl Robert (s. S. 93 ff.), der als Nachkomme des ältesten Sohnes die nächsten Ansprüche hatte, sondern seinem jüngeren Sohne Robert, weil Karl Robert mit Hülfe des Pabstes die Herrschaft in Ungarn erlangt hatte, und sein Vater überzeugt war, daß das ungarische und neapolitanische Reich nicht unter einem und demselben Regenten vereinigt werden könnten. Der Pabst zeigte sich gegen den

neuen Herrscher von Neapel ungemein freundlich und großmüthig. Er erließ ihm die ganze Summe, die er als Oberlehensherr von Neapel von jedem neuen König zu fordern hatte, und verzichtete sogar auf alle die Gelder, welche das Haus Anjou dem römischen Stuhl seit Karl's I. Zeit für baare Darlehen schuldig geworden war, obgleich freilich der Betrag derselben so groß war, daß Robert sie niemals hätte bezahlen können. Auch suchte er eine auf billige Bedingungen gegründete Übereinkunft zwischen Robert und dem König Friedrich II. von Sicilien (s. Th. VII. S. 336 ff.) zu Stande zu bringen, weil er erkannt zu haben scheint, daß Friedrich, der sich gegen Karl II. im Besitz von Sicilien behauptet hatte, auch durch Robert schwerlich vertrieben werden würde; der Letztere konnte sich aber nie entschließen, Sicilien ganz aufzugeben, und machte von Zeit zu Zeit Eroberungsversuche gegen die Insel.

Als Robert die Regierung antrat, schien das guelfische und französische Interesse in Italien gänzlich obzusiegen. Die Florentiner, die Todfeinde des Kaiserthums und der Ghibellinen, lagen mit einer bedeutenden Kriegsmacht gegen die Letzteren im Felde, und Robert sandte ihnen eine Schaar jener tapferen Kriegsleute zu Hülfe, welche, obgleich sie auch anderen Völkern angehörten, unter dem Namen der Catalonier und Aragonier auf allen Inseln und Küsten des mittelländischen Meeres als Söldner dienten. In Genua und in Venedig wütheten heftige innere Streitigkeiten. In Ferrara stritten mehrere Prinzen des Hauses Este um die Herrschaft, einer von ihnen verkaufte nachher die Stadt an die Venetianer, und die Bewohner von Ferrara ergaben sich, um diesen zu entgehen, dem Pabste. Dadurch ward Venedig in einen Krieg mit der Kirche verwickelt. Clemens V. verfluchte 1309, als die Venetianer ihm die Stadt nicht räumten, die herrschsüchtige Republik mit einer ganz beispiellosen Anmaßung. Er sprach nicht allein Bann und Interdict gegen die Venetianer aus, sondern er erklärte auch sowohl sie selbst als ihre Kinder bis ins vierte Glied für ehrlos und für unfähig, irgend ein geistliches oder weltliches Amt zu bekleiden, gab all ihr Hab und Gut dem Raub eines Jeden preis, und erklärte, daß jedermann sich eines jeden Venetianers bemächtigen und ihn zu seinem Sklaven machen dürfe. Alles dies focht freilich die Venetianer anfangs wenig an; Clemens ließ aber,

um seinen geistlichen Waffen Nachdruck zu geben, auch das Kreuz gegen sie predigen, und übertrug, wie vorher dem Napoleon Orsini, so jetzt einem anderen Kardinal die Führung der zusammengepredigten Horden. Nun wurden zwar die Venetianer vertrieben, Ferrara rief aber, als es sich zugleich von ihnen befehdet und von dem Gesindel des päbstlichen Kreuzheeres mishandelt sah, wieder ein Glied des Hauses Este herbei, und der Pabst, welcher weder diesem noch den Venetianern, geschweige den Beiden zusammen gewachsen war, mußte sich an Robert von Neapel wenden. Er übertrug demselben die Statthalterschaft in Ferrara und in der Romagna, und Robert, der sich damals gerade in der Provence aufhielt, eilte (1310) nach Italien, noch ehe der deutsche Kaiser dort hatte eintreffen können.

Unter den Florentinern, die sich ganz plötzlich zu einer unerhörten Blüthe des Reichthums und der Macht erhoben hatten (s. Th. VII. S. 385), und deren Stadt jetzt von Robert zum Bollwerk der Guelfen gemacht wurde, dauerte der alte Kampf und Streit fort. Die Partei der Weißen hatte sich nach ihrer Vertreibung (s. ebendaselbst S. 386) mit den Ghibellinen des Landes vereint, und gerade dadurch ihre Rückkehr in eine durchaus guelfische Stadt unmöglich gemacht. Pabst Benedict XI., mild und friedliebend wie er war, schickte zwar 1304 den Kardinal Nikolaus von Prato nach Florenz, um die erbitterten Parteien auszusöhnen, sein Versuch scheiterte aber an dem unversöhnlichen Haß beider Parteien. Der geistliche Friedensstifter sah sich bald genöthigt, die Stadt wieder zu verlassen, und schied mit einem im vollen Verdruß ausgesprochenen Bannfluch über die Florentiner. Die Blitze der Kirche schadeten jedoch der Stadt wenig, weil sie für Italiäner überhaupt schon längst kalt und stumpf geworden waren. Dagegen brach der Kampf der Parteien gleich nach der Entfernung des Kardinals von neuem los, und veranlaßte eine Feuersbrunst, durch welche siebenzehnhundert Häuser eingeäschert wurden. Gleich darauf suchten die Weißen und Ghibellinen, im Vertrauen auf den Beistand des Pabstes und von Pistoja unterstützt, ihre Rückkehr gewaltsam zu erzwingen. Sie drangen auch sogar in die Straßen der Stadt ein, geriethen aber dort durch einen Zufall in Verwirrung, und wurden dann nicht nur zurückgetrieben, sondern auch

größtentheils grausam ermordet. Jetzt zogen die Florentiner zu einem Rachekrieg gegen Pistoja aus, und begannen eine Belagerung, die den Charakter jener Zeit und jenes Landes in ein recht helles Licht setzt. Robert von Neapel, welchen sein Vater den Florentinern zu Hülfe schickte, leistete dabei mit catalonischen Reitern eine Zeitlang gute Dienste, kehrte aber wieder nach Hause zurück, als Pabst Clemens V. sich der Belagerten annahm. Diese litten bald den äußersten Mangel, gaben, um sich aller zum Kampfe Untauglichen zu entledigen, ihre Weiber und Kinder dem erbitterten Feinde preis, und harrten selbst dann noch aus, als sie sogar schon alle ihre Pferde verzehrt hatten und kaum mehr wußten, wovon sie sich nähren sollten. Gleich große Ausdauer zeigten die Belagerer: sie ertrugen standhaft alle Übel der rauhen Jahreszeit, ließen sich durch alle Schwierigkeiten eines für sie sehr ungünstigen Bodens nicht ermüden, legten sich, um die größen Kosten der Belagerung zu erschwingen, die härtesten Steuern auf, und trotzten dem Bannfluche, den der Pabst durch seinen Legaten gegen sie schleudern ließ. Dabei verfuhren beide Theile mit einer Grausamkeit gegen einander, die ebenso, wie die von ihnen bewiesene Hartnäckigkeit, recht deutlich zeigt, mit welcher Erbitterung die Städte und Parteien Italiens damals gegen einander stritten. Die Florentiner schnitten allen Gefangenen Nase, Arme und Beine ab, und die Pistojer marterten auf ähnliche Weise alle, die in ihre Hände fielen, zu Tode. Als endlich in der Stadt die Lebensmittel nur noch für einen einzigen Tag hinreichten, ergaben sich die Pistojer (1306), schlossen aber dabei mit ihren Feinden unter Vermittelung eines im Geruch der Heiligkeit stehenden Mönches und unter den furchtbarsten Eidschwüren einen Vertrag, der ihre Übergabe an bestimmte Bedingungen knüpfte. Nichts desto weniger geschah auch damals, was in Bürgerkriegen gewöhnlich ist und bei der Heftigkeit der Leidenschaften in südlichen Ländern auch unter den alten Griechen nie verhindert werden konnte: die Sieger nahmen ohne Rücksicht auf den Vertrag den Besiegten alles, was ihnen gefiel, hinweg, zerstörten die Mauern der Stadt, und rissen alle Paläste und Burgen der Ghibellinen und Weißen nieder. Dies erbitterte nicht allein die Ghibellinen in Italien und all diejenigen, welchen Dino Compagni und Dante (s. Th. VII

S. 386) die Klagen der Unterdrückten gegen die Unterdrücker und den Schmerz über den Verfall der weltlichen Gewalt des Kaisers und der geistlichen des Pabstes in Prosa und Versen, in Briefen und historischen Berichten kund thaten, sondern auch der päbstliche Legat Napoleon Orsini, der im Anfange des Jahres 1306 in Italien erschien, fühlte sich dadurch bewogen, den Bann gegen die Florentiner in geschärfter Weise zu wiederholen, und die florentinischen Verbannten nebst ihren Freunden suchten Zuflucht und Hülfe in Deutschland. Die in Florenz herrschenden Guelfen schickten zwar ebenfalls Gesandte hin, und bestachen den Diplomaten des Kaisers, Peter Aichspalter, damit er seinem Herrn vom Zuge nach Italien abrathe; ihre Bemühungen hatten aber keinen Erfolg, weil der Kaiser Kenntniß von der Bestechung erhielt und deshalb dem Erzbischof diesmal kein Gehör schenkte.

In Mailand war durch den Sturz des Matthäus Visconti (s. Th. VII. S. 391) das Haus Torre wieder in den Besitz der höchsten Macht gelangt, und Guido della Torre herrschte dort als Haupt der Guelfen im Auftrage des Volkes unumschränkter, als vorher Matthäus Visconti, weil dieser den Adel hatte schonen müssen. Die Visconti hatten nach ihrer Vertreibung mehrere vergebliche Versuche gemacht, die Herrschaft wieder zu erlangen, und Matthäus lebte nachher fast vergessen auf einem Landgute am Garda-See, bis Heinrich's VII. Erwählung seine Hoffnungen aufs neue weckte. Er beschloß sogleich, sich mit dem neuen Beherrscher des Reiches in Verbindung zu setzen, um mit seiner Hülfe das Verlorene wieder zu erlangen, und wußte, schlau wie er war, den rechten Weg dazu zu finden. Er wählte zu seinem Gesandten den Rechtsgelehrten Franz Garbagnata von Pavia, einen Bewunderer Dante's und zugleich einen der ausgezeichnetsten unter den Männern, die sich damals in Italien dem Studium des Alterthums mit Begeisterung hingaben. Garbagnata wußte sich des Kaisers Gunst zu verschaffen, begleitete ihn auf dem Zuge nach Italien, und verhinderte, daß nicht ein Tebaldo von Brussati und andere Guelfen, welche ebenfalls im Gefolge des Kaisers waren, ihn ganz einnahmen.

Im Herbst des Jahres 1310 zog Heinrich über Lausanne und Susa nach Italien. Er hatte nur zweitausend Gerüstete bei sich,

aber er rechnete theils auf Philipp IV. von Frankreich, theils auf die Lage der Dinge in Italien. Philipp war kurz vorher in Folge förmlicher Unterhandlungen in ein freundschaftliches Verhältniß zu dem Kaiser getreten, und sollte Robert von Neapel hindern, sich demselben zu widersetzen. Ein päbstlicher Legat war dem Kaiser zum Begleiter versprochen; die Krönung zu Rom hatte Clemens im Voraus zugesagt; Guelfen und Ghibellinen endlich befanden sich im Gefolge des Kaisers, und dieser ließ in Italien verkünden daß er als Friedensstifter komme und weder der einen noch der anderen Partei durch das Blut oder durch Freundschaft verbunden, sei. Auf alles dies war jedoch nicht zu bauen. Nur die Ghibellinen fanden es in ihrem Interesse, sich fest an den Kaiser anzuschließen; die Guelfen dagegen, sowie die päbstliche und die französische Partei wollten Heinrich zwar gern zu ihrem Zwecke gebrauchen und ihm Ehre erweisen, ihm wohl auch einiges Geld zufließen lassen, aber von einer Wiederherstellung der kaiserlichen Macht zu Gunsten des Rechts und der Gesetze wollten sie nichts wissen. Sie gaben den Gesandten, welche Heinrich zur Verkündigung seiner Ankunft vorausgeschickt hatte, leere Worte zurück, und auch der Pabst schickte anfangs den versprochenen Legaten nicht. Dies war den Ghibellinen, sowie den monarchisch Gesinnten überhaupt gerade recht. Sie rüsteten sich insgesammt; Dante erließ seine berühmten, in poetischer Prosa abgefaßten Manifeste gegen die Guelfen, gegen den Republikanismus und gegen Florenz; Matthäus Visconti erschien, nachdem er sich verkleidet durch die guelfischen Lande geschlichen hatte, in Asti bei Heinrich; die Pisaner endlich schickten dem Kaiser zur Beschleunigung seines Zuges sechzig tausend Goldgulden, weil sie durch ein Bündniß, welches Guido della Torre mit Robert von Neapel und mit den Florentinern geschlossen hatte, ins Gedränge gebracht worden waren. Von Matthäus Visconti, sowie von den Beherrschern der Städte Lodi und Pavia begleitet, zog Heinrich nach Mailand. Dies setzte Guido in nicht geringe Verlegenheit: die Herren von Lodi und Pavia waren seine Freunde; er konnte daher, als sie neben Matthäus im kaiserlichen Gefolge erschienen, auch diesen nicht ausschließen, und mußte Heinrich, ein so lästiger Gast derselbe in Begleitung des Matthäus auch war, aufnehmen. Er empfing ihn

knirschend mit verstellter Demuth und Unterwürfigkeit. Heinrich selbst nahm den Trotz des Guelfen gutmüthig auf, seine Deutschen aber setzten dem Stolze Stolz entgegen. Als nämlich Guido bei Heinrich's Einzug in Mailand ihm entgegen kam, senkte er nicht, wie es Brauch war, seine Fahnen vor dem Reichsadler, die Deutschen rissen erbittert darüber dem Träger die Fahne aus der Hand, und warfen sie auf den Boden, der Kaiser aber sagte zu Guido, als derselbe vor ihm auf die Knie fiel und seine Füße küßte, in seiner gutmüthigen Weise: „Sei nur friedlich und treu, Guido, und erkenne deinen Herrn an, den zu verläugnen unrecht ist!" Es war überhaupt Heinrich's Fehler, daß er durch Güte versöhnen zu können glaubte. Er schickte aus diesem Grunde an alle Städte Botschaften, ließ überall Aussöhnung der Guelfen und Ghibellinen verkündigen, und versuchte den unseligen Mittelweg, der sehr selten und in Italien nie zu etwas Anderem als zum Mittelmäßigen führt. Er kannte, wie ein italiänischer Schriftsteller jener Zeit mit Recht sagt, die Italiäner nicht. Sie nahmen seine Gutmüthigkeit für Einfalt und Schwäche; das mußte er bald erfahren.

Um weder der einen noch der anderen Partei das Übergewicht zu geben, schloß Heinrich sowohl Guido als Matthäus von der Regierung in Mailand aus. Beide täuschten ihn darauf kurz nach einander, ohne daß er es merkte. Seine Geldverlegenheit nöthigte ihn nämlich, von den Mailändern nach mancher Erpressung noch ein sogenanntes freiwilliges Geschenk zu fordern. Matthäus sagte ihm, sechszigtausend Goldgulden würden sich leicht erheben lassen, Guido steigerte aber boshafter Weise diese Summe auf hundert tausend, und erregte dadurch bei den Reichen Unzufriedenheit gegen den Kaiser, obgleich die Steuer für eine so bedeutende Handelsstadt, wie Mailand, kaum in Anschlag zu bringen war. Als der Kaiser nachher forderte, daß die Häupter der beiden Parteien ihn auf seinem Zuge nach Rom begleiten sollten, um ihm gewissermaßen als Geißel für die Ruhe von Mailand zu dienen, verbanden sie sich mit einander, und entwarfen den Plan, die Deutschen durch einen plötzlichen Aufstand aus Mailand zu treiben. Der Anschlag mißglückte jedoch, und der schlaue Matthäus, der dies gleich beim Ausbruch der Empörung merkte, trennte sich von seinen

Verbündeten, um sie zu verderben und sich auf ihre Kosten zu heben. Er täuschte den Kaiser durch gleißende Worte, und erhielt, nachdem er zu seiner Sicherheit zugleich mit Guido aus der Stadt gewiesen worden war, die Erlaubniß zur Rückkehr, während Guido verbannt blieb.

Der Kaiser verweilte in Mailand, wo er schon in den ersten Tagen des Januar mit der eisernen Krone gekrönt worden war, unglücklicher Weise vier Monate lang (bis Mitte April 1311). Wäre er, wie besonders Dante dringend rieth, gleich nach seiner Krönung aufgebrochen und in Toscana eingefallen, so würden Bologna und Florenz, die Hauptstädte der guelfischen Partei, schwerlich gewagt haben, ihm die Aufnahme zu versagen. Durch sein Säumen gewährte er den stolzen Republikanern Zeit, sich gegen einen Angriff so zu rüsten, daß er nachher auf seinem Marsche nach Rom an ihnen vorüber ziehen mußte. Sein Zug ging von Mailand aus zunächst gegen Cremona, welches den vertriebenen Guido aufgenommen und, durch die Florentiner bearbeitet, die kaiserlichen Boten schnöde abgewiesen hatte. Bei seiner Annäherung verloren jedoch die Bürger von Cremona den Muth, schickten ihm die Schlüssel ihrer Stadt entgegen, und verstanden sich sogar, als er ihre Boten zornig zurückwies, freiwillig zu einer Demüthigung, wie sie hundertfünfzig Jahre früher die Mailänder nur nach dem hartnäckigsten Kampfe gezwungen erduldet hatten (s. Th. VI. S. 446 f. und 449). Hundert der vornehmsten Bürger zogen baarfuß, unbedeckten Hauptes und mit einem Stricke um den Nacken dem Kaiser entgegen; und flehten knieend und weinend um Gnade für die Stadt. Heinrich begnügte sich mit dieser Demüthigung nicht, sondern verfuhr gegen eine Stadt, die sich ihm freiwillig unterworfen hatte, auf eine Weise, welche nachher die anderen feindlichen Städte nothwendig bewegen mußte, lieber das Äußerste zu wagen. Er ließ Cremona drei Tage lang plündern, mehrere hundert angesehene Bürger in elende Kerker werfen, wo sie bald kläglich umkamen, und nicht nur die Mauern der Stadt niederreißen, sondern auch die mit vielen Kosten errichteten großartigen Bauwerke, die Zeichen des Reichthums, der Betriebsamkeit und des Kunstsinnes der Bürger, auf vandalische Weise zerstören; ja, er forderte von der verwüsteten und geplünderten Stadt außerdem

noch hunderttausend Goldgulden, eine Summe, die vorher den Mailändern unerschwinglich geschienen hatte. Kein Wunder, daß die Stadt Brescia, als sich Heinrich von Cremona gegen sie wendete, ihm den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte!

Die Stadt Brescia ward gegen den Kaiser von demselben Tebaldo von Brussati vertheidigt, der ihn vorher in Speier dringend nach Italien gerufen hatte. Die Belagerung fiel in die Zeit vom Juni bis September, also gerade in die Jahreszeit, welche für deutsche Krieger am verderblichsten war. Das Klima, die ungewohnte Lebensweise und der blutige Krieg rafften bald die tapfersten Ritter hin, selbst Heinrich's edler Bruder Walram fiel im Kampfe, und das Heer schmolz vor Brescia nach und nach bis auf den vierten Theil zusammen. Auch die bedeutenden Kosten für den Sold der ritterlichen Schaaren waren für Heinrich, welcher trotz aller Contributionen und Geschenke der lombardischen Städte sich immer in großer Geldverlegenheit befand, vernichtend; denn er hatte ein zahlreiches Heer gegen Brescia geführt, und doch mußte er z. B. den von der Stadt Speier gestellten Edelknechten, wie wir aus einer Chronik sehen, drei bis vier Mark monatlichen Sold geben, während damals der Taglohn nur in sechs bis acht Hellern und einigen Lebensmitteln bestand. Die Brescianer wurden weder durch das große Heer des Kaisers, der die ganze Kriegsmacht der lombardischen Städte gegen sie aufgeboten hatte, in Schrecken gesetzt, noch durch die barbarische Hinrichtung ihres Anführers Tebaldo, welcher, als er in die Gefangenschaft gerathen war, in einer Kuhhaut um die Mauern der Stadt geschleift und dann halbtodt von vier Stieren zerrissen wurde, eingeschüchtert. Erst als Hunger und Elend in der Stadt zu sehr überhand nahmen, verstanden sich die Bürger unter Vermittelung eines päbstlichen Legaten zur Übergabe. Dieser versprach ihnen, wiewohl er keine bestimmte Vollmacht hatte, milde Bedingungen; Heinrich fragte aber nachher nichts danach, sondern übte große Härte gegen die Bürger, schleifte einen bedeutenden Theil der Stadtmauer, und erpreßte eine Summe von siebenzigtausend Goldgulden. Ein Verzeichniß aller waffenfähigen Männer in und um Brescia, welches Heinrich damals verfertigen ließ, gibt uns eine klare Vorstellung von der Macht und Bevölkerung

der italiänischen Städte-Republiken jener Zeit, und kann uns zugleich den ungeheueren Verlust, welchen Heinrich in vier Monaten theils durch Krankheiten, theils durch die feindlichen Waffen erlitten haben soll, einigermaßen erklären; es ergab sich nämlich, daß die Zahl aller kampffähigen Männer im Gebiete von Brescia, welche zwischen achtzehn und sechszig Jahre alt waren, hundert sechsunddreißigtausend betrug. Heinrich soll, als ihm dieses Resultat berichtet wurde, voll Verwunderung ausgerufen haben: „Wahrlich, dieses Brescia ist keine Stadt, sondern ein Königreich!"

Nach der gegen Cremona und Brescia bewiesenen Härte konnte Heinrich den geraden Marsch über Florenz nach Rom um so weniger fortsetzen, als nicht blos eine Versammlung von Abgeordneten der Lombarden, die er bald nachher in Pavia hielt, sich unter den ungünstigsten Anzeichen auflöste, sondern auch alle vorher bezwungenen Städte wegen der Maßregeln, zu denen er durch seine Geldverlegenheit getrieben ward, in Bewegung geriethen. Er nahm daher seinen Weg über Genua. Hier verweilte er vom Oktober bis zum Februar, machte an die Einwohner ganz unbegrenzte Ansprüche, und erregte dennoch nur bei der mittleren und unteren Klasse Widerstand und Murren, weil die Bürger von Genua ebenso in zwei ghibellinische Parteien, wie die von Florenz in zwei guelfische, zerfallen waren, und Beide in ihrem Streit über die Herrschaft um seine Gunst buhlten. Heinrich suchte auch hier die Parteien zu versöhnen. Er hielt in Genua außerdem Gericht über die Stadt Florenz, und verurtheilte sie zu einer schweren Strafe. Anfangs freuten sich die Genuesen, welche die Florentiner um ihren Handel und Wohlstand beneideten, hierüber; sie kamen aber bald auf andere Gedanken, als sie erkannten, daß Florenz durch die Verbindung mit den unzufriedenen Städten der Lombardei und mit Robert von Neapel ebenso viel gewann, als Genua durch den für seinen Handel nachtheiligen Aufenthalt des deutschen Königs und durch die Freundschaft mit ihm verlor. Eine Gesandtschaft, welche Robert mit Friedensanerbietungen nach Genua an Heinrich schickte, hatte offenbar nur die Absicht, diesen auszukundschaften; denn Robert hatte bereits seinen Bruder Johann, der sich einen Fürsten von Achaja nannte, nach Rom geschickt, um in der Romagna und in Toscana seine Rechte als Reichsvicar

geltend und dem Kaiser jeden Schritt mit den Waffen streitig zu machen. Auch wich sein Gesandter plötzlich wie ein Dieb in der Nacht davon, als er erfuhr, daß Heinrich mit dem König Friedrich von Sicilien in Verbindung getreten sei, und in Pisa die aus Deutschland zahlreich herbeieilenden Schaaren zu erwarten beschlossen habe. Von Genua setzte Heinrich zu Schiffe nach Pisa über, und trat dann, noch ehe die deutschen Verstärkungen eingetroffen waren, den Marsch nach Rom an.

In Rom fand er mehr Widerstand, als er erwartet hatte; denn Robert's Bruder Johann hatte einen Theil der Stadt, die mit ihm verbündeten Orsini einen anderen besetzt. Eine Schrift des Bischofs von Botronto, welchen Heinrich als seinen Geschäftsträger nach Rom vorausgeschickt hatte, zeigt uns auf recht anschauliche Weise, wie sehr sich die Franzosen und Italiäner nicht blos über die deutsche Einfalt und Rechtlichkeit des Kaisers, sondern sogar über seine italiänischen Freunde und Diener lustig machten. Dies ging so weit, daß man ihn sogar lange in der Meinung zu erhalten wußte, Robert sei sein Freund und handle als Reichsvicar, und Johann von Achaja habe die Tiber-Brücke, die Peterskirche und die festen Gebäude der Stadt nur um ihm Ehre zu erweisen besetzt. Heinrich war daher auch sehr überrascht, als seinem Gesandten erst in dem Augenblick, wo er selbst in Rom einzuziehen gedachte, eine Fehdeerklärung gegeben wurde. Er fand, als er (Mai 1312) in die Stadt einzog, zwar die bisher besetzt gehaltene Brücke frei, seine Truppen wurden aber beim Übergang über dieselbe von einem in der Nähe stehenden Thurm aus durch Pfeilschüsse angegriffen. Nach seinem Einzug war die ganze Stadt ein Kampfplatz; jedes feste Haus, jeder Thurm, jede Kirche, ja, die kolossalen Reste des Alterthums, wie das Colosseum, wurden wie Festungen angegriffen und vertheidigt, und dieser blutige Kampf nebst der damit verbundenen Verwüstung der Stadt dauerte Wochen lang fort, weil Heinrich die Peterskirche nicht erobern konnte, und die vom Pabst gesandten Kardinäle die Kaiserkrönung unter dem Vorgeben, sie dürften sie an keinem anderen Orte vornehmen, so lange hinausschoben, bis, wie sie hofften, die Deutschen genöthigt sein würden, die Stadt wieder zu räumen. Vergebens bot Heinrich sowohl gegen Johann von Achaja, als

gegen die trotzigen Kardinäle das römische Volk auf; er konnte die Feinde nicht aus dem Besitze der Peterskirche vertreiben, und als er, unterstützt von den Römern, die Krönung im Lateran, der Pfarrkirche des Pabstes, forderte, zeigte sich dieselbe Erscheinung, die wir durch die ganze deutsche Geschichte hindurch im Leben und Gerichtswesen unserer Nation antreffen. Die Kardinäle stützten sich auf den päbstlichen Befehl, und veranlaßten dadurch lange und breite Verhandlungen über Herkommen, Recht und alte Ordnung, bei welchen man mit Beziehung auf Justinian's Gesetze und auf das Kirchenrecht die Frage über den Ort der Krönung systematisch prüfte und entwickelte, bei denen aber zuletzt, wie überall in jenen Zeiten, sich klar und deutlich zeigte, daß im Mittelalter Alles am Ende nur auf rohe Gewalt oder auf pfäffischen Trug hinauslief, und daß damals die Gräuel der Gewalt und Verwirrung und die scholastische Pedanterei der Leute, die sich mit dem Rechte abgaben, gleich groß waren. Endlich war das römische Volk müde, seine Stadt den unablässigen Verheerungen eines hartnäckigen Kampfes preisgegeben zu sehen; es ergriff die Waffen, drang in den kaiserlichen Palast, wo gerade alle Kardinäle bei Heinrich versammlt waren, und würde diese vielleicht in seiner Wuth getödtet haben, wenn nicht Heinrich selbst die tobende Menge beruhigt und die Kardinäle zu dem feierlichen Versprechen bewogen hätte, ihn am 29. Juni im Lateran zu krönen. Die Krönung fand zur bestimmten Zeit wirklich statt, das damit verbundene Mahl ward aber von den Leuten Johann's und der Orsini gestört, welche aus festen Gebäuden in der Nähe Steine und Pfeile auf die Gäste warfen. Dies war nur eine unbedeutende Neckerei der Gegenpartei; viel bedeutender dagegen war es, daß der Kaiser bei der Krönung sich selbst die Hände band, und sich außer Stand setzte, als Schutzherr der Kirche dasjenige zu thun, was Rom und die besseren Italiäner forderten, was Dante in seinen Manifesten und in seinem Gedichte verkündigte. Statt nämlich die Kirche und den Pabst aus der Gewalt der Franzosen zu reißen, und die alte Ordnung der Kirche, sowie den Sitz der Kardinäle und des Pabstes in Rom wieder herzustellen, nahm er Clemens förmlich in Schutz, und verkündigte in einem Manifest, daß er den weltlichen Arm gebrauchen werde, um jede dem römischen Hof

beschwerliche Stimmung zum Schweigen zu bringen: eine unvorsichtige Erklärung, von der man schon wenige Jahre nachher gegen seinen Nachfolger, Ludwig den Baiern, auf römische Weise Gebrauch machte.

Der Kaiser verließ Rom und sein Gebiet erst im Anfang des Herbstes, als alle seine deutschen Begleiter in die Heimath zurückgekehrt waren. Nichts desto weniger hatte er den Muth, nach Toscana zu ziehen, um die mächtige Republik Florenz anzugreifen. Er rechnete dabei auf den Haß der Verbannten gegen ihre Vaterstadt, und wirklich strömten auch in dem ghibellinischen Arezzo, wo er mit Jubel empfangen ward, die Feinde der Florentiner von allen Seiten zu ihm herbei. Man sieht deutlich, daß Heinrich's persönlicher Charakter den Italiänern ebenso wie den Deutschen Achtung einflößte, und daß man sich schämte, ihn und die Sache des Gesetzes, die er vertheidigte, zu verrathen. Hätte er jetzt nicht zum zweiten Male den rechten Augenblick versäumt, so würde er — das versichert sowohl Dante, als der florentinische Geschichtschreiber Villani — die bestürzte Stadt wahrscheinlich überrascht haben; denn die Bundesgenossen der Florentiner waren noch nicht eingetroffen, und die vornehmsten Bürger lagen in der Burg Anciſa. Er kam aber um acht Tage zu spät vor Florenz an, und hatte es dann mit einer feindlichen Kriegsmacht zu thun, deren Stärke uns doppelt in Erstaunen setzt, weil die Florentiner ebenso wie der Kaiser nur die Bürgerschaften und die zu ihnen gehörenden Ritter der Städte ins Feld führten. Aus dem uns überlieferten Verzeichniß der guelfischen Schaaren, welche damals in Florenz zusammenströmten, kann man sich eine Vorstellung machen, wie sich einzelne Städte des jetzt wehrlosen Italiens in jener Zeit zur Reichsmacht verhielten; Lucca und Siena z. B. schickten je sechshundert Reiter und zweitausend Fußgänger, Bologna vierhundert Mann zu Pferd und tausend zu Fuß, Pistoja hundert Reiter, und fünfhundert Fußgänger, Ravenna, Rimini, Faenza und Cesena je dreihundert der Ersteren und fünfzehnhundert der Letzteren u. s. w. Florenz konnte auf diese Weise dem Kaiser, der nur achthundert Deutsche und tausend italiänische Reiter bei sich hatte, außer einem ungemein zahlreichen Fußvolk viertausend Reiter entgegen stellen, und hatte noch dazu den Vortheil, daß Heinrich bald nach seiner

Ankunft an einem tödtlichen Übel erkrankte. Nichts desto weniger blieb der Kaiser standhaft. Mangel und Krankheiten nöthigten ihn zwar im Oktober, die Belagerung aufzuheben, aber schon kurze Zeit nachher begann er sie von neuem. Doch war die Stadt nicht zu nehmen. Im Frühjahr (1313) schloß er in Pisa ein Bündniß mit Friedrich von Sicilien, durch den er schon vorher mit bedeutenden Summen unterstützt worden war, weil er beschlossen hatte, die Franzosen aus Neapel zu treiben. Auch ließ er damals in Pisa gegen den neapolitanischen König und gegen die Stadt Florenz das Gaukelspiel eines förmlichen Processes veranstalten, und über Beide als Rebellen und Majestätsverbrecher die härtesten Strafen verhängen. Ein solches Verfahren lag im Geiste jener Zeit, und die spitzfindigen Formeln, die furchtbaren Proklamationen und die neuen Gesetzverfügungen, mit denen es begleitet war, trugen freilich zur Bereicherung des Justinianeischen Rechtes bei, welches damals nebst dem geistlichen Recht überall an die Stelle des alten Volksrechtes trat, und werden deshalb von unsern Schriftstellern der sogenannten historischen Rechtsschule bewundert und gepriesen; Heinrich selbst wußte aber recht gut, daß seine Zeit viel zu kräftig und roh war, um von solchen gerichtlichen Ceremonien und Festsetzungen einen Erfolg erwarten zu können, wenn ihnen nicht eine ansehnliche Kriegsmacht Nachdruck gab. Im August brach er daher mit einem bedeutenden Heere von Pisa auf, um den König Robert in seinem eigenen Lande anzugreifen, während seine Freunde, die Pisaner, die Genuesen und der König von Sicilien, zur Unterstützung seines Zuges eine Flotte gerüstet hatten. Sein Heer bestand aus zweitausend fünfhundert Deutschen und fünfzehnhundert italiänischen Rittern, also aus gemischten Schaaren, die nicht durchaus von ihm abhingen. Es ist daher auch begreiflich, daß in diesem Heere keine Disciplin gehalten werden konnte. Überhaupt wird man gar Manches, was uns über Heinrich und seine Unternehmungen in Italien berichtet wird, anders beurtheilen, wenn man die Verhältnisse und Umstände schärfer ins Auge faßt. Wenn z. B. einer seiner italiänischen Begleiter in einem Berichte ihm Halsstarrigkeit oder die üble Gewohnheit, nur seinem eigenen Willen zu folgen, vorwirft, so wird man bei genauer Erwägung finden, daß diese Eigenschaften

des Kaisers einen besseren Namen verdienen. Eben derselbe Berichterstatter zeigt uns übrigens zugleich auch Heinrich's edeln königlichen und ritterlichen Sinn, und zwar nicht blos durch preisende Redensarten, sondern durch Anführung einer bestimmten Thatsache. Er erzählt nämlich, wie Heinrich einst ein Schloß, in welches sich eine große Zahl der vornehmsten Florentinerinnen mit ihren Kindern geflüchtet hatte, zur unbedingten Übergabe gezwungen, und mit Verschmähung des Vortheils, den er aus diesem Zufalle hätte ziehen können, die Gefangenen unter dem Schutze ehrenhafter Männer nach Hause entlassen habe.

Der Zug nach Neapel hatte den Zweck, die in Pisa gegen Robert ausgesprochene Achtserklärung zu vollziehen. Heinrich ward aber dadurch mit dem Pabst Clemens entzweit. Dieser war Oberlehensherr von Neapel, und Heinrich hatte sich vorher mit großer Klugheit und Rücksicht gegen ihn benommen, weil er zu seinen Zwecken in Italien des Pabstes bedurfte. Er folgte in diesem Zwiste ganz und gar den Grundsätzen, welche Dante in seinem Buche von der Monarchie entwickelt hat (s. oben S. 108), und stützte sich außerdem auf die neue Rechtswissenschaft und ihre Pedanterei, die wenigstens in diesem Falle dem Kaiser sehr nützlich war. Schon während des Aufenthalts der Deutschen in Rom war Clemens zu Gunsten Robert's gegen Heinrich aufgetreten, nachher hatte er Alles aufgeboten, um zuerst die Achtserklärung gegen Robert und dann die Vollziehung derselben zu verhindern. Heinrich hatte sich aber gleich anfangs auf das Gutachten der Rechtsgelehrten berufen, welche damals von den italiänischen Kathedern herab die Unfehlbarkeit der Gesetze Justinian's predigten und diese der Unfehlbarkeit des Pabstes entgegensetzten. Als die gewöhnlichen Künste des römischen Hofes bei Heinrich nichts fruchteten, untersagte Clemens durch ein förmliches Verbot und mit Androhung des Bannfluches den Kriegszug gegen Neapel; Heinrich ließ sich aber dadurch so wenig aufhalten, daß er vielmehr dem Pabste die nachdrückliche Antwort gab: wenn Gott mit ihm sei, fürchte er weder den Pabst noch was dieser Kirche nenne. Das Schicksal war indessen auch dieses Mal dem Pabste und der Hierarchie günstiger, als dem Kaiser und der Monarchie; denn als Alles gerüstet, als Flotte und Heer schlagfertig, als dieses auf seinem

Zuge gegen Neapel bereits über Siena hinaus gelangt war, raffte der Tod den Kaiser in der Blüthe seiner Jahre hinweg. Schon seit dem Zuge gegen Florenz war Heinrich tödtlich krank, er hatte sich aber von Zeit zu Zeit erholt, und seine feste Constitution trotzte dem schleichenden Übel lange; endlich stürzte ihn seine Unvorsichtigkeit ins Grab. Er setzte sich in der gefährlichsten Jahreszeit der Hitze und einer mit ungesunden Dünsten geschwängerten Luft aus, ermüdete sich auf dem Marsche gegen Neapel übermäßig, that dann einen kühlen Trunk, und starb darauf z Buonconvento im Sienesischen eines schnellen Todes (24. Augnst 1313). Wir finden durch die erwähnten Umstände sein plötzliches Ende genügend erkärt, und wollen deshalb nicht den Pabst und seine getreue Miliz, die Dominikaner, welche die Jesuiten des Mittelalters waren, unerwiesener Verbrechen beschuldigen, obgleich man Heinrich's Tod schon unmittelbar nachher, als er erfolgt war, dem Gifte zugeschrieben hat, welches ein Dominikaner-Mönch beim Abendmahle in der Hostie oder im Spülkelch dem Kaiser beigebracht habe.

3. Ludwig's von Baiern und Friedrich's von Östreich Streit üm das Kaiserthum bis auf die Schlacht bei Mühldorf.

In Italien zerstörte Heinrich's VII. Tod plötzlich alle Hoffnungen der wahren Patrioten. Zu diesen zählen wir vor Allen den Philosophen und Dichter Dante, der in einer besonderen Schrift der Anarchie einer Regierung von Rittern und von Pfaffen des Mittelalters die Idee einer Monarchie unter zwei leitenden Gesetzen, einem geistlichen und einem weltlichen, entgegenstellte. Dante weissagte, daß noch zu seiner Zeit aus den Ghibellinen des nördlichen Italiens ein Held hervorgehen werde, der mit kräftiger Hand als Bevollmächtigter des Kaisers in weltlichen Dingen Recht und Gesetz geltend machen, in der Kirche dem Christenthum seine Würde und dem Pabste sein moralisches Gewicht wieder verschaffen, und dem Raubwesen habsüchtiger Barone und Herren, wie dem von gierigen Pfaffen getriebenen Handel mit dem Heiligsten ein Ziel setzen werde; diese Weissagung ging aber leider nicht in Erfüllung. Der Pabst Clemens V. hatte nämlich Heinrich's Tod kaum erfahren, als er nicht allein dessen gegen Robert

von Neapel ergangenen Richterspruch aufhob, sondern auch der Weissagung Dante's gerade entgegen an denselben Robert, also an einen Mann, der zugleich Guelfe, Franzose und päbstlicher Vasall war, die kaiserlichen Rechte übertrug. Er ernannte den König von Neapel zum Reichsverweser in Italien, und nahm sogar die weltliche Gewalt des Kaisers während der Dauer des Zwischenreiches ganz keck für sich selbst in Anspruch; denn er erklärte in der Bulle, in welcher er jene Ernennung aussprach, geradezu, daß während der Erledigung des Reiches die kaiserliche Macht beim Pabste sei. Der bald nachher (1314) erfolgte Tod des Pabstes Clemens und die mehr als zwei Jahre lang streitige Wahl seines Nachfolgers hätten einem Kaiser Gelegenheit geben können, des Pabstes Anmaßung durch die That zu vernichten, wenn nicht auch die Kaiserwürde, und zwar noch viel längere Zeit, ein Zankapfel gewesen wäre.

Da sich der Streit um die Nachfolge Heinrich's in Deutschland an die zwischen den Herzogthümern Baiern und Östreich bestehenden Verhältnisse anknüpft, so müssen wir unseren Blick zuerst auf diese beiden Länder werfen. Die Geschichte derselben zeigt uns zugleich aufs klarste, wie verderblich in Deutschland die eingeführte Erblichkeit der Fürstenthümer war, in Folge deren Land und Leute und ihre Regierung als bloßes Eigenthum einer Familie angesehen und als solches unter den Nachkommen des ersten Besitzers getheilt wurden. Diese unselige Einrichtung und die damit verbundene Zersplitterung einzelner Herzogthümer erschwert auch die Erkenntniß der inneren Geschichte von Deutschland; denn sie macht wegen der häufigen Theilungen und der vielen daraus entstandenen kleinen Staaten und Fürstenlinien die zusammenhängende Erzählung der Begebenheiten vom dreizehnten bis zum sechszehnten Jahrhundert ungemein schwierig, zumal da oft neben der Theilung eine gemeinschaftliche Regierung von Brüdern und Vettern bestand oder auch beides mit einander abwechselte.

In Östreich besaßen die fünf Söhne des Kaisers Albrecht die Erbländer ihres Vaters gemeinschaftlich (s. oben S. 102 f.); da aber drei von ihnen ihrer Jugend wegen in jener Zeit, wo Rüstigkeit und Regierungsfähigkeit für gleichbedeutend galten, der Verwaltung noch nicht vorstehen konnten, so hatten die beiden älteren,

Friedrich der Schöne und Leopold I., diese zuerst allein im Namen aller Brüder übernommen, und zwar so, daß Friedrich das eigentliche Östreich, Leopold die im Elsaß, in Schwaben und in der Schweiz gelegenen Besitzungen des Hauses beherrschte. Beide Herzöge waren tapfer im Felde und bei der Ritterschaft angesehen, Beide versuchten ihre Herrschaft auch über schwächere Nachbarn auszubreiten, Friedrich nämlich über die minderjährigen baierischen Herzöge, Leopold über die Bewohner der schweizer Urkantone; Beide scheiterten aber in diesen Unternehmungen. Das Herzogthum Baiern, welches durch die Erwerbung der Pfalz am Rhein oder der Unterpfalz unter allen Fürstenthümern die größte Ausdehnung gewonnen hatte, war beim Tode Otto's des Erlauchten (1253) in Oberbaiern und Niederbaiern getheilt worden, und Ludwig der Strenge hatte das Erstere nebst der Pfalz, sein Bruder Heinrich das Letztere erhalten (s. Th. VII. S. 416—418). Beide Länder wurden nach dem Tode Ludwig's und Heinrich's noch einmal getheilt. In Oberbaiern regierten die zwei Söhne Ludwig's des Strengen, Rudolf und sein nachher unter dem Namen Ludwig IV. oder der Baier als Kaiser berühmt gewordener jüngerer Bruder, unter beständigen Fehden bald gemeinschaftlich, bald getrennt, doch stets so, daß Rudolf den größten Theil der Unterpfalz und die Kurwürde besaß. In ihren Kriegen mit einander, welche immer wieder von neuem ausbrachen und für ihre Unterthanen sehr verderblich waren, zeigte sich Ludwig am rohesten; denn er übte mit wilder Lust sogar gegen seine eigenen Unterthanen Mord und Brand, und schente sich nicht, seine Freude daran laut und öffentlich auszusprechen. Außerdem wußte er seine Besitzungen auf Kosten seiner Vettern und Mündel in Niederbaiern bedeutend zu erweitern, während sein Bruder Rudolf leichtsinnig genug war, viele Güter seines Hauses zu veräußern. In Niederbaiern hatte der Herzog Heinrich drei Söhne hinterlassen, von welchen der mittlere schon früh unbeerbt starb, der älteste aber, Otto mit dem Beinamen des Ungarn (s. Th. VII. S. 450), einen ihn selbst nicht lange überlebenden Sohn und der jüngste, Stephan, zwei Söhne, Heinrich und Johann, hatte. Otto und Stephan starben bald nach einander, und da ihre Söhne noch unmündig waren so hatte Otto aus Furch

vor Friedrich von Östreich, der sich ihm als einen sehr gefährlichen Nachbarn gezeigt hatte, in seinem Testamente die Vormundschaft über den Sohn und die beiden Neffen nebst der Verwaltung des Landes dem Rüstigsten von seinen nächsten Stammverwandten, Ludwig von Oberbaiern, übertragen, und zugleich die drei Prinzen und ihr Recht noch besonders dem Schutze der Städte Straubing und Landshut anempfohlen, weil diesen daran liegen mußte, daß Ruhe und Ordnung im Lande sei (1312). Dies erbitterte den Adel von Niederbaiern, der bei seiner Raublust einen so kräftigen Regenten, wie Ludwig war, beschwerlich fand, und statt der gehaßten Städte gern selbst Antheil an der vormundschaftlichen Regierung gehabt hätte. Die Ritterschaft verwarf daher die testamentarische Verfügung Otto's, ernannte Friedrich von Östreich zum Vormund der Prinzen, und ergriff unter dessen Anführung die Waffen. Sie ward aber durch Ludwig, der an der Spitze des oberbaierischen Adels und der Städte gegen sie zu Felde zog, in dem Treffen bei Gamelsdorf völlig geschlagen (November 1313). Dieser Sieg entzweite den Herzog Ludwig zwar aufs neue mit seinem Bruder Rudolf, weil derselbe mit den Östreichern in geheimem Einverständnisse gestanden hatte, er verschaffte ihm aber andererseits nicht allein die Anerkennung seiner Vormundschaft über Niederbaiern, dessen Verwaltung er dann zum Nachtheil seiner Mündel in einen Besitz auf unbestimmte Zeit verwandelte, sondern er verhalf ihm sogar zur deutschen Kaiserwürde. Kurz vorher war nämlich Kaiser Heinrich VII. gestorben, und der Sohn und Bruder desselben, Johann von Böhmen und Balduin von Trier, suchten in Verbindung mit dem Freunde ihres Hauses, Peter Aichspalter von Mainz, einem Fürsten, den sie dem Herzog Friedrich von Östreich als Bewerber um die erledigte Kaiserwürde entgegenstellen könnten, weil Friedrich mit dem vertriebenen böhmischen König, Heinrich von Kärnthen (s. S. 106 f.), in enger Verbindung stand, und sogar für sich selbst Anspruch auf Böhmen machte. Einen solchen Fürsten glaubten Johann, Balduin und Peter in dem rüstigen und unternehmenden Herzog Ludwig zu finden, der seit dem Treffen bei Gamelsdorf durch die Vereinigung von Ober- und Niederbaiern doppelt mächtig geworden war. Sie versprachen, ihn auf den Kaiserthron zu erheben, und Ludwig nahm

ihr Anerbieten begierig an, weil er nach ritterlicher Weise seine Größe im Länderbesitz und im Glanz der äußeren Erscheinung suchte. Doch mußte er den drei Kurfürsten ihre Unterstützung damit bezahlen, daß er ihnen Güter und Rechte eines Reiches, das ihm noch gar nicht gehörte, im Voraus versprach.

An dem festgesetzten Wahltage (19. Oktober 1314) erschienen beide Bewerber und alle Kurfürsten außer dem Erzbischof von Köln, welcher durch besondere Umstände zu Hause zurückgehalten wurde und seine Stimme dem Kurfürsten von der Pfalz übertragen hatte, vor den Thoren von Frankfurt. Unter ihnen befand sich auch Heinrich von Kärnthen, der die Stimme von Böhmen in Anspruch nahm, sowie Rudolf von Sachsen-Wittenberg und Johann von Sachsen-Lauenburg, welche mit einander über die sächsische Stimme stritten. Heinrich von Kärnthen, Rudolf von Sachsen-Wittenberg und Ludwig's Bruder, Rudolf von der Pfalz, welche für Friedrich den Schönen von Östreich waren, lagerten sich mit diesem auf der linken Seite des Mains; Balduin von Trier dagegen, Peter von Mainz, Markgraf Waldemar der Große von Brandenburg und Herzog Johann von Sachsen-Lauenburg nebst ihrem Kandidaten, Ludwig von Baiern, besetzten das in einer Vorstadt von Frankfurt gelegene Wahlfeld. Jeder von beiden Theilen wählte am folgenden Tag seinen Kandidaten. „Ludwig hatte die Mehrzahl der Stimmen für sich gehabt, und von den Fürsten, welche Friedrich wählten, war offenbar Heinrich von Kärnthen zur Wahl nicht berechtigt. Friedrich hatte auch noch den Nachtheil, daß Ludwig nach der Wahl nicht allein in Frankfurt eingelassen und dort feierlich als deutscher König ausgerufen wurde, sondern auch in Betreff der Krönung zu Aachen seinem Gegner zuvorkam.

Ein Bürgerkrieg war unvermeidlich, weil nur das Schwert zwischen den beiden Gegenkaisern und ihren Anhängern entscheiden konnte, und Deutschland war in Folge davon aufs neue in eine Anarchie geworfen, die bis zu Ludwig's Tode oder dreiunddreißig Jahre lang dauerte. Die Geschichte dieses Krieges zeigt übrigens, daß im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts die Ritterschaft aus vielen Ursachen ebenso an Bedeutung verlor, als die Städte gewannen. Die Mehrzahl der Letzteren betrachtete Ludwig als ihren Schützer gegen Pfaffen und gegen ritterliche Räuber und

Dynasten, Friedrich aber als einen König des Adels. Als einen solchen zeigte ihn auch sein Bruder Leopold, der die eigentliche Seele der östreichischen Partei war, in dem 1315 ausbrechenden Kampfe mit den Schweizern der Urkantone. Diese erkannten Ludwig den Baiern als deutschen König an, und wurden von demselben gegen Friedrich der sie in die Acht und zugleich durch zwei Prälaten in den Bann hatte thun lassen, nachdrücklich in Schutz genommen. Sie hatten aber auch die Ritterschaft von Südschwaben aufs neue gegen sich gereizt, und als daher Leopold die trotzigen Hirten und Bauern mit bewaffneter Hand zu demüthigen beschloß, gewährte ihm der größte Theil jenes Adels mit Freuden seinen Beistand. In ungemein großen Schaaren zogen die Ritter unter Leopold's Führung gegen die Schweizer zu Felde, welche dem Hauptheer ihrer Feinde nur dreizehnhundertfünfzig Mann entgegenstellten. Die Ritter würden wohl gesiegt haben, wenn sie auf die Verhältnisse der Örtlichkeit und auf den Unterschied der Bewaffnung Rücksicht genommen hätten, und nicht wie zu einem Turnier gerüstet in Gegenden gezogen wären, in denen kaum ein Saumroß zu gebrauchen war. Sie wollten durch den Engpaß Morgarten in die Urkantone einbrechen, während ein Theil von ihnen durch den für schwere Reiterei ungangbaren Brünig-Paß ziehen sollte, um den Feinden in den Rücken zu fallen. Die Schweizer vernichteten sie im Morgarten theils durch herabgewälzte Steinmassen, theils dadurch, daß sie von der Höhe her mit Keulen und Hellebarden auf die unbehülflichen, schwerbewaffneten Reiterschaaren eindrangen, denen der anliegende Egerie-See den Rückzug unmöglich machte. Die Ritter erlitten in anderthalb Stunden eine schreckliche Niederlage, welche den Ruhm begründete, dessen von jetzt an das Schweizer Fußvolk genossen hat (November 1315). Doch bestand der Hauptnachtheil, den die östreichischen Herzöge durch diesen Schlag erlitten, hauptsächlich darin, daß die Urkantone bald nachher auch ihre Nachbarn, welche bisher Östreich's Freunde geblieben waren, in ihren demokratischen Bund zogen. Ludwig der Baier bestätigte im nächsten Frühjahr den Schweizern ihre alten Freiheiten und Rechte, erklärte dagegen die östreichischen Herzöge in die Acht, und befahl, ihre Güter im Schweizer-Land als dem Reiche verfallen einzuziehen.

Der Krieg um die Königswürde wurde mehrere Jahre ohne Entscheidung geführt. Er bestand während dieser Zeit in bloßen Ritterfehden oder mit anderen Worten in Rauben, Brennen und Zerstören, und das Landvolk litt dadurch überall unsäglich. Dagegen war er für den streitbaren Theil der Nation oder für den rüstigen Adel und die geübtere Bürgermacht der Städte ungemein vortheilhaft. Leopold und Ludwig mit ihren Freunden trieben nämlich den Krieg wie eine Jagdpartie, sie übten nach der Sitte der Zeit abwechselnd Grausamkeit und Großmuth gegen einander, sie feierten in ihren Lagern Feste und Hochzeiten, aber sie verschafften auch durch Belagerungen, denen die Bürger und ihre Miliz zu widerstehen wußten, den Städten das Gefühl ihrer eigenen Stärke. Der Widerstand der Städte ward theils durch den Entsatz, welchen die Fürsten ihrer Partei ihnen brachten, möglich, theils durch den Geldmangel, der den Rittern selten erlaubte, lange vor einer Stadt gelagert zu bleiben, theils endlich durch die ganze Einrichtung des bürgerlichen Kriegswesens. Übrigens waren die östreichischen Herzöge in den nächsten Jahren nach dem schweren Verlust, den ihre schwäbischen Kampfgenossen durch die Schweizer erlitten hatten, hauptsächlich damit beschäftigt, neue Kräfte zum Kampfe zu sammeln. Ludwig benutzte diese Zeit, um sich seines feindlichen Bruders in der Pfalz zu entledigen und dessen Gebiet mit dem seinigen zu vereinigen. Beide Brüder waren stets in Fehde gegen einander und lauerten Einer auf den Anderen, bis es endlich dem kräftigeren und fähigeren Ludwig gelang, den schwachen und lässigen Rudolf so sehr in die Enge zu treiben, daß dieser sich einen Vertrag abpressen ließ, durch welchen er alle seine Lande bis zur Beendigung des Krieges mit Östreich an Ludwig abtrat (1317). Dieser zu München geschlossene Vertrag setzte also Ludwig in den Besitz des einzigen Theiles vom alten Herzogthum Baiern, der ihm bisher noch allein entzogen gewesen war. Rudolf begab sich unmittelbar darauf nach Östreich, wo er zwei Jahre später starb.

Unterdessen hatten sich die östreichischen Herzöge aufs neue gerüstet, und der Krieg begann zwei Jahre nach dem Abschluß des Münchener Vertrags mit verdoppelter Wuth. Friedrich brach verwüstend in Baiern ein, während Leopold an der Spitze eines

mächtigen Heeres in die Rheingegend zog. Der Letztere, der in jeder Hinsicht Ludwig's furchtbarster Gegner war und blieb, sammelte von den Städten und der Ritterschaft des Oberrheins eine solche Kriegsmacht, daß wir ohne die urkundlichen Beweise den bloßen Angaben der Chroniken darüber keinen Glauben schenken würden. Als er auf Weihnachten 1319 die Belagerung der Stadt Speier begann, hatte er die Truppen von einundneunzig Herren, und von sechszig Städten bei sich. Übrigens widerstand Speier, welches bis tief ins folgende Jahr hinein belagert und eingeschlossen ward, allen Angriffen seines mächtigen Gegners, und sein Beispiel könnte uns allein schon zeigen, wie bedeutend damals einzelne Städte waren, und welch kräftigen Schutz die Mauern und der Muth der Bürger in Zeiten gewährten, wo der Krieg zwar als Gewerbe und als Vergnügen, nicht aber als Wissenschaft getrieben ward.

Im Jahre 1322 hatte Leopold durch einen Einfall in den an Schwaben und Vorarlberg grenzenden Theil von Baiern Ludwig bereits aufs Äußerste gebracht, als Friedrich thörichter Weise und zur großen Freude seines Gegners den Entschluß faßte, den Streit mit Einem Schlage zu entscheiden, ohne sich vorher mit seinem Bruder vereinigt zu haben. Friedrich sammelte zu diesem Zweck seine ganze aus Östreichern und ungarischen Hülfstruppen bestehende Macht, und wählte zum Einbruch in Baiern einen für seinen Gegner sehr günstigen Zeitpunkt; denn Ludwig hatte gerade kurz vorher Gelegenheit gefunden, die beiden Häupter des luxemburgischen Hauses, die sich in der letzten Zeit neutral, ja fast feindlich gegen ihn verhalten hatten, auf Unkosten des Reiches wieder zu gewinnen. Dem Erzbischof Balduin von Trier nämlich und seinem Bisthum ertheilte Ludwig neue Privilegien und Rechte, und Johann von Böhmen ward von ihm mit Reichsgütern bereichert, welche nach dem Tode des Markgrafen Waldemar des Großen von Brandenburg und seines Neffen Heinrich von Landsberg dem Mächtigsten oder Schlauesten als Beute preisgegeben waren. Waldemar und Heinrich waren die letzten Sprößlinge des anhaltischen oder askanischen Hauses in Brandenburg (s. Th. VI. S. 423 f.), nach dessen Aussterben (1320) sogleich viele Prätendenten auftraten und einzelne Theile des erledigten Fürstenthums

an sich rissen. Diese bedurften, um ihren Raub oder ihre zweifelhaften Rechte zu sichern, kaiserliche Diplome, und unter ihnen befand sich auch Johann von Böhmen. Ludwig, der die Hülfe desselben nöthig hatte, ertheilte ihm Urkunden über alle Reichsgüter in der Lausitz und über die Markgrafschaft Kamenz und Bautzen, welche Waldemar besessen hatte; er gewann dadurch Johann ganz für sich, und erhielt jetzt sowohl von diesem, als von Balduin Hülfstruppen. Ein anderer günstiger Umstand für Ludwig war, daß Friedrich von Östreich, als er mit seiner ganzen Macht in Baiern einzubrechen beschloß, sein Heer nicht eher über die Grenze zu bringen vermochte, als bis der Sommer verflossen war; denn seine ungarischen und kumanischen Hülfstruppen, welche fast zwei Drittel des Heeres bildeten, und sogar seine östreichischen Schaaren ließen sich nicht abhalten, erst im Lande ihres Führers selbst zu rauben und zu morden, ehe sie gegen Baiern weiter zogen. Ludwig erhielt dadurch hinlängliche Zeit, die Seinigen zu sammeln und die von Balduin gesandten Ritter, sowie das Heer, welches Johann von Böhmen ihm zuführte, an sich zu ziehen. Auch Leopold hatte sich, ehe er aus dem Elsaß und aus Schwaben abzog, unbesonnener Weise aufhalten lassen, und war erst bis an den Lech gekommen, als sein Bruder bereits den Baiern am Inn gegenüberstand und sich zu einem entscheidenden Treffen anschickte. Der Zusammenhang zwischen den beiden Brüdern war abgeschnitten, und ihre gegenseitigen Boten wurden von den Baiern aufgefangen.

Die Schlacht wurde am 28. September 1322 in der Nähe von Mühldorf und Ampfing geliefert. Friedrich selbst und sein Bruder Heinrich führten das östreichische Heer an, bei den Baiern commandirten Johann von Böhmen und der junge Heinrich von Niederbaiern, sein Schwiegersohn, auf dem linken Flügel, der Burggraf Friedrich von Nürnberg auf dem rechten. Den Oberbefehl überließ König Ludwig einem Anderen, dem er mehr Erfahrung zutraute, als sich selbst. Dies war der alte Siegfried Schweppermann, ein geringer Edelmann aus der Gegend von Nürnberg. Er hatte im Dienste der Stadt Nürnberg die eigentliche Kriegskunst vollkommen erlernt, war aber dagegen in Hinsicht auf Anzug, Manieren u. dergl. weit hinter seinen

Standesgenossen zurückgeblieben. Er ward deshalb von dem hohen Adel im baierischen Heere nur geringer Aufmerksamkeit werth gehalten, weil dieser jede Art von Wissenschaft verachtete und damals wie jetzt, Repräsentation, äußere Erscheinung und Pracht weit höher stellte, als das Verdienst, und doch verdankte man der Leitung Schweppermann's den Gewinn der Schlacht; es gereicht daher dem König Ludwig zum Ruhme, daß er ungeachtet des Spöttelns der vornehmen Herren den alten Mann frei schalten ließ. Die trefflichen Anordnungen Schweppermann's verglichen mit der Unordnung bei den Östreichern zeigen übrigens ganz deutlich, warum die Ritterschaft, welche die eigentliche Kriegskunst verschmähte, sowohl bei Morgarten im Kampfe mit Hirten und Bauern, als anderwärts den Truppen der Städte gegenüber unterlag. Indessen trug auch die Nähe des Inn-Flusses und die patriotische Mitwirkung der Mönche von Fürstenfeld nicht wenig dazu bei, daß die Baiern einen vollständigen Sieg davon trugen. Die Mönche von Fürstenfeld hatten den zwei Boten des Herzogs Leopold, der durch einen eiligen Marsch die Niederlage hätte hindern können, die Pferde weggenommen; der Inn aber erschwerte den geschlagenen Östreichern die Flucht oder machte dieselbe vielmehr unmöglich, so daß nicht bloß die Anführer, sondern auch ganze Schaaren von Rittern gefangen wurden. Auch Friedrich der Schöne und sein Bruder Heinrich fielen in die Hände der Baiern. Ludwig überließ den Letzteren dem König Johann von Böhmen, der denselben auf eines seiner Schlösser führte und dort, um großes Lösegeld von ihm herauszupeinigen, acht Wochen lang gleich dem gemeinsten Verbrecher in schweren Ketten verwahren ließ; Friedrich dagegen wurde zuerst den Bürgern von Regensburg als Unterpfand für geliehenes Geld übergeben, dann ließ ihn Ludwig auf die Burg Trausnitz bei Nabburg bringen, wo der Gefangene ebenso, wie vorher in Regensburg, mit Anstand behandelt ward. Übrigens verdient es kaum einer Erwähnung, daß ein elender baierischer Mönch, Volkmar, der die von ihm erlebten Dinge mit der ganzen Niedrigkeit einer sklavisch geborenen und sklavisch erzogenen und gebildeten Seele erzählt, die beiden gefangenen Herzöge in der Angst um ihr Leben heulend und weinend vor Ludwig niederfallen läßt. Derselbe Mönch, der auf so ge-

meine Weise seinem Fürsten zu schmeicheln sucht, ist indessen doch aufrichtig genug einzugestehen, daß Ludwig nicht rathsam gefunden habe, den Herzog Leopold auf dem Schlachtfelde zu erwarten, sondern daß er aus Furcht vor ihm nach Öttingen gezogen sei. Die Furcht wäre nicht nöthig gewesen, da Leopold auf die Nachricht vom Ausgange der Schlacht sich sogleich nach Schwaben zurückgewendet hatte.

4. Italien und die Päbste von Heinrich's VII. Tod an bis auf den völligen Bruch zwischen Johann XXII. und Ludwig dem Baiern.

Während des Streites um das deutsche Kaiserthum war in Italien alle Verbindung zwischen den einzelnen Staaten abgebrochen, jeder Staat und jede Stadt regierte sich selbst oder ward von einem oder mehreren Tyrannen gedrückt. Robert von Neapel, welcher außer Neapel auch die Provence und einen Theil von Piemont beherrschte, machte zwar seine Reichsstatthalterschaft als Haupt der Guelfen und als Schützer der Rechte des abwesenden Pabstes in Rom, in Toscana und in der Lombardei geltend; aber weder er noch der Pabst konnte verhindern, daß an allen Ecken und Enden eines Landes, welches damals an Reichthum das ganze übrige Europa übertraf, Raub und Krieg wütheten. Bei dieser anarchischen Freiheit und durch sie blühten indessen Verkehr, Handel, Gewerbe, Wissenschaft, Künste und Poesie in wunderbarer Fülle auf. Die Geldgeschäfte und der Handel mit den Erzeugnissen des ganzen Orients waren im ausschließlichen Besitze der Italiäner, die süddeutschen Städte lernten Beides, sowie den Tuchhandel, die Glas-, Spiegel- und Seide-Fabrikation, die künstliche Verarbeitung des Goldes und Silbers und die Färberei in Mailand, Venedig, Genua und Brescia, und Ludwig der Baier wußte, um seine Stadt München emporzubringen oder den Nürnbergern und Augsburgern Beweise seiner Gunst zu geben, nichts Besseres zu thun, als daß er ihnen einen größeren Antheil am Handel der Italiäner verschaffte. Die Florentiner waren die Bankiers der Könige und Fürsten, der Ritter und Prälaten, sie waren außerdem als Seidenfabrikanten in ganz Europa verbreitet, und standen besonders mit den Flämmingern, von denen sie als Tuchfabrikanten

übertroffen wurden, in sehr genauer Verbindung. Daß Poesie und Prosa zugleich mit den bildenden Künsten in dieser durch Gräuel der Verwüstung, durch Grausamkeit, Treulosigkeit und Tyrannei, wie durch Freiheit, durch Kraft, durch Begeisterung für Recht und Vaterland ausgezeichneten Zeit Italiens zur höchsten Blüthe gelangten, bedarf nur der Andeutung; denn Dante, Petrarcha, Villani, Boccaccio und die Bauwerke des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts sind zu bekannt, als daß ein besonderer Beweis nöthig wäre.

In Sicilien trotzte König Friedrich II. den wiederholten Angriffen seines mächtigen Nachbarn in Unteritalien, der ihn weder als rechtmäßigen Beherrscher der Insel anerkennen, noch auch förmlichen Frieden mit ihm schließen wollte. Friedrich war durch seine Flotte mächtig, und hatte auch jenseit der Meerenge von Messina viele Seeplätze besetzt; nichts desto weniger konnte er, als Heinrich gestorben war, den mit diesem verabredeten Zug gegen Neapel unmöglich allein ausführen. In Mittelitalien standen Florenz und Pisa an der Spitze der beiden feindseligen Parteien, in welche die ganze Halbinsel getheilt war; denn wie der Kaiser stets auf Pisa fest vertrauen konnte, so war Florenz als eine vom Reiche und dessen Haupte völlig getrennte Stadt anzusehen. Doch hatte sich in Florenz noch nicht, wie in den meisten lombardischen Städten, eine besondere Familie oder ein einzelner Mann erhoben, der es hätte wagen können, nach einer unumschränkten Gewalt zu trachten.

Unter den lombardischen Städten war Mailand die reichste und mächtigste; gerade in dem nächsten Jahrzehnt nach Heinrich's VII. Tod aber gründete dort das Haus Visconti auf den Trümmern der Torre eine fürstliche Macht, und Matthäus Visconti, der Schöpfer derselben, wußte die Umstände zur Befestigung seiner Herrschaft in und außer Mailand meisterhaft zu benutzen. Wenige Stifter von fürstlichen Dynastieen, welche durch ehrgeizige Schmeichler eines kurzen demokratischen Taumels geschaffen und durch gedungene Schergen bewacht und bewahrt worden sind, waren glücklicher oder auch schlauer, als Matthäus. Nachdem er sich durch Überlistung des Guido della Torre und durch Täuschung Heinrich's VII. seinen früheren Einfluß in Mailand wieder ver-

schafft hatte (s. S. 116 f.), bewies er großen Eifer für den Kaiser, und ward ihm besonders bei der Belagerung von Brescia sehr nützlich. Heinrich belohnte seine Dienste dadurch, daß er ihm das Reichsvicariat, welches Matthäus schon einmal von den Kaisern Adolf und Albrecht erhalten hatte, wieder ertheilte (1311). Zwar unterlagen dem Beherrscher von Mailand damals die Städte, die er früher beherrscht hatte, keineswegs, und noch weniger die ganze Lombardei; allein Matthäus wußte doch dazu zu gelangen, und gebrauchte zur Erreichung dieses Zweckes den vom Kaiser zurückgelassenen Generalstatthalter der Lombardei, Werner von Homberg, als Werkzeug. Werner war ein bloßer Haudegen, verstand mit Italiänern gar nicht umzugehen, und hatte nicht den geringsten Anhang im Lande; Matthäus benahm sich gegen ihn, je nachdem die Umstände es forderten, bald als Freund, bald als Gegner, und so fiel ihm endlich von selbst zu, was Werner nicht behaupten konnte. In Verbindung mit seinem Sohne, Galeazzo I., welcher zuerst kaiserlicher Statthalter in Piacenza war und sich dann von den Bürgern der Stadt zu ihrem Herrscher ausrufen ließ, besiegte er die guelfischen Herren von Lodi, Pavia und anderen Städten, nahm Alberto Scotto, den Urheber seines früheren Sturzes (s. Th. VII. S. 391), gefangen, und vernichtete dann auf eine schlaue Art alle geheimen Anhänger des Hauses Torre mit Einem Schlage. Er lockte nämlich die Hülfstruppen, welche Robert von Neapel auf Bitten der Torre in die Lombardei geschickt hatte, bis in die Vorstädte von Mailand, und schlug sie dann nicht allein mit großem Verluste zurück, sondern verwickelte in ihr Unglück auch alle Anhänger des Hauses Torre, welche bei der Gelegenheit die Maske abgeworfen und die Waffen ergriffen hatten. Auch in anderen Gegenden der Lombardei, ja selbst in Toscana kämpften die Ghibellinen mit Glück gegen die Guelfen und ihr Haupt, Robert. Der Beherrscher von Verona, Can della Scala (s. Th. VII. S. 387), entriß den Paduanern den Besitz von Vicenza. Die ghibellinische Familie der Interminelli, welche früher aus Lucca getrieben worden war, kehrte 1314 mit Hülfe der Pisaner dahin zurück, und als die Florentiner, unterstützt von Robert, einen Angriff auf sie machten, erlitten sie eine vollständige Niederlage. Castruccio Castracani, ein Mann aus dieser

Familie, der als einer jener Raubritter, welche damals in Deutschland und Italien die Straßen unsicher machten, seine Laufbahn eröffnete, nachher aber als Hauptführer des Kaisers Lydwig berühmt und als das von Machiavelli aufgestellte Muster eines wahren italiänischen Patrioten unsterblich geworden ist, warf sich zum Herrn von Lucca auf, und verstand besser, als irgend ein Anderer, seine Herrschaft militärisch zu behaupten. Mantua und Modena gehorchten damals ebenfalls ghibellinischen Herren, und Matthäus verjagte zuletzt nicht nur Robert's Statthalter aus den guelfischen Städten Piemonts, sondern besetzte auch nach einander Pavia, Como, Bergamo und Alessandria.

Um dieselbe Zeit, als die Ghibellinen fast allenthalben in Oberitalien das Übergewicht über die guelfische, päbstliche und französische Partei erhielten, ward der Streit geendigt, welcher über den Besitz von Ferrara zwischen dem römischen Stuhl und der Republik Venedig entstanden war (s. oben S. 111 f.). Dieser Streit ist aus dem Grunde merkwürdig, weil er uns zeigt, welchen Gebrauch die Päbste von ihrer angemaßten Gewalt in weltlichen Dingen machten, und wie jene Handelsstadt zum Unterschied von den guten Deutschen sich durch rührende Reden und pomphafte Formeln nicht beugen ließ, sondern der Anmaßung und Schlauheit der Päbste Kraft und Klugheit entgegensetzte. Es ist um so nützlicher, dies durch Anführung der nackten Thatsachen klar zu machen, je geneigter der gelehrte, grübelnde, schwärmende Deutsche noch immer ist, aus gesetzlichen Bestimmungen und geduldigen Pergamenten, aus Reden und Briefen der Geistlichen, aus Gedichten und Liedern; sowie aus gerichtlichen Handlungen und Formeln jener Zeiten sich ein romantisches, ideales, theoretisches Mittelalter zu schaffen, welches nie und nirgends wirklich gewesen ist. Schon gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatte der römische Hof mit der Republik Venedig ebenso zu verfahren gesucht, wie mit den anderen Staaten; die Venetianer hatten sich aber kräftiger widersetzt, als diese, weil ihre aristokratische Regierung, wenn es Handel, Geld und weltliche Macht galt, immer einig war, während im übrigen Europa die sonderbare Mischung von Recht, Gewalt und Religion und der Widerstreit bürgerlicher, ritterlicher, pfäffischer und monarchischer Interessen selten ein ge-

meinschaftliches Handeln erlaubte. Die Republik hatte 1285 den Pabst Martin IV., der sie gegen alles Völkerrecht zur Unterstützung seines Schützlings Karl II. zwingen wollte (s. Th. VII. S. 335), mit seiner Forderung abgewiesen, und Martin schleuderte dafür seinen Bannstrahl auf sie. Dieser zündete jedoch nicht, und der kluge römische Hof sah sich durch die Festigkeit der Republik bald genöthigt, unter einem passenden Vorwand, an dem es ihm in bedenklichen Verhältnissen nie gefehlt hat, zurückzuweichen und den Bann wieder aufzuheben. Bei dem neuen Streite, welcher vierundzwanzig Jahre später über den Besitz der Stadt Ferrara entstand, ging Pabst Clemens V. so weit, daß er gegen Venedig einen Bannfluch aussprach, der in den furchtbarsten, eines weltlichen, geschweige denn eines geistlichen Richters oder Herrschers unwürdigen, ja ganz unanständigen Ausdrücken abgefaßt war, und nicht blos die Regierung, sondern das ganze Volk bis auf den geringsten Bettler herab traf; denn der Pabst hob außer dem Gottesdienst auch die ganze Rechtsverwaltung und Regierung auf, indem er alle Beamten für ehrlos und außer dem Gesetze stehend erklärte, und fügte sogar noch hinzu, daß alle Venetianer als Sklaven und alle ihre Waaren als gute Beute der Habgier eines jeden preisgegeben seien, und daß der gegen sie geübte Raub und Mord gesetzlich und sogar verdienstlich wäre. Er verfolgte die venetianischen Handelsleute und Waaren durch besondere Ausschreiben sogar bis nach Armenien hin, und die Milizen des Pabstes, die Mönche aller Farben und Kutten, waren ungemein geschäftig, diese Briefe in jeden Winkel des Orients zu tragen. Clemens hatte diesmal gut gerechnet; denn die Habgier und Eifersucht der Genuesen, der Pisaner und anderer Nebenbuhler Venedig's verliehen seinem Bann eine ungewöhnliche neue Kraft, und jeder Räuber freute sich, daß das Haupt der Kirche sein Gewerbe für erlaubt und selbst für verdienstlich erklärt habe. Nichts desto weniger blieb der venetianische Senat einige Jahre hindurch standhaft, und würde sich überhaupt nie gebeugt haben, wenn nicht das Volk, das seinen Handel und Erwerb überall gestört, seine persönliche Sicherheit überall gefährdet sah, dringend die Aussöhnung mit dem Pabste verlangt hätte. Die Venetianer boten daher eine Unterhandlung an, und der Pabst, erfreut über den Erfolg einer unerhörten Kühn-

heit, nahm im Jahre 1313, nachdem er sich lange hatte bitten lassen, seinen Fluch gegen hunderttausend Goldgulden zurück, eine Summe, welche, wenn man den verschiedenen Werth des Geldes in Anschlag bringt, etwa zehn Millionen Gulden oder sechs Millionen Thaler unseres Geldes beträgt. Bald nachdem dieses Geld an den Schatz des gierigen Franzosen in Avignon abgeliefert worden war, sollte noch eine andere weit größere Summe, welche durch päbstliche Legaten in Italien zusammengebracht worden war, dahin geschafft werden; denn Italien war damals für die französischen Päbste eine ebenso reiche Goldquelle, als Deutschland und Holland am Anfange unseres Jahrhunderts für französische Marschälle gewesen sind. Dieses Geld gelangte jedoch nicht an den Ort seiner Bestimmung, weil einige ghibellinische Fürsten im Gebiete von Modena den Markgrafen von Ancona, einen Verwandten des Pabstes, der dasselbe geleitete, überfielen, ihn selbst nebst vierzig Reitern tödteten, und sich seines Schatzes bemächtigten. Auch bei dieser Gelegenheit verfuhr der Pabst ebenso, wie vorher im Streite mit Venedig: außer den Räubern wurden auch alle Bewohner von Modena in den Bann gethan, und unschuldige Bürger mußten also für das, was einige Ritter gesündigt hatten, büßen.

Als Clemens im April 1314 gestorben war, schob sich die Wahl eines neuen Pabstes über zwei Jahre lang hinaus, weil die Italiäner unter den Kardinälen sich standhaft weigerten, einem Franzosen ihre Stimme zu geben, obgleich zwei Verwandte des letzten Pabstes, um die Ernennung eines französischen Geistlichen zu erzwingen, die Häuser jener Kardinäle in Brand steckten und sie selbst beinahe tödteten. Endlich lockte ein französischer Prinz die Kardinäle unter dem Versprechen völliger Freiheit nach Lyon, und nachdem er sie hier eingeschlossen hatte, lenkte einer unter ihnen, Napoleon Orsini, die Wahl auf den Minoriten Jakob von Cahors, eine Creatur der in Neapel herrschenden französischen Familie (7. August 1316). Dieser Mann war von Geburt ein Franzose und ebenso geizig und habsüchtig, als im kanonischen Recht und in der Theologie gründlich bewandert. Er gab sich als Pabst den Namen Johann XXII., und bewies sogleich blinde Ergebenheit für Frankreich und für den neapolitanischen König,

dessen Kanzler er kurz vorher gewesen war; denn er begann seine Regierung damit, daß er Robert zum römischen Senator oder zu dem des Kaisers Stelle vertretenden Regenten von Rom (s. Th. VII. S. 314) ernannte, und suchte gleich nachher durch besondere Verordnungen die Herrschaft von Italien in die Gewalt der Kirche oder mit anderen Worten in die der Guelfen und Franzosen zu bringen. Er erklärte nämlich nicht allein das gegen Robert erlassene kaiserliche Urtheil für nichtig und ungültig, sondern drang auch die anmaßenden Verordnungen oder Constitutionen seines Vorgängers, die sogenannten Clementinen, den Deutschen und Spaniern auf. Die anderen Nationen waren vorsichtig und klug genug, sich mit ihren Regenten gegen den Pabst zu vereinigen und den Trug der Pfaffen mit ritterlichem Stolz und bürgerlichem Trotz von sich abzuweisen. In diesen unerhörten Verordnungen, welche nachher einen Theil des geistlichen Rechtes oder des Gesetzbuches der Hierarchie bildeten, ist als unumstößlicher Rechtsgrundsatz die Behauptung ausgesprochen, daß während eines Zwischenreiches die ganze kaiserliche Gewalt beim Pabste sei, und daß der vom Kaiser bei der päbstlichen Krönung geleistete Eid ein Eid der Treue oder ein Vasallen-Eid sei. Der Nachfolger jenes göttlichen Friedensboten, den der Satan vergebens vom Lehren, Leiden und Dulden zum Herrschen, Schwelgen und Glänzen zu locken suchte, maßte sich also die Obergewalt über das Reich der Deutschen und über ihre weltlichen Regenten an, und behauptete mit derselben so schalten zu können, wie es ihm und den Franzosen und Italiänern, die seine Kardinäle seien, gefalle. Das ward indessen doch sogar dem frommen und demüthigen Deutschen zu arg; es erhob sich, wie wir sehen werden, darüber ein Kampf der fast ein halbes Jahrhundert hindurch fortdauerte, und der späterhin selbst ein Sklave des Pabstes, der Kaiser Karl IV. durch die Abfassung eines Reichsgrundgesetzes so zu beendigen suchte, daß der Anmaßung des Pabstes zwar nicht ausdrücklich widersprochen, wohl aber zuvorgekommen wurde.

In Folge des Grundsatzes, nach welchem beim Tode eines Kaisers die Gewalt desselben auf den Pabst übergehe, erklärt Johann jede von Heinrich VII. übertragene Macht für erloschen und belegte Alle, welche ohne päbstliche Bestätigung ein von dem

selben erhaltenes Amt zu bekleiden fortfahren würden, mit dem Banne. Den beiden Gegenkönigen in Deutschland zeigte er zwar seine Erwählung zum Pabst an, er nannte aber dabei, um nachher den demüthigsten von ihnen wählen zu können, Beide nur erwählte römische Könige, und wies gleich darauf die Gesandten, welche Beide an ihn schickten, zurück. Fast zu derselben Zeit gab er dem Könige von Frankreich in einem officiellen Schreiben einen derben Verweis darüber, daß er sich in der Kirche nicht andächtig benehme und während der Messe plaudere. Wie sehr mußte er daher, bei einer solchen Meinung von seinem Rechte über Könige und Fürsten, erbittert werden, als die Ghibellinen in Italien sich um seine Befehle, Diplome und Flüche nichts kümmerten! Matthäus Visconti legte zwar dem päbstlichen Gebote gemäß das Reichsvicariat nieder, weil er keine Lust hatte, für die Vertheidigung der Rechte des deutschen Reiches ein Märtyrer zu werden; er ließ sich aber, ohne den Pabst zu fragen, zum Beherrscher von Mailand ausrufen, verband sich mit anderen Fürsten gegen Robert von Neapel, und leistete den aus Genua vertriebenen Ghibellinen nachdrückliche Hülfe gegen ihre guelfischen Mitbürger und gegen Robert, dem diese die höchste Gewalt in der Stadt übertragen hatten. Johann brachte hierauf durch Kreuzespredigt ein sehr ansehnliches Heer zusammen, und schickte den nachherigen französischen König Philipp VI., den er zum Vicar neben Robert ernannte, an der Spitze desselben gegen Mailand. Philipp kehrte aber, wahrscheinlich durch Geld bestochen, sogleich wieder nach Frankreich zurück, und zwar zu derselben Zeit, als auch Friedrich von Sicilien mit seiner Flotte vor Genua erschien, um den Ghibellinen bei der Belagerung der Stadt Hülfe zu leisten. Jetzt schleuderte Johann gegen Matthäus einen Bannfluch, der dem zwölf Jahre früher von Clemens gegen Venedig ausgesprochenen gleich war; denn es wurde nicht nur Matthäus selbst mit dem Bann belegt, sondern auch seine Familie und seine Unterthanen für Ungläubige und Ketzer erklärt und gleich den Saracenen mit ihrer Person und ihrem Gute einem Jeden als Eigenthum angeboten. Da ein solcher Fluch, der die Rechte von Tausenden mit dem Untergange bedrohte, ohne den Nachdruck weltlicher Waffen ganz lächerlich gewesen wäre, so nahm Johann einen Kriegsmann, der

sich in Robert's Diensten berühmt gemacht hatte, Raimund von Cardona, nebst seinen Miethlingen in Sold, und übergab ihm den Oberbefehl des päbstlichen Heeres. Zu gleicher Zeit bewogen die Guelfen Friedrich's des Schönen Bruder, Heinrich, durch hunderttausend Gulden, ihnen mit zweitausend Reitern zu Hülfe zu kommen. Auch dieser zog jedoch bald wieder nach Hause, weil sein Bruder, welcher damals den Streit mit Ludwig zur Entscheidung bringen wollte, seiner bedurfte, und die Ghibellinen beschleunigten seinen Abzug durch ein Geschenk von sechszigtausend Gulden.

Gleich nachher (Juni 1322) starb Matthäus Visconti, und zwar, was bei einem solchen Manne sonderbar genug ist, in den größten Gewissensängsten wegen des päbstlichen Bannfluches. Sein ältester Sohn, Galeazzo I., folgte ihm als Beherrscher von Mailand, mußte aber schon nach wenigen Monaten aus der Stadt entfliehen, weil entweder die Bürger schlechterdings vom Kirchenbann frei werden wollten, oder weil man die in seinem Dienste stehenden Söldner von ihm abzuziehen wußte. Raimund und der päbstliche Kardinal-Legat, Bertrand von Poggetto, rückten in die Stadt ein und stellten die Republik wieder her; die Mailänder riefen aber schon im December Galeazzo zurück, weil ihnen eine päbstlich-republikanische Regierung weit weniger behagte, als eine monarchische. Jetzt sammelten der Pabst und die Guelfen alle ihre Kräfte, um nicht nur Mailand, sondern die ganze Lombardei zu unterwerfen, und auch Robert, welcher damals Genua besetzt hatte, sollte dabei mitwirken. Man brachte ein Heer von vierzigtausend Mann zusammen, welches unter den Oberbefehl Raimund's von Cardona gestellt ward, und außer den Guelfen eine ansehnliche Menge catalonischer, deutscher und schweizer Söldner enthielt. Die Deutschen hatten sich in großer Zahl anwerben lassen, weil der Kriegsdienst damals bei ihnen das einträglichste Gewerbe war, dem sich ein freier Mann widmen konnte; denn wir ersehen aus urkundlichen Angaben, daß bei Heinrich's VII. Römerzug ein Fähndrich dreißig und ein Reiter zwanzig Mark oder hundertvierzig Goldgulden erhielt, und daß Eduard III. von England während der Belagerung von Calais jedem deutschen Ritter für Pferde, Sattel und Zeug außer dem Solde achtzig und

jedem Knappen sechszig Thaler bezahlen ließ, obgleich damals ein Ochse nicht mehr als einen Thaler kostete. Das päbstliche Heer eroberte Alessandria, Tortona und Piacenza, schlug die Mailänder auf offenem Felde, und würde ihre Stadt wieder erobert haben, wenn Raimund seinen zweiten Sieg verfolgt hätte (1323). Die Vertreibung der Visconti aus Mailand schien daher ganz unfehlbar, und bereits hatten sogar auch die angesehensten Ghibellinen, wie Can della Scala und die Este, italiänischer Politik getreu, sich von Galeazzo zurückgezogen und die Aussöhnung mit dem Pabste entweder schon erkauft oder doch nachgesucht, als Johann XXII. plötzlich durch Ludwig den Baiern um die Frucht aller seiner Mühen und Kosten gebracht wurde. Galeazzo wandte sich nämlich, als er aufs Äußerste gebracht war, an Ludwig, welcher kurz vorher die Schlacht bei Ampfing gewonnen und seinen Gegner Friedrich gefangen genommen hatte, und Ludwig schickte als Reichsoberhaupt zuerst drei deutsche Fürsten, um den Streit zwischen Galeazzo und dem Pabste freundlich zu vermitteln. Diese richteten durchaus nichts aus, und wurden von dem Kardinal-Legaten mit der Erklärung zurückgewiesen, daß Galeazzo nicht als Reichsvasall, sondern als Ketzer und Ungläubiger bekriegt werde, und daß man deshalb hoffe, Ludwig werde denselben nicht in Schutz nehmen wollen. Der Kaiser wußte jedoch dem Kardinal den Vorwand, er führe nicht gegen die Reichsstadt Mailand, sondern gegen den Ketzer Krieg, auf schlaue Weise zu nehmen. Er schickte den Grafen von Neuffen mit einigen hundert Reitern ab, und schon die Erscheinung dieses Bevollmächtigten stellte das kaiserliche Ansehen so sehr wieder her, daß die Ghibellinen, welche bereits ganz oder halb zur päbstlichen Partei übergetreten waren, dem Kardinal sogleich erklärten, sie müßten dem Gebote des Kaisers Folge leisten und Mailand retten helfen. Mit den Hülfstruppen derselben verstärkt, zog der Graf von Neuffen nach Mailand, und ließ hier, um jenen Vorwand des Kardinals zu vernichten, Galeazzo auf einige Zeit von der Herrschaft zurücktreten. Dann übernahm er den Oberbefehl, und schlug das päbstliche Heer in die Flucht.

Die Vereitelung eines mit so großen Kosten unternommenen Kriegszuges erbitterte den Pabst im höchsten Grade. Er richtete daher sogleich seine geistlichen Waffen gegen Ludwig. Er lud ihn

(Oktober 1323) durch einen Anschlag an die Kathedrale von Avignon unter Androhung des Bannes vor sich, um Rechenschaft darüber zu geben, daß er, ohne die päbstliche Entscheidung abzuwarten, sich einen deutschen und römischen König nenne, und der heftige Mönch war unverschämt genug, unter den vielen sophistisch-dogmatischen Ursachen seiner Unzufriedenheit mit Ludwig auch den politischen Grund anzuführen, daß derselbe ihn gehindert habe, Herr von Mailand zu werden. Glücklicher Weise machte Johann, gerade als er so die wichtigsten weltlichen Angelegenheiten in geistliche verwandeln wollte, durch Einmischung in lächerliche Mönchsstreitigkeiten sich selbst verhaßt und der Ketzerei verdächtig. Ein Theil der Franziskaner hatte sich nämlich von dem übrigen Orden getrennt und eine strengere Regel aufgestellt; diese Partei oder, wie sie genannt wurde, die Minoriten behaupteten: sowie Christus und die Apostel gar kein Eigenthum gehabt hätten, so dürfe auch ihr Orden als eigentlicher Bettelorden und als strenge Nachahmung der Verbindung Christi und der Apostel keines haben, es gehöre also alles, was sie besäßen und was ihnen durch Vermächtnisse und Schenkungen zufalle, dem Pabste und der Kirche, die ihnen nur so viel, als jedes Mal zum nothdürftigen Gebrauch erfordert würde, davon geben dürften. Außerdem machten die Minoriten allerlei Einwendungen gegen die Kleidung und die Lebensordnung der weniger strengen Ordensbrüder. Diese Behauptungen erklärte der Pabst zu derselben Zeit für irrig und ketzerisch, als er den geistlichen Krieg mit Ludwig und seinen Hof-Theologen beginnen wollte. Er erfuhr jedoch bald genug, daß er sich dadurch gerade diejenigen Leute zu unversöhnlichen Feinden gemacht habe, welche sonst in diesem Kriege seine besten Generäle und Soldaten gewesen sein würden; denn die Minoriten standen aus sehr vielen Ursachen dem Volke näher, als alle anderen Mönche und als die ganze übrige Menge der entarteten Geistlichkeit, und die vorzüglichsten Lehrer der Dogmatik und des kanonischen Rechts, besonders aber die Meister der spitzfindigen Schokastik, gehörten zu ihnen. Übrigens zeigte sich im Anfange des Streits auch Ludwig als einen Feind derselben und in der ersten Appellation oder Rechtfertigungsschrift gegen Johann, die er als ein Manifest für ganz Europa veröffentlichen ließ, machte er dem Pabste sogar einen

Vorwurf daraus, daß er den Minoriten seinen Schutz verleihe, und sich dadurch als einen Beförderer der Feinde des Christenthums erweise. Bald nachher setzte aber Johann den Ordensgeneral, Michael von Cesena, ab, zerfiel ganz mit den Minoriten, und veranlaßte dadurch den Kaiser, mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen den politischen Pabst zu machen. Die Minoriten, durch Talente und Gelehrsamkeit ausgezeichnet, durch ihren Heiligenschein ehrwürdig, durch ihre Armuth kräftig und kühn wie die Apostel, leisteten nachher dem Kaiser die besten Dienste gegen den Pabst.

Ludwig verfuhr in seinem Kampfe von Anfang an bei weitem nicht so streng und consequent, als der Pabst. Er begann mit zwei gleichzeitigen Maßregeln, die einander widersprachen; denn er ließ durch drei Bevollmächtigte, welche er (November 1323) nach Avignon schickte, den Pabst demüthig und flehend um Gehör bitten, und protestirte gleich darauf (December) vor einem Reichshof in Nürnberg feierlich gegen das päbstliche Verfahren, indem er dabei zugleich des Reiches Rechte verwahrte und sogar an ein künftiges Concil appellirte. Die Schrift, in welcher er dies that, ist seine kurz zuvor erwähnte erste Appellation. Der Pabst gab den Abgeordneten des Kaisers nicht eher Gehör, als bis er ausgekundschaftet hatte, daß diese gutmüthigen Deutschen in Bezug auf alles das, worüber man im südlichen Frankreich und in Italien schon damals lachte und spottete, so sehr von Ehrfurcht und Aberglauben erfüllt seien, daß man ihnen getrost Alles sagen und bieten dürfe. Dann gab er ihnen einen recht schnöden Bescheid, und ließ, durch ihr Benehmen ermuthigt, eine zweite Sentenz an die Kirchenthür in Avignon anschlagen, vermöge deren der deutsche Kaiser aufs neue vorgeladen und drohend aufgefordert wurde, seinen angemaßten Titel innerhalb zweier Monate abzulegen. Johann vertraute bei diesen unerhörten Schritten auf Robert und seine Guelfen, die keinen Kaiser in Italien haben wollten, auf den König Karl IV. von Frankreich, der das deutsche Reich zu schwächen und die Provinzen von Arelate dem seinigen einzuverleiben trachtete, sowie endlich auf Leopold von Östreich, der wegen der Gefangenschaft seines Bruders die Sache Ludwig's nicht als die des Reichs und der Nation ansah. Auch der unruhige und verschwen-

derische König Johann von Böhmen war gleich nach der Schlacht bei Ampfing mit Ludwig zerfallen, weil er seine Habgier nicht genügend durch den Kaiser befriedigt fand, und schien sich bald nachher sogar geradezu an die Feinde des Kaisers anschließen zu wollen. Er riß die ganze Lausitz an sich, obgleich ihm Ludwig nur einen Theil derselben abgetreten hatte, setzte den ihm überlassenen Herzog Heinrich von Östreich für neuntausend Mark in Freiheit, und zog, nachdem sich die östreichischen Herzöge dazu verstanden hatten, ihren Ansprüchen an Böhmen zu entsagen, nicht mehr für Ludwig ins Feld. Ja, in der ersten Erbitterung verband sich Johann sogar mit Karl IV. von Frankreich, mit Robert von Neapel und selbst mit dem Pabste gegen den von ihm und seinem Oheim erwählten König, und reiste deshalb verschwendend, Schulden machend und abenteuernd in Europa umher. Er ward Karl's IV. Schwager, brachte seinen Sohn Wenzel, dem er damals den Namen Karl gab, nach Paris, um ihn dort erziehen zu lassen, und begab sich dann voll luftiger Plane nach Avignon, wo er mit Robert von Neapel, mit Karl von Frankreich und mit dem Pabste über den deutschen Kaiser Rath hielt. Sein Wankelmuth machte jedoch, daß er ein ebenso unzuverlässiger Freund als ungefährlicher Feind war, und sein Bruder Balduin brachte ihn nachher, als Johann's Heftigkeit sogar manchen Päbstlern zu weit ging, ohne Mühe auf den besseren Weg zurück. Ludwig machte sich übrigens durch sein Streben nach Länderbesitz und Herrschaft auch andere deutsche Fürsten zu Feinden. Er zeigte sich überhaupt ganz als ein Kind seiner Zeit; denn während er einerseits feige vor der Hölle zitterte und, um ihr zu entgehen, betete und den Pfaffen huldigte, scheute er sich andererseits bei keiner Gelegenheit, mit Gewalt und Unrecht zu rauben, was auf dem Wege des Rechts nicht zu erlangen war. Er hatte früher seines Bruders Rudolf Länder an sich gerissen, behandelte das Erbe seiner Mündel und Vettern in Niederbaiern wie sein Eigenthum, erklärte Brandenburg ohne Rücksicht auf die Ansprüche vieler Fürsten für ein erledigtes Reichslehen, und ertheilte es 1324 seinem ältesten Sohn Ludwig, den er mit der Tochter des dänischen Königs Christoph II. verlobte. Dadurch erbitterte er außer dem König von Böhmen auch noch die Verwandten des askanischen Hauses in Sachsen,

Anhalt und anderen Ländern, und es entstanden die heftigsten Bewegungen, da diese Fürsten ihre Rechtsansprüche gegen einen König, der zugleich Richter und Partei war, mit den Waffen geltend zu machen suchten.

Nach Ablauf der gesetzten Frist führte der Pabst seine Drohung nicht sogleich aus, weil diese so wenig allgemeinen Eindruck gemacht hatte, daß man seine Art gerichtlich zu verfahren auch aus juristischen Gründen misbilligte, und daß selbst der König von Dänemark dem Pabst anrieth, er möge doch künftig christlicher Gericht halten. Johann beraumte vielmehr noch einen neuen Termin an, und selbst als er nachher im Juli 1324 den Kaiser förmlich verdammte und excommunicirte, gab er ihm mit erheuchelter Nachsicht noch bis zum 1. Oktober Zeit zur Reue und Buße. Diese pfäffische Schlauheit, das Verfluchen und Verdammen mit dem Mantel der Liebe zu bedecken und die Ausbrüche selbstsüchtiger Wuth unter dem Schein der Milde, Religiosität und Gerechtigkeit zu verbergen, täuschte aber doch selbst das gemüthliche, sonst so leicht zu täuschende deutsche Volk nicht; denn die strengen Minoriten bearbeiteten dasselbe so sehr, daß außer den Bischöfen von Mainz, Straßburg und Passau kein Geistlicher nach dem päbstlichen Gebote zu handeln wagte, und daß der Erzbischof von Mainz nachher wegen seiner papistischen Gesinnung im Tumult umkam. Die Städte nahmen alle für ihren König und für das Reich Partei, und selbst diejenigen Fürsten, welche mit Ludwig entzweit waren, trugen Bedenken, den Haß des Volkes auf sich zu laden. Sogar außerhalb Deutschlands fand der Pabst sehr heftige Gegner: die berühmtesten Lehrer des kanonischen Rechts auf den Universitäten zu Bologna und Paris, den ersten Lehranstalten der Christenheit, sprachen sich ganz entschieden gegen ihn aus. Übrigens waren Ludwig's vorzüglichste Freunde und Rathgeber in seinem Streit mit dem Pabste, besonders Marsilius von Padua, Johann von Jandun und der berühmte Geheimschreiber Ludwig's, Ulrich Hangöhr, keine Minoriten. Doch bediente er sich schon bei seiner zweiten Erwiderung gegen den Pabst der Feder eines Minoriten. Diese zweite Appellation Ludwig's an ein Concil ward im Oktober den zu Frankfurt versammelten Ständen des Reiches vorgelesen, nachdem der Pabst am

1. Oktober Bann und Interdict gegen Ludwig ausgesprochen und seine Verdammungsbulle in alle Welt gesendet hatte. Ein Minorit war dreist genug, auf Geheiß der Stände diese Schrift dem Pabste selbst zu überreichen.

Der Pabst hatte, obgleich selbst Johann von Böhmen seinen Schritt laut misbilligte, nicht ganz falsch gerechnet. Ludwig konnte, wie die Folge zeigte, nur auf die Bürgerschaften und auf die Minoriten, nicht aber auf die Fürsten und Bischöfe des Reiches fest und dauernd rechnen, und fand sich deshalb nach dem völligen Bruch mit dem Pabste in großer Verlegenheit. Dies geht aus seinem unmittelbaren Verhalten gegen den Pabst hervor, sowie aus den sonderbaren Bedingungen, unter denen er sich mit Friedrich von Östreich aussöhnte. Er gab nämlich vor, ganz anders zu denken und zu glauben, als seine Kanonisten und Rechtsgelehrten, indem er in einem demüthigen und weinerlichen Schreiben an den Pabst die Entschuldigung gebrauchte, daß er von allem dem, was in seinem Namen bekannt gemacht worden sei, nichts gelesen oder verstanden habe. Mit Friedrich von Östreich versöhnte er sich im März 1325. Herzog Leopold hatte bisher vergebens Himmel und Hölle bewegt, um seinen Bruder zu befreien, und sogar mit Johann von Böhmen, Karl IV. von Frankreich, Robert von Neapel und dem Pabst eine Verbindung verabredet, um den Franzosen die deutsche Krone zu verschaffen. Dieser Plan war und blieb aber ein Hirngespinnst. Dagegen richtete Leopold an der Spitze seiner Raubritter schreckliche Verheerungen in Oberbaiern an, und Ludwig erlitt bei Burgau eine Niederlage durch ihn. Dies brachte den Kaiser auf den Gedanken, seinen gefangenen Gegner mit sich zu vereinigen und dadurch seinen Streit mit dem Pabst auch zu einer Sache Friedrichs zu machen. Friedrich hatte die Langeweile seiner Gefangenschaft in Trausnitz zum Heil seiner Seele zu benutzen gesucht, und statt daß sonst sein Leben zwischen wilder Ausschweifung und träger Indolenz getheilt gewesen war, hatte er sich jetzt der Buße und des Betens beflissen, lebte nach Art der Karthäuser, und hatte sich einen Karthäuser Prior, Gottfried, zum Beichtvater genommen. Gottfried beredete ihn, der Weltlichkeit des Königthums zu entsagen, trat zugleich mit Ludwig's Beichtvater in Verbindung, und suchte auf diesem Wege die Frei-

lassung Friedrich's zu bewirken. Im März 1325 erschien plötzlich Ludwig selbst in Trausnitz, und schloß mit Friedrich einen Vertrag, auf welchen dann beide das Abendmahl nahmen. Nach diesem Vertrag sollte Friedrich ohne Lösegeld freigelassen werden und dann der Krone entsagen, die von ihm und seinen Brüdern besetzten Reichsgüter zurückgeben, sich mit Ludwig gegen jedermann fest verbinden, seine Tochter mit einem Sohne desselben verloben und, wenn er eine der eingegangenen Verpflichtungen nicht halten könne, sich wieder zur Haft stellen. Das Letztere zeigt, daß Ludwig selbst die Unausführbarkeit der von Friedrich gegebenen Versprechungen vorausgesehen hatte, um so mehr, als bei dem Vertrag weder die Stände des Reiches, noch Leopold und die anderen Brüder Friedrich's zugezogen worden waren, obgleich derselbe doch sowohl diese als jene anging. Wirklich konnte Friedrich auch den übernommenen Verpflichtungen nicht nachkommen. Der Pabst, dem er sogleich seine Abdankung anzeigte, erklärte unter heftigen Vorwürfen die von ihm gemachten Zusagen und den dabei geleisteten Eid für ungültig, und wandte sich, als seine Vorstellungen nichts halfen, an Leopold. Dieser, der sich natürlich vom Pabste leicht bestimmen ließ, verwarf den ganzen Vertrag, und Friedrich sah sich daher schon im Mai bewogen, nach München zurückzukehren. Hier theilte er mit Ludwig als Freund Wohnung, Tafel und selbst das Bett, und ließ es sich bis zum September recht wohl sein, während Leopold handelte und schon im Juli mit mehreren Bischöfen und mit dem Grafen Ulrich von Würtemberg einen Bund gegen den Kaiser schloß. Endlich ward im September zu München ein neuer Vertrag geschlossen, welcher so beschaffen war, daß auch Leopold, welcher namentlich auf dem Königstitel für seinen Bruder bestand, befriedigt wurde. Friedrich und Ludwig sollten Beide als gleichberechtigte Besitzer der höchsten Gewalt die königlichen Rechte ausüben, und zwar jeder in den Gegenden und Orten, die ihn als König anerkenneten. Ein solcher Vertrag konnte nichts weiter als ein bloßes Project sein; denn er war schon deshalb, weil er ohne die Einwilligung des Reiches keine Gültigkeit hatte, unausführbar. Auch wagte man nicht einmal, ihn öffentlich bekannt zu machen, und das bloße Gerücht davon brachte in jener Zeit, wo das deutsche Volk noch Nationalsinn

hatte, überall Entrüstung hervor. Übrigens ist soviel gewiß, daß Friedrich den Königstitel wieder annahm und als römischer König Urkunden ausfertigen ließ. Auch scheint es, als hätten beide Parteien die Unmöglichkeit, die Königsgewalt nach Districten zu theilen, bald eingesehen und darum den Gedanken gefaßt, dem einen Könige Deutschland, dem anderen Italien zu übergeben. Wahrscheinlich liegt jedoch der ganzen Sache eine schlaue Politik der rechtskundigen Rathgeber Ludwig's zu Grunde; diese scheinen nämlich nur die Einwilligung und Unterstützung der östreichischen Herzöge zur Erlangung der Kaiserwürde in Rom für Ludwig beabsichtigt zu haben, überzeugt, daß nachher seine Oberherrschaft über das ganze Reich gesichert sein werde. Jedenfalls überließ Ludwig nach einem im Januar 1326 geschlossenen neuen Vertrage Deutschland für die Zeit seiner Abwesenheit in Italien ganz seinem bisherigen Gegner, und erhielt dafür von dem rüstigen Herzog Leopold das Versprechen, ihn an der Spitze seiner Kriegsmacht nach Italien zu begleiten. Auch diese Verabredung zerfiel jedoch wieder in sich selbst, weil Leopold, der dies von Ludwig erpreßt hatte, schon nach einem Monat starb. Ludwig, der sich seitdem an keine Verpflichtung mehr band, hatte fortwährend allein königliches Ansehen im Reich; doch behielt Friedrich, der sich übrigens nicht gern viel mit Staatsgeschäften abgab, den Königstitel bis zu seinem 1330 erfolgten Tode. Im Jahre 1327 zog Ludwig nach Italien; es war aber vorher kein Reichsbeschluß wegen seines Römerzugs zu Stande gekommen, und er erhielt keine Reichshülfe dazu.

Ehe wir Ludwig auf seinem Römerzuge begleiten, wollen wir unseren Blick auf den damaligen Zustand von Deutschland richten. Verwirrung und Mangel an Recht und Gerechtigkeit hatten den höchsten Grad erreicht, und der Zustand des unglücklichen Landes glich völlig dem von Kurdistan, wie ihn die neueren Reisenden schildern. Gewalt galt überall für Recht; der König der Nation selbst konnte die ritterlichen oder vielmehr räuberischen Frevel am Rhein, in Thüringen oder in anderen Gegenden des Reiches nicht verhindern, und wer unter seinen Fahnen für Erhaltung der Ordnung kämpfte, den verfluchte der Pabst als ein Kind Belial's und gab ihm der Verdammniß anheim. Städte, Fürsten, Herren

und Ritter mußten daher unter einander Bündnisse gegen ihre eigenen Landsleute schließen, wenn Sicherheit auf den Landstraßen und ein Schein von Ordnung bestehen sollte, und das Vehmgericht, ein Überrest der ganz unabhängigen altgermanischen Gaugerichte in Westphalen, war, wie die unter der Herrschaft der Tudor's und Stuart's in England waltende Sternkammer in ihrem Ursprung, ein nothwendiges Übel, weil es bestimmt war, den zu fassen und zu tödten, den die ohnmächtigen Gerichte der einzelnen Staaten nicht erreichen konnten. Um an einzelnen Beispielen den Zustand aller Länder des Reiches zu erkennen, braucht man nur auf Leopold's Unternehmungen und auf das, was in der Mark Brandenburg vorging, hinzublicken. Leopold hauste mit seinen Verbündeten in Schwaben, im Elsaß, überhaupt am ganzen Rhein herab bis nach Oppenheim, und verbreitete dort grenzenloses Elend über Bürger und Bauern. Seine Geschichte zeigt zugleich, daß manchmal sogar einzelne Ritterunternehmungen über das Schicksal des Reiches selbst entschieden; denn der Verlust, den er dem Kaiser Ludwig beim Angriff auf Burgau beibrachte, führte den zwischen diesem und Friedrich zu Trausnitz geschlossenen Vertrag herbei, und sein Tod, der die Gestalt der Dinge im Reiche völlig veränderte, ward durch einen ritterlich kühnen und tollen Angriff auf eine elsaßische Feste veranlaßt. In Brandenburg überstieg die nach dem Aussterben der askanischen Markgrafen eingerissene Verwirrung fast allen Glauben. Die drei Linien des askanischen Hauses, Sachsen-Wittenberg, Sachsen-Lauenburg und Anhalt, sowie Johann von Böhmen, die geistlichen Stifte Halberstadt und Magdeburg, der Herzog von Braunschweig, der Herzog Heinrich von Jauer in Schlesien, Heinrich der Löwe von Mecklenburg, der Herzog von Pommern und die Wittwe des vorletzten Markgrafen von Brandenburg machten Anspruch an das Ganze oder an einzelne Stücke des erledigten Kurfürstenthums; Städte und Ritterschaft schlossen zu Gunsten des einen oder des anderen der Streitenden Vereine; selbst heidnische Litthauer, welche Ladislaus Loktiek von Polen (s. S. 86) schickte, wütheten in Brandenburg auf ebenso gräßliche Weise, wie die barbarischen Kumanen von Zeit zu Zeit in Östreich und Baiern; am verderblichsten war jedoch der räuberische Adel des Landes, welcher Mord und Brand

so völlig als sein Handwerk ansah, daß sich die ersten Familien der Mark des Namens der Stellmeisen oder Wegelagerer, den sie damals erhielten, ein halbes Jahrhundert hindurch keineswegs schämten. Eine ins Einzelne gehende Vergleichung des damaligen Zustandes von Brandenburg mit dem heutigen würde daher am besten den Unterschied zwischen dem wirklichen Mittelalter und den romantischen und poetischen Darstellungen desselben anschaulich machen. Übrigens geht schon aus den wenigen Andeutungen hervor, daß Ludwig, der die Mark Brandenburg nebst der mit dem Besitze derselben verbundenen Kurwürde als erledigtes Reichslehen seinem noch unmündigen ältesten Sohne übertrug, dadurch für sein Haus nur eine lästige Erwerbung machte, obgleich Berthold von Henneberg, der dem Knaben zur Seite gesetzt ward, diesem zum Besitz des Landes verhalf, und der dänische König ihn mit seiner Tochter verlobte.

5. Der Römerzug Ludwig's des Baiern und der Zustand Italiens in der nächsten Zeit nach demselben.

Man kann Ludwig's Zug nach Italien entweder als einen Versuch betrachten, den Streitigkeiten in Deutschland für einige Zeit auf eine schickliche Weise auszuweichen, oder als ein Mittel, sich in einem reichen Lande mit dem zur Fortsetzung des Kampfes gegen den Pabst nöthigen Geld zu versorgen. Ludwig war von den ghibellinischen Herren dringend nach Italien eingeladen worden. Er begab sich nach Trient, wo er mit denselben Rath pflog, von einer so kleinen Schaar Ritter begleitet, daß er offenbar blos auf die Unterstützung seiner italiänischen Verbündeten vertraute. Die in Trient erscheinenden Ghibellinen waren Marcus Visconti von Mailand, Passerino Bonacossa von Mantua, der Markgraf von Este, Can della Scala von Verona, die Bischöfe von Arezzo und die Gesandten der Pisaner, des Königs Friedrich von Sicilien und des Beherrschers von Lucca, Castruccio Castracani, welchen Ludwig schon 1324 zum Reichsstatthalter in Lucca und Pistoja ernannt hatte. Sie versprachen dem deutschen König zu seinem Zuge nicht weniger als hundertfünfzigtausend Goldgulden, die er in Mailand empfangen solle, und die Nachricht von diesem vielen Gelde lockte aus Deutschland Ritter und Reisige genug zu

ihm. Ludwig ließ übrigens in Trient zugleich durch eine Versammlung kaiserlicher Theologen eine heftige Erklärung abfassen, in welcher der Pabst Johann geradezu der Ketzerei angeklagt wurde. Im Mai 1327 zog der Kaiser an der Spitze eines zahlreichen Heeres in Mailand ein, dessen Beherrscher, Galeazzo I. Visconti, mit seinem Bruder Marcus in Zwist lag. Ludwig nahm für den Letzteren Partei, und ließ, nachdem er sich durch drei abgesetzte Bischöfe zum König der Lombarden hatte krönen lassen, Galeazzo mit seinem Sohne verhaften, weil Marcus und die anderen Feinde desselben dem Könige viel Geld versprachen, Galeazzo aber nur fünfzigtausend Goldgulden gezahlt und diese noch dazu auf eine so drückende Weise erhoben hatte, daß Ludwig dadurch nothwendig verhaßt werden mußte. Gegen die Verhafteten verfuhr Ludwig ganz nach dem Recht und Gebrauch des Mittelalters, welches bekanntlich von einer absoluten oder, wie man es auch zu nennen pflegt, väterlichen Gewalt der Könige nichts wußte. Sie wurden durch eine Art Pairs-Gericht, vor welchem Marcus und viele Andere Galeazzo der Willkür und des Despotismus anklagten, für schuldig erklärt und dann nach Monza in Gewahrsam gebracht. Dafür erhielt Ludwig von Galeazzo's Feinden zweimalhunderttausend Goldgulden, deren er sehr bedurfte, um seine zahlreiche deutsche Ritterschaft glänzend zu unterhalten und die vielen abenteuernden Miethlinge, die er bei sich hatte, zu bezahlen. In Mailand selbst stellte er die Republik wieder her, an deren Spitze er einen kaiserlichen Oberrichter und einen kaiserlichen Statthalter setzte. Die Beamten nahmen Galeazzo's deutsche Söldner in ihren Dienst, und auch Monza erhielt einen deutschen Commandanten mit deutscher Besatzung. So ward durch Ludwig in Italien gleich anfangs eine militärische Herrschaft deutscher Statthalter eingeführt, welche, so wohlwollend er selbst auch sein mochte, doch wenig Ähnlichkeit mit dem in Dante's berühmtem Buche von der Monarchie aufgestellten Ideal hatte. Ludwig stützte sich in einem Lande, wo kein Fuß breit sein Eigenthum war, auf die bloße Gewalt, und doch ließ sich diese weder ohne Geld behaupten, noch war er je sicher, daß er nicht plötzlich mit einigen wenigen Reitern allein blieb. Wie drückend mußte ein solcher König ohne bestimmte und gesetzliche Einnahme und ohne eigentlichen Antheil an der

Verwaltung den Italiänern sein! Wie sehr mußte jede Forderung, die er an sie machte, das Aufsehen einer willkürlichen Erpressung haben! und wie ärmlich mußte Ludwig den Bewohnern eines Landes erscheinen, in welchem damals der Reichthum der Erde zusammenfloß! Um dies recht klar zu erkennen, muß man sich in das Gedächtniß zurückrufen, daß der Handel, die Gewerbe und die Geldgeschäfte von ganz Europa in Italien ihren Hauptsitz hatten, daß einzelne Italiäner die Zölle und zum Theil auch die Domänen des englischen Reiches gepachtet hatten, daß sie alle europäischen Anlehen besorgten, daß sie die Gelder der englischen und französischen Könige und ihrer Lieblinge verwalteten, und die vom Pabst in Europa erpreßten Summen nebst den Einkünften von den Pfründen des Auslandes an die Häupter der Kirche übermachten. Ein einziges Handelshaus in Florenz z. B. lieh dem König Eduard III. von England anderthalb Millionen Goldgulden, in den Wolle-Manufacturen dieser Stadt waren damals dreißigtausend Menschen beschäftigt, und die Zölle in Florenz warfen jährlich dreimalhunderttausend Goldgulden ab, eine Summe, die allein schon mehr betrug, als alles, was Ludwig während zehn Jahren in Deutschland einnahm. Überdies geht aus einer Angabe des gleichzeitigen Geschichtschreibers Villani hervor, daß sogar alle die Summen, welche der König in Italien erhielt oder erpreßte, zur Unterhaltung eines Heeres in dem reichen Lande nicht hinreichen konnten. Villani berichtete nämlich, daß die Florentiner für tausend Reiter, die ihnen der Herzog Karl von Calabrien gegen Ludwig zuführte, zweimalhunderttausend Goldgulden jährlich versprochen hatten, nachher aber in neunzehn Monaten viermalhunderttausend zahlten.

Ende August zog Ludwig von Mailand nach Toscana. Hier sah er sich durch seinen Geldmangel gezwungen, selbst von der den deutschen Kaisern immer so sehr ergebenen Stadt Pisa, welche zum Reichskammergut gerechnet wurde, eine beträchtliche Steuer zu erpressen; er verkaufte am Ende sogar die Verwaltung derselben an Castruccio Castracani, dem er bald nachher auch die Würde eines Herzogs von Lucca ertheilte. Von Pisa reiste er nach Rom zur Kaiserkrönung, weil er erst durch diese diejenige Stellung zur Kirche erhalten konnte, welche die unterdessen mit dem Pabste ganz zerfallenen Minoriten ihm anwiesen. Der Kirchenstaat befand sich

damals fast in demselben Zustande, wie Deutschland; denn während Ludwig an der einen Seite her gegen die Hauptstadt heranzog, stand auf der anderen Seite bei Bologna und Faenza der Kardinal Bertrand mit einem Heere. In Rom selbst war eine bedeutende Veränderung eingetreten. Die Bürger der Stadt hatten eine Art von Volksregierung eingerichtet, Sciarra Colonna an die Spitze derselben gestellt, und durch eine Deputation den Pabst auffordern lassen, in ihre Stadt zurückzukehren. Johann war schlau genug gewesen, diese rupublikanische und bei aller Demuth drohende Gesandtschaft ungemein freundlich zu empfangen und, wie der päbstliche Hof, sobald ein Gegner Ernst zeigt, zu verfahren pflegt, sie damit zu vertrösten, daß ihrer Beschwerde abgeholfen werden solle. Doch ließen die Römer auf Betreiben Sciarra Colonna's eine Einladung an Ludwig ergehen. Einstimmig waren sie freilich nicht; denn es gab eine von Robert unterstützte französische Partei in der Stadt, und Sciarra Colonna zerfiel wegen der Begünstigung Ludwig's sogar mit seinen eigenen Brüdern. Ludwig war auf dem Marsche nach Rom schon in Viterbo genöthigt, aus Geldmangel Maßregeln zu ergreifen, wie sie in unseren Tagen Bonaparte häufig ergriffen hat. Der Bischof von Viterbo hatte, obgleich er ein päbstlicher Beamter und papistisch gesinnt war, den Kaiser mit allen gebührenden Ehren empfangen; dieser ließ ihn nichts desto weniger festnehmen und später grausam foltern, um das Geständniß von ihm zu erpressen, wo die dreißigtausend Goldgulden versteckt seien, die er in seinem Besitze hatte. In Rom zog Ludwig am 7. Januar 1328 unter dem Jubel des Volkes ein. Die Römer fühlten sich nicht wenig geschmeichelt, als er nicht nur die Würde eines römischen Senators, welche der König Robert sich vom Pabste hatte geben lassen, von ihnen annahm, sondern auch, dem Pabste trotzend, sich durch Sciarra Colonna und andere Deputirten des Volkes in der Peterskirche die Kaiserkrone aufsetzen ließ. Er erkannte dadurch die neu gebildete Republik gewissermaßen als die alte römische an, und setzte das Ansehen derselben dem des Pabstes entgegen. Übrigens waren zwei mit dem Bannfluch beladene Bischöfe die einzigen Geistlichen, welche der Krönung Ludwig's beiwohnten.

Die Unternehmungen des Kaisers in Italien trieben den Pabst

zum Äußersten. Er erklärte nicht allein die Krönung desselben für ungültig und wiederholte den Bannfluch, sondern er hatte auch schon vorher in Deutschland jedes Mittel ergriffen, um Volk und Fürsten von Ludwig zu trennen. Glücklicher Weise verlor er aber bei seinen Bemühungen so sehr alle Mäßigung, daß selbst die frommen, geduldigen, demüthigen Deutschen endlich inne wurden, es sei hohe Zeit, die weltliche Regierung gegen fernere päbstliche Anmaßungen zu schützen. Johann hatte hauptsächlich wegen des in Trient gegen ihn erlassenen theologischen Manifestes im April 1327 einen sogenannten fünften Proceß bekannt gemacht, durch welchen Ludwig aller kaiserlichen und geistlichen Lehen und sogar seiner baierischen Herzogthümer für verlustig erklärt und zur Rechtfertigung wegen des den ketzerischen Minoriten gewährten Schutzes vorgeladen ward. Jetzt suchte der Pabst in Deutschland einen Abfall vom Kaiser zu bewirken, und als dies unmöglich war, veranlaßte er Verwirrung und Blutvergießen. Er bewog die Erzbischöfe von Mainz und Köln, eine neue Königswahl vorzunehmen; allein Balduin von Trier und Johann von Böhmen verhinderten dies, und die armen Mainzer Unterthanen mußten dafür büßen, daß ihr Erzbischof das kirchliche Interesse höher anschlug, als die Erhaltung der Rechte seiner Nation. Bald nachher (1328) starb der Erzbischof, und der Pabst machte sogleich seine geistliche Despotie geltend: er setzte nämlich willkürlich den Bruder des Erzbischofs von Köln, Heinrich von Virneburg, an des Verstorbenen Stelle. Allein das Mainzer Domkapitel that, um den päbstlichen Anmaßungen zu begegnen, einen bei so großen Stiften ganz ungewöhnlichen Schritt: es übergab die Verwaltung des Mainzer Bisthums dem Kurfürsten Balduin von Trier. Ein Jahr später nahm der Letztere auch die Bisthümer Speier und Worms, die seinen Schutz gegen den Pabst anriefen, in Besitz. Auf diese Weise behielt der Pabst nur durch Köln Einfluß in Deutschland, und Balduin, ein kräftiger und patriotischer Mann, war mächtiger, als Pabst und Kaiser zusammen. Bald darauf gerieth der Erzbischof von Köln selbst so sehr ins Gedränge, daß auch er dem Pabste wenig nützen konnte.

Wie der Pabst in Deutschland nur wenig bedeutende Anhänger gegen den Kaiser hatte, so fand dieser trotz seiner Juristen, Ka-

nonisten, Theologen und Minoriten die höhere Geistlichkeit in Italien keineswegs geneigt, sich von ihm gegen den Pabst gebrauchen zu lassen. Dessen ungeachtet begann Ludwig seine Regierung als römischer Kaiser mit einem Proceß gegen Johann. Er hielt in Rom zweimal ein feierliches Gericht über den abwesenden Pabst, wie dieser über ihn in seiner Abwesenheit Gericht gehalten hatte, und ließ Urtheilssprüche ausfertigen, durch welche er ihn, weil er eine falsche Lehre über die Armuth Christi aufgestellt habe, für einen Ketzer erklärte und, auf römisches oder vielmehr byzantinisches Recht, sowie auf Karl's des Großen, der Ottone und der beiden letzten salischen Kaiser Beispiel gestützt, als einen Verbrecher gegen den Kaiser, gegen die Kirche und gegen die Stadt Rom förmlich absetzte (April 1328). Dann stellte er einen Minoriten, der sich den Namen Nikolaus V. gab, dem römischen Volke vor, und ließ ihn durch dasselbe als Pabst anerkennen. Für diesen war es freilich eine sehr üble Vorbedeutung, daß ihn einige Bischöfe, mit welchen die Übrigen die kirchliche Gemeinschaft aufgegeben hatten, zum Pabste einweihten. Alles dies schadete jedoch dem Pabste Johann nicht, da er selbst dem Kaiser unerreichbar war und blieb, und sein Gegenpabst sich weder in Rom behaupten, noch auf eine feste Einnahme rechnen, noch von Ludwig mit Geld unterstützt werden konnte. Der Enthusiasmus der Römer für den von ihnen gewählten Kaiser verschwand, als dieser in seinem Geldmangel eine sogenannte Kronsteuer von ihnen forderte; Robert von Neapel und der römische Adel machten Anstalten, ihn sammt seinem Pabst aus Rom zu vertreiben, und die Bewegungen in Toscana, wo die Florentiner dem Anhänger Ludwig's, Castruccio, die Stadt Pistoja entrissen, machten es dem Kaiser unmöglich, sich gegen die gegen Rom heranziehenden Schaaren Robert's und der Unzufriedenen lange im Felde zu behaupten; außerdem beleidigte er Castruccio dadurch, daß er statt seiner einen deutschen Grafen zum Befehlshaber in Pisa bestellte, und Castruccio nahm den Angriff der Florentiner zum Vorwand, um Rom zu verlassen; endlich kehrten auch Sciarra Colonna's Brüder nach Rom zurück und riefen Robert's Truppen herbei. Jetzt konnte Ludwig nicht länger in Rom bleiben: er verließ mit seinem Pabste die Stadt im August, um sich nach Pisa zu begeben, und dasselbe Volk,

das ihn vorher vergöttert hatte, verhöhnte die Deutschen bei ihrem Abzuge durch Steinwürfe und durch Weheruf gegen die Ketzer aufs schmählichste.

Unmittelbar nachher traf den Kaiser ein Unfall nach dem anderen. Sein treuer Anhänger Passerino Bonacossa von Mantua ward durch Ludwig Gonzaga, dessen Geschlecht damals zur Herrschaft von Mantua gelangte, ermordet, und der Letztere fiel nicht lange nachher nebst dem Markgrafen von Este von Ludwig und dessen Pabst ab. Wenige Wochen nach Passerino's Tod starb auch Castruccio, der zuletzt wenigstens noch scheinbar des Kaisers Anhänger gewesen war. In Pisa litt Ludwig wieder durch Mangel an Geld, obgleich er auf schmutzige Weise Rechte und Besitzungen des Reiches an den Meistbietenden verkaufte, und sowohl in Pisa als in Lucca einige hunderttausend Goldgulden erpreßte. Er war nicht im Stande, die Habsucht seiner zahlreichen deutschen Miethlinge und ihrer Führer zu befriedigen, und achthundert von ihnen trennten sich daher von ihm. Sie bezogen ein festes Lager, und als der Kaiser seinen Freund Marcus Visconti mit einigem Gelde abschickte, um sie zufrieden zu stellen, behielten sie denselben als Geißel für die volle Zahlung. Galeazzo's Sohn, Azzo, welcher nebst seinem unterdessen gestorbenen Vater auf Bitten der Ghibellinen aus der Haft entlassen, aber an Ludwig's Hof zurückgehalten worden war, benutzte diese Gelegenheit, um aus der Art von polizeilicher Aufsicht, unter welcher er stand, zu entkommen. Er zahlte dem Kaiser eine Summe Geldes, die zur Befriedigung der rebellischen Soldaten hinreichend war, und versprach eine vierfach größere von Mailand aus zu senden, wenn man ihn nebst seinem in gleicher Lage befindlichen Oheim Johann dahin abreisen lasse. Dies bewilligte Ludwig, er ward aber jetzt von seinem Burggrafen Konrad, den er mit der Auslösung des Marcus beauftragte, schändlich betrogen. Konrad miethete mit der ihm anvertrauten Summe Söldner, half dann Azzo als Herrscher in Mailand einsetzen, unterschlug auch das von diesem empfangene Geld, und kehrte hierauf gerades Weges nach Deutschland zurück. Die beiden Visconti befolgten in Mailand eine Politik, welche damals unter den Italiänern zur Wissenschaft gemacht und später von Machiavelli sowohl in klassischen Schriften gelehrt, als in

Staatsgeschäften geübt ward: sie hielten es, um ihren Vortheil zu erreichen, mit beiden Theilen, sie unterhandelten auf der einen Seite mit Johann XXII. über ihre Aussöhnung, die im folgenden Jahre auch zu Stande kam, vertrieben des Kaisers Beamten aus Mailand, und nahmen den Deutschen die Stadt Monza weg; auf der anderen Seite erkannten sie den kaiserlichen Pabst Nikolaus an, ja, Johann ließ sich von demselben sogar zum Kardinal ernennen, und als Ludwig vor Mailand erschien und hier an Allem Mangel litt, gaben sie ihm reiche Geschenke, damit er sich um so schneller entferne.

Selbst von seinen eigenen Deutschen ward Ludwig verlassen. Sein Statthalter und sein Schultheiß in Mailand, ließen sich durch Azzo mit Geld abfinden, und kehrten dann, ohne nach dem Kaiser zu fragen, in die Heimath zurück, und von den deutschen Vasallen und Miethlingen in seinem Heere zog nach und nach eine immer größere Zahl aus Italien ab. Die Bedrängniß, in welche der Kaiser dadurch kam, verhalf seinen Neffen, den Söhnen Rudolf's von der Pfalz, endlich zu den ihnen lange vorenthaltenen Rechten und Besitzungen. Rudolf hatte dem Kaiser bekanntlich sein Land nur bis zur Beendigung des Streites mit Östreich abgetreten, Ludwig dachte aber nach seines Bruders Tod nicht daran, es den drei rechtmäßigen Erben desselben, nämlich seinen beiden Söhnen, Rudolf II. und Ruprecht I., und dem Sohne ihres verstorbenen Bruders, Ruprecht II., herauszugeben. Einer von seinen Neffen hatte ihm deshalb bereits in Deutschland manchen Schaden gethan, und sogar mit dem Pabste Verbindungen angeknüpft. Jetzt erst fühlte sich der König durch seine mißliche Lage bewogen, den gerechten Forderungen seiner nächsten Verwandten nachzugeben. Er errichtete im August 1329 den berühmten Hausvertrag von Pavia, der als bleibendes Grundgesetz der baierischen und pfälzischen Fürstenfamilie für alle folgenden Zeiten eine große Bedeutung hat. Die genannten drei Prinzen erhielten nach diesem Vertrag die Pfalz am Rhein und den Theil von Oberbaiern, welcher seitdem im Gegensatz gegen jene die Oberpfalz genannt wird, und es ward festgesetzt, daß die Kurwürde von ihrem Hause und von Ludwig's Stamm abwechselnd geführt werden solle, und zwar in jeder der beiden Linien vom ältesten regierenden Fürsten,

sowie daß beim Erlöschen der einen Linie deren Land an die andere komme, und daß von allen baierischen und pfälzischen Ländern als einem gemeinschaftlichen Familiengute nie etwas veräußert, verpfändet oder verschenkt werden dürfe. Als im Jahre 1340 Niederbaiern durch das Aussterben des dortigen Zweiges der Wittelsbachischen Familie erbeigenthümlich an Ludwig kam, fiel auch dieser Theil von Baiern unter die Bestimmungen des Vertrags von Pavia, und das gesammte baierische Land, dessen Herrscherhaus bis auf die neueste Zeit in die zwei Hauptlinien Pfalz und Baiern getheilt blieb, bildete seit 1340 trotz der vielen Zweige, in welche diese zersplittert wurden, ein unauflösliches Ganzes. Die Abschließung des Vertrages von Pavia ist die letzte wichtige Handlung, welche Ludwig auf seinem im Ganzen unglücklichen Römerzug verrichtete. Er kehrte im December nach Deutschland zurück.

Nach seinem Abzug litt Italien durch fortdauernde Verwirrung und Bedrückung ebenso sehr, als Deutschland. Hier war alle Einigkeit und Ordnung gestört, und die Sicherheit der Straßen konnte nur durch Bündnisse der Städte erhalten werden, welche Gegenbündnisse der Ritter hervorriefen; dort unterdrückten hartherzige Tyrannen an der Spitze roher Miethlinge die Städte. Wir heben diese prosaische und profane Seite des Mittelalters wieder ausdrücklich hervor, weil man in unserer Zeit die poetische und erbauliche nur zu oft hervorgezogen und ausgemalt hat. Um jedoch nicht misverstanden zu werden, fügen wir hinzu, daß nur ein blinder Bewunderer der neueren Bildung dabei die Vorzüge verkennen wird, welche das Mittelalter mit der Zeit der griechischen Republiken gemein hat. Neben der Rohheit, Barbarei und Kriegswuth finden wir überall Charakter, Kraft und Energie des Einzelnen, sowie das Bewußtsein eines Rechtes der Bürger gegen die Obrigkeit, verbunden mit der Bereitwilligkeit, Gut und Blut dafür zu opfern, bei den Gemeinden und bei ganzen Klassen der Gesellschaft. Kurz, wir gewahren im Mittelalter alles das, was durch die Civilisation und Centralisation der neueren Zeit erstickt und verflacht worden ist; denn systematische Verwaltung, Ordnung, Polizei und Vormundschaft der Regierung fördern die Behaglichkeit, das Wohlleben und die Genußsucht, und schläfern dadurch jede höhere Regung der menschlichen Natur ein.

In Mailand hatte Ludwig vor seiner Heimkehr nach Deutschland demselben Azzo Visconti, der im nächsten Jahr, mit Johann XXII. ausgesöhnt, als dessen Statthalter in der Lombardei regierte, durch ein Diplom die Herrschaft zuerkannt. Dieser ließ seinen Oheim Marcus, als derselbe aus der deutschen Gefangenschaft in Toscana nach Mailand zurückgekehrt war und ihm Besorgnisse erweckte, auf eine empörende Weise aus der Welt schaffen. In Verbindung mit seinen beiden anderen Vatersbrüdern, Johann und Luchino, lockte er Marcus aus seinem festen Hause zu einem Gastmahl, ließ ihn bei demselben in seiner Gegenwart erdrosseln, und hielt ihm dann ein prächtiges Leichenbegängniß. Dessen ungeachtet wird Azzo's Charakter von den gleichzeitigen Geschichtschreibern so einstimmig gepriesen, daß man ein Volk, eine Zeit und einen Regenten beklagen muß, die einen grausigen Mord unter die erlaubten Mittel zählten, durch welche Gefahren vom Staate abzuwenden seien. Die Aussöhnung der Kirche erlangte Azzo für sich und für die Stadt Mailand durch Geld. Sein Oheim Johann, welcher die ihm von Nikolaus V. ertheilte Kardinalswürde schon längst abgelegt hatte, unterwarf sich ebenfalls dem Pabste, und erhielt dafür das Bisthum Novara, das zugleich ein weltliches Fürstenthum war. Der armselige Gegenpabst, welchen Ludwig schon in Toscana seinem Schicksal überlassen hatte, hielt sich dort zuerst eine Zeitlang versteckt, und diente nachher, als man ihn endeckte und festnahm, dem französischen Pabste, um den Kaiser Ludwig und alle Gegner der Päbste von Avignon vor den Augen von ganz Europa triumphirend als Feinde Gottes und der Kirche darzustellen. Nikolaus schrieb nämlich einen demüthigen Brief an Johann XXII., dieser beantwortete denselben ganz freundlich; und leitete es ein, daß Nikolaus zuerst in Pisa, scheinbar freiwillig, durch Abschwörung seiner Irrthümer die Rolle eines reuigen Sünders spielte, und sich hierauf ohne Widerstreben nach Avignon bringen ließ. Hier mußte dann der arme Mann, zur Erbauung der Frommen und zur Beschämung aller Feinde des französischen Pabstthums, noch einmal zum Schauspiel dienen (1330); er ward, was für einen Mönch aus dem strengsten Orden nicht gerade eine harte Strafe war, mit einem Strick um den Hals öffentlich ausgestellt, und erhielt darauf eine zwar feste, aber ganz

freundliche Wohnung im päbstlichen Palast, in welcher er noch drei Jahre nicht unbehaglich lebte. Da nun auch König Robert seit Ludwig's Abzug aus Rom nicht nur dort und in ganz Mittelitalien als Reichsstatthalter angesehen wurde, sondern seine Macht auch in Oberitalien ausbreitete, und zwei päbstliche Söldnerheere unter Bertrand von Poggetto und Johann Orsini Ancona, Bologna und andere Städte an den Grenzen des Kirchenstaates besetzt hatten, so glaubte Johann wirklich seinen Zweck, die päbstliche Gewalt statt der kaiserlichen in Italien herrschend zu machen, erreicht zu haben. Das ganze Gebäude der politischen Macht in Italien stürzte aber schon nach wenigen Jahren wieder zusammen.

Ehe dies geschah, machte Johann von Böhmen das obere Italien zum Schauplatz seines abenteuerlichen Treibens. Johann hatte, wie wir wissen, einige Zeit hindurch mit Robert von Neapel, Karl IV. von Frankreich und Johann XXII. Plane gegen Ludwig geschmiedet, war aber nachher durch seinen Oheim Balduin wieder auf andere Gedanken gebracht worden. Sein unruhiger Sinn, der ihn beständig hin und her trieb, erregte große Unzufriedenheit bei den Böhmen, weil sie die Kosten seiner unaufhörlichen Reisen und Verschwendungen tragen mußten, obgleich sie dabei durch den starken Verkehr mit den germanischen Völkern an Civilisation gewannen. Während der Abwesenheit Ludwig's in Italien mischte sich Johann in einen Streit, der zwischen den östreichischen Herzögen ausgebrochen war, raubte und plünderte in ihrem Lande, und erhielt zuletzt, was er stets am meisten brauchte, eine Summe Geld für seine Heimkehr. Als Ludwig aus Italien zurückkam, suchte Johann zuerst den Vermittler zwischen Kaiser und Pabst zu machen. Dann führte er einen auf Vergrößerung seines Familienbesitzes berechneten Plan aus, für den er schon früher vorgearbeitet hatte. Der ehemalige Beherrscher von Böhmen nämlich, Herzog Heinrich von Kärnthen, welchem zugleich Tyrol und Krain gehörte, hatte keine Söhne, sondern nur zwei Töchter, und wünschte denselben seine Länder zu hinterlassen. Dies benutzte Johann zu seinen Absichten. Er verlobte seinen jüngeren Sohn, Johann Heinrich, mit des Herzogs ältester Tochter, Margaretha, welche in der Geschichte den entweder von ihrem großen Munde oder von einem Schlosse in Tyrol herrührenden Bei-

namen Maultasch erhalten hat. Margaretha war häßlich wie die Nacht und damals bereits erwachsen, Johann's Sohn aber noch ein Kind; nichts desto weniger wurden Beide mit einander verlobt, weil Margaretha's Vater dabei das Versprechen gab, sie im Testament zur Erbin der Grafschaft Tyrol zu erklären. Die Sache wurde jedoch geheim gehalten, bis man den Kaiser zur Ertheilung einer Urkunde bewogen habe, vermöge deren Heinrich's Töchter erbfähig würden. Diese Urkunde stellte der Kaiser 1330 aus, und nun brachte Johann den Herzog von Kärnthen dazu, daß er ihm erlaubte, sich einstweilen im Namen seiner Tochter und ihres künftigen Gemahles von den Tyrolern huldigen zu lassen. Kaum war er auf solche Weise in den Besitz von Tyrol gekommen, als er nach Oberitalien eingeladen wurde, um die Fortschritte des neapolitanischen Königs aufzuhalten. Er nahm die Einladung gern an, und scheint die Bewilligung des Kaisers dazu erhalten zu haben, während andererseits auch der Pabst, dessen Truppen gerade damals in Bedrängniß kamen, Johann's Zug wenigstens nicht misbilligte.

Johann's Unternehmen hatte einen sehr glücklichen Anfang. Er ward sowohl von den Guelfen als von den Ghibellinen gut aufgenommen, setzte sich in Brescia, Bergamo, Parma und anderen Städten fest, und wandte sich bereits auch unter günstigen Umständen nach Toscana. Da entzog ihm Kaiser Ludwig plötzlich seine Gunst, und brachte durch seine enge Verbindung mit Östreich Johann's Erbreich in große Gefahr. Dies nöthigte (1331) den Abenteuerer, nach Deutschland zurückzukehren und sein Stammland Böhmen gegen die Östreicher zu vertheidigen, welche zugleich mit den Königen von Polen und Ungarn in dasselbe eingebrochen waren. Seinen älteren Sohn Karl ließ er mit achthundert Reitern in Italien zurück. Sobald er sein Reich einigermaßen gesichert hatte, reiste er nach Paris, weil König Philipp VI. von Frankreich große Plane entworfen hatte, und Johann in sein Interesse zu ziehen suchte. Philipp hatte nämlich auf den Zwist des Kaisers und des Pabstes die Hoffnung gebaut, den Rest des alten Reiches Burgund von Deutschland abzureißen, und der Pabst bot ihm die Hand dazu. Auch Johann ließ sich von den Franzosen gewinnen; denn er hoffte an Philipp eine Stütze gegen Robert zu finden,

weil dieser sich aus Furcht, Philipp möchte seine Ansprüche an die Rechte des deutschen Reiches auch auf Italien ausdehnen, den französischen Plänen feindselig zeigte. Dann kehrte er nach Italien zurück, wo er jedoch einen so allgemeinen und nachdrücklichen Widerstand fand, daß er alle seine Hoffnungen scheitern sah. Die drohende Verbindung der Franzosen, des Pabstes und des reisefertigen und für Geld dienenden böhmischen Königs vereinigte endlich einmal alle kleine Regenten von Oberitalien gegen die Ausländer. Die Visconti, die Este, die Scala und die Gonzaga verbündeten sich als Italiäner, ohne Rücksicht auf guelfische oder ghibellinische Partei-Interessen, mit dem Könige von Neapel gegen alle Fremden. Johann und sein Sohn wurden aus dem Lande getrieben, und Italien blieb nachher bis zu Robert's Tod (1343) ausschließlich eingeborenen Herrschern unterworfen.

6. Deutschland nach Ludwig's des Baiern Römerzug bis zu dessen Tod.

Ludwig der Baier war trotz seines langen Streites mit dem Pabste weder aufgeklärt, wie Kaiser Friedrich II., noch schlau wie König Philipp der Schöne, noch auch lag ihm an der Behauptung der Rechte des Reiches, wie sie Dante und seine eigenen Hof-Theologen im Widerspruch mit der papistischen Theologie und Rechtswissenschaft aufstellten, so viel, daß er dafür einen Geldvortheil oder ein Stück Land hätte opfern mögen. Als indessen der Pabst jede Aussöhnung verschmähte und seine geistliche Fehde unerbittlich fortsetzte, suchte Ludwig die Reichsfürsten durch Bestätigung ihrer angemaßten Gewalt und durch Übertragung von kaiserlichen Rechten und Landvogteien auf Unkosten der Reichsverfassung zu gewinnen und sie zugleich, um eine Stütze an ihnen zu haben, in Reichsgeschäften aller Art als Mitregenten zu Rathe zu ziehen. So verlieh er z. B. im August 1330 den beiden östreichischen Herzögen, Albrecht II. oder Lahmen und Otto, welche damals noch allein von den fünf Brüdern am Leben waren, nicht blos Güter und Rechte, die er wirklich vergeben durfte, sondern auch solche, über welche er keine Gewalt hatte; ja, er versprach ihnen sogar zwanzigtausend Mark als Entschädigung für die Kosten eines Krieges, den er kurz vorher mit ihnen geführt hatte. Die Summe

bezahlte er mit Reichsstädten. Er benutzte nämlich das Recht, welches sich die Kaiser anmaßten, für ihre Schulden Reichsstädte zu verpfänden, und gab den östreichischen Herzögen zum Unterpfande Zürich, Schaffhausen und andere Städte; im nächsten Jahr übertrug er ihnen noch dazu eine Art von Reichsvicariat in der Schweiz. Allein Zürich und die drei Waldstädte, welche dadurch der Herrschaft Östreich's preisgegeben waren, wußten sich dagegen zu wehren, und gaben den Beweis, daß im deutschen Reiche Recht und Herkommen nur denjenigen gegen die Mächtigen schützten, der sich seiner Haut wehren konnte. Auch Luzern fand, als die Östreicher ihre neuen Privilegien zu seinem Nachtheile benutzen wollten, ein wirksames Hülfsmittel gegen die Gewalt der Mächtigen: es schloß sich 1332 an den Bund der drei Waldstädte an. Andere Städte suchten sich ebenso, wie der streitbare trotzige Adel, durch Bündnisse unter einander gegen die Gewalt der größeren Herren zu schützen.

Diesem Beispiel der Städte und des Adels folgte auch Ludwig in seinem Kampfe mit dem Pabst: er errichtete einen großen Bund des Widerstandes gegen jeden geistlichen und weltlichen Ruhestörer. Schon gleich nach seiner Rückkehr aus Italien brachte er die schwäbischen Städte dahin, daß sie auf seine ganze Lebenszeit eine Verbindung unter sich und mit ihm schlossen. Nachher bewog er auf einer Versammlung in Ulm alle baierischen Herren, diesem Bunde beizutreten, während Balduin von Trier unter den Städten am Oberrhein einen ähnlichen Bund zu Stande brachte. Balduin selbst vereinigte, da er zugleich Bischof von Mainz, Worms und Speier war, unter seiner Herrschaft eine Art geistliche Monarchie, die von Belgien bis zum Elsaß reichte und es dem Pabste unmöglich machte, durch seine Bannflüche die Ruhe zu stören. Auf diese Weise erschienen im Juni 1331, als Ludwig zu Nürnberg einen Reichstag hielt, nicht nur die mächtigsten Städte und Herren von Süddeutschland gewissermaßen als ein zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe geschlossener Verein, sondern man konnte damals auch nach langer Zeit wieder daran denken, einen allgemeinen Landfrieden zu stiften. So sehr übrigens auch der Zustand Deutschlands den Anschein von Ruhe hatte, so allgemein auch die Abneigung gegen einen Pabst war, der sich

nur durch Streit, durch Erpressungen und durch ärglistige juristische und theologische Gelehrsamkeit berühmt machte, so mußte doch das Oberhaupt unserer stets mehr dem grübelnden Wissen, dem Schwärmen und dem Aberglauben, als der klaren Einsicht huldigenden Nation Alles thun und leiden, damit ihn seine armen Deutschen nicht für einen Ketzer hielten. Ludwig und die Reichsstände demüthigten sich aus Furcht vor der Hölle vor einem Pabste, welcher Deutschland aussog, während Italien, Frankreich und besonders England sich durch patriotische Einigkeit und durch Gesetze gegen ausländische Pfaffen und ihr Oberhaupt vortrefflich zu wahren wußten. Dies wird durch eine bloße Andeutung klar werden. Johann XXII. ist nämlich unter den Päbsten durch nichts berühmter geworden, als durch seine kühnen Speculationen und Erfindungen, vermittelst deren er der päbstlichen Kammer neue Einnahmen verschaffte, oder, wie man dies jetzt nennt, durch seine große Erfahrung und Gewandtheit in der wissenschaftlichen Staatsökonomie. Er war der Urheber der berüchtigten Kanzlei-Taxen des päbstlichen Hofes, und brachte durch die sogenannten Annaten oder die Einkünfte des ersten Amtsjahres der Bischöfe, sowie durch manche andere Arten von Erpressungen eine solche Summe Geld zusammen, daß er nach dem Zeugnisse eines Zeitgenossen seinen Verwandten siebenzehn Millionen Goldgulden und nach einer anderen Angabe sogar noch sieben Millionen an Silbergeschirr und Edelsteinen in der Schatzkammer hinterließ. Nichts desto weniger durfte er die deutsche Nation ungestraft höhnen. Es war ihm nicht genug, daß er, der den Kaiser verpfluchte und alle frommen und zarten Gemüther zur Verzweiflung brachte, das Reich dennoch aussaugen durfte, sondern er forderte auch noch dazu, der Nachfolger Karl's des Großen sollte den Sohn der Wucherstadt Cahors förmlich als seinen Obern anerkennen. Er wies sogar noch kurz vor seinem Tode alle bittenden Gesandtschaften der gläubigen Deutschen schnöde von sich, und der Einfluß der Priesterschaft in Deutschland war so ungemein viel größer, als in Italien, Frankreich und England, daß Ludwig einen Augenblick bereit war, dem Pabste scheinbar zu willfahren. Der Pabst war aber mit dem Schein und der bloßen Anerkennung seines Rechtes nicht zufrieden, Ludwig sollte ihm auf ähnliche Art das Kaiserthum zu Füßen legen, wie Niko-

laus V. das Pabstthum. Dies war denn doch auch den Deutschen zu arg.

In den letzten Unterhandlungen Ludwig's mit Johann XXII. war der König Johann von Böhmen wieder eine Hauptperson. Dieser hatte seit seiner Rückkehr aus Italien schon manchen neuen Plan entworfen und manche neue Reise unternommen, und war kaum mit Ludwig ausgesöhnt, als er schon wieder den Briefträger zwischen Avignon, Paris und München machte. Pabst Johann verlangte damals durchaus, daß Ludwig die Kaiserwürde niederlege, und zwar zu Gunsten seines Vetters Heinrich von Niederbaiern, der mit einer Tochter des böhmischen Königs vermählt war. Ludwig ließ sich durch den reise- und dienstfertigen Johann von Böhmen bereden, der unverschämten Forderung des Pabstes nachzugeben und das Kaiserthum, ohne zuerst die deutschen Stände zu fragen, auf einige Zeit an seinen Vetter abzutreten (1333). Dies war dem Pabst ungemein erfreulich, und er säumte nicht, deshalb zwei Legaten nach Deutschland zu senden. Seine Boten mußten aber hier bald erfahren, daß sich Johann von Böhmen übereilt und das, was ihm möglich erschienen war, als ausgemacht verkündigt habe, sowie daß es dem Kaiser mit der Sache keineswegs ernst gewesen sei, und daß die Deutschen darüber sehr erbittert wären. Das Letztere war in so hohem Grade der Fall, daß Ludwig sogar seinen besten Freunden, um ihren Unwillen zu besänftigen, die Niederlegung der Kaiserwürde abläugnen mußte. Auch war er stark genug, um zu derselben Zeit auf dem Reichstage zu Speier den päbstlichen Versuch einer unter dem Vorwand des Kreuzzugs geforderten Zehnt-Erhebung in Deutschland zu vereiteln, und mit großem Nachdruck den Landfrieden gegen die vornehmen Wegelagerer aufrecht zu erhalten. Ein Jahr nach jener scheinbaren Abdankung starb der neunzigjährige Johann XXII. (1334), und ein frommer uneigennütziger Geistlicher aus Toulouse ward unter dem Namen Benedict XII. an seiner Statt Pabst. Dieses Ereigniß schien den Weg zur Aussöhnung des Reiches und der Kirche zu bahnen. Ludwig ordnete sogleich eine glänzende Gesandtschaft ab, welche in seinem Namen dem neuen Pabst erklären sollte, daß er zu jeder persönlichen Demüthigung bereit sei, wenn nur nichts vom Reiche gefordert werde. Benedict empfing die

kaiserlichen Gesandten in einer feierlichen Audienz, und suchte sich mit ihnen über die Bedingungen der Aussöhnung zu vereinigen; aber Alles ward durch den französischen König Philipp VI. vereitelt.

Auch bei dieser unglücklichen Wendung der Sache wirkte Johann von Böhmen mit, und man beschuldigte ihn sogar, daß er aus Haß gegen Ludwig den französischen König bewogen habe, die Übereinkunft des Pabstes mit dem Kaiser, welche sogar bereits abgeschlossen gewesen sei, wieder zu nichte zu machen. Der Grund seines Hasses lag in der vereitelten Hoffnung, die Länder des Herzogs von Kärnthen an sein Haus zu bringen. Heinrich von Kärnthen starb im April 1335, und nach der Urkunde, welche Ludwig bei seiner Rückkehr aus Italien ausgestellt hatte, hätten nun die Länder desselben an die einzige noch übrige Tochter Heinrich's, die mit Johann's jüngerem Sohne vermählte Margaretha Maultasch, übergehen sollen. Allein die Herzöge von Östreich hatten als Schwestersöhne des verstorbenen Herzogs schon früher Ansprüche an diese Erbschaft erhoben, und Ludwig hatte, als er gleich nach jener Zusage auf's neue mit Johann zerfallen war, die Entscheidung sieben Schiedsrichtern überlassen, von welchen ein nach neuerer diplomatischer Manier auf Schrauben gestellter Ausspruch gethan worden war. Als endlich Heinrich starb, ertheilte Ludwig, trotz des früher den Töchtern des Herzogs zuerkannten Erbfolgerechts, Kärnthen, Krain und einen Theil von Tyrol den beiden östreichischen Herzögen, Albrecht II. und Otto, und zog den Rest von Tyrol zum Herzogthum Baiern. Gegen Johann, welcher damals durch eine im Turnier erhaltene Wunde in Paris zurückgehalten wurde, entschuldigte er seine Entscheidung damit, daß er das Recht der Nachfolge den Töchtern Heinrich's nur unter der Bedingung ertheilt habe, wenn ihm von ihrer Heirath Anzeige gemacht werde, daß ihm aber die Verlobung des böhmischen Prinzen Johann Heinrich mit Margaretha nicht angezeigt worden sei. Die Östreicher nahmen Kärnthen und Krain in Besitz, Tyrol dagegen blieb der Tochter Heinrich's, weil die Landstände dieser Grafschaft ihr bereits früher gehuldigt hatten und von einer Theilung des Landes nichts wissen wollten. Johann und sein älterer Sohn Karl verbanden sich hierauf, um das Recht Johann Heinrich's geltend zu machen, mit einigen italiänischen Herren, sowie

mit den Königen von Polen und Ungarn, und begannen im Jahre 1336 einen Krieg mit Östreich.

Dieser Krieg stieß alles das um, was bereis zur Versöhnung Ludwig's mit der Kirche geschehen war, und führte die ganze Sache auf den früheren Stand zurück. Benedict selbst wünschte aufrichtig eine Aussöhnung, weil er sich zu Avignon ganz in der Gewalt des französischen Königs fühlte und mit Ludwig's Hülfe nach Rom zu entkommen hoffte. Dies konnte aber ohne die Mitwirkung der Kardinäle, von welchen damals bei weitem die Mehrzahl Franzosen waren, nicht ausgeführt werden, und diese standen ihrem Könige bei, welcher Frankreich auf Unkosten des Kaisers über Deutschland erheben wollte. Benedict wurde auf diese Weise zu dem Gegentheil von dem, was er selbst wünschte, genöthigt. Von Philipp und den Kardinälen gedrängt, mußte er an Ludwig eine Forderung stellen, welche kein Kaiser gewähren konnte, ohne am Reiche zum Verräther zu werden. Ludwig sollte nämlich einerseits Philipp's Anmaßungen gegen das deutsche Reich in Bezug auf Arelate oder Burgund und andererseits Robert's Beeinträchtigung der deutschen Vasallen in Italien nicht allein dulden, sondern sogar förmlich anerkennen. Der Kaiser versuchte jetzt das Äußerste: er nahm alles zurück, was seit Heinrich VII. gegen die Guelfen und gegen Robert von Neapel geschehen war; er sprach bittere Reue über alles aus, was in seinem Namen gegen Johann XXII. gethan und geschrieben worden war; er erbot sich, die deutschen Fürsten und Bischöfe schwören zu lassen, daß sie ihn mit Krieg verfolgen wollten, wenn er nicht alle seine Versprechungen gegen den Pabst erfülle; er war endlich schwach genug den deutschen Fürsten, die er jetzt als Bevollmächtigte an Benedict schickte, den Auftrag zu geben, nicht blos mit dem Pabste, sondern auch mit Philipp, auf eine für ihn und das Reich wenig ehrenvolle Weise zu unterhandlen, weil er selbst mit dem englischen König in Unterhandlung getreten war und Philipp seine Verbindung mit demselben durch den Pabst zu hintertreiben suchte. Ja, in der Vollmacht, welche Ludwig seinen Gesandten gab, verläugnet er sogar seine treuesten Diener, indem er sagt, die strengen Kanonisten und frommen Theologen, welche die verschiedenen Appellationen für ihn geschrieben, hätten ihn, den einfältigen

Rittersmann, betrogen und sogar Aktenstücke verfälscht. Er erniedrigte sich also bis zum Verrath gegen seine besten Freunde, und brachte nicht nur Verstorbene, die des Pabstes Fluch jenseits nicht erreichte, sondern auch Lebende, die man vernichten wollte, ihren Feinden zum Opfer. Alle seine Demüthigungen waren jedoch fruchtlos, weil die französischen Kardinäle aus Patriotismus gegen Kaiser und Pabst handelten, bis sie zuletzt Benedict dahin brachten, daß er die gläubige und geduldige deutsche Einfalt auf eine härtere Probe setzte, als sie ertragen konnte, wodurch dann endlich einmal deutscher Patriotismus geweckt ward.

Die beiden Gesandten Ludwig's, der Pfalzgraf Ruprecht und der Markgraf Wilhelm von Jülich, errieth en die geheimen Absichten Philipp's, sie ermahnten daher Ludwig, die Unterhandlungen mit England fortzusetzen, und baten um ihre Abberufung. Vergebens beschwor jetzt Benedict, der ihre Absichten durchschaute und wohl einsah, daß ihm unmöglich jemals mehr werde geboten werden, den König von Frankreich, ihm Nachgiebigkeit gegen den Kaiser zu gestatten; Philipp glaubte der Versicherung nicht, daß auch die Deutschen zuweilen scharfsichtig und rasch sein könnten, und was Benedict vorausgesehen hatte, trat in der That ein (1337). Ludwig änderte seine ganze Politik: er brach die Unterhandlungen ab, nahm den Kaisertitel, den er im vorigen Jahr dem Pabste zu Gefallen abgelegt hatte, wieder an, schloß mit Eduard III. von England einen Bund, und wandte sich an seine Nation. Was zunächst die Verbindung mit Eduard betrifft, so suchte dieser in seinem Kriege mit Frankreich zwar auch den Beistand der deutschen Reichsmacht zu erhalten, hauptsächlich aber wünschte er sich des Kaisers zu bedienen, um die von ihnen gewonnene niederländische Ritterschaft gegen Philipp gebrauchen zu können, weil dieselbe auch französische Lehen besaß und daher den Verbrechen des Treubruches am König von Frankreich nur dadurch entgehen konnte, daß Eduard vom deutschen Kaiser zum Reichsstatthalter in den Niederlanden ernannt werde und sie dann im Namen des deutschen Reiches, dessen Vasallen sie waren, zum Kampfe gegen Philipp aufrufe. Es galt also dem englischen Könige hauptsächlich um einen leeren Titel. Diesen erlangte er durch die schmutzige Käuflichkeit der deutschen geistlichen und welt

lichen Herren. Der Kaiser selbst erhielt gleich anfangs für die Ernennung Eduard's zum Reichsstatthalter und für das Versprechen seines Beistandes im Kriege eine runde Summe von achtzigtausend Goldgulden, und Eduard verpflichtete sich außerdem noch zweimalhundertzwanzigtausend später zu zahlen. Nachdem der Vertrag abgeschlossen war, hielten Ludwig und Eduard 1338 eine feierliche Zusammenkunft zu Koblenz, deren Pracht und leere Ceremonien die deutschen Chroniken, der Sitte unseres Volkes und seiner Zeitungen gemäß, aufs ausführlichste beschreiben. Hier wurde Eduard auf feierliche Weise zum Reichsvicar ernannt, und zugleich das Schauspiel eines ähnlichen Gerichtes aufgeführt, wie das von Heinrich VII. über Robert von Neapel gehaltene gewesen war. Ludwig ließ den König von Frankreich, weil er für seine zum deutschen Reiche gehörenden Güter die Lehenspflichten nicht geleistet habe, verurtheilen; doch schadete dem Letzteren diese Gerichts-Komödie ebenso wenig, als jene frühere dem König von Neapel geschadet hatte, und noch weniger hinderte sie ihn nachher, für sein Geld deutsche Streiter zu suchen und zu finden. Übrigens schieden Ludwig und Eduard in stiller Unzufriedenheit über einander; denn der englische König war durch die Ehrenbezeugungen, welche Ludwig von ihm forderte, sehr verstimmt worden, und der Kaiser sah sich nicht nur durch den reichen Glanz des englischen Königs verdunkelt, sondern beschwerte sich auch, daß Eduard gegen die Etikette gefehlt habe, welche die in solchen Dingen ungemein pünktlichen Deutschen verlangten.

Mit seinen Deutschen hatte sich Ludwig so zu setzen gewußt, daß alle Fürsten außer Johann von Böhmen seine Sache als eine Nationalangelegenheit ansahen. Selbst der Bischof von Straßburg, Ludwigs heftigster Gegner, hatte sich zu dessen Gunsten erklärt, und der von Johann XXII. eigenmächtig eingesetzte Kurfürst von Mainz, Heinrich von Virneburg, war aus einem Päbstler ein warmer Patriot geworden. Ludwig hatte nämlich Balduin von Trier beredet, dem Letzteren das Erzbisthum Mainz abzutreten, und Heinrich von Virneburg arbeitete seitdem für die Sache des deutschen Reiches gegen den von französischen Kardinälen abhängigen Pabst. Er hatte im März 1338 die Bischöfe seines Sprengels auf einer Versammlung bewogen, die Vermittelung zwischen Kaiser

und Pabst zu übernehmen, nachdem Ludwig sich erboten hatte, alles zu thun, was den Rechten des Reiches nicht entgegen sei. Die Versammlung hatte darauf dem Pabste durch eine eigene Gesandtschaft im Namen der Mainzer Bischöfe und des Primas von Deutschland erklären lassen, daß, wenn er dem Kaiser noch ferner die Absolution verweigere, die sämmtlichen deutschen Bischöfe mit einander Rath pflegen müßten, was zu thun sei, um die Rechte und die Ehre des deutschen Reiches zu wahren. Unterdessen waren auch die niederrheinischen Geistlichen mit Ausnahme eines Einzigen, des Bischofs von Lüttich, von Ludwig in seine Speculation auf englisches Geld, von dem sie alle mehr oder weniger erhielten, hineingezogen worden, und der Kaiser hatte sogar den Erzbischof von Köln für sich gewonnen. Nachdem auch diese Geistlichen eine ähnliche Versammlung, wie die oberrheinischen, gehalten hatten, eröffnete Ludwig im Mai 1338 einen großen Reichstag zu Frankfurt, auf welchem von Reichswegen Maßregeln ergriffen werden sollten. Hier erhielten die Stände die erste Nachricht von dem Erfolg der Gesandtschaft, welche die Mainzer Bischöfe nach Avignon abgeordnet hatten. Der Pabst hatte den Gesandten mit Thränen erklärt, er dürfe den Kaiser nicht vom Banne lossprechen, und überhaupt nicht nach seinem eigenen Wunsche und Willen handeln, weil er in der Gewalt des französischen Königs sei, der ihm die härtesten Drohungen gemacht habe. Nicht einmal sicheres Geleite konnte er den deutschen Gesandten auf französischem Boden verschaffen, sondern er mußte sie durch den Fürsten der Dauphiné über die Alpen nach Lausanne führen lassen. Der ungemein glänzende Reichstag zu Frankfurt war sehr zahlreich besucht, und man hatte viele im geistlichen und weltlichen Rechte bewanderte Männer zugezogen, weil die versammelten Stände endlich einmal bestimmen sollten, wo die Grenze der geistlichen und weltlichen Gewalt im deutschen Reiche sei. Der Kaiser mußte, diesem Zweck der Versammlung gemäß, seine Rechtgläubigkeit und kirchliche Frömmigkeit öffentlich beweisen. Nachdem er dies durch Hersagung des Vaterunsers, des englischen Grußes und des Glaubensbekenntnisses gethan und sein seitheriges Verfahren vor einer Anzahl Kanonisten, Juristen und Bischöfe gerechtfertigt hatte, erkannte der Reichstag, daß Ludwig seinerseits

den Pflichten gegen Pabst und Kirche völlig Genüge geleistet habe; es wurde daher alles, was Johann XXII. gegen ihn vorgenommen hatte, für rechtswidrig und nichtig erklärt und zugleich verordnet, daß jeder Geistliche, der sich dem ungerechten Befehle des Interdicts fügen würde, als Feind des Vaterlandes bestraft werden solle. Die Stände des Reiches machten also Ludwig's Sache zu einer Nationalangelegenheit. Den vom Pabste aufgestellten Satz aber, daß er allein zu entscheiden habe, wer den Titel eines römischen Königs oder Kaisers führen dürfe, legten sie den Kurfürsten zur Begutachtung vor. Diese begaben sich darauf, mit alleiniger Ausnahme des Königs von Böhmen, in Begleitung des Kaisers zu der uralten Wahlstätte deutscher Könige, dem sogenannten Königstuhl zu Rense bei Boppard, faßten hier sehr entschiedene Beschlüsse, und schlossen den ersten Kurverein, der in der deutschen Geschichte vorkommt. Sie erklärten nämlich die päbstliche Behauptung für eine unerlaubte Anmaßung, und verpflichteten sich durch einen Eid, die Rechte des Reiches und ihr eigenes Wahlrecht gegen jedermann zu vertheidigen und in diesem Kampfe Alle für Einen zu stehen. Mit diesem Beschluß kehrte der Kaiser, obgleich er wußte, daß der Reichstag schon auseinander gegangen sei, sogleich nach Frankfurt zurück, und machte ihn dadurch, daß er ihn den versammelten Frankfurter Bürgern vorlesen ließ, als einen Reichsbeschluß für ganz Deutschland bekannt. Von Frankfurt begab er sich dann nach Koblenz, um die oben erwähnte feierliche Zusammenkunft mit Eduard III. von England zu halten. Die Kurfürsten aber ließen dem Pabste durch eine eigene Gesandtschaft kund thun, daß sie weder Johann's XXII. Processe noch irgend eines der anderen Urtheile, die ihnen in Betreff des Kaisers Ludwig von Avignon aus zugekommen seien, anerkenneten.

Die Beschlüsse des Kaisers und der Kurfürsten wurden in dem größten Theile des Reiches mit Strenge ausgeführt. Jeder Geistliche in den Städten, Stiften und Klöstern, der sich weigerte, den Gottesdienst ganz auf die gewöhnliche Weise zu halten, bekam acht Tage Bedenkzeit, nach deren Abfluß er die Stadt, das Stift oder das Kloster verlassen mußte; er durfte nachher, selbst wenn er sich eines Besseren besann, in zehn Jahren nicht wieder erscheinen. Am meisten Eifer und Patriotismus zeigten auch damals,

wie immer seit Heinrich's IV. Zeit, die deutschen Städte, die Sitze des Nationalwohlstandes, der Civilisation und Aufklärung und der aus den Räuberhöhlen ritterlicher Burgen verscheuchten Poesie. Dabei ist es merkwürdig genug, daß die eigentliche Bürgerschaft in den Städten die Beobachtung der kaiserlichen Verordnungen öfters nicht blos gegen die Geistlichkeit, sondern auch gegen ihre eigenen aristokratischen, zum Theil adeligen Magistrate durchsetzen mußte. Auf der anderen Seite hielten zwar anfangs viele Geistliche zu dem Pabste und wanderten aus; die meisten von ihnen bereuten aber, obgleich sie nachher nicht wieder aufgenommen wurden, ihren Zelotismus, nachdem sie eine Zeitlang im Elend umher geirrt waren. Die Mönche allein, besonders die Dominikaner blieben dem Pabste treu; sie rissen den Reichsbeschluß über die Aufhebung des Interdicts an den Kirchen ab, und überhäuften nach ihrer Art die anderen Geistlichen und deren Gottesdienst mit furchtbaren Schmähungen. Auch Johann von Böhmen fragte nach Kaiser und Reich nichts, begünstigte von Luxemburg aus die Franzosen, und nahm den Bischof von Lüttich gegen die Reichsjustiz in Schutz. Er und die Bettelmönche mit ihren Kreaturen konnten ihr Wesen im Reiche ununterbrochen fortsetzen, weil nach der in Deutschland zu allen Zeiten einheimischen Sitte auch damals mehr geschrieben und verordnet, als gehandelt und durchgeführt ward. Der Kaiser selbst blieb trotz der neuen Bestimmungen über das Verhältniß des Pabstes zum Reiche, durch welche die Sache zu einer bestimmten Entscheidung gebracht worden war, mit Benedict in geheimem Verkehr, und trug nach der Art großer Herren und Diplomaten kein Bedenken, ihm das Anerbieten zu machen, daß er alle Vertheidiger seiner Rechte der päpstlichen Rache preisgeben wolle, wenn er dagegen nur die Gunst des Pabstes wieder erhalte. Wie ganz anders würde er sich und dem Reiche genützt haben, wenn er, statt zu bitten und zu verhandeln, mit England verbunden den französischen König bekriegt und so die von diesem gehemmte Aussöhnung mit dem Pabste ertrotzt hätte! Allein er wußte sich, wie man unten aus der Geschichte von England und Frankreich erkennen wird, des damaligen Verhältnisses zwischen beiden Staaten durchaus nicht auf eine großartige Weise zu bedienen; seine und seiner Deutschen Bestrebungen waren vielmehr

auch in dieser Hinsicht ganz kleinlich und blos auf elenden Geldvortheil berechnet. Was konnte es daher helfen, daß man auf einer zweiten großen Reichsversammlung zu Frankfurt, welche vom März bis zum Mai 1339 gehalten ward, in gedehnten Verhandlungen die Sätze und Beschlüsse der vorigen wiederholte! Eine Entscheidung konnte ja nur durch Handlungen, nicht durch Worte, Systeme und Schreibereien herbeigeführt werden.

Wichtiger, als diese Reichstagsverhandlungen, sind Ludwig's Bemühungen, seine Familie zu bereichern, sowie seine Regierungsweise in Deutschland, weil er durch Beide Freund und Feind gegen sich erbitterte, und es den Deutschen endlich wünschenswerth machte, daß er seinen Zweck nicht erreichen möge, damit er nicht geistliches und weltliches Recht unter seinen Vortheil beuge. Sein Verfahren zeigt uns zugleich, wie es mit der Rechtspflege in Deutschland stand, und wie leicht, trotz der vielen Gelehrten, welche gerade im vierzehnten Jahrhundert ihre ganze Spitzfindigkeit auf das deutsche, römische und kanonische Recht wendeten, Rechtsbücher schrieben und Gutachten gaben, trotz der endlosen Weitläuftigkeit des Verfahrens, trotz der vielen Formen und Förmeln der Gerichte und Processe, der Kaiser seiner Politik zu Gefallen Willkür und Despotismus an die Stelle des Rechts setzen konnte. Einige Beispiele mögen dies anschaulich machen. Als sich einst die Bürger von Wörth bei Ludwig über die ungerechte Vertheilung der harten Steuern, die er von ihnen forderte, beklagten und ihre Abgeordneten ihm recht derb die Wahrheit sagten, ließ er einige von diesen blenden und Einen sogar in einen Sack nähen und in die Donau werfen. Mit den Regensburgern wäre er noch ärger verfahren, wenn sie nicht Gewalt mit Gewalt vertrieben hätten. Die Bürger von Regensburg geriethen nämlich mit ihrem Bischof, der ein guter Freund des Kaisers war, in Streit, und Ludwig legte ihnen, als sie nicht nachgeben wollten, eine Geldbuße von vierzigtausend Mark auf. Sie zahlten nicht, sollten daher durch des Kaisers Dienstleute gezwungen werden, setzten sich aber zur Wehr, hingen diejenigen ihrer Mitbürger, welche den Truppen Ludwig's verrätherischer Weise zum Eindringen in die Stadt hatten behülflich sein wollen, an den Mauern auf, und vereitelten die ganze militärische Execution. Als ferner 1340 die Linie von Nie-

derbaiern, ausstarb, nahm Ludwig ohne Rücksicht auf das Recht seiner Neffen, der Söhne seines Bruders Rudolf von der Pfalz, das ganze Land in Besitz, und zwang diese, sich mit einer Geldsumme und mit einigen dem Vertrag von Pavia beigefügten vortheilhaften Bestimmungen genügen zu lassen. Für seinen Sohn Stephan endlich, dem er den Titel eines Reichsvogtes in Schwaben ertheilte, hätte er gern durch ungerechte Maßregeln ein schwäbisches Herzogthum geschaffen; die Schwaben erkannten aber aus seinem Verfahren in Tyrol, was jener Titel zu bedeuten habe, und waren auf ihrer Huth.

In Bezug auf Tyrol sprach Ludwig aus Ländergier allem dem, was als göttliches Recht anerkannt war, geradezu Hohn. Johann von Böhmen hatte 1336 mit den östreichischen Herzögen Frieden geschlossen, und ihnen Kärnthen und Krain abgetreten, dagegen aber von Ludwig erlangt, daß Margaretha Maultasch und sein Sohn Johann Heinrich als rechtmäßige Besitzer Tyrol's anerkannt wurden. Bald traf jedoch ihn und seinen Sohn ein neues Unglück. Margaretha war ein sehr sinnliches und sittenloses Weib, und lebte mit ihrem Gemahl, der bei ihrer Vermählung noch ein Kind war, in Zwietracht. Die Tyroler nahmen für ihre Fürstin Partei, vertrieben Johann Heinrich nebst seinem Bruder Karl, der ihm zu Hülfe geeilt war und schrecklich im Lande gehaust hatte, wandten sich dann an den Kaiser, und machten in der Stille mit ihm aus, daß sein Sohn Ludwig von Brandenburg, der seit kurzem Wittwer war, Margaretha heirathen solle. Da an eine Scheidung der früheren Ehe durch den Pabst nicht zu denken war, so beschloß Ludwig, dieselbe aus kaiserlicher Machtvollkommenheit vorzunehmen. Dies stand mit dem herkömmlichen Rechte im grellsten Widerspruch, und Pabst Benedict befahl daher dem Patriarchen von Aquileja, Margaretha und Ludwig von Brandenburg in den Bann zu thun, wenn sie zu einer Verbindung schreiten sollten, die er eine ehebrecherische nenne; allein daran kehrten sich des Kaisers Juristen und Kanonisten nicht. Sie stellten eine Theorie auf, nach welcher dem Kaiser und seinem Gericht die Untersuchung über die Gültigkeit einer Ehe zustehe, die Scheidung derselben aber von einem Bischof ausgesprochen werden müsse. Auf diese Theorie gestützt, hielt der Kaiser ein feierliches Gericht, und erklärte, obgleich

Johann Heinrich seiner Vorladung nicht Folge geleistet und sein Gericht nicht anerkannt hatte, die Ehe der Margaretha für ungültig. Ob nachher der Bischof von Freisingen, der dazu bestimmt worden war, die Scheidung wirklich ausgesprochen hat, wird uns nicht angegeben; doch waren mehrere Bischöfe bei der Vermählung Ludwig's mit Margaretha anwesend. Die neue Verbindung ward bald nach dem gegebenen Spruche des Kaisers im Schlosse Tyrol bei Meran auf prachtvolle Weise vollzogen (Februar 1342).

Dieser Schritt, der in einer unbefangenen, durch keine Sophistik irre geleiteten Zeit dem göttlichen und menschlichen Gesetze zuwider schien, mußte dem kleinen denkenden Theil der Nation beweisen, daß man des päbstlichen Ansehens bedürfe, um der kaiserlichen Willkür Schranken zu setzen. Der Kaiser hatte sich nämlich auch noch andere Rechtsverletzungen erlaubt, von denen wir zwei, welche in die Zeit der Erwerbung von Tyrol fallen, anführen wollen. Der junge Ludwig wollte gern fürstlichen Aufwand machen, die Güter und Einkünfte von Tyrol waren aber in den Händen der Großen; er beklagte sich darüber bei seinem Vater und dieser gab ihm nach den Zeugnissen der Chroniken denselben Rath, den nach Herodot einst ein Tyrann von Milet dem von Korinth gegeben hatte (s. Th. III. S. 181), nur daß die symbolische Andeutung des Griechen gegen das Leben, die des Baiern aber gegen die Habe der Großen gerichtet war. Der Kaiser erwiderte nämlich seinem Sohne, er solle an dem allzu langen Rock seiner weltlichen Großen ein gutes Stück abschneiden und den weiten Mantel der geistlichen Herren durch einen Ausschnitt in den Seiten enger machen. Während er seinem Sohne einen solchen Rath gab, zwang er selbst den Augsburgern gewaltsam einen Bischof auf, der nicht allein, wie so viele Andere, das Gewerbe eines ritterlichen Räubers getrieben, sondern auch an seinem bischöflichen Sitze das Verbrechen der rohesten Wollust geübt hatte, und nachher Geistliche und Weltliche systematisch plünderte. Durch ein solches Verfahren gab freilich Ludwig selbst nach Benedict's Tode dem neuen Pabste, der in Johann's XXII. Spuren trat, die Mittel ihm zu schaden in die Hand.

Der fromme und milde Benedikt XII. starb im April 1342, und an seine Stelle trat ein verschwenderischer französischer

Edelmann, der den Namen Clemens VI. annahm. Dieser begann den Streit mit dem Kaiser von neuem auf die heftigste Weise, obgleich Ludwig nicht nur fortgefahren hatte, den Pabst Benedict flehend und klagend um Absolution beschwören zu lassen, sondern auch an Clemens alsbald eine bittende Gesandtschaft schickte. Der neue Pabst wies die Abgeordneten des Kaisers schnöde zurück, lehnte sogar die angebotene Vermittelung des französischen Königs, mit der es diesem jedoch schwerlich ernst war, ab, und erneute den Bannfluch des heftigen Johann XXII. Ludwig scheint damals besonders auf die Reichsstädte vertraut zu haben, die mit den Fürsten und der Ritterschaft fast beständig im Kriege waren; auch ließ er zu ihren Gunsten aufs neue den Landfrieden verkündigen. Die größeren Herren wandten sich, erbittert über seine Länderſucht und über sein despotisches Verfahren in der Tyroler Angelegenheit, nach und nach von ihm. Johann von Böhmen war und blieb der Hauptverbündete des Pabstes, sowie des Königs von Frankreich, von dem er schon 1338 zu seinem Generalcapitän und Statthalter in Languedoc ernannt worden war; doch besaß dieser immer unstete Mann, welcher damals fast völlig erblindet war, in Deutschland nur wenig Ansehen, und hatte sich durch seine Reisen und Verschwendungen nicht nur bei den Böhmen ganz verächtlich gemacht, sondern auch seine Finanzen so zerrüttet, daß er aus Geldmangel alle seine böhmischen Schlösser bis zur Unbewohnbarkeit mußte zerfallen lassen. Albrecht von Östreich blieb Freund des Pabstes und beobachtete eine kluge Neutralität. Der Erzbischof Balduin von Trier hatte bereits ganz öffentlich mit dem Kaiser gebrochen und sich an den Pabst angeschlossen. Der Pfalzgraf am Rhein, Ludwig's nächster Anverwandter, lag mit dessen neuem Freunde, Heinrich von Mainz, wegen der Bergstraße in Streit. Dies Alles benutzte Clemens vortrefflich; denn er wußte zu bewirken, daß die Kurfürsten schon im Juni 1343 sich in Rense mit dem Gedanken der Erwählung eines neuen Königs beschäftigten. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich Ludwig ungemein schwach; er rief nicht blos auf eine sehr unwürdige Weise des französischen Königs Vermittelung an, sondern er suchte auch, um eine neue Königswahl abzuwenden, durch alle möglichen Demüthigungen die Aussöhnung mit dem Pabste zu

erlangen, und machte sich, wie einst Heinrich IV. (s. Th. VI. S. 267), gegen die Reichsfürsten verbindlich, seine Absolution in einer bestimmten Zeit zu erwirken. Er schickte ferner mehrere Male seine berühmten Juristen und Kanonisten, einen Randegg und Hangöhr, zum Pabste, um durch sie allen möglichen Formen Genüge zu leisten; er empfing des Pabstes gebieterische Gesandten zu Landshut, und unterschrieb vor Notar und Zeugen alles, was sie ihm vorlegten; ja, er setzte durch Einwilligung in die unerhörten Zumuthungen, die man ihm machte, zuletzt sogar den Pabst und die Kardinäle in Verlegenheit, und schickte nichts desto weniger im Januar 1344 eine neue Gesandtschaft nach Avignon, welche neue Forderungen zugestand.

Ob es dem Pabste damals, wie es fast scheint, mit der ganzen Sache nicht ernst war, oder ob Ludwig's Rathgeber, die an Trug und List ebenso reich waren, als die päbstliche Kanzlei, absichtlich den Pabst dahin brachten, daß er die Geduld der verblendeten Deutschen ermüdete, wagen wir nicht zu entscheiden; daß sich aber der Pabst über die Stimmung der gesammten deutschen Nation täuschte, ist ausgemacht. Clemens nahm auch die letzten Anerbietungen des Kaisers nicht unbedingt an, obgleich sie mehr enthielten, als er selbst anfangs zu fordern gewagt hatte. Er ließ die Gesandten vom Januar bis zum April warten, und schickte sie endlich mit Bedingungen zurück, die nicht sowohl den Kaiser, welcher Absolution suchte, angingen, als vielmehr das Reich, das keiner Absolution bedurfte. Ludwig konnte sich daher jetzt ohne Bedenken stellen, als wenn er auch noch die Hefe des bitteren päbstlichen Kelches austrinken wolle. Er berief auf den September (1344) einen Reichstag nach Frankfurt, um der Nation die neuen Forderungen des Pabstes vorzulegen, schickte dieselben aber vorher den Kurfürsten zu, und diese erklärten auf einer Versammlung in Köln, daß die Bedingungen, unter denen der Pabst ihren Kaiser vom Banne lösen wollte, dem von ihnen selbst einige Jahre früher in Rense beschworenen Grundsatze entgegen wären, und daß sie die Annahme derselben unmöglich zugeben könnten, weil sie sonst ihren Eid verletzen würden. Die Erklärung der Kurfürsten ward hierauf der Reichsversammlung zu Frankfurt mitgetheilt, welche auf Betreiben des Kaisers besonders von den Städten sehr

zahlreich beschickt worden war, und die Stände des Reiches erklärten ihre völlige Übereinstimmung mit derselben. Unglücklicher Weise hinderte aber die deutsche Förmlichkeit und Umständlichkeit einen entscheidenden Beschluß des Reichstags gegen die päbstliche Anmaßung; man verwies aus lauter Gründlichkeit die letzte Entscheidung an eine neue Versammlung der Kurfürsten, welche zu Rense gehalten werden sollte, und diese Versammlung gerieth in endlose Debatten, zumal da auch Johann von Böhmen und sein Sohn Karl, die Verbündeten des Pabstes und der Franzosen, derselben beiwohnten. Die beiden letzteren Fürsten führten in Rense bittere Beschwerden über den Kaiser, die Übrigen waren theils unter einander in Streit, theils gegen den Kaiser wegen des Misbrauches seiner Gewalt zu Gunsten seiner eigenen Famile unzufrieden. Doch verständigte man sich zuletzt über die Rechte, die man dem Könige der Nation gegen die Ansprüche des Oberhauptes der Kirche gesichert wissen wollte, und es ward eine Gesandtschaft nach Avignon geschickt, welche dem Pabste die Antwort des Reiches auf die dem Kaiser gemachten Bedingungen überbrachte, und sogar die bestimmte Weigerung aussprach, auch nur auf Unterhandlungen darüber einzugehen. Clemens war durch diese Wendung der Sache überrascht, und erklärte selbst, er sei erstaunt, daß ihn Ludwig an Schlauheit übertroffen habe. Schon im folgenden Jahre jedoch (1345) war der alte, blinde und ganz verarmte König von Böhmen aufs neue für den Pabst gegen den Kaiser geschäftig. Ludwig suchte ihm nicht nur durch diplomatische Waffen zu begegnen, sondern er zeigte auch im Felde eine sehr rühmliche Thätigkeit und Energie. Er leitete durch Balduin Unterhandlungen ein, und erschien als diese zu keinem Ziele führten, an der Spitze eines für jene Zeiten sehr bedeutenden Heeres. Er sicherte dadurch die Ruhe in Deutschland, und hielt zugleich den König von Frankreich ab, dem luxemburgischen Hause zu Hülfe zu kommen. Übrigens suchte sich damals auch der Kaiser einen auswärtigen Bundesgenossen zu verschaffen. Er ließ durch seinen Sohn, den Markgrafen von Brandenburg, mit England Unterhandlungen anknüpfen, und Eduard III. schickte darauf zwei Bevollmächtigte nach Deutschland. Dies geschah zu derselben Zeit, als König Johann in eigener Person den Franzosen gegen die Engländer zu Hülfe zog.

Um diese Zeit hätte Ludwig gar gern den Pabst abgefunden, weil sich eine neue Gelegenheit zeigte, eine bedeutende Provinz des Reiches an seine Familie zu bringen. Die Art dieser Erwerbung verdient hier eine nähere Auseinandersetzung, weil wir, nachdem früher die Geschichte der übrigen deutschen Provinzen mehr oder weniger ausführlich berührt worden ist, bei der Gelegenheit auch Holland's gedenken können. Ludwig war in zweiter Ehe mit Margaretha von Holland, einer Schwester Wilhelm's IV., vermählt, welcher Holland, Seeland, Utrecht und Friesland beherrschte. Dieser war ein unruhiger, heftiger Mann, trieb durch seine drückende Verwaltung die Länder Utrecht und Friesland zum Abfall, und machte in den letzten Jahren seines Lebens abenteuerliche Züge gegen die Türken und gegen die Heiden in Preußen und Litthauen. Als er wieder nach Holland zurückgekehrt war, unternahm er zuerst einen Rachezug gegen Utrecht, und verwüstete Stadt und Land mit großer Grausamkeit. Dann beschloß er, nicht gewarnt durch das Schicksal seines Vorgängers, des deutschen Königs Wilhelm (s. Th. VII. S. 410 f.), die freiheitsliebenden und tapferen Friesen anzugreifen, und ging dabei noch unvorsichtiger zu Werke, als dieser. Der deutsche König Wilhelm hatte wenigstens den Winterfrost benutzen wollen, um in ein Land voll unwegsamer Sümpfe und Moore einzudringen; Wilhelm IV. aber machte seinen Zug im September. Seine schwergerüstete Ritterschaft war in diesem Lande ganz unbrauchbar, die Bewaffnung der Friesen dagegen, wie die ihrer Brüder, der Dithmarschen (s. S. 56 und 66 f.), der Natur desselben ganz angemessen. Sie wählten überdies den günstigsten Punkt zum Angriff. Wilhelm ward 1345 völlig geschlagen, und verlor mit dem größten Theil seines Heeres das Leben. Die Friesen sahen diese Niederlage der Holländer als einen Sieg über einen Tyrannen an, und machten den Tag derselben auf ewige Zeiten zu einem Festtage, während sie sich der Besiegung und Tödtung des Königs Wilhelm, welcher meuchlings gefallen war, schämten. Doch huldigten sie später wieder einem Grafen von Holland. Mit Wilhelm IV. erlosch der Mannsstamm des Hauses Avesnes (s. Th. VII. S. 446), und nun erhoben seine drei Schwestern, von welchen die ältere an den Kaiser Ludwig, die zweite an Eduard III. von England, die dritte an den

Grafen Wilhelm VII. von Jülich vermählt war, Anspruch an seine Grafschaft. Die beiden Letzteren verlangten nach der Sitte und dem Herkommen des Landes eine Theilung der väterlichen Besitzungen; aber des Kaisers Juristen wußten Gründe zu finden, warum die älteste Tochter und ihr Sohn Alles allein erhalten sollten, und der Kaiser erklärte nach ihrem Rathe Wilhelm's Länder zugleich für Lehen, die dem Reiche anheimgefallen seien. Er ertheilte sie seinem damals noch unmündigen Sohne von Margaretha, Wilhelm V., und schickte denselben mit seiner Mutter in die Niederlande, um Besitz zu nehmen. Die neue Wissenschaft des Rechtes diente in dieser Sache, wie beim Tyroler Erbfolgestreit, dem offenbaren Unrecht; allein die niederländischen Stände kamen, wie die Tyroler, den Absichten des Kaisers entgegen, weil sie nicht wollten, daß die bisher verbundenen Provinzen getrennt wurden. Sie empfingen die Mutter des neuen Grafen mit Jubel, und erkannten sie als Vormünderin ihres Sohnes an. Dieser war und blieb Herr des Landes, und als er später unheilbar geisteskrank war, fiel dasselbe an seinen Bruder Albrecht.

Ludwig hatte jetzt drei ansehnliche Fürstenthümer an sein Haus gebracht, und fast schien es, als wenn auch Östreich auf Unkosten der baierischen Familie beeinträchtigt werden solle; denn Ludwig von Brandenburg war kaum im Besitze von Tyrol, als er auch den Titel eines Herzogs von Kärnthen und Krain annahm. Diese Schritte mußten nothwendiger Weise dem Pabste, welcher unablässig gegen Ludwig arbeitete, neue Freunde verschaffen, weil man deutlich erkannte, daß des Kaisers Streben, seine Gewalt durch Recht und Unrecht zu vermehren, nur von der Seite des Pabstes her und mit dessen Hülfe beschränkt werden könne. Clemens VI. hatte sich die ganze Zeit, während Ludwig mit den niederländischen Angelegenheiten beschäftigt war, unablässig bemüht, eine geheime Verbindung gegen ihn zu Stande zu bringen, und fand endlich an dem ältesten Sohne Johann's von Böhmen einen Ehrgeizigen, der sich um die deutsche Krone bewerben und als Werkzeug des Pabstes dienen wollte. Er schritt daher jetzt zum Äußersten, um das Signal eines neuen Angriffs auf Ludwig zu geben. Schon im Januar des Jahres 1346 sandte er an alle Bischöfe von Deutschland, Italien, Sicilien und Frankreich Briefe voll gräßlicher Ver-

fluchungen des Kaisers, ließ dann ein langes, nach römischer Art abgefaßtes Manifest, Endurtheil betitelt, ausarbeiten, machte dieses am Gründonnerstag, also am Feste der Versöhnung des Dulders, dessen Nachfolger er zu sein vorgab, mit dem Anathema Maranatha d. h. mit allen üblichen Formen und Formeln jüdischer Verfluchung (s. Th. VI. S. 43) bekannt, entband zugleich alle Städte des Reiches aufs neue von ihrem Eide, und forderte sie zur Wahl eines anderen Kaisers auf, indem er dabei den Deutschen geradezu sagte, sie sollten auch dem zu ernennenden neuen König nur so lange, als er ein guter Katholik sei, Gehorsam leisten (13. April 1346).

Ehe der Pabst die Wahl des zum König der Deutschen ausersehenen Mannes veranstaltete, mußte er durchaus zuerst den Primas von Deutschland, Heinrich von Virneburg, entfernen, weil dieser dem Vaterlande mehr anhing, als dem französischen Pabste. Clemens hatte ihn schon im ersten Jahre seiner Regierung durch wiederholte Drohungen vom Kaiser zu trennen gesucht; er hatte nachher, um ihn zu kränken, die böhmische Kirche, die bis dahin dem Erzbischof von Mainz untergeben gewesen war, für unabhängig erklärt und den Erzbischof von Prag unmittelbar dem Pabste untergeordnet; jetzt schritt er in demselben Jahr, als er Ludwig stürzen ließ, auch gegen Heinrich von Mainz zum Äußersten. Auch hierbei ließ sich der Sprößling eines deutschen Fürstenhauses, Gerlach von Nassau, des Kaisers Adolf Enkel, als Werkzeug gebrauchen. Heinrich ward ohne Weiteres abgesetzt und Gerlach statt seiner zum Erzbischof von Mainz ernannt. Nachher wurden der Erzbischof von Köln und der arme Kurfürst Rudolf von Sachsen, der Eine durch eine geringe Summe Geld, der Andere dagegen durch das Versprechen von nicht weniger als hunderttausend Mark, gewonnen. Nachdem auf die Weise Alles gehörig vorbereitet war, kamen die Kurfürsten von Trier, Köln, Böhmen und Sachsen mit Gerlach zu Rense zusammen, und erwählten unter dem Vorwande, daß seit Johann's XXII. Verordnung Ludwig aufgehört habe, deutscher König zu sein, Johann's von Böhmen Sohn, welcher als Kaiser Karl IV. heißt, an Ludwig's Stelle zum Reichsoberhaupt (Juli 1346). Ludwig von Brandenburg und Rudolf von der Pfalz erkannten diese Wahl ebenso

wenig an, als Heinrich von Virneburg, welcher sein Bisthum keineswegs aufgegeben hatte.

Der Kaiser Ludwig befand sich damals im südlichen Tyrol, wo er mit den Vorbereitungen zu einem neuen Zuge nach Italien beschäftigt war. Auf die Nachricht von der Erwählung Karl's eilte er sogleich an den Rhein, hielt zuerst in Speier eine Versammlung der Reichsstände und dann eine noch glänzendere in Frankfurt, und zog hierauf den Rhein hinab, während seine Gemahlin aus den Niederlanden Truppen gegen Karl und seine Anhänger ausschickte. Karl war unterdessen, nachdem die Bürger der Krönungsstadt Aachen ihm ihre Thore verschlossen hatten, aus Deutschland gewichen, und hatte sich mit seinem Vater zu dem französischen Heere begeben, welches gegen die Engländer ausgezogen war. Dieses lieferte unmittelbar darauf (August 1346) die unglückliche Schlacht bei Cressy, in welcher Johann von Böhmen auf eine abenteuerliche Art das Leben verlor; Karl selbst hat, wiewohl es von einigen Chronikschreibern behauptet wird, höchstwahrscheinlich keinen Antheil an der Schlacht genommen. Der Tod des unruhigen Königs von Böhmen nützte den Deutschen nichts, desto mehr aber der böhmischen Nation; denn seine tolle Verschwendung hörte auf, und Karl, welcher weniger als sein Vater an Luxemburg hing, und von der deutschen Königswürde nur unmittelbar einigen Vortheil hoffen konnte, war sein ganzes Leben hindurch bemüht, Böhmen als sein Erbland zu einem mächtigen Reiche zu machen. Dagegen litten Baiern und Tyrol durch die Erwählung Karl's sehr, weil Ludwig, um sowohl die Kosten seiner Kriegszüge gegen diesen aufzubringen, als den Aufwand seiner politischen und diplomatischen Reisen zu bestreiten, harten Druck in seinen Erblanden üben mußte. Im übrigen Deutschland machte der zerrissene Zustand des Reiches und die Unabhängigkeit jeder Stadt, jedes Fürsten und jedes Edelmannes, sowie der wenigen Bauern, welche das uralte Recht der Gemeinden sich selbst zu verwalten gerettet hatten, die Entbehrung eines allgemeinen Oberhauptes weniger fühlbar; auch war es den Meisten ziemlich gleichgültig, ob der Mann, der für Geld und gute Dienste Urkunden unterschrieb und untersiegelte, Ludwig oder Karl hieß.

Karl war nach der Schlacht bei Cressy an den Rhein zurück-

gekehrt, und hatte sich, da die Aachener ihn auch jetzt in ihre Stadt nicht einließen, in Bonn krönen lassen (November 1346). Von da begab er sich nach Wien, um Albrecht von Östreich, den edelsten und weisesten der deutschen Fürsten, der sich noch kurz vorher dem Pabste vergebens zum Vermittler des Streites mit Ludwig angeboten hatte, von des Baiern Partei abzuziehen. Mit Karl erschien auch König Ludwig von Ungarn zu dem gleichen Zwecke; Albrecht wies aber, obgleich er dem Pabste sonst sehr ergeben war, den Antrag der beiden Könige von sich. Nachher trat Karl einerseits mit den Italiänern, welche Ludwig durch seine Anstalten zu einem neuen Römerzug erschreckt hatte, in Verbindung, und regte andererseits die Schwaben auf, welche glaubten, Ludwig wolle ihnen jetzt wirklich seinen Sohn Stephan zum Herzog aufdringen. Allein er mußte auch hier seine Plane scheitern sehen. Als er kaum nach Trient gekommen war und seine Freunde um sich vereinigt hatte, ward er beim Herrannahen eines baierisch-tyrolischen Heeres von diesen sogleich wieder verlassen, und mußte nach Böhmen zurückweichen. Die Schwaben erhoben sich zwar, nachdem sie einen förmlichen Bund gegen Ludwig geschlossen hatten, und Karl eilte zu ihrer Unterstützung an den Rhein; er selbst kam aber nur, um eilig zurückzufliehen, und die Schwaben waren nicht glücklicher, als er; denn Stephan brachte sie durch die Truppen der Städte in kurzer Zeit zur Unterwerfung. Am unglücklichsten war die deutsche Nation, deren Ansehen mit dem Ansehen des Kaiserthums zugleich unterging, wie ein einziger Blick auf die Lage des Reiches zeigen wird. Es ward nämlich der Streit der beiden Gegenkaiser von den Fürsten und der Ritterschaft benutzt, nicht blos um sich ihre Anmaßungen und Frevelthaten durch Privilegien des einen oder des anderen Kaisers bestätigen zu lassen und bei der Nachwelt den Raub der unveräußerlichen Rechte ihrer Mitbürger durch beschriebene und untersiegelte Pergamente zu rechtfertigen, sondern auch um jeden, der sich ihrer nicht durch Bewaffnung und Übung oder durch den Schutz der Mauern erwehren konnte, seiner Habe zu berauben oder zum Leibeigenen zu machen. So bereicherten sich, im Trüben fischend, die Grafen von Westerburg und Isenburg, indem sie vorgeblich Ludwig's Sache gegen den Erzbischof von Trier vertheidigten, auf Kosten der Trierischen

Unterthanen, die Fürsten von Hessen, Meißen und Henneberg aber unter dem Schein des Kampfes für den Pabst und für Gerlach von Nassau auf Kosten der Mainzer Kirche.

Mitten in dieser allgemeinen Verwirrung starb Ludwig am 11. Oktober 1347 eines schnellen Todes. Er wurde bei einem heiteren Mahle plötzlich krank, ritt, um sich wieder herzustellen, auf die Jagd, und fiel, gerade als er eines aufgespürten Bären ansichtig wurde, sterbend vom Pferde. Sein Tod machte den Unordnungen und Fehden in Deutschland kein Ende. Im Gegentheil, diese vermehrten sich, und die Wiederherstellung der Einigkeit zwischen Kirche und Staat, die vielleicht den Seelen im künftigen Leben vortheilhaft sein mochte, mußte gar zu theuer mit zeitlichen Rechten und Gütern unserer Nation erkauft werden. Man ward nachher mit Verwunderung inne, daß die Spaltung der Kirche und des Reiches, über die man dreißig Jahre lang bitter geklagt hatte, viel heilsamer für Leib und Seele der Deutschen gewesen sei, als die Aussöhnung mit dem Pabste je werden könne.

7. Italien bis auf Karl's IV. Römerzug.

In Italien schien nach dem Abzuge Ludwig's des Baiern alle Macht wieder an den Pabst zu kommen; denn sein getreuer Verbündeter und Vasall, Robert, war in Ober- und Mittelitalien mächtig, die Visconti schlossen Friede mit der Kirche, und die Kardinäle Bertrand von Poggetto und Johann Orsini hatten mit ihren Truppen die Romagna und andere Gegenden besetzt. Allein dieses Gebäude der wiederhergestellten päbstlichen Macht blieb nur kurze Zeit bestehen; die Freundschaft der Visconti zeigt sich bald als eine blos diplomatische und als eine treulose; die Scala, die Este, die Gonzaga und selbst Venedig sahen mit Besorgniß die Gewalt der Schlüssel durch die Macht des Geldes und des Schwertes verstärkt, und widerstrebten der päbstlichen Herrschaft; die beiden Kardinäle wurden aus allen von ihnen besetzt gehaltenen Städten verjagt, und mußten das Feld ganz räumen; Robert von Neapel endlich beschäftigte sich in den letzten Jahren seines Lebens fast zu sehr mit der Wissenschaft und Kunst des Alterthums, welche damals wieder erwacht war und dem neueren Leben angepaßt wurde. Mit dem Schwinden des päbstlichen und kaiserlichen An-

sehens in Italien kehrte die frühere Anarchie zurück, und diese ward von den Visconti, den Venetianern und den Florentinern zur Begründung und Ausbreitung einer neuen, weder den Pabst noch den Kaiser anerkennenden Staatsgewalt benutzt. In Rom ließ man sich zwar der Form nach den Pabst als Oberherrn, sowie Robert von Neapel als Senator und Reichsverweser gefallen. Beide hatten aber auf die Regierung, Verwaltung und Polizei der Stadt nur sehr geringen unmittelbaren Einfluß. Dies geht deutlich aus einer gleichzeitigen, in der Volkssprache geschriebenen Geschichte Rom's hervor, deren Verfasser den Geist und Charakter seiner Landsleute nicht sowohl künstlerisch beschreibt, als vielmehr in der ihnen eigenthümlichen bizarren Form natürlich darstellt, und uns die ganze Originalität einer von Natur, nicht durch Bildung und Lehre geistreichen Menschenklasse vor Augen führt. Das Volk erwählte die Mitglieder des Raths, die Richter und die Beamten, und genoß scheinbar einer ausgelassenen Freiheit, war aber in Wirklichkeit der Sklave seiner Großen und ebenso arm als faul; denn die Familien Colonna und Orsini, welche die größten Güter und die bedeutendsten Burgen außerhalb und innerhalb der Stadt besaßen, hatten alle Gewalt, und die große Masse der Römer bestand aus bloßem Gesindel, welches von der einen oder der anderen dieser Familien abhing. Die gewählten Obrigkeiten dienten daher der Gewalt der kleinen Tyrannen; die Landstraßen waren unsicher, Raub, Mord, Entführung und Mishandlung von Jungfrauen und Weibern waren alltägliche Erscheinungen, und die Behörden wehrten dem Unfuge nur selten, weil sie entweder nicht konnten oder, was meistentheils der Fall war, nicht wollten.

Wenn man von diesen Scenen der Rohheit und Verwirrung auf die gleichzeitige Poesie und Literatur Italiens blickt, so erkennt man, daß die höchste und schönste Blüthe des menschlichen Geistes nur im Taumel anarchischer Freiheit sich entfaltet. Dasselbe sehen wir im alten Griechenland; es scheint daher, als wenn da, wo die Gesetze verstummen, hohe Begeisterung und ächt menschliche Wissenschaft göttliche Herrscherinnen werden, statt daß sie in geordneten Staaten der Staatsökonomie und dem Luxus als Mägde dienen. Dante, Petrarcha, Boccaccio, die beiden Guido (Guinicelli und Cavalcanti) und viele Andere wurden in jenen Zeiten

durch Poesie und Redekunst, Dino Compagni und Johann Villani durch Geschichtschreibung den Größten unter den Alten gleich. Sie alle erneuten das Andenken an Rom's ehemalige Herrlichkeit, der Enthusiasmus für die Schriftsteller des Alterthums ward Schwärmerei und Mode, und ergriff sogar auch das tiefgesunkene, aber stets originelle und geistreiche römische Volk. Repräsentant der geistigen Bildung einer freien, wenn gleich wilden Zeit war für diese Zeit der begeisterte Bewunderer Rom's, Petrarcha, welcher, wie Seneca an Nero's Hofe (s. Th. IV. S. 336 ff.), mitten unter den Lastern von Avignon die Tugend predigte und, umgeben von Wollust, reine himmlische Liebe sang, wie Pindar aus den Lastern seiner Götter Tugenden schuf. Mit einem von reiner Vaterlandsliebe geleiteten Eifer und Enthusiasmus, den unser industriöses und naturwissenschaftliches Zeitalter und unsere nordische Kälte nicht einmal begreifen kann, idealisirte er als Dichter und Redner das alte Rom, und wollte zu einer Zeit, da diese Stadt aus der Hauptstadt der christlichen Welt gewissermaßen eine Räuberhöhle geworden war, die Reinheit der römischen Sprache und die Blüthe der Literatur wiederherstellen. Er wurde vom Volk als Repräsentant der alten römischen Zeit, von den Fürsten als Weiser verehrt, von Allen, welche Bildung suchten, als Orakel befragt, und auf diese Weise zur Bedeutung einer europäischen, zugleich vom Pabst und vom Kaiser geachteten Macht erhoben. Man kam deshalb auch zuletzt auf den Einfall, ihn als König der Gebildeten und Dichter zu krönen, und führte dies im April 1341 aus, wo er auf dem Kapitol, in Gegenwart einer großen Volksmenge, von dem Senator oder höchsten Beamten der römischen Republik mit dem Lorbeerkranze geschmückt ward. Diese sonderbare Ceremonie diente nicht sowohl, um Petrarcha's Ansehen zu vermehren, als um die Römer zu wecken, da auch Petrarcha der alten Größe der gesunkenen, nur noch durch Trümmer merkwürdigen Stadt dadurch gehuldigt hatte, daß er die Krönung auf dem Kapitol der neapolitanischen vorzog, welche nachher Robert, ein großer Verehrer der wieder erwachten Wissenschaft und Kunst, mit orientalischer Pracht halten ließ.

Petrarcha's Krönung zu Rom, die Begeisterung, aus welcher sie entsprang und die durch sie vermehrt und verbreitet ward, ver-

schaffte allein einem von Petrarcha's Freunden und Bewunderern die politische Bedeutung, die ihn zweimal zum Herrn von Rom machte. Dieser Mann war Nikolaus Laurentius oder, wie er beim Volke genannt wurde, Cola Rienzi. Er gehörte zu der zahlreichen Klasse von Leuten, die sich damals mit gerichtlichen Geschäften abgaben und durch eine aus den Alten geschöpfte Beredsamkeit zu glänzen suchten. Das Letztere war es wohl allein, was den an sich unbedeutenden Mann zu der Ehre brachte, der römischen Gesandtschaft beigesellt zu werden, welche 1342 in Begleitung Petrarcha's nach Avignon geschickt ward, um dem Pabst Clemens VI. zu seiner Erwählung Glück zu wünschen und ihn dringend zur Rückkehr nach Rom einzuladen. Rienzi führte bei dieser Gelegenheit das Wort, blieb, als Clemens Hoffnung machte, in Avignon zurück, und arbeitete in Verbindung mit Petrarcha für die Rückkehr des Pabstes in die alte Hauptstadt der Welt. Allein weder er noch selbst Petrarcha, der damals eine poetische Aufforderung nebst einer Schilderung von Rom's Heiligthümern entwarf, drangen durch, und Rienzi sank zu Avignon ganz in Dunkelheit, bis er vier Jahre später nach Rom zurückgesandt wurde und dort seine merkwürdige Rolle zu spielen begann.

Während dieser Zeit erreichten Anarchie und Verwirrung im mittleren und unteren Italien dieselbe Höhe, welche sie im oberen schon lange erreicht hatten; denn Robert starb 1343, und jene beiden Landstriche, die er väterlich und königlich beherrscht hatte, wurden eine Beute ritterlicher Räuber oder leichtsinniger und verbrecherischer Regenten. Italien war schon längst ein Tummelplatz roher Abenteurer aus allen Ländern Europa's. Diese Krieger oder, wie man sie gewöhnlich nannte, die Condottieri bildeten nach dem Beispiel der Catalonier und Aragonier, welche den Krieg der sicilianischen Könige gegen das Haus Anjou führten, und nach denen sie Alle ohne Rücksicht auf ihre Herkunft häufig Catalonier genannt wurden, sogenannte Compagnieen oder Banden, und nahmen unter irgend einem ausgezeichneten Krieger bald bei diesem, bald bei jenem Staate oder Tyrannen Dienste, verkauften sich aber stets ohne Bedenken wieder jedem Anderen, der ihnen mehr Geld bot. Der erste Italiäner, welcher eine solche Compagnie bildete, war Malatesta aus dem

Geschlecht der Herrscher von Rimini, der erste deutsche Anführer von Condottieri war der Graf oder, wie er auch genannt ward, Herzog Werner. Der Letztere sammelte in Schwaben mehrere tausend Mann zu Fuß und zu Pferde, die sich dann, von Weibern und Gesindel umgeben, gleich einem verwüstenden Waldstrom über die Romagna ergoßen, und hier solchen Schrecken verbreiteten, daß die kleineren Herren der von ihnen bedrohten Gegenden, die Este, die Scala und Andere, auf eine kurze Zeit ihrer gegenseitigen Eifersucht entsagten und einen Bund gegen das deutsche Raubvolk schlossen. Doch konnten sie sich der Räuber nur mit Geld entledigen, und selbst dieses Mittel half blos für den Augenblick.

Robert von Neapel hatte sich in den letzten Jahren mit dem Plan der Eroberung Siciliens beschäftigt, weil dort nach dem Tode des Königs Friedrich II. (1337) zuerst der schwache Sohn desselben, Peter II., regierte und, als dieser schon 1342 gestorben war, sein vierjähriger Sohn Ludwig folgte; der alte, fast achtzigjährige Robert starb aber mitten in diesen Planen (1343), und sein Tod füllte Neapel mit denselben Gräueln und gab es denseln Horden preis, durch welche das übrige Italien zerrüttet ward. Robert, dessen einziger Sohn schon 1328 gestorben war, hinterließ sein Reich der älteren von den beiden Töchtern desselben, Johanna I., welche er mit dem ungarischen Prinzen Andreas, dem Sohne seines Neffen Karl Robert, vermählte (s. S. 97 f.). Johanna besaß von Natur alle glänzenden Eigenschaften einer Königin, und war durch Unterricht und Erziehung noch mehr mit denselben ausgestattet worden, es fehlte ihr aber dagegen jede Eigenschaft eines guten Weibes, einer edeln Genossin des Lebens und einer künftigen Mutter, und sie verachtete den für sie in Neapel erzogenen Prinzen Andreas, noch ehe er ihr Gemahl ward. Robert hatte das Unglück, welches dem Reiche daraus zu entstehen drohte, vorhergesehen, und deshalb die Verfügung getroffen, daß Johanna und Andreas bis zu ihrem fünfundzwanzigsten Jahre unter der Vormundschaft seiner Wittwe und eines Regentschaftsraths stehen sollten. Kaum war er aber gestorben, als Johanna in ihrem Leichtsinne weder nach seinen Verfügungen fragte, noch irgend sonst eine Rücksicht nahm. Sie verschmähte ihren Gemahl, welcher wenig liebenswürdig war, begann ein wildes, wüstes Leben, ver-

ordnete und verschenkte, was ihr einfiel, kränkte die Ungarn, welche ihren Gemahl umgaben, und gewährte einer ehemaligen Wäscherin, sowie anderen gemeinen Menschen den Haupteinfluß am Hofe. Diese Zwietracht und Unordnung gab nicht nur dem Pabste Gelegenheit, sich als Oberlehensherr geltend zu machen, sondern sie weckte auch zugleich den Ehrgeiz derjenigen Prinzen des königlichen Hauses, welche von den beiden verstorbenen Brüdern Robert's, den Fürsten von Tarent und Durazzo, abstammten. Einer dieser Neffen Robert's, Karl von Durazzo, entführte die Schwester der Königin, Maria, welche nach Robert's Verordnung entweder den König Ludwig den Großen von Ungarn, einen älteren Bruder des Andreas, oder den Sohn und Erben des Königs von Frankreich hatte heirathen sollen, ließ sich mit ihr vermählen, und setzte dadurch zugleich die ungarische Partei am Hofe und die Umgebung der Königin Johanna in Verlegenheit und Wuth. Der Pabst hatte schon vorher in einer Bulle sowohl alles das, was Robert, ohne ihn zu fragen, über die Verwaltung nach seinem Tode verordnet hatte, als auch die Schenkungen der Johanna für ungültig erklärt, und als der König von Frankreich, an den sich das Haus Anjou wandte, die päbstliche Einmischung in die weltlichen Angelegenheiten Neapel's hinderte, ließ sich Clemens VI. zuerst von der leichtsinnigen Königin eine Urkunde über seine Rechte im neapolitanischen Reiche ausstellen, und befahl dann, durch ungarisches Geld bewogen, die Krönung des Andreas, welche Johanna bisher zu hintertreiben gewußt hatte. Das Letztere schreckte Johanna und ihre Partei doppelt, weil Andreas Mutter, Elisabeth, kurz vorher mit vielem Gelde nach Neapel gekommen war und ungarische Beamte mitgebracht hatte, welche sich der Reichsangelegenheiten bemächtigten. Die feierliche Krönung des Andreas, der seither nur den Titel eines Herzogs von Calabrien geführt hatte, mußte diesem und seiner Partei größeres Ansehen verschaffen; die Anhänger der Johanna beschlossen daher, der ihnen drohenden Gefahr durch die Ermordung des Andreas zuvorzukommen, und Johanna selbst war dabei mitwissend. Wir tragen kein Bedenken, den letzteren Umstand zu behaupten, obgleich Petrarcha das Gegentheil sagt; denn dieser Dichter, dessen Schülerin und Verehrerin Johanna war, hat Beredsamkeit und poetischen Schmuck stets

höher geachtet, als die dürre Wahrheit, sowie ihm Bildung mehr gegolten hat, als Tugend. Die Sache selbst darf uns nicht befremden; weil die allgemeine Erfahrung und die Geschichte der Höfe, der großen Hauptstädte und der südlichen Völker uns lehrt, daß eine junge Frau, welche einmal dem Gefühl der Schaam und Ehre öffentlich entsagt hat, besonders wenn sie auf poetische und geistige Bildung trotzt und von der Welt, von Dichtern und Gelehrten angebetet wird, bald genial die Meinung der Menschen verachtet und vor keinem Laster mehr zurückbebt. Andreas ward durch seine Gegner auf ein Schloß bei Aversa gelockt und hier ermordet. Die That wurde, wie mehrere gleichzeitige Geschichtschreiber berichten, in einem Nebenzimmer der Königin vollzogen, und obgleich Andreas von den Mördern erst nach langem Kämpfen, Ringen und Schreien erdrosselt werden konnte, so that doch seine Gemahlin, vor deren Ohren Alles vorging, nicht das Geringste zu seiner Rettung, sie stieß nicht einmal einen einzigen Hülferuf aus. Auch nachher bekümmerte sie sich weder um die Beerdigung des Ermordeten, noch verfolgte sie die Mörder, ja, sie wollte nicht einmal den Sohn, den sie von Andreas hatte, als königlichen Prinzen auferziehen lassen. Nur um den lauten Unwillen des Volkes zu beschwichtigen, wurde eine Untersuchung angestellt und in Folge derselben eine Anzahl Leute hingerichtet; diese bestanden aber blos aus den Handlangern beim Morde oder aus ganz Unschuldigen, deren Vermögen man einziehen wollte. Der Verdacht lastete indessen so sehr auf der Königin und auf den Prinzen von Tarent und Durazzo, daß die Hauptstadt der Provence, erbittert über die Frevelthat ihrer Herrin, den Pabst dringend um die Einleitung eines Kriminalverfahrens gegen sie bat, und daß König Ludwig von Ungarn zur Rache für seinen Bruder einen Kriegszug rüstete. Die wildeste Anarchie herrschte jetzt in Neapel.

Zu derselben Zeit brach in Rom eine förmliche Revolution aus. Cola Rienzi war durch Petrarcha, dem er als Enthusiast für Rom's Größe enge befreundet blieb, mit dem Kardinal Johann Colonna in Berührung gebracht worden, und dieser sah in Rienzi ebenso, wie in Petrarcha, ein tüchtiges Werkzeug, um Rom wieder in die Gewalt seiner Familie zu bringen. Als daher der Pabst mit Klagen über die Ohnmacht der damaligen Obrigkeit in Rom und über

den Mangel an Ordnung und Gerechtigkeit daselbst bestürmt ward, gab ihm Colonna den Rath, jenen burlesken Redner und Patrioten als seinen Kammerbeamten nach Rom zu schicken, damit er dort das Volk für den Pabst gewinne und der neuen Aristokratie entgegen arbeite. Clemens VI. folgte diesem Rath, und schickte 1346 Rienzi nach Rom. Hier benutzte der phantastische Mann den öffentlichen Charakter, mit dem er als päbstlicher Beamter bekleidet war, um sich zum Wiederhersteller der altrömischen Freiheit und Herrlichkeit aufzuwerfen. Er versammelte das Volk in Kirchen und auf öffentlichen Plätzen, und reizte es gegen den raubenden und übermüthigen Adel auf. Zu diesem Zwecke bediente er sich der sonderbarsten Mittel. Er kitzelte die Ohren des Volkes durch übertriebene Schilderung der Thaten und Rechte des alten Rom und durch die Beschreibung des Ansehens, dessen das gemeine Volk der Stadt einst sogar in der Kaiserzeit genossen hatte (s. Th. IV. S. 251 f.); er ließ wunderliche allegorische Gemälde, deren Hauptgegenstände Rom, Troja, Karthago, Babylon und Jerusalem waren, an die Wände des Kapitols anpinseln, deutete dieselben dem Volke auf höchst originelle Weise, schilderte ihm den Unterschleif, der mit den Staatseinnahmen getrieben werde, und arbeitete zuletzt, von dem Legaten des Pabstes unterstützt, den Plan zu einer Art von Staatsreform aus. Der Adel nahm im Anfang die Sache scherzhaft, und betrachtete den Volksredner als einen genialen Possenreißer; Stephan Colonna, einer der mächtigsten Großen von Rom, zog ihn sogar öfters zur Tafel. Bald ward jedoch die Sache ernster. Rienzi rief nämlich (April 1347) das ganze römische Volk, um ihm in Gegenwart des päbstlichen Stellvertreters seine Verfassungsvorschläge bekannt zu machen, zu einer Zeit auf das Kapitol, als die Mehrzahl der Ritterschaft der Ernte wegen auf ihre Güter gezogen war, weil sie in diesen Zeiten einer allgemeinen Auflösung der Ordnung ihrer Ernte nur durch bewaffnete Macht sicher sein konnte. Der Demagog hielt diesmal eine viel längere und heftigere Rede als gewöhnlich, ließ nach deren Beendigung durch einen Grafen, der zu seiner Partei gehörte, die fünfzig Artikel seiner neuen Staatsordnung vorlesen, und erlangte unter allgemeinem Beifallrufen die Zustimmung der Römer dazu. Das jetzt aufs neue zum Souverain erklärte Volk

erwählte ihn zu seinem Repräsentanten oder nach dem alten Ausdruck zum Volkstribunen, und beauftragte ihn, die beschlossene Reformation der Verfassung und Verwaltung der Stadt in Ausführung zu bringen; doch setzte man ihm den ebenfalls zum Volkstribunen ernannten Legaten des Pabstes zur Seite.

Die Ritterschaft Rom's vermochte gegen dieses Treiben nichts, weil bei den unter ihr waltenden Parteiungen und Familienzwisten jede Vereinigung gegen einen gemeinschaftlichen Feind unmöglich war, und weil es daher für die im Grunde schon längst vorhandene Demokratie nur eines entschlossenen Mannes bedurft hatte, der sie geltend mache und die Macht des Volkes in seiner Hand vereinige. Zwar eilte Stephan Colonna, das Haupt des Adels, auf die Nachricht von dem, was in Rom vorgegangen war, mit seinen Reisigen sogleich dahin, und zerriß den ihm entgegengesandten schriftlichen Befehl Rienzi's zur Rückkehr; Rienzi ließ aber die Sturmglocke läuten, und Stephan mußte vor der zusammenströmenden Menge aus der Stadt entweichen. Der ganze übrige Adel ward gezwungen, die beiden Tribunen als rechtmäßige Obrigkeit anzuerkennen und ihnen förmlich Gehorsam zu schwören.

Rienzi suchte sich in seiner neuen Stellung anfangs dem Volke nützlich zu machen. Er ordnete Recht und Gericht, führte besonders eine strenge Kriminaljustiz ein, jagte die ritterlichen Räuber aus Rom, ließ einen von ihnen wie einen gemeinen Dieb hinrichten, warb sich eine Miliz von dreizehnhundert Mann zu Fuß und dreihundertsechzig Reitern, um sein Ansehen überall geltend zu machen und gehörig Polizei zu üben, und zerstörte sowohl die festen Paläste in der Stadt, als die Burgen auf dem Lande. Auch bewirkte er durch alles dies in der That, daß man über die glückliche Veränderung der Dinge laut frohlockte. Die unbedingte Herrschaft aber, die der Possenreißer ausübte, verwandelte ihn selbst bald in einen Despoten, und seine Eitelkeit machte ihn übermüthig. Er gab sich prächtig klingende Titel, prahlte in seinem und des Volkes Namen auf lächerliche Weise, und schrieb an den Pabst, an den Kaiser, an die Fürsten und Republiken Italiens und an alle Könige. Die Este, die Scala und die anderen Herren in Ober- und Mittelitalien antworteten dem Plebejer höhnend, Kaiser Ludwig aber und der König von Ungarn erwiderten sein

Schreiben höflich und freundlich, und Johanna von Neapel schickte sogar der Frau Tribunin ehrende Geschenke. Schon vier Monate nach seiner Ernennung zum Tribunen war Rienzi vom seinem Glücke völlig trunken, und machte sich nicht nur lächerlich und verächtlich, sondern gab auch, als er aus Eitelkeit die Ehren des Adels zu besitzen und sich seines Umganges zu erfreuen strebte, diesem die Gelegenheit, ihn durch Benutzung seiner Narrheit zu stürzen. Er ließ sich am 1. August mit feierlichen Ceremonien zum Ritter schlagen, lud in öffentlicher Volksversammlung den Pabst, das Kardinals-Collegium, den Kaiser und die deutschen Kurfürsten, die es gewagt hätten, durch die Erwählung eines Kaisers in die Rechte des römischen Volkes einzugreifen, nach Rom vor, und erklärte sowohl mit Worten, als durch vier symbolische Schwertstreiche nach den vier Himmelsgegenden laut und öffentlich, daß dem römischen Volke und seinem Repräsentanten die ganze Welt gehöre. Er zerfiel darüber auch mit dem päbstlichen Legaten, dessen Protestation er auf eine drollige Weise hintertrieben hatte; er hatte nämlich, als ein Notar dieselbe in der Volksversammlung vorlesen sollte, Pauken und Trompeten ertönen lassen, so daß niemand ein Wort verstehen konnte.

Nachdem Rienzi in seinem possenhaften Treiben so weit gekommen war, blieb ihm nichts anderes mehr übrig, als die Aristokratie ganz zu vernichten, um durch die Demokratie als Tyrann regieren zu können. Dies schien auch anfangs seine Absicht zu sein, er war jedoch dazu nicht consequent oder kräftig genug. Er ließ bald nachher die Häupter der großen Familien ins Gefängniß werfen; statt aber diese Gelegenheit zur Ausrottung des hohen Adels zu benutzen, begnügte er sich damit, ihn gedemüthigt zu haben, und entließ die Gefangenen wieder aus der Haft, wie wenn er sie und ihre Anhänger nur hätte auffordern wollen, endlich ihre Zwistigkeiten auf kurze Zeit zu vergessen, um mit vereinter Macht ihren gemeinschaftlichen Feind anzugreifen. In der That rüsteten sich auch der Adel und die Ritterschaft auf ihren Gütern, und zogen dann auf Rom los. Sie erlitten jedoch vor den Mauern der Stadt eine bedeutende Niederlage, und würden in Folge derselben ganz unschädlich geworden sein, wenn der eitele Tribun die geringste politische Klugheit oder auch nur einige ganz

gewöhnliche militärische Eigenschaften besessen hätte. Allein er erlag bald nachher seiner eigenen Thorheit. Der Legat Bertrand, welchem der Pabst die Untersuchung wegen des Königsmordes in Neapel übertragen hatte, ging von dort in Auftrag seines Herrn nach Rom, und kabalirte gegen den bereits ganz lächerlich gewordenen Tribun so lange im Stillen, bis das Volk der Narrheiten seines Oberhauptes müde war, und die Ritterschaft durch Hemmung der Zufuhr einen Mangel in Rom bewirkte; dann schleuderte er seinen Bannstrahl gegen Rienzi, ließ durch die Pfaffen das Volk aufreizen, und nahm einen wilden neapolitanischen Grafen, welchen König Robert seiner Verbrechen wegen zu ewigem Gefängniß verdammt hatte, in seine Dienste. Dieser errichtete in den Straßen Barrikaden, während von Außen der Adel die Stadt angriff. Jetzt sah sich der Tribun zu seinem Schrecken vom Volke verlassen. Er ließ vergebens einen ganzen Tag und eine Nacht hindurch von einem Juden die Sturmglocke läuten, und versuchte vergebens seine Beredsamkeit beim Volke, dieses ergriff die Waffen nicht, und Rienzi mußte deshalb aus Rom entweichen (December 1347). Er suchte und fand beim König Ludwig von Ungarn, welcher damals im Besitz von Neapel war, eine Zuflucht. Die in die Stadt zurückgekehrte Ritterschaft hauste gleich wieder nach der alten Weise; sie höhnte und mishandelte das Volk, ließ, was uns einen Begriff von ihrer gewöhnlichen Adelsjustiz geben kann, auf den Wänden des Kapitols Rienzi und seine Freunde an den Beinen aufgehangen abmalen, und erweckte im Volke sehr bald Reue über die dem Tribun bewiesene Kälte, sowie die Sehnsucht nach der Wiederkehr desselben und seiner Volksjustiz. Rienzi kam nicht lange nach seiner Vertreibung in den Kirchenstaat zurück, trieb hier den Legaten und die Ritterschaft noch einmal auf kurze Zeit in die Enge, und drohte noch gefährlicher zu werden, als der Herzog Werner und seine Raubschaar sich geneigt zeigten in seine Dienste zu treten. Allein Werner erhielt gleich nachher eine Einladung von der Königin Johanna und folgte derselben, weil er seine Rechnung dabei besser fand. Der römische Tribun ging darauf nach Prag zum Kaiser Karl IV., der als Petrarcha's Freund auch der seinige sein mußte. Er wurde von diesem zwar auf Verlangen des Pabstes nach Avignon ausgeliefert und hier ins

Gefängniß gesetzt; der Pabst schickte ihn aber später, nachdem er ihn hatte vor Gericht stellen und freisprechen lassen, wieder nach Rom, wo dann Rienzi noch einmal auf kurze Zeit herrschte.

Während Rienzi in Rom seine politische Posse gespielt hatte, war Neapel der Schauplatz eines gräßlichen Trauerspiels gewesen. Der Pabst hatte dort durch einen eigens gesandten Oberrichter eine Untersuchung anstellen lassen, jedoch so, daß dieser die Königin und die Prinzen von Geblüt schonte und, um sie, die Hauptschuldigen, zu retten, eine große Zahl anderer Mitschuldigen grausam martern und hinrichten ließ. Dies erbitterte den König Ludwig, der bereits einen Rachekrieg für seinen ermordeten Bruder beschlossen hatte, noch mehr. Er rüstete ein aus Miethlingen bestehendes Heer, da er für eine so entfernte Unternehmung seine Ungarn nicht aufbieten durfte, und diese größtentheils deutsche Schaar ward während des Zuges durch Italien immer zahlreicher. Ludwig fand auf seinem Marsche nur von Seiten des päbstlichen Legaten Bertrand im Kirchenstaat einiges Hinderniß; da aber der berühmte Condottiere Malatesta, sowie die Ritterschaft und die kleineren Herren von Mittelitalien sich an ihn anschlossen, so konnte ihn Bertrand nicht aufhalten, und auch der Bannfluch, mit welchem dieser ihn bedrohte, hatte keine Wirkung. Unterdessen war der Graf von Fondi, welcher die Unzufriedenen in Neapel um sich gesammelt hatte, mit ihm in Verbindung getreten, und Johanna selbst hatte sich zwar dadurch, daß sie dem in Sicilien herrschenden Hause Aragonien die Insel förmlich abtrat, von der einen Seite für den bevorstehenden Kampf zu decken gesucht, war aber zugleich unvorsichtig genug gewesen, durch einen leichtsinnigen Schritt die Verwirrung und Unzufriedenheit im Lande zu vermehren. Sie hatte nämlich, ohne die päbstliche Dispensation einzuholen, ihren Vetter Ludwig von Tarent geheirathet, und dadurch den Prinzen Karl von Durazzo, den Gemahl ihrer Schwester Maria, der den nächsten Anspruch an den Thron hatte, so gekränkt, daß derselbe mit Ludwig von Ungarn in Verbindung trat. Unter diesen Umständen und bei der auch damals sich bewährenden Unfähigkeit der neapolitanischen Truppen zur Vertheidigung des Vaterlandes war der Ausgang des bevorstehenden Kampfes leicht vorauszusehen. Ludwig von Tarent ward bei Capua nach einem Kampfe von wenigen

Stunden geschlagen (Januar 1348), und dieses Treffen, welches wir ein Vorpostengefecht nennen würden, entschied das Schicksal des Reiches. Alle Prinzen des königlichen Hauses verließen bei der Annäherung des ungarischen Heeres die Königin, die Stadt Neapel schickte eine Deputation an den König von Ungarn, um ihn als rechtmäßigen Herrn zu begrüßen, und Johanna mußte nebst ihrem Gemahle eiligst die Flucht ergreifen. Der Letztere suchte in Toscana Zuflucht. Johanna selbst begab sich in die Provence, wo sie sogleich von einigen Baronen des Landes verhaftet ward, angeblich wegen der Ermordung ihres Gemahls, in der That aber weil sie den Plan gehabt hatte, die Provence an die französische Krone zu verkaufen. Sie fand sich mit den Baronen dadurch ab, daß sie in einer Urkunde das Versprechen gab, die Provence nie zu veräußern und nur Eingeborne zu Stellen und Ämtern zu befördern. Dann bestach sie den Pabst, indem sie ihm die Stadt Avignon mit der Hälfte der Grafschaft Venaissin für die unbedeutende Summe von achtzigtausend Goldgulden, die man auf sechsmalhundert fünfzigtausend Gulden oder dreimalhundert sechzigtausend Thaler unseres Geldes berechnet, verkaufte, was nachher der Pabst durch Kaiser Karl IV. als den eigentlichen Herrn, der zum Reiche Arelate gehörenden Lande Provence und Dauphiné bestätigen ließ. Hierauf hielt sie mit ihrem Gemahl, der ihr von Italien her nachgefolgt war, einen königlichen Einzug in die Stadt Avignon, ließ durch den Pabst ein Gericht wegen des Mordes ihres Gemahls bestellen, führte vor demselben die Komödie eines rührenden Geberdenspieles und einer in Petrarcha's Styl gehaltenen Vertheidigungsrede auf, und ward für unschuldig erklärt.

Unterdessen hatte sich in Neapel der Zustand der Dinge wieder geändert. Ludwig von Ungarn hatte gleich nach seinem entscheidenden Siege den Prinzen des königlichen Hauses ein großes Gastmahl gegeben und dabei Karl von Durazzo an der nämlichen Stelle, an welcher Andreas erdrosselt worden war, vor seinen Augen ermorden, die anderen Prinzen aber verhaften und nebst dem Sohn der Johanna nach Ungarn bringen lassen. Der Letztere starb dort schon nach kurzer Zeit. Nachdem Ludwig auf solche Weise den Tod seines Bruders gerächt, zog er feindlich und drohend an der Spitze seines Heeres in Neapel ein, und nahm von dem

Königreich förmlich Besitz. Er konnte jedoch nicht lange bleiben, weil es ihm an Geld zur Bezahlung der Söldner fehlte und seine Anwesenheit in Ungarn nöthig war. Er kehrte deshalb im Juni 1348 dahin zurück, nachdem er überall deutsche und ungarische Statthalter bestellt hatte. Die Neapolitaner wurden der drückenden fremden Herrschaft bald müde, und schickten eine Gesandtschaft nach Avignon, um Johanna zur Rückkehr auffordern zu lassen. Diese miethete darauf Söldner und Schiffe, und derselbe Pabst Clemens VI., welcher früher in einem Briefe dem ungarischen Könige über die Anwerbung des Herzogs Werner und seines Raubgesindels die heftigsten Vorwürfe gemacht hatte, nahm es dem Gemahl der Johanna keineswegs übel, daß er die nämlichen Leute zur Vertreibung der Ungarn miethete. Ludwig von Tarent ließ sich sogar, als er in Neapel eingezogen war, von demselben gräßlichen Werner, den der Pabst in jenem Briefe mit einem reißenden Thiere verglichen hatte, zum Ritter schlagen. Deutsche Söldner kämpften übrigens damals für und gegen Johanna und ihren Gemahl; denn Ludwig von Ungarn hatte bei seiner Abreise die Vertheidigung des Landes deutschen Miethlingen anvertraut, deren Führer zwei Herren von Wolfhart waren. Außer den Deutschen stritten nur die provenzalischen Ritter, welche des Gewinnes wegen der Johanna gefolgt waren, tapfer; die Neapolitaner selbst thaten in diesem Kriege wenig, und unterlagen gewöhnlich, wenn sie im Felde erschienen. Alles kam übrigens darauf an, ob Johanna oder Ludwig von Ungarn am meisten Geld hatte; denn die Deutschen waren und blieben nur dem Theil ergeben, der ihnen am meisten zahlte. Schon 1349, als der von Ludwig mit einem Heere und mit bedeutenden Summen gesandte Stephan von Siebenbürgen im Neapolitanischen erschien, trat Herzog Werner zu den Ungarn über. Der Krieg ward von den rohen Söldnerschaaren mit wahrer Barbarei geführt; ganze Städte, und zum Theil sehr bevölkerte und blühende, verschwanden damals, die schöne Terra di Lavoro wurde in eine Wüste verwandelt, und die Habsucht der deutschen Führer, welche den französischen Generalen Napoleonischer Zeit sehr ähnlich waren, zeigte sich in wahrhaft kannibalischen Grausamkeiten. Könnte freilich ein Deutscher, wie die Franzosen und Engländer zu thun pflegen, über der bloßen Übung im Felde, dem rohen Muthe und

der militärischen Geschicklichkeit jede andere Eigenschaft übersehen, so würde er in diesem Kriege Gelegenheit genug finden, die Tapferkeit und poetische Ritterlichkeit seiner durch Mord, Brand und Treubruch gebrandmarkten Landsleute zu preisen. Im Jahre 1350 erschien der ungarische König selbst zum zweiten Male mit einem Heere in Italien. Die Schiffe zur Überfahrt hatte er von den Johannitern erhalten, welche ihm durch Einräumung einer dalmatischen Burg zu Dank verpflichtet worden waren, und der Prior dieses Ritterordens, der ihn begleitete, spielte nicht blos an der Spitze der unter seinen Fahnen vereinigten provenzalischen Johanniter in Neapel, sondern nachher auch als Anführer einer berühmten Söldnerbande in allen Gegenden unter dem Namen Fra Morialis die bedeutendste Rolle.

Der ungarische König besetzte gleich nach seiner Ankunft einen Theil des Königreichs, viele befestigte Orte vertheidigten sich aber mit hartnäckiger Ausdauer gegen ihn, und sein größtentheils aus Ungarn bestehendes Heer schwand nach und nach durch Krankheit und Mangel zusammen. Auch Johanna befand sich in großer Verlegenheit. Sie war bereits auch mit ihrem zweiten Gemahl nicht mehr im besten Vernehmen, die Genuesen wurden an ihr zu Verräthern, und Raynald von Baux, den sie mit einer kleinen Flotte aus der Provence hatte kommen lassen, damit er sie im Nothfall nach Marseille bringe, benahm sich wie ein Miethling. Er unterhandelte bald mit ihr, bald mit dem ungarischen König, erhob in Neapel Abgaben von den einlaufenden Schiffen, raubte Karl's von Durazzo Wittwe, die Schwester der Königin, zwang sie mit Gewalt, seinen Sohn Robert zum Gemahl zu nehmen, und veranlaßte dadurch neue Verbrechen. Als er nämlich wegen dieser Gewaltthat mit Johanna und ihrem Gemahl in persönliche Unterhandlung trat, ermordete ihn der Letztere mit eigener Hand und warf seinen Sohn in den Kerker. Diesen ließ später seine Gemahlin Maria vor ihren Augen grausam morden und aus dem Thurme, in welchem er gefangen gehalten wurde, auf den Strand werfen. So bedenklich übrigens auch die Verhältnisse für Johanna waren, so ging es doch ihrem Gegner nicht besser. Dieser befand sich nämlich bald in einer ähnlichen Lage, in welche unsere deutschen Kaiser gewöhnlich kamen, wenn sie in Italien gesiegt hatten. Außerdem

war seine Rückkehr nach Ungarn dringend nöthig geworden, weil die Polen, deren Reich er einst erben sollte, von den Litthauern hart bedrängt wurden. Unter diesen Umständen war es ihm sehr erwünscht, daß die päbstliche Vermittelung, die er vorher stets verschmäht hatte, ihm Gelegenheit und Vorwand gab, sich mit Ehren aus dem neapolitanischen Kriege zu ziehen; er konnte dieselbe um so eher annehmen, als er schon vorher immer erklärt hatte, daß er nicht um Neapel zu erobern, sondern um seines Bruders Andreas Tod zu rächen, ausgezogen sei. Der letztere Punkt war daher auch die Grundlage des Waffenstillstandes, den er im Oktober 1350 unter päbstlicher Vermittelung auf sechs Monate schloß. Der Pabst sollte mit seinen Kardinälen die Ermordung des Andreas untersuchen, und wenn Johanna schuldig befunden werde, so sollte das Reich Neapel dem ungarischen König übergeben werden, im entgegengesetzten Falle aber der Königin Johanna verbleiben. Dadurch ward die Entscheidung über Neapel in die Hände des Pabstes gegeben. Übrigens ließ Ludwig von Ungarn bei seinem Abzuge den deutschen Söldnerhauptmann Konrad von Wolfhart, den Johanniter-Prior Fra Morialis und seine Ungarn in den von ihm besetzten Plätzen des Neapolitanischen zurück.

Johanna gerieth unmittelbar nachher in große Verlegenheit, weil sie eines Theils durch Verletzung der 1348 eingegangenen Verpflichtungen in der Provence Unruhen hervorgerufen hatte, und weil anderes Theils Pabst Clemens VI. in seinen letzten Tagen Reue über seine treulose Justiz empfand, und endlich den Mord des Andreas ernstlich untersuchen lassen wollte. Sie beschwichtigte die provenzalischen Herren durch Nachgiebigkeit, aus den Gefahren eines peinlichen Prozesses aber ward sie auf eigene Weise gerettet. Die Kardinäle halfen nämlich sich und ihr damit, daß sie den Teufel zu Hülfe riefen. Johanna mußte vorgeben, ihr Gemahl sei ihr durch Zauberei verhaßt gemacht worden, und sie sei besonders in der Nacht seiner Ermordung behext gewesen; auf diese theologische Rechtfertigung hin erklärten die theologischen Richter sie für unschuldig. Ludwig von Ungarn ließ sich die Entscheidung der Kardinäle gefallen, und suchte sich nur einige Vortheile zu wahren. Er schloß im Oktober 1351 mit dem Pabste eine politische Übereinkunft, welche sieben Monate später in einen förmlichen

Frieden verwandelt ward, und ihm gegen die Aufgebung des Königreichs Neapel die Stadt Salerno und das Castel St. Angelo als Privateigenthum verschaffte. Nachher ließ Clemens VI. Johanna und ihren Gemahl, Ludwig von Tarent, durch einen Legaten in Neapel krönen; doch mußte sich Ludwig dabei die Verfügung gefallen lassen, daß, wenn seine Gemahlin kinderlos stürbe, das Reich an die Erben seiner Schwägerin Maria übergehen solle. Der deutschen Söldner, welche nach dem Abzuge der Ungarn im Besitze vieler Städte und Burgen geblieben waren, sowie des Johanniter-Priors Fra Morialis entledigte man sich durch Geld. Es fehlte zwar in Neapel auch nachher an Unruhen und an Fehden mit den Großen und Prinzen nicht; doch behauptete Ludwig von Tarent die Herrschaft bis an seinen Tod (1362). Die wichtigste Begebenheit seiner Regierung war ein Angriff auf Sicilien, in welchem Lande nach dem frühen Tode des Königs Ludwig (1355) dessen Bruder, Friedrich III., die Herrschaft erhalten hatte. Die Neapolitaner benutzten einen Aufstand der Stadt Messina, um wo möglich die Insel wieder zu erobern, und hatten so viel Glück, daß Johanna sich in Messina krönen lassen konnte; bald nachher vereitelte aber eine einzige blutige Niederlage alle ihre Hoffnungen. In der Provence hatten Johanna und Ludwig von Tarent ihre Noth mit den Compagnieen oder Söldnerbanden, welche damals im südlichen Frankreich ebenso, wie in Italien, hausten, und unter deren Führer sich zwei, der sogenannte König der Compagnieen, Seguin von Bardesol, und Arnold von Cervole oder, wie er genannt ward, der Erzpriester von Vergins, besonders berühmt machten. Diese Banden übten jede Art von Raub und Erpressung, und waren allen Truppen, welche Ludwig von Tarent gegen sie aufbot, überlegen; selbst der Pabst mußte sich vor ihnen demüthigen. Er empfing, als der Erzpriester Avignon bedrohte, den Räuber wie einen Prinzen, ließ ihn mit sich und den Kardinälen speisen, ertheilte ihm völlige Absolution und kaufte ihn mit vierzigtausend Thalern ab.

Der Pabst Clemens VI. hatte bei den Verwirrungen im neapolitanischen Reich seinen Zweck, sich als Oberlehensherr desselben geltend zu machen, völlig erreicht. Er hatte auch in Deutschland endlich obgesiegt, da Ludwig's den Baiern Nachfolger, Karl IV., so

sehr seine Kreatur war, daß er als König von Arelate den Kauf von Avignon bestätigen mußte, und sich auch der um dieselbe Zeit erfolgten Abtretung der Dauphins an die französische Krone nicht widersetzen durfte. Clemens selbst war ganz und gar der Sklave seiner Geliebten, der Vicomtesse von Türenne, und der Hof des Oberhauptes der Kirche zeigte eine Sittenlosigkeit, deren Beispiel auch in anderen Gegenden den Klerus ermuthigte, den göttlichen und weltlichen Gesetzen Hohn zu sprechen. Petrarcha und die frömmsten Anhänger der römischen Kirche, welche Augenzeugen der vom Pabste gegebenen Ärgernisse waren, schildern uns die Hofhaltung und das Leben in Avignon, die Schwelgerei und Üppigkeit des Pabstes und seiner Geliebten mit denselben Farben, mit denen die jüdischen Propheten die Gräuel Babylon's geschildert haben. Unter Clemens VI. wurden auch die Damen im päbstlichen Palast zugelassen, Johanna von Neapel und ihre leichtfertige Begleitung machten bei den Kardinälen einen ungemein großen Eindruck, alles lose Volk und alle galanten Weiber von Südfrankreich sammelten sich in Avignon, und der Aufwand, die Pracht, die Sinnlichkeit des päbstlichen Hofes wurden damals zum Sprichwort. Dagegen erlosch der Glanz der alten Hauptstadt der Welt immer mehr, und die Römer horchten deshalb mit verdoppelter Aufmerksamkeit auf die rednerischen Elegieen eines Petrarcha und Rienzi über den Untergang der zum Sitz der geistlichen Herrschaft erkorenen Stadt. Clemens VI. entzog den Römern sogar einen Theil der Vortheile, die ihnen eine geistliche Speculation des Pabstes Bonifacius VIII. gebracht hatte. Bonifacius hatte nämlich 1300 zum ersten Male ein sogenanntes Jubeljahr verkündigt, oder mit anderen Worten einem jeden, der im Laufe dieses Jahres die Kirchen in Rom besuchen würde, völligen Ablaß versprochen. Dadurch waren Tausende aus allen Ländern Europa's nach Rom gelockt worden, wo man sie unter allen möglichen Vorwänden dahin gebracht hatte, daß sie die Hoffnung künftiger Seligkeit mit irdischem Gold und Silber recht theuer bezahlten. Clemens ließ nun durch seine Theologen aus den Büchern Mosis nachweisen, daß der Pabst das Recht habe, dieses Jubeljahr, welches nach Bonifacius Verordnung in jedem Jahrhundert einmal Statt finden sollte, alle fünfzig Jahre halten zu lassen, und entbot dann die Christen auf das Jahr 1350

nach Rom. Er ließ Briefe in alle Welt ausgehen, schickte seine Legaten an alle Fürsten, und zog eine solche Menge Menschen nach Rom, daß die uns überlieferten Angaben über die Zahl der täglich dort eintreffenden Pilger ins Unglaubliche steigen. Wenn übrigens auch die Nachricht, daß damals eine Million achtmalhunderttausend Menschen nach Rom gewallfahrtet seien, gewiß sehr übertrieben ist, so war doch jedenfalls die Zahl der Pilger erstaunlich groß. Jedes Haus der Stadt ward zur Herberge, Hunderte mußten unter freiem Himmel übernachten, täglich wurden einige Menschen im Gedränge erdrückt, und der Preis der Lebensmittel ging von Monat zu Monat mehr in die Höhe. Am zahlreichsten suchten die guten Deutschen und die rohen Ungarn die Vergebung ihrer Sünden in Rom, und die schlauen Italiäner können sich in ihren Chroniken einer fein versteckten Ironie nicht enthalten, wenn sie von der ihnen schon damals auffallenden und lächerlichen wahren und aufrichtigen Andacht beider Völker reden. Der Pabst Clemens, dessen Stelle bei der Ablaß-Ertheilung in Rom der Kardinal Hannibal von Ceccano vertrat, eignete sich auf Unkosten der Römer einen großen Theil der den frommen Seelen abgenommenen Schätze zu. Die Pilger besuchten nämlich entweder alle oder doch wenigstens die vornehmsten Kirchen der Stadt, und ließen in jeder ein Stück Geld als Opfer zurück; diese Spenden wurden auf Befehl des Pabstes in drei Theile getheilt, von welchen nur einer den Kirchen blieb, der zweite aber nach Avignon geschickt und der dritte für den Krieg, welchen Clemens in der Romagna führen ließ, bestimmt ward. Dieses Verfahren konnte freilich dem päbstlichen Legaten keine große Achtung in Rom verschaffen, zumal da die auf Rienzi's Vertreibung erfolgte Wiederherstellung der alten Anarchie dem Pabste überhaupt keinen Nutzen gebracht hatte. Der Legat mußte mehr als einmal den republikanischen Trotz der Römer empfinden, er ward sogar einst gesteinigt, und konnte sich nur mit Klagen über den Bettelstolz des römischen Volkes helfen, wobei er dann die naive Bemerkung aussprach, er möchte lieber der niedrigste Priester in Avignon, als ein vornehmer Prälat in Rom sein, und der heilige Vater werde bei einem solchen Betragen schwerlich Lust bekommen, nach Rom zurückzukehren. Am Ende ward Hannibal sogar vergiftet.

Nach dem Jubeljahr herrschte in Rom und im ganzen Kirchenstaat wieder völlige Anarchie. In der Stadt befehdeten sich die Colonna und Orsini auf den Straßen, außerhalb kämpften die kleinen Tyrannen mit einander und mit dem päbstlichen Heere. Sie riefen einen Malatesta, einen Fra Morialis und den fürchterlichen Werner mit ihren Banden herbei, und der Letztere ließ sich damals seinen berüchtigten kostbaren Wappenrock anfertigen, auf welchem die Worte standen: „Ich bin Herzog Werner, der Anführer der großen Compagnie, der Feind Gottes, des Mitleids und des Erbarmens.“. Im Jahre 1353 ward die Verwirrung noch durch eine in ganz Italien herrschende Theuerung vermehrt, und das allgemein verbreitete Gerücht, daß die beiden in Rom regierenden Senatoren, Stephanello Colonna und Berthold Orsini, die Noth zu Kornspeculationen benutzten, veranlaßte einen förmlichen Aufstand des römischen Volkes; sechs Monate lang ward Tag für Tag in den verrammelten Straßen der Stadt blutig gestritten. Das Volk diente aber auch diesmal den Großen als Werkzeug ihrer Herrschsucht, bis es endlich zur Einsicht kam und für sich selbst sorgte. Es richtete eine neue demokratische Regierung ein, und ernannte einen Slavonier, den Senatsschreiber Baroncelli, zum Haupte derselben oder, wie sein Titel war, zum Tribun. Um diese Zeit schickte der Nachfolger des 1352 gestorbenen Pabstes Clemens, Innocenz VI., welcher den festen Vorsatz hatte, Rom gegen die Anarchie und gegen die geniale Ritterschaft der Stadt sicher zu stellen, einen Legaten mit großen Geldsummen und mit einer sowohl in geistlichen als in weltlichen Dingen ganz ungewöhnlichen Vollmacht nach Italien. Dieser Legat war der Spanier Aegidius Albornoz, welcher lange Zeit als weltlicher Rittersmann mit großem Ruhme gegen die Saracenen gefochten hatte, dann in den geistlichen Stand getreten, und auch noch als Erzbischof von Toledo und als Kardinal so rüstig und glücklich in den Waffen gewesen war, daß der König von Castilien sich über die Abberufung seines besten Streiters gegen die Ungläubigen heftig beschwerte. Albornoz sammelte ein Heer, verschaffte sich die Unterstützung des toscanischen Bundes, begann einen glücklichen Kampf mit den Tyrannen im Kirchenstaat, vertrieb Malatesta und seine Bande aus der Mark Ancona, und bewog auch die Römer, deren

Volksobrigkeiten den Colonna und Orsini nicht gewachsen waren, dem Pabste aufs neue zu huldigen. Doch wurde das päbstliche Ansehen in Rom dadurch nur wenig vermehrt. Albornoz beschloß deshalb, sich gegen die römischen Großen des drolligen Redners Cola Rienzi zu bedienen, welchen Innocenz zu diesem Zwecke aus der Dunkelheit hervorgezogen und wieder nach Italien geschickt hatte. Rienzi erhielt den Titel eines Senators, warb eine deutsche Bande, und wurde, bis er an der Spitze derselben in die Stadt einzog, von dem römischen Pöbel, deren ächter Repräsentant er in jeder Hinsicht war, mit Jubel empfangen. Rienzi's Biograph, sein Zeitgenosse und Landsmann, vergleicht seinen Einzug boshafter Weise sogar mit dem Einzuge Christi in die heilige Stadt der Juden; er bemerkt, hier wie dort hätte das Volk Kleider und Palmen gestreut und den Einziehenden als Gebenedeiten des Herrn begrüßt, hier wie dort hätte es ihn nachher seinem Schicksale überlassen.

Der Tribun hatte sich in Prag und in Avignon an Schwelgerei gewöhnt, er war dick und fett geworden, blühte nach dem Ausdruck seines Biographen wie eine Rose, und hatte mit dem Titel auch die Sitten der Senatoren angenommen. Seine Macht war daher bei der Rolle, die er jetzt zu spielen begann, nicht mehr auf die Gunst des Volkes, sondern gleich der aller anderen italiänischen Tyrannen auf Miethlinge gegründet, und der zum Schreiben, nicht zum Fechten erzogene ehemalige Notarius hatte nicht einmal, wie die anderen wüsten und genialen Herren, Ansehen und Achtung bei seinen eigenen Trabänten. Auch konnten seine Söldner nur auf Kosten der Römer unterhalten werden, und der Mann des Volkes wurde auf diese Weise bald dahin gebracht, daß er, um sich zu behaupten, das Volk, das er hätte schützen sollen, bedrücken und fremden Miethlingen preisgeben mußte. Er hatte daher auch schon lange vor dem Ende des laufenden Jahres (1354) seine neue Rolle ausgespielt. Gleich anfangs versuchte er sich vergebens gegen Stephanello Colonna, der in dem festen Palestrina lag und dem verächtlichen neuen Senator Hohn sprach; er konnte nämlich im Kampfe mit einem persönlich sehr tapferen Feind seine Söldner nur durch praleriſche Declamationen, nicht durch sein Beispiel ermuntern, und mußte deshalb die Belagerung jener

Stadt nach acht Tagen mit Schimpf und Schande aufgeben. Als er nach Rom zurückgekehrt war, ergriff er, um seiner Geldverlegenheit abzuhelfen, ein Mittel, das ihm den Haß und die Rachgier der furchtbarsten Menschen zuzog. Der schreckliche Johanniter-Prior Fra Morialis kam damals nach Rom, wo sich zwei Brüder desselben befanden, beschuldigte den Tribun, daß er ihn und diese um vieles Geld gebracht habe, und drohte sich selbst Recht zu verschaffen. Rienzi eilte, ihm durch einen abscheulichen Streich zuvorzukommen. Er ließ den Prior unter der Anklage, daß er ihm nach dem Leben getrachtet habe, verhaften, im Kerker schrecklich foltern und dann hinrichten. Auf diese Weise erlitt Fra Morialis freilich die Strafe, die er durch unerhörte Grausamkeiten und Verbrechen verdient hatte, aber er erlitt sie für ein Vergehen, an welches er höchstwahrscheinlich nicht einmal gedacht hat. Rienzi bemächtigte sich seiner Schätze, und verwendete sie auf die Errichtung eines stehenden Söldnerheeres. Gleich darauf unternahm er einen zweiten Zug gegen Palestrina, welcher ebenso endigte, wie der erste. Nachher führte er im Druck seiner eigenen Lage ein recht klägliches Leben: er durfte, wie sein Biograph sich ausdrückt, an nichts Anderes denken, als wie er seine Soldaten ernähren sollte, mußte zu diesem Zwecke die ersten Lebensbedürfnisse des großen Haufens besteuern, und sah sich, da es natürlich nicht an Verschwörungen fehlte, zu Einkerkerungen, zu Hinrichtungen und zu allen anderen Mitteln eines ohne Rücksicht auf das Volk herrschenden Despoten genöthigt. Endlich ward er ein Opfer seiner Ohnmacht und Unfähigkeit. Er wollte einige seiner Hauptleute, die ihm verdächtig geworden waren, aus Rom entfernen, diese reizten das Volk auf, und der Tribun sah sich eines Morgens, als er noch im Bette lag, ganz unerwartet von einer tobenden Menge belagert. Unter dem damals in den Staaten Italiens bei jeder neuen Revolution gewöhnlichen Geschrei: Es lebe die Freiheit! Es sterbe der Verräther! umzingelte das Volk seinen Palast. Vergebens bot Rienzi seine Beredsamkeit und seinen Volkswitz auf, um die tobende Menge zu beruhigen; seine Rechtfertigung wurde kaum angehört. Zwar konnte das Volk in den befestigten Palast nicht eindringen, es zündete aber rings herum Feuer an, um ihn in demselben zu verbrennen. Rienzi suchte sich unter

einer Verkleidung zu retten, ward erkannt und mit vielen Stichen getödtet (8. September 1354). Was der närrische Tribun zum Besten des Pabstes nicht zu Stande zu bringen vermocht hatte, das suchten Petrarcha und der Pabst unmittelbar nachher durch den deutschen Kaiser Karl IV. auszurichten, der des Einen Freund und des Anderen Kreatur war. Karl's Unternehmungen in Italien stehen aber mit der deutschen Geschichte in Verbindung und können daher erst weiter unten berichtet werden; hier müssen wir dagegen noch erwähnen, auf welche Weise in jener Zeit die Visconti ihre monarchische Gewalt in Mailand befestigten.

Dort hatte bereits Azzo durch Geld und Miethlinge, durch Schlauheit und Arglist oder, wie seine Landsleute die Sache ansahen und bezeichneten, durch glückliche Politik und weitblickende Staatsweisheit die Herrschaft seiner Familie neu und fester, als je zuvor, gegründet (s. oben S. 162). Er breitete sich zugleich in der Lombardei und selbst jenseit der Apenninen nach Toscana hin aus. Dabei blieb er von der bei den italiänischen wie bei den altgriechischen Tyrannen gewöhnlichen Raubsucht und Grausamkeit frei, obgleich er allerdings am Mord seines Oheims Marcus Antheil gehabt hatte. Bei seinem Tode (1339) folgten ihm seine beiden Oheime Luchino und Johann, von welchen der Letztere 1342 zu seinem Bisthum Novara auch noch das Erzbisthum Mailand erhielt; doch theilte Johann die weltliche Regierung nur dem Namen nach mit seinem Bruder. Wenige Tyrannen waren grausamer, treuloser, in rohen Genüssen ausschweifender und im Ausüben von Verbrechen genialer, als Luchino, und doch hat auch er, wie die Tyrannen des alten Griechenlands und wie in unseren Tagen Mehemet Ali von Egypten, sehr geistreiche, durch gelehrte Kenntnisse, Poesie und Beredsamkeit berühmte Lobredner gefunden; denn auch er beschäftigte sich, wie Phalaris und die beiden Dionysius (s. Th. I. S. 252 f. u. Th. III. S. 315 ff.), mit Philosophie, Poesie und Kunst, und beschenkte die Freunde der damals in Italien neu aufblühenden Wissenschaften des Alterthums. Wenn man aber die Thatsachen aus dem Leben dieses Tyrannen mit der Darstellung jener sophistischen Lobredner vergleicht, die ihn als großmüthigen Kenner und Beförderer der Wissenschaft und als einen gar thätigen und vorsichtigen Regenten preisen, so schaudert

man mit Rousseau vor den Gelehrten und ihrer Weisheit. Luchino besaß alle Talente eines schlauen Staatsmannes und eines genialen, philosophisch gebildeten großen Herrn, den weder Rücksichten der Moral noch die Bedenklichkeiten des in niederen Verhältnissen lebenden Privatmannes zurückhalten, und mit seiner grausamen Strenge und orientalischen Gerechtigkeitspflege schaffte er, was damals in ganz Europa selten war, Sicherheit der Straßen und des Verkehrs, bändigte den Übermuth und Frevel der Großen, und schützte den materiellen Wohlstand seiner Unterthanen; man braucht aber nur sein Verfahren gegen Franz von Posterla und gegen seine eigenen Neffen zu beachten, oder auch nur zu erfahren, daß er, wie Phalaris und Dionysius der Ältere, sich ängstlich in seinem Kabinette bewachen und durch zwei ihn stets begleitende Bluthunde jeden, der ihm missiel, zerreißen ließ, um die Genialität dieses gerühmten Regenten und die Natur seiner Regierung richtig beurtheilen zu können. Franz von Posterla, welcher freilich zu Azzo's Zeit manchen Mord begangen und manchen Frevel geübt hatte, besaß zu seinem Unglück eine durch ihre Schönheit berühmte Gemahlin. Diese reizte Luchino's Begierde, vor welcher kein Weib sicher war, sie widerstand aber der Verführung des Tyrannen, und nun übte Luchino rohe Gewalt gegen sie. Ihr Gemahl stiftete, um sich zu rächen, eine Verschwörung, ward verrathen, und entfloh nach Avignon. Dorthin wurden ihm nicht nur Spione und Banditen nachgeschickt, sondern Luchino ließ auch, um ihn wieder nach Italien zu locken, im Namen des in Verona herrschenden Scala falsche Briefe schreiben, und überredete die Regierung von Pisa, sein Werkzeug zu werden und dem Unglücklichen die Aufnahme in ihrer Stadt zuzusichern. Kaum war der Betrogene in die Schlinge gegangen, so erlangte Luchino von den schmutzigen Handelsleuten durch einen vortheilhaften Tractat die Auslieferung seines Feindes. Diesen ließ er dann mit allen seinen unschuldigen Verwandten öffentlich hinrichten. Noch grausenhafter war des Tyrannen Verfahren gegen die Söhne seines Bruders Stephan, auf denen wenigstens nicht, wie auf Franz von Posterla, der Vorwurf von Verschwörung und von Frevelthaten ruhte. Sie erweckten bei ihrem Oheim Besorgniß wegen der Nachfolge seiner eigenen Kinder, und er verfolgte sie deshalb mit

unerhörter Grausamkeit. Dabei bot ihm der Pabst Clemens VI. die Hand, weil ihr Vater ein besonderer Freund Ludwig's des Baiern gewesen war. Einer von ihnen, Matthäus, der mit Philipp Gonzaga's Tochter vermählt war, schonte Luchino aus Rücksicht auf diesen Tyrannen; die anderen Beiden aber, Barnabas und Galeazzo II., verfolgte er überall hin, so daß sie unter fremden Namen außer Italien herumirren und theils aus Armuth, theils aus Furcht, ausgekundschaftet zu werden, von einander getrennt im Elend leben mußten. Der Pabst ließ sich aus Feindschaft gegen den Kaiser Ludwig dazu gebrauchen, sie nicht nur in den Bann zu thun, sondern auch jede Ehe, die sie schließen würden, für ungültig zu erklären, und ihnen im Voraus das Begräbniß zu versagen.

Luchino starb 1349, wahrscheinlich vergiftet von seiner üppigen und leichtsinnigen Gemahlin, die ihn durch ihr ärgerliches Betragen auf einer Wallfahrt nach Venedig tief gekränkt hatte und dann seiner Rache zuvorkam. An seine Stelle trat der Erzbischof Johann Visconti, der bisher nur die geistliche Regierung geführt hatte. Dieser verdrängte die Söhne Luchino's, von denen übrigens nur ein zweijähriges Kind ehelich war, nahm dagegen die so grausam verfolgten Söhne Stephan's in besonderen Schutz, und behandelte sie als künftige Erben der Visconti'schen Herrschaft. Barnabas ward mit einer Tochter Mastin's della Scala, Galeazzo mit der durch ihre Schönheit berühmten Blanca, einer Tochter des Grafen von Savoien, vermählt. Luchino hatte übrigens die Herrschaft des Hauses Visconti sehr erweitert, und sein Nachfolger gebot mit königlicher Macht über das schönste und reichste Land in Europa. Er herrschte von Vercelli, Alba und Alessandria an bis nach Parma und Brescia hin, gelangte ein Jahr nach seines Bruders Tod, auch zum Besitz von Bologna, und vereinigte also unter seinem Scepter die Gegenden und Städte, von welchen damals Kunst, Wissenschaft, Civilisation und Handel aller europäischen Reiche ausging. In Bologna hatte sich nach der Vertreibung des Kardinals Bertrand von Poggetto (s. S. 187) die Familie Pepoli der Herrschaft bemächtigt; im Jahre 1350 gerieth diese aber durch unglückliche Kämpfe in solche Geldnoth, daß sie die Stadt insgeheim an Johann Visconti verkaufte. Die Bürger von Bologna, welche den ganzen Hergang erfuhren, wollten zwar

durchaus nicht verkauft sein, sie tobten und schrieen; die Popoli hatten aber Einfluß genug, die Erwählung Johann's zum Herrn der Stadt durchzusetzen, und dieser, der einem entfernten Verwandten seines Hauses, Johann von Oleggio, die stellvertretende Verwaltung in Bologna übertrug, schickte eine gehörige Zahl Truppen dahin, um die neue Erwerbung zu behaupten. Auch der Zorn des Pabstes gegen einen Erzbischof, der auf solche Weise das Eigenthum der Kirche an sich reiße, ward leicht beschwichtigt. Johann war unermeßlich reich, der Pabst bedurfte, da er gerade damals den Kardinal Albornoz nach Italien schickte, große Summen, und seine Umgebung war, wie Johann wohl wußte, für Geld feil. Durch Bestechung derselben und durch eine dem Pabste bezahlte Summe von zweimalhunderttausend Goldgulden erhielt Johann ein Diplom, in welchem ihm der Besitz von Bologna zuerkannt ward.

Seit dieser Übereinkunft mit dem Pabste war von den Söldnerschaaren, welche die Visconti in ihren Diensten hatten, in der Romagna kein Gebrauch mehr zu machen; Johann schickte sie also nach Toscana, um dort Eroberungen zu versuchen. Toscana war das einzige Land Italiens, wo die Guelfen völlig die Oberhand hatten. Dies verdankten sie den Florentinern, deren Stadt, was auch immer Dante dagegen vorbringen mag, doch seit dem Anfange des Jahrhunderts durch den Guelfismus Größe und Macht erlangt hatte. Das Vordringen der Visconti'schen Miethlinge setzte die Florentiner in Schrecken, und bewog sie, bei dem deutschen Kaiser Hülfe zu suchen. Sie boten ihm viel Geld an, damit er seinen Römerzug mache, und Petrarcha unterstützte ihr Ansuchen durch dringende rhetorisch-poetische Briefe. Dieser Schritt der Florentiner, welche sonst die heftigsten Feinde des Kaiserthums waren, würde unerklärlich sein, wenn man nicht bedächte, daß der damalige deutsche Kaiser, Karl IV., ein Freund ihres Landsmannes Petrarcha und die demüthige Kreatur des Pabstes war, und daß derselbe nicht wie Dante's Ideal, Can della Scala, um der Weisheit und Tugend willen Geld und Gut verschmähte (s. Th. VII. S. 387), sondern vielmehr für Geld und Gut die kaiserliche Ehre und die Rechte des Reiches hingab. Die Verbindung der Florentiner mit dem deutschen Kaiser und der geringe

Erfolg, den der kostspielige Krieg hatte, bewogen Johann von Oleggio schon im Anfange des Jahres 1353, mit den toscanischen Republiken Frieden zu schließen. Unmittelbar nachher zeigte sich für ihn und für das Haus Visconti eine bessere Gelegenheit, die Söldnerbanden zu gebrauchen, da die Umstände die Aussicht gewährten, auch Genua mit dem Reiche der Visconti vereinigen zu können.

Genua war, seitdem die Florentiner Pisa verdunkelt hatten, die einzige See- und Handelsmacht, welche mit Venedig wetteifern konnte. Es hatte bedeutende Rhedereien, und vermiethete an Frankreich, zuweilen selbst an England, sowie an Neapel und andere Staaten ausgerüstete Kriegsgaleeren; es übte und vermiethete Tausende von trefflichen Bogenschützen; es hatte endlich blühende Colonieen und Factoreien am schwarzen und mittelländischen Meer, und beherrschte Korsika nebst einem großen Theil von Sardinien; es war aber seit einigen Jahren in einen vernichtenden Seekrieg verwickelt. Die Nebenbuhler der Genuesen, die Venetianer, hatten sich nämlich zuerst mit den Griechen und den im ganzen mittelländischen Meere furchtbaren Cataloniern (s. S. 111) vereinigt, und bedrohten den Handel und die Colonieen von Genua. Diese Republik bot alle ihre Kräfte gegen sie auf, und man erstaunt über die Menge von Menschen, Schiffen und Geld, welche Genua damals jährlich aufbrachte, um die See zu behaupten. Die Genuesen erfochten einen glänzenden Sieg im griechischen Meere, und wagten darauf, die Venetianer in ihren Lagunen aufzusuchen. Jetzt vereinigten sich diese aber mit dem König Peter IV. von Aragonien, der den Genuesen Sardinien zu entreißen hoffte, und ihre Flotte erschien unter Nicolo Pisani an der sardinischen Küste, um in Verbindung mit der aragonischen die Genuesen anzugreifen. Diese hatten sechzig große Kriegsgaleeren ausgerüstet und die ganze Jugend ihrer Stadt nebst der Blüthe ihres Adels aufgeboten, um dieselben zu bemannen und die Zahl der Bogenschützen zu vermehren; ihre Feinde waren ihnen aber an Zahl der Schiffe um das Doppelte überlegen, und ihr Admiral that, als es im August 1353 zur Schlacht kam, seine Schuldigkeit nicht weil es ihm entweder an Muth oder an Geschicklichkeit fehlte. Er ergriff gleich anfangs mit neunzehn Schiffen die Flucht, und die

Genuesen erlitten eine furchtbare Niederlage: dreißig ihrer Schiffe wurden mit einigen tausend angesehenen Genuesen vom Feinde genommen, die übrigen in den Grund gebohrt. Der Schlag war um so härter, da zu gleicher Zeit auch die inneren Unruhen in Genua wieder ausbrachen. Unmittelbar darauf unterwarf sich die Stadt dem Beherrscher von Mailand, Johann Visconti. Über den eigentlichen Hergang dieser Sache weichen die uns überlieferten Nachrichten von einander ab; nur darin stimmen dieselben überein, daß die Ghibellinen in Genua zuerst den Gedanken faßten, die Visconti aus Mailand herbeizurufen, und daß die Herren in der Stadt, welche die Sache zu Stande brachten, Geld von Johann Visconti erhielten. Übrigens ward Genua nicht unbedingt, sondern nur unter einem gewissen Vorbehalt dem Erzbischof und Beherrscher von Mailand übergeben. Die mailändische Besatzung, welche Genua damals erhielt, rettete den Staat; denn dieser wurde dadurch nicht blos von der doppelten Gefahr innerer Unruhen und auswärtiger Angriffe befreit, sondern Johann Visconti lieh auch der Stadt große Geldsummen, und versorgte sie, da die gewöhnliche Zufuhr zur See abgeschnitten war, von der Landseite her. Die Erweiterung der mailändischen Herrschaft und die Verbindung der genuesischen Seemacht mit dem starken Heere von Miethstruppen, welches Johann Visconti unterhielt, bewog die Venetianer, Alles aufzubieten, um einen Bund aller Fürsten Oberitaliens gegen Mailand zu Stande zu bringen. Wirklich gelang es ihnen auch im Juni 1354, diesen Bund zu schließen. Die Feindseligkeiten begannen darauf sogleich; im Oktober 1354 starb aber Johann Visconti, und dies änderte plötzlich die ganze Lage der Dinge.

8. Geistescultur und Literatur der letzten Zeiten des Mittelalters, Anfang der neueren Bildung.

1. Letzte Bildungsversuche des Mittelalters auf altem Wege.

A. Geschichtschreibung diesseit der Alpen.

Wir haben ausdrücklich von dem, was in Italien für die Geistesbildung des Mittelalters geschah, keine Erwähnung gethan, weil wir in dieser Abtheilung unserer Übersicht der Bildungsge-

schichte zu zeigen gedachten, daß man in Italien früher als in anderen Ländern den Weg einschlug, der zur neuen Civilisation führte. Es wurden dort die Überbleibsel der altrömischen Cultur, sowie die aus dem Christenthum, aus dem Orient, aus dem Cultus der Kirche und aus der Poesie der germanischen, keltischen, scandinavischen, arabischen Stämme zu einem neuen Ganzen gebildet, welches im fünfzehnten Jahrhundert vollendet dastand; wir müssen daher hier die Anfänge bezeichnen. Ehe wir indessen zu den Wirkungen der Kreuzzüge, des Zusammenhanges mit Constantinopel und mit dem ganzen Orient, des Studiums der Alten in Italien übergehen, müssen wir noch andeuten, was in dem Jahrhundert, dessen Geschichte in diesem Band erzählt wird, unabhängig von italiänischer Hülfe geleistet ward.

Die Ritterpoesie hatte, wie wir im vorigen Bande erzählt haben, im dreizehnten Jahrhundert in Deutschland ihre höchste Höhe erreicht gehabt, sie war dort in den Meistergesang übergegangen, von dem wir, weil wir nur von fortschreitender Cultur reden wollen, nicht handeln können. Die Poesie stand also stille, weil, was nicht fortschreitet, zurückgeht; Geschichte und Philosophie des Mittelalters dagegen machten noch einige Fortschritte, obgleich die Philosophie ihren scholastischen Charakter überall behauptete. Die Geschichte behielt dagegen in Deutschland allein auch im vierzehnten Jahrhundert das lateinische Gewand, in allen anderen Ländern, etwa England ausgenommen, ward sie in der Muttersprache behandelt und dadurch national. Man versuchte zwar auch in Deutschland etwas Ähnliches; aber diese Versuche haben nur für den Forscher Interesse, das Volk lassen sie kalt.

Wir wagen nicht, unseren Lesern von den zahlreichen Chroniken und Compilationen in lateinischer Sprache zu reden, aus denen die deutsche Geschichte von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an geschöpft werden muß; sonst würde sich leicht im Einzelnen und am Einzelnen nachweisen lassen, daß alle die Mönche und Juristen, welche unsere trübseligen Reichsgeschichten aufzeichneten, vom eigentlichen Zweck und Wesen der Geschichte als bildender Wissenschaft auch nicht einmal eine Ahnung hatten. Dies wird man am besten lernen können, wenn man das, was über die Kaiser, welche, wie Heinrich VII., Ludwig der Baier und Karl IV., in Italien

erschienen, von Italiänern berichtet wird, mit dem vergleicht, was die Deutschen berichten.

Seit Otto von Freisingen, der ein eben so gründlicher Philosoph als tüchtiger Geschichtschreiber war (s. Th. VII. S. 343 f.), geht die zusammenhängende Geschichte, die durch einen Begriff vereinigt wird, ganz aus. An Nachrichten, Notizen, Documenten fehlt es nicht, wohl aber an gesundem und kritischem Urtheil. Dies gilt nicht blos von den in lateinischer Sprache geschriebenen Chroniken, sondern auch von den beiden einzigen Büchern, die wir noch allenfalls nennen dürfen, wenn von deutscher Geschichte, die in deutscher Sprache geschrieben ist, die Rede ist. Diese beiden Bücher wurden am Ende des vierzehnten Jahrhunderts verfaßt und werden oft genannt, aber wenig oder gar nicht gelesen. Das Eine ist unstreitig den Forschern der Geschichte deutscher Städte, ihrer Verfassungen und Streitigkeiten, sowie den Freunden der Nachrichten und Notizen über Particular- und Provinzialgeschichte wichtig genug; wer aber den Menschen in der Geschichte sucht und nicht den Spiesbürger, legt das Buch unzufrieden aus der Hand. Die beiden Bücher, die wir meinen, sind des Jakob Twinger von Königshofen Straßburger und Elsasser Chronik und des Ritters Eberhard von Windeck im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts geschriebene Geschichte des Kaisers Siegmund. Beide Bücher haben, wie eine Limburger und eine Berner Chronik aus derselben Zeit, für den Forscher deutscher Sprache und Geschichte große Wichtigkeit, auf Volksbildung konnten sie nicht einwirken, philosophisch oder poetisch konnten sie niemand anregen. Von ihren Verfassern hat der Eine nur das bürgerliche, der Andere nur das ritterliche Interesse seiner Zeit und der gnädigen Herren, bei denen er sich herumtreibt, im Auge.

In Spanien suchte man schon seit dem dreizehnten Jahrhundert der Geschichte ihren alterthümlichen Charakter und ihre Würde wiederzugeben und sie den Mönchen zu entreißen. König Alphons X., den seine Zeit den Weisen nannte, den wir aber lieber den Gelehrten nennen, welcher als Titularkaiser auch unter uns Deutschen bekannt ist, wollte nämlich Schöpfer der neueren Geschichte werden, wie er unstreitig Schöpfer der neueren Astronomie geworden ist, und unter allen neueren Regenten zuerst daran gedacht hat, seinem

Reiche ein eigenes Gesetzbuch zu geben. Er wollte eine allgemeine Geschichte und eine Geschichte von Castilien auf dieselbe Weise unter seiner Aufsicht verfertigen lassen und an der Arbeit der von ihm vereinigten und besoldeten Gelehrten Theil nehmen, wie dies bei den berühmten Himmelstafeln geschah, die er verfertigen ließ. Er hatte nämlich, wie an einem anderen Orte (Th. V. S. 209) berichtet ward, mit einem im Occident unerhörten Aufwande besonders's maurische und jüdische Gelehrte versammelt, besoldet, belohnt und mit allen Hülfsmitteln versehen, um die astronomischen Tafeln zu verfertigen, die seinen Namen tragen, und ohne welche Tycho de Brahe, Copernicus, Kepler und Gallilei die neuere Astronomie nie würden haben begründen können. Auch für die Chronik Spaniens und für die allgemeine Geschichte, welche Bücher ebenfalls seinen Namen an der Stirn tragen, ließ er mit sehr großem Aufwande alle älteren Annalen und alle Documente sammeln, und stellte eine Anzahl königlich besoldeter Männer an, die unter seinen Augen diese Materialien ordnen, sichten, vergleichen und das Wichtige und Zuverlässige aus ihnen auswählen sollten. Zu der Chronik, welche seinen Namen trägt, schrieb er selbst eine Vorrede, obgleich ausgemacht ist, daß nicht er, sondern seine besoldeten Historiographen die beiden Werke verfaßt haben. Das Resultat entsprach, wie das bei allen Arbeiten bei denen nach einem belebenden Geiste gefragt wird, der Fall ist, dem ungeheueren Aufwande und dem Lärm, den die Lobredner des Königs davon machten, keineswegs: nicht, weil nur ein Theil der großen Geschichte, auf die es abgesehen war, verfertigt ward, denn dies dürfen wir nach den Proben, welche davon übrig sind, keineswegs bedauern, sondern weil die Gelehrten, deren sich Alphons bediente, in ihrer Gattung nicht so bedeutend waren, als die Astronomen, die an seinen Tafeln arbeiteten, in der ihrigen. Nichtsdestoweniger hat Alphons der spanischen Geschichtschreibung durch seine Bemühungen eine Richtung zur altklassischen gegeben, welche in Spanien wie in Italien herrliche Früchte getragen hat. Des Königs spanische Annalen hat nachher der große Annalist von Aragonien, Zurita, den wir den besten Geschichtschreibern der Neueren beizählen, herausgegeben, und Florian d'Ocampo hat sie als ein Hauptwerk der Geschichte seines Vaterlandes noch

einmal drucken lassen. Die allgemeine Geschichte, die den Namen des Königs trägt, und seine Geschichte der nach Palästina gerichteten Züge der abendländischen Christen können in Beziehung auf den Zweck unseres Werkes ganz übergangen werden. Die Frucht der Bemühungen des Königs um Mathematik und Astronomie waren die großen Schifffahrten und Endeckungen der Spanier und Portugiesen im fünfzehnten Jahrhundert; die Frucht seiner Bemühungen um die Geschichte waren klassische, in der Nationalsprache geschriebene historische Werke im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.

Da wir nicht einmal gewagt haben, der deutschen Geschichtschreibung auch durch das spätere Mittelalter Schritt vor Schritt zu folgen, so dürfen wir dies noch viel weniger bei der spanischen versuchen; wir wollen daher blos eines mislungenen Versuchs, die Geschichte in der Manier der alten Römer und Griechen zu schreiben, erwähnen und dann andeuten, wie bald das, was einmal mislungen war, glücklich ausgeführt ward. Wir wählen zu diesem Zweck zwei Männer, von denen der Eine im Anfange, der Andere am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts schrieb, und fügen nachher einen Wink über einen Geschichtschreiber des sechszehnten Jahrhunderts hinzu. Es scheint uns nämlich, als wenn der Großkanzler Castiliens, Peter Lopez de Ayala, gefühlt habe, daß es, um der Geschichte eine praktische Bedeutung und eine Wirkung auf feurige spanische Gemüther zu geben, nöthig sei, seine Landsleute mit der Art und Manier der Alten bekannt zu machen, und daß er deshalb den Livius ins Spanische übersetzte. Die Beurtheilung dieser Arbeit gehört nicht hierher; aber seine eigenen historischen Arbeiten, welche als Quellen der Geschichte betrachtet unschätzbar sind, beweisen, daß es ihm wenigstens selbst nicht gelungen war, spanische Geschichten in der Nationalsprache in Livius Manier zu schreiben. Wir haben von ihm die Geschichte Peter's des Grausamen, Heinrich's II., Johann's I. und Heinrich's III.; man merkt ihm aber an, daß er sich vergebens abquält, den philosophischen oder auch nur den eleganten Geschichtschreiber in seiner Muttersprache zu machen. Was er nicht erreichen konnte, leistete Ferdinand del Pulgar, der am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts schrieb, und den wir weit über Guicciardini setzen würden. Er

ward freilich zur Nationalgeschichte in der Nationalsprache auch durch die großen und glänzenden Thaten seiner Landsleute begeistert, denn er behandelte die Zeit Ferdinand's und der Isabella; aber er zeigte sich der Aufgabe ganz würdig. Seine Geschichte wird allgemein als klassisch anerkannt, und ist immer noch in den Händen der Nation, was wir unter uns von keinem Werke über Nationalgeschichte sagen können. Er ist nicht blos des Styls ganz mächtig, und zeigt nicht blos bei der Darstellung der Ereignisse und beim Lobe der Thaten große Beredsamkeit, sondern seine ganz unbestechliche Treue und Wahrhaftigkeit wird auch von Landsleuten allgemein anerkannt. Er wird noch immer durch neue Auflagen im Andenken der Nation erhalten, deren Livius er oft genannt worden ist. In seine Spuren trat etwas später Diego Hurtado de Mendoza, den man, weil er sich eines gedrängten Styls und eines sententiösen Vortrags befleißigt, oft den Sallust der Spanier nennt (s. Th. IV. S. 163). Dieser schrieb den Krieg, welchen König Philipp II. in Granada führte, ein Buch, das noch immer in Aller Händen ist und als Muster spanischen Styls in unseren Tagen auch in Deutschland gedruckt ward. Hurtado de Mendoza gehört aber nicht hierher, weil er ein ganzes Jahrhundert später lebte.

England und Frankreich erhielten, da in beiden Ländern einerlei Sprache am Hofe, in den Gerichten, im Verkehr der ritterlichen Geschlechter gebraucht ward, im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts an Froissart einen Geschichtschreiber ganz eigener Art, welcher der Gattung der erzählenden Dichter der Ritterzeit viel näher steht, als der Geschichtschreibung der Alten. Die französische Geschichtschreibung in der Muttersprache ward daher, weil Froissart in Aller Händen und Mund war, nicht nach klassischen Mustern umgebildet, sondern man muß die Geschichte der folgenden Zeit bei Schriftstellern suchen, die auf dem Wege fortwandelten, welchen Villehardouin und Joinville betreten hatten (s. Th. VII. S. 346 f.). Froissart's Chronik (Histoire et Chronique de Messire Jean Froissart) enthält alles, was der Verfasser über die Geschichte von England, Frankreich, Belgien und Castilien erfahren hatte. Die Chronik beginnt vom Jahre 1326 und endigt mit dem Jahre 1400, in welchem Froissart starb. Die Eigenthüm-

lichkeit der Erzählungsweise, die Naivität des Verfassers, die Art, wie sich in dem Buche überall der Geist der späteren Ritterzeit und die Natur der Verfertiger der Ritterromane ausspricht, welche die Hauptlecture der Zeit bildeten, macht das Werk Froissart's, das sich außerdem durch Originalität der Sprache auszeichnet, zum Hauptwerk der historischen Literatur des vierzehnten Jahrhunderts diesseit der Alpen. Die Sprache desselben ist nicht ganz so veraltet, als die durchaus unverständlich gewordene Sprache Joinville's, welche ohne die beigefügte neuere Übersetzung nicht verständlich ist, und dabei doch weniger verständlich, als die Sprache der Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts. In Rücksicht der Geschichtserzählung hält sich Froissart in der Mitte zwischen dem kritischen Historiker nnd dem unterhaltenden Erzähler im Kreise galanter Ritter und ihrer Damen. Er ist ganz Kind seiner Zeit, und gibt uns eher Gelegenheit, an ihm und aus ihm ein Bild der Zeit zu entwerfen, als daß er selbst eines für uns entwürfe, oder mit anderen Worten, als daß wir ihm wörtlich folgen und die Dinge in unserer Zeit so nehmen könnten, wie er sie in der seinigen genommen hat. Weil Froissart auf dichterische Weise sich und seine Geschichte mit den von ihm erzählten Begebenheiten und Abenteuern aufs innigste verflochten, und bei jeder Gelegenheit statt allgemeiner historischen Betrachtungen oder Urtheile des kalten Verstandes seine individuellen Empfindungen ausgesprochen hat, so muß man seine Privatgeschichte kennen, wenn man seine Manier richtig beurtheilen will. Er war zwar eigentlich Kanonikus und Schatzmeister der Kirche von Chimay, dabei aber ein lustiger Geselle, der gern trank und gut erzählte, er brachte daher die meiste Zeit in lustigen Gesellschaften zu. In diesen Gesellschaften erzählte man die Geschichten der Zeit, sang Ritterlieder, las Romane von der Ritterwelt, und kümmerte sich um Bibel und Kirche wenig. Schon in seinem zwanzigsten Jahre zeichnete er sich durch sein Talent als Erzähler so aus, daß ihm der Graf von Namur auftrug, die Zeitgeschichte seit dem Treffen bei Poitiers oder Maupertuis (1356) zu sammeln und in dieser Weise romantisch zu erzählen. Das that er dann und überreichte das Buch der Königin von England als unterhaltendes Lesebuch. Wäre diese auch nicht Französin gewesen, so war doch damals in England, wie in Belgien, das

Französische Hof-, Gerichts- und Geschäftssprache, die Königin fand also an dem Buche Behagen. Froissart war außerdem großer Kenner der unzähligen Ritterromane, in deren Styl und Manier er auch die Geschichte seiner Zeit schrieb, und zeichnete sich zugleich durch ritterliche Poesieen aus, es nahm ihn daher 1361 die Königin von England zum Privatsecretär an. Er ward seitdem in alle Geheimnisse der Geschichte, die er schreiben wollte, eingeweiht, und machte sich ein Geschäft daraus, Erkundigungen einzuziehen und über die Ereignisse, die er beschreiben wollte, jedermann zu befragen. Neben der Beschäftigung mit der Zeitgeschichte machte er auch den Hofdichter, und reiste selbst an die Orte und zu den Personen, welche in seiner Geschichte vorkamen, um die Localitäten richtig bezeichnen und die handelnden Personen selbst befragen zu können. Als lustiger Pfaffe, vortrefflicher Erzähler, lockerer und galanter Sänger und guter Trinker ward er an Höfen und bei Rittern gern gesehen. In den Jahren 1367 und 1368 bereiste er seiner Geschichte wegen sogar die italiänischen Höfe, und besuchte besonders Savoyen und Mailand. Nach dem Tode der Königin von England kehrte er anfangs nach Chimay zurück, und wollte sich der Pfarrei annehmen; das behagte ihm aber doch am Ende nicht recht, und er begab sich zu Wenzel von Luxemburg. Wenzel war Minstrel wie Froissard, und dieser setzte aus Wenzel's Gedichten den Roman Meliador oder die Sonnenritter zusammen. Sein abenteuerlicher Sinn führte ihn nachher auch ins südliche Frankreich, wo er zuerst in Blois und Berry verweilte, dann aber nach Foix und in andere Gegenden ging. Dort fand er, wie er uns berichtet, einen Ritter, der ihm für seine Geschichte die wichtigsten Dienste leistete. Der Ritter hatte alle Kriege in jenen Gegenden mitgemacht, er zeigte ihm dort alle historisch wichtigen Localitäten, führte ihn in alle Städte und Schlösser, wo entweder etwas Merkwürdiges vorgefallen war, oder wo einer der Helden seiner Geschichte seinen Sitz hatte. Der Charakter der Geschichten, die er erzählt, hat also die Form und das Unterhaltende der Ritterromane, in denen das Hauen und Stechen und das Ungewöhnliche der Begebenheiten den Zuhörern, deren Rolle Froissart in seinen Erzählungen mehrentheils selbst übernimmt, oft laute Ausrufungen entlockt. Dies geschieht be-

sonders in den ersten Kapiteln des dritten Buches, wo er uns die Erzählungen des erwähnten Ritters wörtlich wiedergibt, wie er sie erhalten hatte. Er sagt uns nämlich, daß er jedes Mal, wenn er mit seinem Ritter ins Nachtquartier gekommen sei, alles aufgeschrieben habe, was ihm von diesem erzählt worden. Er untermischt fortdauernd seine Erzählung mit allen den Ausrufungen und Zeichen der Verwunderung, die er dabei ausgestoßen. Während er sich in Ortez beim Grafen von Foix befand, las er Abends immer aus seinem Meliador oder Sonnenritter vor, wobei ihn der Graf über Stellen und Sätze, die ihm auffielen, befragte. Seine Antworten klärten den Grafen über das Wesen der ritterlichen Dichtung auf, der Graf erzählte ihm dagegen von seinen Kriegen, und Froissart schrieb nieder, was er gehört hatte. Der Herzog von Lancaster, der sich mit seinen Leuten in der Nähe aufhielt, erzählte ihm die Kriege der englischen Herren, und Bastot de Maubion, der sich in den spanischen Kriegen ausgezeichnet hatte, berichtete ihm von den Kriegen der Könige Johann von Castilien und Dionysius von Portugal.

Froissart legt große Bedeutung darauf, daß er alle seine Geschichten unmittelbar aus dem Munde der handelnden Personen vernommen und berichtigt habe. Er rühmt sich daher, daß es ihn viel Geld gekostet habe, seine Geschichten zusammenzubringen; doch hofft er dann bei der Nachwelt (aussi ai-je fait mainte histoire, dont il sera parlé dans la postérité). Er blieb deshalb auch noch, nachdem er eine neue Reise nach Paris gemacht hatte, in steter Bewegung, und reiste an jeden Ort, wo er eine bedeutende Person in irgend einer der von ihm zu erzählenden Geschichten anzutreffen hoffte. Er befindet sich z. B. im Inneren von Frankreich, als er erfährt, daß in den Niederlanden ein Ritter angekommen sei, der von den Kriegen in Portugal genauen Bescheid geben könne, sogleich eilt er nach Middelburg und läßt sich sechs Tage hindurch erzählen. Kaum hat er um 1398 vernommen, daß Friede zwischen England und Frankreich geschlossen ist, als er nach England eilt, um ganz genaue Kunde über die letzten Kriege zwischen England und Irland einzuziehen.

Das ganze Werk allgemeiner romantischer Geschichte seiner Zeit, wie wir Froissart's poetische Chronik in Prosa nennen wür-

den, zerfällt in vier Theile. Diese Theile sind wieder in Kapitel eingetheilt; doch hat der erste dabei noch eine besondere Einrichtung. Das erste Buch geht bis 1379, das zweite bis 1383, das dritte bis 1389, das vierte bis 1400. Im Anfange jedes neuen Buches wird das vorher Erzählte berichtigt, oder doch angeführt, was der Verfasser seit der Bekanntmachung der vorhergehenden Abtheilung zuverlässiger darüber gehört hat.

Wie Herodot die Mythographen und epischen Gedichte (s. Th. II. S. 206), so hat Froissart seine Ritterromane immer im Sinn. Er beginnt die einzelnen Bücher mit einer Art dichterischer Ankündigung, wie die herumziehenden Minstrels, Recitatoren und Wettsänger. Gleich das erste Kapitel des ersten Buchs seiner Chronik beginnt er mit einer allgemeinen Bezeichnung seiner Zuhörer und mit der Verkündigung seines Zwecks (pour tous nobles cœurs encourager et leur donner exemple et matière d'honneur, je Jean Froissart etc.). Im dreizehnten Kapitel des vierten Buchs tritt er aufs neue persönlich und gemüthlich auf: „Solche Dinge zu sagen und zu verkündigen (mettre en avant) macht mir großes Vergnügen, und hätte mich das Vergnügen nicht gespornt, dieses zu erforschen und niederzuschreiben (à dicter et à l'enquerre), nie wäre ich damit zu Stande gekommen." Da er nach Art der guten romantischen Erzähler stets eine Reihe von Abenteuern in allen ihren Beziehungen durchführt und nach epischer Weise von einem gegebenen Punkte rückwärts bis zum ersten Anfang aufsteigt, so geräth er nicht selten mit der Chronologie in Streit. Was er überhaupt von Geschichte und Geschichtschreibung hält, spricht er aus, als er sich darüber entschuldigt, daß er von einem ritterlichen Räuber aus Limousin, Amerigot Marcel, welcher seine Frevelthaten zuletzt mit dem Tode büßen mußte, so viel gesagt und so weit ausgeholt habe. Die Worte sind: „Ich habe so viel und so lange von Amerigot Marcel erzählt, um durch Anführung der Thatsachen von seinem Leben und Tod einen richtigen Begriff zu geben (embellir son ame et sepulture). Denn in einer so ausführlichen Geschichte, wie die meinige ist, muß man sowohl von den Guten als von den Bösen ausführlich reden, damit die Nachkommen gute Beispiele und einen Antrieb gut zu handeln vor sich haben (pour donner action et matière de bien faire); denn

wenn Amerigot Marcel ſeine Talente und Fähigkeiten gut angewendet hätte (eust tourné ses voyes et argus en bonnes vertus), ſo wäre er ein guter Kriegsmann in Kriegsthaten und Unternehmungen geweſen, weil er aber das Gegentheil gethan hat, ſo ging's übel mit ihm aus (en vint à male fin).

Froiſſart läßt ſeine Perſonen, wie in den Romanen, redend auftreten, und auf dieſelbe Weiſe, wie Herodot mit dem „man ſagt" ſehr freigebig iſt (ſ. Th. II. S. 206), kehrt die Formel der Romane „man erzählt ferner (on dit le conte)" bei Froiſſart ſehr oft wieder. Er hat auch noch viele andere Formeln mit den Romanen gemein. Wenn er z. B. den unglücklichen Todesfall von irgend jemand berichtet hat, folgt darauf mehrentheils der Gemeinplatz: „aber dem war nun einmal nicht abzuhelfen (mais amender ne se peut)". Er iſt übrigens unruhig, bewegt und heftig wie die Zeit, deren Sitten und Gebräuche er ſo meiſterhaft beſchreibt. Alle Verhältniſſe der Ritterſchaft werden anſchaulich gemacht, Bann und Hinterbann erſcheinen handelnd, Angriff und Vertheidigung befeſtigter Orte, Art der Befeſtigungen, Ausfälle, Scharmützel, Schlachtordnungen, Schiffe, Seeweſen und Seegefechte, Geſchütz, Rüſtungen werden mit einer Leichtigkeit und Ausführlichkeit beſchrieben, die wir Homeriſch nennen könnten. Herausforderungen, Schwanengelübde, Kämpfe auf Leben und Tod, Lanzenſtechen, Turniere, Einzüge der Fürſten, Prachtfeſte, Bälle, Kleidungen, u. ſ. w. werden mit einer Genauigkeit und Sorgfalt hiſtoriſch beſchrieben, wie ſie der Verfaſſer der Chronik in ſeinen Geſängen und Romanen für Damen zu beſchreiben gewohnt war. Es fehlt jedoch dem Herodot der Ritterzeit weder an hohem Ernſt, noch an einer ihm und ſeiner Zeit eigenthümlichen Philoſophie. Neben den vielen luſtigen, oft auch rührenden Liebesgeſchichten erſcheint die Religion der Zeit auf ähnliche Weiſe, nur in einer anderen äußeren Form, als bei Herodot. Was bei Herodot „neidiſche Gottheit" heißt und von ihr geleiſtet wird, das heißt und leiſtet bei Froiſſart „der Teufel mit ſeinen Geſellen." Wir haben uns bei Froiſſart ſo lange aufgehalten, weil ſein Werk die naive Gattung der Denkwürdigkeiten, die mit Villehardouin beginnt, und von Joinville vervollkommnet ward, zur größten Vollkommenheit bringt und beendigt. Nach ihm wird die Gattung der Denkwür-

digkeiten, zu welcher Villehardouin und Joinville gehören, politisch, und die eigentliche Geschichte hüllt sich auch in Frankreich noch einmal in ein lateinisches Gewand.

B. Philosophie.

Wir würden der Schulphilosophen des dreizehnten Jahrhunderts und des scholastischen Gezänks der Thomisten und Scotisten in diesem Werke gar nicht erwähnen, wenn das Erstarren des Scholasticismus und das Positive der Schulen der Dominikaner und Franziskaner nicht schon im dreizehnten Jahrhundert einen Idealismus eigener Art hervorgerufen hätten. Die mystische und contemplative, die schwärmerische und poetische Theologie und Philosophie des Mittelalters verhielt sich nämlich, seit der Zeit der Stiftung der Schule zu St. Victor und seit Bonaventura, zur herrschenden Schulphilosophie sowohl der Thomisten als der Scotisten gerade so, wie sich der reine Pietismus eines Spener und Arnd zu der steifen Dogmatik und Consistorialreligion des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts verhielt. Die mystische und contemplative Lehre des vierzehnten Jahrhunderts ist nicht blos in Beziehung auf die Bildung, sondern auch in Beziehung auf die mit der Kirchengeschichte innig verflochtene Staatsgeschichte der Zeit vorzugsweise wichtig; wir dürfen daher die Männer nicht unerwähnt lassen, von denen einige den italiänischen Dichtern den philosophischen Stoff lieferten, andere überall einen heftigen Widerstand gegen die ausgeartete oder erstarrte Kirchenlehre hervorriefen. Durch den Kampf der Schulphilosophicen mit der vom heiligen Bernhard in die Kirche gebrachten Mystik und Schwärmerei, aus welcher Bonaventura eine neue Philosophie und ein System machte, ward bewirkt, daß eine Minorität der Gläubigen in der Kirche auch sogar im späteren Mittelalter die Poesie der christlichen Religion gegen die Prosa des Aristoteles in Schutz nahm. Um den Gang der Philosophie des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts in Beziehung auf den von uns bezeichneten Zweck zu übersehen, dürfen wir nur die Schulphilosophie der Franziskaner und der Dominikaner ins Auge fassen, und dann einen Blick auf die contemplative Schule zu St. Victor und auf die Platonische des Bonaventura werfen.

Die Philosophie der Schule ward nur von Franziskanern und

von Dominikanern gelehrt; jeder Orden hatte eines Ordensbruders Bücher als Norm der Lehre seines Ordens anerkannt, die Dominikaner den Thomas von Aquino, ihre Philosophen nannten sich Thomisten, die Franziskaner den Duns Scotus, ihre Philosophen hießen Scotisten. Thomas von Aquino war Schüler Albert's von Köln (s. Th. VII. S. 355 ff.), beschäftigte sich aber nicht wie dieser mit realen Wissenschaften und mit den nützlichen Künsten des bürgerlichen Lebens, sondern ganz ausschließend mit der Speculation und mit dialektischen Spitzfindigkeiten. Er war tief und gründlich, und sein Orden glaubte, man habe alles erlernt, was dem Menschen nöthig sei, wenn man alle seine Bücher gelesen habe. Käme es nur auf die Masse des Materials und auf die Mühe der Überwindung von Schwierigkeiten an, so hätte allerdings ein Philosoph mit dem Lesen der Werke des Thomas von Aquino sein ganzes Leben lang genug zu thun. Diese Werke, die noch im achtzehnten Jahrhundert auf katholischen Universitäten stark studirt wurden, füllen in einer Ausgabe von 1572 siebenzehn Folianten, in einer anderen von 1612 achtzehn, in der Pariser Ausgabe von 1660 gar dreiundzwanzig Folianten und in der neuesten von 1751—60 achtundzwanzig Quartanten.

So wenig wir geneigt oder auch nur fähig sind, diesem großen Dialektiker und speculativen Kopf durch die Labyrinthe seiner aus Begriffen erbauten Welt zu folgen, so bewundern wir dennoch in ihm die Kraft des menschlichen Geistes, die uns in den Stand setzt, bewunderungswürdige Gebäude aus Schöpfungen des Verstandes auf dieselbe Weise zu errichten, wie sie der Dichter aus den Gebilden seiner Phantasie erschafft. Thomas war, nach dem Zeugnisse der tüchtigsten Philosophen, ein dem Aristoteles so verwandter Geist, daß er zu einer Zeit, als Aristoteles ganz misverstanden und misgedeutet ward, den wahren Sinn desselben besser durch angebornen Takt traf, als die in den Schulen durch schlechte Übersetzungen bekannten arabischen und griechischen Commentatoren. Da Thomas als Grundsäule der Befestigung der Kirchenlehre durch den Aristoteles angesehen ward, so suchte ihm der Pabst zum Verständniß des Aristoteles und seiner bis dahin ganz schlecht übersetzten Commentatoren zu helfen. Er gab ihm einen sehr beschränkten, aber sprachgelehrten Dominikaner, den Brabanter Wilhelm von Moer-

beke, zur Seite. Dieser übersetzte den Aristoteles Wort für Wort und aus seiner Übersetzung errieth oder, wie wir jetzt sagen, construirte sich Thomas den wahren Aristoteles. Diese Übersetzung ward gegen 1273 verfertigt. Derselbe gelehrte Mönch lieferte nachher noch mehrere andere mechanische Übersetzungen griechischer philosophischer Schriften, die sich für uns ganz sonderbar ausnehmen.

In den Schulen der Thomisten, wo des Thomas von Aquino Schriften so gebraucht wurden, wie die Bibel in den Kirchen gebraucht wird, galt die philosophisch-theologische Wissenschaft für durch ihn erschöpft, und jeder Lehrer mußte mit des heiligen Thomas Waffen kämpfen, wenn er in den Disputationen auftrat, in welchen man mit Schlüssen und Reihen von Schlüssen kämpfte und sich streitend den höchsten Ruhm erwarb, wie die Ritter in Turnieren mit der Lanze. Daraus muß man sich erklären, daß schon im vierzehnten Jahrhundert in den Schulen der Dominikaner auf das Einprägen von Formen und Formeln, von Fragen und möglichen Antworten Alles ankam; die Philosophie ward also Übung des Gedächtnisses auf der einen Seite, auf der anderen mechanische, durch Übung erworbene Fertigkeit im Definiren, Distinguiren und Schließen. Fertigkeit war Hauptsache, das Selbstdenken verschwand. Die Sprache des spitzfindigsten unter den Scholastikern hat übrigens eine Reinheit, die uns in Verwunderung setzt, und schon ein flüchtiger Blick auf die Werke des heiligen Thomas zeigt einen erstaunlichen Reichthum an Materialien und eine ganze Welt von Begriffen, von denen immer einer aus dem anderen entwickelt wird. Wir finden bei ihm Unterscheidungen an Unterscheidungen gereiht, Bestimmungen auf Bestimmungen gehäuft, Fragen an Fragen geknüpft. Der Philosoph schürzt einen Knoten nach dem anderen bei Dingen, wo der einfache Sinn durchaus keine Schwierigkeit wahrnimmt, er versetzt uns in eine ganz eigene Welt, die nur für die Schule existirt und mit der übrigen Welt gar keine Verbindung hat. Weil diese Schulwelt sich und andere damit ängstigte, Knoten an Binsen zu suchen und den Ungeübten durch Disputiren in Verlegenheit zu setzen, so hat Thomas seinen Schülern einen ungeheueren Vorrath von Fragen hinterlassen, die sie nur dem Gedächtniß einprägen durften, um Gegner in Verlegenheit bringen zu können. Er hat eine

Menge von Antworten bereitet, damit seine Schüler nie eine schuldig bleiben dürfen. Man rühmt, daß man bei ihm dreitausend Fragen über streitige Punkte und fünfzehntausend Argumente wie in einem Arsenal zusammen gehäuft finde.

Das Haupt der Schule der Franziskaner, Dunstan oder Duns, von seinem Vaterlande Scotus (der Schotte) genannt, ist uns aus eigener Ansicht weniger bekannt, als Thomas; er soll aber noch reicher an Spitzfindigkeiten, an Distinctionen, Definitionen, Fragen und Antworten sein, als Thomas. Man gab ihm daher auch den Namen des subtilen Denkers (doctor subtilis); seine Sprache ist aber von der Art, daß jeder, der gutes Latein gelesen hat, davor zurückschaudert, und daß alle deutschen Schulen, an denen Scotisten lehrten, zu eben der Zeit ganz barbarisch wurden, als man in Italien die alten Klassiker wieder zu lesen und ihren Styl nachzuahmen begann (Duns Scotus starb 1308). Er hat etwas weniger geschrieben, als Thomas; doch füllen seine in einem Latein, welches originell barbarisch ist, geschriebenen Werke in der Lyoner Ausgabe von 1639 zwölf starke Folianten. Er lehrte in Paris, verdankte aber seinen Ruhm besonders seiner Fertigkeit in dialektischen Künsten, welche ihn in den Stand setzten, den rüstigen Kämpfern, die sich in den Hörsälen Schlachten lieferten, wie Ritter im Felde, große Waffenvorräthe von Spitzfindigkeiten zu liefern. Die Kämpfe der Thomisten und Scotisten, an denen die ganze Welt, mochte sie etwas davon verstehen oder nicht, damals ebenso Antheil nahm, wie in Deutschland im achtzehnten Jahrhundert jedermann an den Streitigkeiten der philosophischen Schulen Theil nahm, betrafen Dinge, über welche sich ohne Ende streiten ließ. Die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria war es besonders, welche in den täglichen öffentlichen Disputationen von rüstigen Kämpfern verfochten ward. Man leitet gewöhnlich von Duns Scotus die Einrichtung her, daß an der Pariser Universität in jeder Woche an einem bestimmten Tage den ganzen Tag hindurch ein Scotist als Vertheidiger der scotistischen Theorie der unbefleckten Empfängniß Mariä zum Streit bereit stehen mußte. Die Einrichtung dieser fortdauernden Disputationen rührt indessen nicht von Scotus, sondern von Franz de Mayronis, einem seiner Schüler, her, der um 1325 starb. Dieser war der Erste

unter den Franziskanern, der die Sitte begann, an einem beſtimmten Tage in der Sorbonne den ganzen Tag ohne Eſſen und Trinken da zu ſtehen, um jedem, welcher Luſt zum Disputiren hatte, und deren waren nicht wenige, Antwort geben zu können.

Die Philoſophie des Disputirens und Spaltens der Begriffe, die Theologie der poſitiven, dem Gemüthlichen und Beſchaulichen feindſeligen Lehrer, deren Ariſtoteliſche Weisheit von Petrus Lombardus, dem magister sententiarum oder Meiſter entſcheidender Ausſprüche (ſ. Th. VII. S. 359), chriſtlich abgerundet war, ward ſeit Abälard's und Roscelin's Zeiten von den rein contemplativen Gemüthern verſchiedener geiſtlichen Orden ganz im Stillen bekämpft. Dieſe Bekämpfung der Schultheologie ging zuerſt von einem Myſtiker Othlo aus, erhielt aber mehr Bedeutung dadurch, daß ſich der heilige Bernhard, den man oft den letzten Kirchenvater nennt, den Spitzfindigkeiten dialektiſcher Klopffechter widerſetzte. Dieſer Heilige wird daher auch von Otto von Freiſingen wegen Mangels an Kritik und Philoſophie und von Luther wegen ſeiner Vernachläſſigung der gelehrten Schrifterklärung und ſeiner Überzeugung, daß der Geiſt der Schrift allein lebendig, der Wortſinn aber todt ſei, hart getadelt. Otto von Freiſingen ſagt: „Der heilige Mann hatte einen ſo gewaltigen Feuereifer für die chriſtliche Lehre und die Demuth, die er ſich zur Gewohnheit gemacht hatte, machte ihn ſo leichtgläubig, daß er jeden Lehrer, welcher Gewicht auf menſchliche Beweisgründe legte und der irdiſchen Weisheit einen Werth gab, verabſcheute, und von allen denkenden Männern, die man ihm als irrgläubig ſchilderte, gern glaubte, daß ſie wirklich Ketzer wären.“ Luther ſagt: „Der heilige Bernhard war ein Mann von großem, herrlichem Gemüth, ich möchte ihn faſt allen älteren und neueren kirchlichen Schriftſtellern vorziehen, aber man ſehe einmal, wie er mit der heiligen Schrift und ihrem ſogenannten geiſtlichen Sinn ſein Spiel treibt und ſich vom Wahren entfernt.“

Die ſchwärmende Lehre des heiligen Bernhard ward nach ihm mit der Dialektik in Verbindung gebracht und es bildete ſich eine Art von chriſtlichem Platonismus oder Neuplatonismus dem Ariſtotelismus gegenüber. Dieſe neue Lehre der Spiritualiſten hatte eine praktiſch-bibliſche und eine poetiſch-ſchwärmende Seite. Die

Erstere erhielt an der Universität von Paris, wo sie im Kloster Sct. Victor geübt und gelehrt ward, ein großes Ansehen. Drei Lehrer der Schule von St. Victor scheinen uns noch in gegenwärtiger Zeit der Aufmerksamkeit würdig, wenn gleich Vieles in ihren Schriften unserer, dem beschaulichen Leben entfremdeten Zeit nicht mehr angemessen ist. Die ausgezeichnetsten Verkündiger dieser nachher in den Niederlanden und an vielen Orten Deutschlands mit Enthusiasmus verkündeten praktischen und beschaulichen Religionslehre, zu der sich auch Thomas a Kempis und Tauler bekannten, waren Hugo, Richard und Walter von Sct. Victor.

Von ganz anderer Art war die mystische Philosophie des berühmten Aristotelikers, der als Schüler des Alexander von Hales (welcher um 1245 starb) und als Mitschüler des dunkeln Johann Duns Scotus in der Wissenschaft der herrschenden Schulen eben so groß, als reich an wahrer Begeisterung und Platonischer Schöpfungskraft war. Die Dialektiker beugten sich vor ihm, wie die gemüthlichen Schwärmer und die von romantischer Liebe dichtenden ritterlichen Sänger. Man nannte ihn in den Schulen nicht mit Unrecht den Lehrer der Weisheit der Engel (doctor angelicus). Bonaventura gab dem Christenthum die philosophisch-poetische Form, die wir in Dante's großem Gedichte bewundern, und durch welche das Gedicht auch denen empfohlen wird, denen der populäre Begriff von göttlicher Offenbarung zu sinnlich und crass ist. Arabische Dichter hatten, wie wir oben (Th. V. S. 182 u. 202) berichteten, den Islam ebenfalls in ein mystisches Gewand gehüllt. Die ganze indische Weisheit ist von dieser Art, eine Gattung von persischen Dichtern, die man Sofis nennt, beschäftigte sich ganz ausschließend mit Religionsphilosophie. Wir glauben sogar, daß Bonaventura, der, wie alle Philosophen seiner Zeit, die arabischen Commentatoren des Aristoteles studiren mußte, durch die arabische Theosophie zu seiner Idealphilosophie geleitet ward. Wer dies genauer wissen will, hat nicht nöthig, arabische Schriftsteller zur Hand zu nehmen, er darf nur in Herbelot's orientalischer Bibliothek den Artikel Akl oder Aklen, Verstand, Erkenntniß zur Hand nehmen, er findet dort einen Auszug aus dem Buch der Erkenntniß (Litab al Aeb.).

Bonaventura stand übrigens in der Kirche in eben dem Anse-

hen, als Thomas von Aquino, und seine Werke füllen in der römischen Ausgabe von 1588 acht Folianten, in der venetianischen von 1751 dreizehn Bände in Quarto. Die ersten sechs Bände enthalten Predigten und die gewöhnliche Schulphilosophie. Beim siebenten und achten müssen wir einen Augenblick verweilen, um anzudeuten, wie er und die größten Männer Italiens bis ins sechzehnte Jahrhundert die Volksreligion für sich und für Ihresgleichen vergeistigten und den Volksglauben schonten, weil sie daran verzweifelten, die Menge je zu sich erheben zu können. Wir dürfen hier schon der Kürze wegen in eine Analyse der in den beiden Bänden enthaltenen Schriften nicht eingehen, und können noch weniger philosophisch für Philosophen darüber urtheilen, sondern wollen nur als Dilettant für Dilettanten angeben, wie uns Bonaventura in diesen Bänden erschienen ist. Es schien uns, als wenn seine tieffühlende, mit großem poetischem Talent begabte Seele, durch die schwere Kunst der Dialektik der Zeit, durch die spitzfindigen Übungen der Schule und durch die Klopffechterei der Disputationen gestählt, dort versuche, was sie aus sich selbst durch sich selbst erzeugen könne. Bonaventura erhebt sich von Zeit zu Zeit nicht sowohl denkend, als innerlich seine eigne Wesenheit schauend über alles, was endlich und irdisch ist. Was die Form angeht, so sucht er nicht, wie die Latinisten seiner Zeit, ängstlich einen klassischen Ausdruck; aber wer Sinn dafür hat, wird leicht merken, daß er sich mit poetischer Gewalt einer für ihn passenden Latinität meisterhaft bemächtigt. Wenn er vom Versinken der Seele in ihr ursprünglich Wesen oder von tiefer philosophischer Selbstbetrachtung redet, können unsere Zeitgenossen vielleicht zaudern, ihm zu folgen; aber bewundern muß ihn jeder, und in Beziehung auf das Mittelalter wird auch jeder wünschen, daß die essenden, trinkenden und singenden Mönche seinem Rathe gefolgt wären. Dies bezieht sich auf Bonaventura's Büchlein vom Fortschreiten der Klostergeistlichen in der Gotteserkenntniß, besonders auf eine Stelle (Antwerper Handausgabe S. 339), die er überschrieben hat: „Vom siebenfachen Stoff zum Lobe Gottes."

Wer übrigens nicht Lust oder Zeit hat, größere Schriften dieses außerordentlichen Mannes zu lesen, darf nur sein Buch von der Reise der Seele zu Gott in die Hand nehmen und ihn eine

Zeitlang auf dieser Reise begleiten. Er geht in dem Buche von dem Satze aus, den unsere Zeit vielleicht pantheistisch nennen würde: daß die Gottheit und ihre Weisheit eigentlich in jeder erworbenen Kenntniß, in jedem angeschauten Wesen ergriffen werde, daß also alles wahre Wissen eine Gotteserkenntniß sei. Der erleuchtende Weg, den Gott dem Menschen gebahnt habe, sei so breit, daß jede Empfindung, die nicht blos äußerlich sei, die Gottheit in die Seele des Menschen bringe oder vielmehr die in ihr ruhende Gottheit wecke. Alle Empfindung und Vorstellung im Weltall sei geheimnißvoll gebunden, der Schlüssel des Alles umschlingenden Bandes seien die heiligen Zahlen der Drei und der Sieben. Das ganze Räthsel der endlichen und unendlichen Existenz liege in der doppelten Drei und der hinzutretenden Einheit. Das niedere Leben habe nämlich drei Stufen, das Höhere ebenfalls, die siebente Zahl, welche die doppelte drei verbinde, habe in der menschlichen Sprache keinen Namen und keinen entsprechenden Zustand mehr, weil sie in Gott sei. Alle menschlichen Erkenntnisse werden von ihm auf diese Weise gleich dem Leben dreifach getheilt und dabei Gebrauch von der Schrift gemacht. Auch die Schrift hat nach ihm einen dreifachen Sinn, einen Wortsinn, einen mystischen oder geistlichen, einen moralischen und anagogischen, und aus diesem dreifachen Sinn entspringt eine dreifache Ordnung der Lehre. Die erste Ordnung der Lehre betrifft Christi ewige Zeugung aus Gott und seine Menschwerdung, die andere die Ordnung des menschlichen Lebens, die dritte die Einigung der Seele mit Gott.

2. Entstehung der Bildung der neueren Zeit in Italien, Umgestaltung der Literatur des Mittelalters durch Erneuerung des Studiums der alten klassischen Schriftsteller.

A. Bildung und Literatur Italiens bis zum Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.

Wir setzen voraus, daß die Leser dieses Werks aus dem politischen Theil der Geschichte mit den Ursachen des früheren Aufblühens des ganzen civilisirten Lebens, wie es im Alterthum war und wie es sich in den letzten drei Jahrhunderten in Europa gestaltet hat, in den italiänischen Staaten des Mittelalters hinreichend bekannt sind; wir können uns daher hier darauf beschrän-

ken, die literarischen Erscheinungen hervorzuheben, in denen sich die stufenweise Entwickelung offenbart. Wir glauben zu bemerken, daß abgesehen von der lyrischen Dichtung die Gesammtbildung eine Frucht des in Italien früher als in anderen Gegenden entwickelten kirchlichen und bürgerlichen Lebens war. Das kirchliche Leben rief Musik und Baukunst, das bürgerliche alles das hervor, was mit den Gewerben, der Schifffahrt, dem Handel, der Politik und den diplomatischen Künsten in Verbindung stand. Diese Sätze im Allgemeinen weiter auszuführen, erlaubt die Natur dieses Werkes nicht; wir wollen daher nur einfach einen historischen Faden angeben, an welchen man die einzelnen Erscheinungen und die Wirkungen der italiänischen Civilisation diesseit und jenseit der Alpen reihen kann.

Musik und Kirchengesang wurden offenbar schon zu Karl's des Großen Zeiten von Italien aus nach Deutschland gebracht. Im elften Jahrhundert schon erwarben sich Michael und Guido, Mönche des Klosters Pomposa, große Verdienste um die neuere Musik, wenn sie auch das Solfiren nicht erfanden, sondern, wie es fast scheint, in Spanien lernten (s. Th. VI. S. 156). Die Heilkunst wurde ebenfalls schon im elften und zwölften Jahrhundert in Italien mit demselben Glück, wie in Montpellier, betrieben, und die Schule von Salerno ward durch ihre in Denk- oder lateinischen Knittelversen abgefaßte Diätetik berühmt, die sie dem Herzog Robert von der Normandie überreichte, als er auf der Rückkehr vom Kreuzzuge nach Salerno kam (doch streitet man, ob er wirklich der rex Anglorum war, an den die Denkverse gerichtet sind). Wie das mediciniſche Studium in Unteritalien blühte, so das römische Recht in Bologna. Irnerius oder Werner (s. Th. VI. S. 311), Martin Gosias und Bulgarus (s. Th. VI. S. 447), Johann Bosianus, Azzo, dem im dreizehnten Jahrhundert Accursius und Odofredus folgten, sind unter dem Namen der Glossatoren ebenso berühmt, als sie durch Gemeinheit, durch Habsucht und durch ihr barbarisches Küchenlatein berüchtigt sind. Ein Gelehrter des fünfzehnten Jahrhunderts (Laurentius Vala) sagt daher mit Recht, es sei sehr zu bedauern, daß ein Bartolus, Baldus, Accursius und andere Gänseriche an die Stelle der römischen Schwäne des Rechts, nämlich der Sulpicius, Scävola, Paullus und Ulpianus getreten seien. Bartolus und Bal-

dus, die Juristen der grausamsten Visconti, lebten später, obgleich sie hier neben den Glossatoren erwähnt werden. Sie gründeten im vierzehnten Jahrhundert eine neue Schule barbarischer Juristen, die nicht mehr Worterklärer (Glassatoren) sein wollten, sondern die Künste der Scholastiker auf das Recht anwandten.

Auch die realen Wissenschaften, die zur Schifffahrt und zu den wieder erwachenden Künsten des Lebens nothwendig waren, wurden schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in Italien lebhaft getrieben. Man nennt uns einen Mönch Constantinus, der schon zu Robert Guiscard's Zeit seine Zeitgenossen durch geometrische Figuren, durch arithmetische Fertigkeit und durch einige physikalische Kenntnisse so in Erstaunen setzte, daß er in Gefahr kam, als Hexenmeister verurtheilt zu werden. Wir werden indessen das Resultat der Bemühungen aller früheren Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft, welche das Gewerbe und die Künste des bürgerlichen Lebens angehen, weiter unten angeben, wenn von den Fortschritten die Rede sein wird, welche Kunst und Wissenschaften im vierzehnten Jahrhundert in Italien machten. Wir übergehen daher auch alles das, was von den Leistungen eines Gerhard von Cremona, aus welchem Andere einen Spanier von Carmona machen, der am Ende des zwölften Jahrhunderts lebte, in Beziehung auf die realen Wissenschaften erzählt wird.

Wir können uns übrigens, wenn wir die vorhergehenden Notizen und den blühenden, wiewohl auch ganz anarchischen Zustand von Italien im dreizehnten Jahrhundert als bekannt voraussetzen dürfen, nicht wundern, daß in ganz Ober- und Mittelitalien am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts schon das Studium des positiven geistlichen und weltlichen Rechts, die Poesie, die schönen Wissenschaften d. h. alles, was man in jener Zeit Grammatik nannte, mit unglaublichem Eifer getrieben ward. Mag es immerhin etwas übertrieben sein, daß in Bologna allein sich über zehntausend Studierende sammelten, wir wissen doch, daß gleichzeitig auch in Parma, Pisa, Padua, Vicenza, Modena die schönen Wissenschaften unter großem Zulauf gelehrt wurden, und daß Friedrich II., als er eine Rechtsschule in Neapel gründete und den Besuch von Bologna verbot (s. Th. VII. S. 282 f.), doch die grammatischen Studien ausnahm. Wie groß die Zahl derer war, die sich Schul-

bildung verschaffen mußten, geht daraus hervor, daß eine Chronik, deren Statistik wir übrigens nicht verbürgen, zweihundert Rechtsgelehrte (judices), vierhundert Stadtnotare, sechshundert kaiserliche Notare, zweihundert Ärzte und achtzig Lehrer an höheren Schulen in Mailand aufzählt. Pabst Innocenz III. und sein gelehrter Kardinallegat Robert Courçon bemühten sich rühmlich in der Wissenschaft; der Pabst und die Leute, die er in seiner Kanzlei gebrauchte, schrieben reines und gutes Latein, und der Kardinallegat nahm den größten Antheil an den Händeln über den Aristoteles (s. Th. VII. 354). Innocenz III. war es, der Friedrich II. so erziehen ließ, daß er der arabischen, deutschen und lateinischen Sprache und des neapolitanischen Dialekts oder eigentlich des sicilianischen, aus dem sich der toscanische bildete, und der Wissenschaften seiner Zeit gleich mächtig ward. Ihm war dann sein Kanzler Peter a Vineis, Freund und Genosse der Studien, wie Robert Courçon dem Pabste. Beide glänzten unter den provenzalischen und limousinischen Dichtern, welche Friedrich um sich versammelte. Friedrich II. versuchte sich in den verschiedenen Dichtarten, hatte aber nach den Proben, die uns übrig sind, mehr die prosaischen Eigenschaften seines grausamen Vaters, als die poetische Heldenseele seines Großvaters. Er hatte nicht einmal die Anlagen seines Kanzlers, dessen Gedichte sich unter den seinigen finden.

Wenn wir bedenken, daß Thomas von Aquino und Bonaventura gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Italien von anderen Philosophen studirt wurden, so werden wir uns nicht wundern, daß bei den ewigen Kämpfen der Parteien in den Städten um Herrschaft und in der Kirche darüber, ob die kaiserliche oder die päbstliche Theologie die ächt christliche sei, eine kühne Himmelstürmerei sich neben finsterem Aberglauben erhob. Dazu trug die Bekanntwerdung des eigentlichen Sinnes des Aristoteles, dem Alle nachbeteten, nicht wenig bei. Wir glauben nicht, daß Friedrich, wie man sagt, den ganzen Aristoteles unmittelbar aus dem Griechischen übersetzen ließ, wissen aber gewiß, daß Bartholomäus von Messina die Moral (Ethik) des griechischen Philosophen zwar nicht gut, aber doch richtig übersetzte.

Jene kühne Philosophie von Dante's Zeit, welche weder Gott noch Menschen scheute, und nach Dante die Hölle verachtet, sei,

glaubt er, Hunderten der größten Männer seiner Zeit zeigen. Als er nämlich in der Abtheilung der Hölle, wo alle kühnen Zweifler in feurigen Gräbern ruhen, den edlen Farinata fragt, wer noch außer ihm dort sei, so antwortet dieser:

> Mit mehr als tausend liege ich hier. Hier liegt der zweite Friedrich und des Pabstes Kardinal. Von dem Anderen schweig' ich.

Vorher sagt er, daß Farinata auch gequält sich um die Hölle nicht kümmere. Es heißt:

> Er richtete sich empor, so daß aufgerichtet sein Haupt und seine Brust war, als hätte er die Hölle in großer Verachtung.

Noch unbekümmerter um die Hölle der Theologen zeigt sich Cavalcante Cavalcanti, der Vater des Guido Cavalcanti, des Freundes und Altersgenossen von Dante.

Die politischen, geographischen, mathematischen, astronomischen Wissenschaften wurden im dreizehnten Jahrhundert besonders in Beziehung auf Astrologie, Schifffahrt, Handlung und Ökonomie betrieben; wir dürfen aber alles dessen, was sich blos auf das äußere Leben bezieht, in dieser kurzen Übersicht der Fortschritte der Civilisation in Italien nur kurz erwähnen. Wir übergehen daher die Übersetzung des Euklid, welche, so schlecht sie war, doch im zwölften Jahrhundert Epoche machte, mag sie nun Campanus von Novara oder Adelard verfertigt haben. Auch die Verdienste, welche sich Fibonacci um die mathematischen Studien erwarb, müssen wir den Mathematikern zu würdigen überlassen. Nur das Eine dürfen wir nicht übergehen, daß Fibonacci das System unserer Zahlziffern und unserer Art, den Werth der Ziffern durch ihre Stellen zu bezeichnen, die schon Gerbert (Sylvester II.) von den Arabern angenommen hatte, in Italien herrschend machte. Der Mann wird von den italiänischen Mathematikern unserer Zeit als so wichtig betrachtet, daß zuerst Cossati in den zwei Quartbänden der Geschichte der Einführung der Algebra in Italien und dann Libri in seiner 1838 erschienenen Geschichte der mathematischen Wissenschaften in Italien von seinen Büchern sehr ausführlich gehandelt haben.

Die Poesie und die Geschichte wurden schon im dreizehnten Jahrhundert in der sich aus dem sicilianischen Dialekt bildenden toscanischen Sprache mit Glück betrieben; doch las man mit gleichem Vergnügen die Dichter, welche in provenzalischer und limou-

sinischer Sprache sangen, als die toscanischen Dichter. Der Mantuaner Sordello, dessen italiänischer Patriotismus bei Dante auch noch im Purgatorium durch das einzige Wort „Mantua" geweckt wird, war Provenzaldichter, und ist uns durch elf Gedichte, die sich in der berühmten Estensischen Sammlung der Provenzaldichter finden, bekannt, weit bekannter aber durch die Verse Dante's im sechsten Gesang des Purgatoriums, wo es heißt:

> Aber schau dort jenen Schatten, der allein und gesondert von Andern auf uns schaut, der wird den kürzesten Weg uns zeigen. Wir kamen zu ihm. O lombardischer Schatten, wie standest du so stolz da und schauetest verachtend auf uns! Wie war deiner Augen Bewegung so langsam, voll Würde! Er redete uns nicht an, er ließ uns vorbeigehen, auf uns blickend wie ein Löwe, der ausruht. Virgil nahete sich ihm, und bat ihn, daß er uns zeige, wo man am leichtesten hinauf gehe. Doch der Schatten erwiderte nicht auf seine Frage, sondern fragte nach dem Lande, wo wir gelebet, und mein theuerer Führer begann: Mantua — Der Schatten, in sich mächtig erreget, sprang auf, stürzte auf ihn zu von dem Ort her, wo er gestanden, und rief: „O Mantuaner, ich bin Sordello, dein Landsmann", und Einer umschlang mit seinen Armen den Anderen.

Wir könnten noch eine ganze Anzahl vortrefflicher Dichter in allen Dialekten Italiens anführen, wollen aber der Kürze wegen nur die drei nennen, welche vor Dante eben so rein toscanisch, eben so philosophisch gesungen haben, als Dante, nämlich Guittone, welcher weniger bekannt ist, Guido Guinicelli und Guido Cavalcanti, welche bekannt sind. Guido Guinicelli wird von Dante als Sänger idealischer Liebe, das heißt der Venus Urania, nicht der cyprischen Göttin, in seinem Büchlein von der Dichtung in toscanischer Sprache durch zwei aus ihm angeführte Verse besonders ausgezeichnet. Die Worte sind: „Die Liebe war nicht, bis edle Herzen entstanden, und der Menschheit edleres Wesen war nicht, ehe die Liebe geworden." Darum begrüßt Dante im Purgatorium Guido Guinicelli's Schatten so freundlich und ruft ihm zu:

> Deine lieblichen Lieder (detti vostri) werden, so lange toscanisch man redet, theuer und werth machen die Feder, die sie geschrieben.

Was die Geschichte in italiänischer Sprache angeht, so nennt man oft Matteo Spinelli als den Ersten, der angefangen habe, die Geschichte als bildende Lehre in der Landessprache dem Volke, nicht lateinisch den Gelehrten zu erzählen; allein das ist

irrig. Ricordano Malaspini, dessen Erzählung Villani, der ausführlichste der Geschichtschreiber des folgenden Jahrhunderts, oft Wort für Wort in sein Werk aufgenommen hat, schrieb früher als er. Schon Ricordano Malaspini behandelt die Geschichte nicht mehr als Sammlung von Notizen, sondern als Mittel zur Volksbildung. Er schrieb die Geschichte seiner Vaterstadt bis zum Jahre 1281. Sein Neffe Giacchetto setzte sie fort bis zum Jahre 1286. Er ist in der früheren Geschichte unabsichtlich, wie Villani absichtlich, weil er die Florentiner unterhalten will, voll Mährchen, die allerliebst erzählt werden. Er berichtet viel von Adam, und weiß, wie lang die Zeit war zwischen diesem und dem König Ninus (Nimrod). Er berichtet, wie Apollo der Astrologe die Erbauung von Fiesole veranlaßt habe.

Ganz besonders blühten im dreizehnten Jahrhundert grammatische und rhetorische Studien, welche Friedrich's Kanzler, Peter a Vineis, eifrig förderte, und welche in den unzähligen großen und kleinen freien Städten und von den kleinen Tyrannen vorzugsweise gepflegt wurden, weil jedermann sich zu Staatsgeschäften drängte, die man nicht führen konnte, ohne Stylist zu sein. Die Lehrer der Rhetorik verbanden oft einen encyklopädischen Unterricht in allen realen und speculativen Wissenschaften ihrer Zeit mit der Anweisung zur Rhetorik und Ästhetik, oder sie verfaßten doch Bücher, in denen das ganze Wissen ihrer Zeit, welches sich damals noch leicht übersehen ließ, zusammengedrängt war. Ein solches Werk verfaßte im dreizehnten Jahrhundert diesseit der Alpen Vincent von Beauvais ziemlich geistlos, aber fleißig und ausführlich. Er nannte die drei ungeheueren Folianten, in welche er Naturwissenschaften, moralische oder speculative Wissenschaften und endlich das historische Wissen zusammendrängte, Spiegel.

Mit mehr Geist, Philosophie und Poesie schrieb Dante's Lehrer, Brunetto Latini, eine ähnliche Encyklopädie oder eigentlich zwei, eine ausführliche, die er vollständige Sammlung (thesaurus thesaurorum), und eine andere, die er kurze Sammlung alles Wissenswürdigen (tesoretto) betitelte. Das erstgenannte Werk ist durch sonderbare Fügung der Umstände in altfranzösischer, damals in Italien als Dichter- und oft als Hofsprache geltender Sprache geschrieben, weil Brunetto zuerst bis 1260 in Florenz

lehrte, dann, als Manfred dort hin kam, nach Paris ging, daselbst bis 1284 lehrte, dann zurück kam und bis 1295 wieder Lehrer in Florenz war. Wie wichtig der trésor für das vierzehnte Jahrhundert war, sieht man aus der großen Zahl von Handschriften desselben, die sich auf den Bibliotheken finden. Die beste ist in Genf, in Paris allein sind zwölf. Das Buch ist auch gedruckt, am besten Venedig 1533; alle Ausgaben sind aber sehr selten.

Brunetto Latini hat sein ganzes Werk in drei große Abtheilungen getheilt, welche wieder in Bücher getheilt sind. Der erste Theil hat deren fünf. Das erste Buch desselben enthält die Geschichte des alten Testaments, das zweite die des neuen Testaments und die ganze Geschichte bis auf Brunetto's Zeit. Es handelt ferner von den Elementen und vom Himmel. Das dritte Buch lehrt Geographie, das vierte und fünfte Naturgeschichte. Diese letzten Bücher, sagt er, habe er aus Plinius und Solinus genommen (s. Th. IV. S. 351 f.). Die zweite Abtheilung zerfällt in zwei Bücher, von denen das erste als sechstes Buch der vorhergehenden fünf die Ethik des Aristoteles und das zweite als siebentes eine Abhandlung von Tugenden und Lastern enthält. Die dritte Abtheilung hat wieder zwei Bücher. Das erste gibt eine Anweisung zur Redekunst nach Cicero und Aristoteles. Das zweite handelt von der Regierungskunst, und dabei wird vom Plato fleißig Gebrauch gemacht. Wie bedeutend dieser Mann als Lehrer seiner Zeit war, lernen wir von Dante, der mit vollendeter Dichterfähigkeit ein tiefes, zusammenhängendes allgemeines Wissen verband; denn dieser bekennt dankbar, daß er seine Wissenschaft dem Brunetto Latini verdanke. Villani im neunten Kapitel des achten Buches seiner Florentinischen Geschichten gibt ihm zuerst ein herrliches Lob, und fügt dann hinzu, er habe Brunetto's erwähnt, weil dieser der erste Lehrer gewesen sei, der die Florentiner civilisirt (il primo a degrossare i Fiorentini), und sie gelehrt habe, wie sie es anzufangen hätten, um schön zu reden und ihren Staat nach richtigen politischen Grundsätzen zu verwalten.

Dante, wie er im fünfzehnten Gesang der Hölle mit Brunetto zusammentrifft, bietet Alles auf, um Ehrfurcht und Dankbarkeit auszudrücken. Er bedauert, daß er etwas höher gehen muß,

als sein verehrter Lehrer, um nicht im glühenden Sande zu gehen, und sagt:

> Ich wagte nicht, mich zu entfernen vom erhöhtem Wege und neben ihm zu wandeln; aber ich hielt gesenket mein Haupt, wie ein Mann, der erfüllt von tiefer Ehrfurcht einhergeht.

Er schließt das Gespräch mit ihm mit den Worten:

> Wäre erfüllt mein heißes Gebet, dann wäret ihr noch nicht aus dem Leben im Leibe gebannt; denn fest ist in meiner Seele geheftet und erfüllet mich jetzo mit Wehmuth euer gutes, mir theueres Bild, wie ihr von Stunde zu Stunde mich väterlich lehrtet, wie der Mensch sich verewigt.

Einiger anderen Männer, welche in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Revolution der ganzen Literatur vorbereiteten, die im vierzehnten Jahrhundert aus Italien über ganz Europa verbreitet ward, wollen wir der Ordnung und des Zusammenhangs wegen erst weiter unten erwähnen, wenn wir im nächsten Bande der italiänischen Bildung der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gedenken, da wir uns hier des Raumes wegen auf die erste beschränken müssen.

B. Entwickelung der neueren Bildung in Italien im ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts.

Der Reichthum der italiänischen Literatur des vierzehnten Jahrhunderts, der innige Zusammenhang derselben mit der Literatur des fünfzehnten Jahrhunderts und dadurch mit der Zerstreuung des Dunkels, welche die Hierarchie und der Feudalismus über ganz Europa verbreitet hatten, nöthigt uns, die vollständige Angabe der bedeutendsten literarischen Arbeiten der Italiäner des vierzehnten Jahrhunderts mit der Übersicht der Bildung des fünfzehnten im neunten Bande dieses Werkes zu verbinden; wir wollen indessen die Einleitung dazu hier vorausschicken. Wir fügen in dieser Absicht hier zuerst einige äußere, der Entwickelung der italiänischen Bildung günstige Umstände bei, und gehen dann zu der welthistorischen Bedeutung von Dante's Werken über, weil durch ihre Erscheinung für ganz Europa ein neuer Tag anbrach. Die Hauptursache der Blüthe der schönen Wissenschaften in Italien war, daß die Regierungen, die in unseren Tagen oft aller freien Bewegung des Geistes, allem höheren Streben, allem Spiele

der Phantasie oder der reinen Vernunft feindlich sind, und nur materielle Interessen und solche Wissenschaften begünstigen, die sich unmittelbar auf das äußere Leben beziehen, damals vorzugsweise freie Kunst begünstigten, daß die Fürsten, die gegenwärtig entweder allem Wissen feindlich gesinnt sind, oder sich dem Wahn hingeben, daß sie Wissenschaft und Kunst schaffen könnten, wie Lustschlösser, damals einem ganz entgegengesetzten System folgten. Es war damals politisch klug, Kunst und Wissenschaft zu hegen, es gehörte ein Kreis von Künstlern und Gelehrten zum Glanz jedes kleinen Hofes und jeder freien Stadt. Gelehrte, Künstler und Dichter zogen oft von einer Stadt zur anderen, aber selbst ihre Eifersucht und ihr Neid ward Sporn und Antrieb, und war Ursache von Leben und Bewegung. Jeder Ort hatte einen ausgezeichneten Mann, mit dem er dem anderen gegenüber prahlte. Welchen Wetteifer dieses erwecken mußte, und wie viele Menschen sich vermöge der angeführten Umstände in einem freien, wenn auch bald anarchisch-freien, bald despotisch tyrannisirten Lande mit reingeistigen Studien beschäftigen konnten, wird aus der bloßen Aufzählung der Orte hervorgehen, wo die freien Studien entweder zu einer und derselben Zeit oder auch zu verschiedenen Zeiten Schutz fanden.

In Mailand schützten sowohl die Torre als nach ihrer Vertreibung die Visconti Wissenschaft, Kunst und Studium des Alterthums, auch dann, wenn sie ihre Mitbürger grausam mishandelten. Wir müssen daher im folgenden Jahrhundert sehr oft auf die Visconti zurückkommen. Seit Azzo VIII. schützten die Herrscher von Ferrara aus dem Hause Este ebenfalls jede freie Kunst, und diesem Hause gehorchten auch Modena, Rovigo, Reggio. Die Scotti in Piacenza, die Fisiraga in Lodi, die Rusca in Como, die Langoschi in Pavia, die Avocati in Vercelli, die Brussati in Novara, die Maggi in Brescia, die Correggeschi in Parma, die Scaligeri oder della Scala in Verona, die Bonacossi in Mantua und auch die Grafen von Montferrat wandten große Summen an, um als Begünstiger der Poesie oder der Wissenschaften im oberen Italien zu glänzen. Im Kirchenstaat wetteiferten mit den genannten herrschenden Familien die Polenta in Ravenna, die Ordelaffi in Forli, die Malatesta in Rimini. Die Geschichte der mächtigen Republik Bologna dreht sich fast ganz um die Geschichte der von vielen

Tausenden aus ganz Europa besuchten Universität. Der äußeren Feinde erwehrte sich die Stadt leicht, ihre inneren Streitigkeiten führten die Gründung der Universität zu Padua auf ähnliche Weise herbei, wie im folgenden Jahrhundert die inneren Streitigkeiten der Universität Prag die Gründung von Leipzig veranlaßten. Was nämlich die äußere Gewalt angeht, so gerieth Friedrich von Östreich 1303 als er mit seinen Reisigen in der Stadt lag, mit dem Rector in Streit; die Professoren und Studenten griffen darauf zu den Waffen, Friedrich selbst ward gefährlich verwundet; so viel wir wissen, hatte aber die Sache weiter keine gefährlichen Folgen. Anders war es, als Pabst Clemens V. den Kardinal Napoleon Orsini als Vermittler bei inneren Streitigkeiten in die Stadt schickte. Diesen jagte man fort, weil er sich in die Regierung mischen wollte, das veranlaßte aber die Excommunication der Stadt, in welche die Universität und Alle, die dort studiren würden, ausdrücklich einbegriffen wurden. Dadurch ward zunächst die Gründung von Padua herbeigeführt, wohin sich Lehrer und Studenten begeben hatten. Diese kehrten freilich schon im folgenden Jahre nach Bologna zurück; doch blühte seitdem Padua und wetteiferte mit Bologna. Als die Stadt Bologna nachher um 1316 mit der Universität in Streit gerieth, und diese zuerst nach Argenta, dann nach Imola wanderte, wandte Siena große Summen an, um sie an sich zu ziehen. Die Stadt gab sechstausend Gulden, um die verpfändeten Bücher einzulösen, trug die Kosten des Umzugs, versprach den Professoren einen jährlichen Gehalt von dreihundert Gulden und den Studirenden freie Wohnung für ein Jahr und vier Monat. Als die Stadt ihr Versprechen, die nöthigen Privilegien vom Pabste und vom Kardinals-Collegium auszuwirken, nicht erfüllen konnte, trennten sich Lehrer und Schüler nach vier Seiten hin, und es entstanden zwei neue Lehranstalten, wenn auch nicht gerade Universitäten. Die größere Zahl ging nach Bologna zurück; ein anderer Theil blieb in Siena; ein dritter ging nach Florenz; der vierte und unter ihnen Dino, der berühmteste Lehrer der Arzneiwissenschaft, ging nach Padua.

In Neapel blühten, wie schon aus Petrarcha's Lebensgeschichte hervorgeht, so lange König Robert lebte, Beredsamkeit und Dichtkunst.

wenn auch gleich die berühmten Männer, welche sie trieben, nicht immer den besten Geschmack hatten. Auch die Pisaner wurden vom allgemeinen Enthusiasmus ergriffen, und hatten den guten Gedanken, für die Universität, die sie 1330 gründen wollten, von den Geistlichen den Zehnten ihrer liegenden Güter zu fordern. Das wollte der Pabst nicht leiden, und die Anstalt ging 1339 auf einige Zeit ganz ein. Alle diese Anstalten waren ohne theologische Facultät; denn dazu bedurfte man des Pabstes. Als daher Galeazzo II. Visconti eine ganz neue Universität in Pavia gründete, ertheilte Kaiser Karl IV. ein Privilegium für das Studium des römischen Rechts, der Decretalen, der Physik, der Chirurgie, des Notariats und der Stylistik. Diese Anstalt war nachher eine Zeitlang in Piacenza, wo wir um 1399 siebenundsechzig Professoren finden, unter denen der barbarische Civilist Baldus monatlich einhundertvierundsechzig Lire, der Decretalist Marsilius di santa Sofia gar einhundertsiebenzig Lire monatlich erhielt, andere Professoren dagegen nur zweiundzwanzig, ja manche nur vier Lire. Siena und Florenz erneuten ihre Anstalten. Der ganz gesunkenen Anstalt zu Arezzo gab Kaiser Friedrich III. noch im Jahre 1446 ein neues Privilegium. In Lucca, im kleinen Fermo, in Ferrara, in Brescia, in Bergamo, in Rom selbst wurden Universitäten gegründet; in Modena und Reggio bestanden Specialschulen der Jurisprudenz und Medicin.

Um an einem einzigen Beispiel zu zeigen, von welcher Art und Beschaffenheit die Bildung Italiens und wie groß ihre Blüthe in den beiden Jahrhunderten war, in welchen die schönste Frucht des Ritterthums und seiner Poesie und die höchste Philosophie des Christenthums mit der altklassischen Bildung innig verbunden ward, dürfen wir nur einen Blick auf Dante's Schriften werfen. Dante oder eigentlich Durante Alighieri war der Schöpfer einer neuen, zugleich auf das Studium der Alten und auf christliche und ritterliche Poesie und Philosophie gegründeten Literatur. Der Dichter selbst hat die wichtigsten Umstände seines Lebens so in sein großes Gedicht verflochten, daß die Nachwelt um es zu verstehen, jedes Ereigniß seines Lebens mit der größten Sorgfalt hat erforschen müssen. Für unsere Absicht, welche dieses Mal nicht darauf gerichtet sein darf, die Divina Comedia zu erklären, sondern nur die Wirksamkeit des Dichters für Wissen und Glauben, für

Poesie, Geschichte und Philosophie zu bezeichnen, ist es genug, einige wenige Umstände und Zeitbestimmungen anzugeben. Er war 1265 geboren, und seine Mutter Bella trug Sorge, daß er in jeder Wissenschaft und Kunst und in mehreren alten und neuen Sprachen Unterricht erhielt. Wie dankbar er selbst seinem Lehrer Brunetto Latini für den Unterricht in allen Wissenschaften seiner Zeit war, haben wir oben schon mit seinen eigenen Worten berichtet. Sein theuerster Mitschüler war der große philosophische Dichter, Guido Cavalcanti, der vor ihm schon der toscanischen Sprache den Vorrang vor allen Dialekten verschafft hatte, dem er daher den Preis des poetischen Ausdrucks (la gloria della lingua) vor allen Anderen zuerkennt. Dante liebte und verehrte vor allen Dichtern den Virgil, dem er, wie er sagt, sein dichterisches Dasein und seine Begeisterung verdanke (il mio maëstro e il mio autore), den er lange und viel mit Liebe gelesen (con longo studio e grande amore). Er meint, sein Freund Guido habe nur darum nicht, wie er, Ruhm auf Erden und unter der Erde, auf dem Berge der Sühne und im Himmel erlangt, weil er mehr den Ernst der Philosophie, als den Zauber unterhaltender Virgilischen Dichtung gesucht habe. Damit tröstete er wenigstens Guido's Vater; denn als dieser in der Hölle ihn fragte:

> Wenn dir diesen dunkeln Kerker zu durchwandern vergönnt ist, weil deine Geistesfähigkeit groß war, warum ist mein Sohn nicht bei dir?

so erwidert er:

> Ich bin nicht selber mein Führer, mich leitet Virgil, welcher dort wartet, vielleicht hat den euer Sohn nicht geachtet.

Auch die damals aufblühende Malerkunst der Neueren schätzte Dante richtig und ehrt sie in dem Maler Giotto. Was Musik angeht, so fesselte Casella's Gesang ihn und Virgil und alle Schatten einige Zeit hindurch trotz der Warnung des Wächters des Purgatoriums am Fuße des Bergs der Sühne, und verzögerte ihre Reinigung. Eifrig studirte er nachher den Aristoteles und die scholastische Theologie; dadurch, sagte er, erhob ich mich über alle von Liebe faselnden Dichter (per essa uscì della volgare schiera). Er zeigte sich vor seiner Verbannung in seiner Vaterstadt und später in Schriften als vortrefflichen Staatsmann und Rechtsgelehrten; Astronomie, Geographie, alte und neue Geschichte und Mythologie

kannte er, wie er in seinem großen Gedichte beweist, sehr gründlich und Anatomie und Physiologie besser, als man für seine Zeiten denken sollte. Erst durch Harvey ward nämlich bekanntlich die Lehre vom Blutumlauf diesseit der Alpen verbreitet, Dante deutet aber gleich im Anfange seines Gedichts auf Puls und Blutadern hin (le vene ed i polsi). Auf dieselbe Weise gedenkt er lange vor Columbus der Antipoden. Neben der Parteiung der Guelfen und Ghibellinen, welche ganz Italien in zwei Theile trennte, bestand in Pistoja und bald auch unter den Guelfen von Florenz eine andere, welche man die der Weißen und Schwarzen nannte (s. Th. VII. S. 385 f.). Alle angesehenen Familien von Florenz gehörten einer oder der anderen an. Vieri de Cerchi war das Haupt der Weißen, Corso Donati stand an der Spitze der Schwarzen, und man hatte Dante, welcher Mitglied des Schöffenraths (dei Priori) der Republik war, im Verdacht den Weißen anzugehören. Als er daher im Jahre 1302 in Geschäften der Republik an Pabst Bonifacius VIII. nach Rom geschickt war, wurde er durch Kabalen in das Schicksal der Weißen verwickelt, um achttausend Lire gestraft und auf zwei Jahre verbannt. Erbittert über den Pabst, der seine Feinde schützte und seine Vaterstadt in die Hände der Franzosen spielen wollte, deren König seinen Bruder dahin schickte, schloß sich Dante in der Verbannung an die Weißen und an die Ghibellinen an, welche vereinigt mit Gewalt in Florenz eindringen wollten. Sie erlitten aber 1304 eine blutige Niederlage. Dante ward dann auf immer verbannt und seine Güter eingezogen; er fand jedoch bei den herrschenden ghibellinischen Familien Oberitaliens Schutz und Aufnahme. Die Scala in Verona, die Papafavi in Padua, die Bosoni in Gubbio, die Malaspina in der Lunigianischen Mark, die Salvatici im Casentinischen, die Fogginolo im Urbinatischen Gebirg bewirtheten ihn gastlich. Ganz zuletzt war er bei den Polenta in Ravenna, und starb, als er eine ehrenvolle Gesandtschaft übernommen gehabt hatte, um 1321. Allen den Familien, die sich ihm freundlich bewiesen, hat er in seinem großen Gedicht ein ewig Denkmal gesetzt. Dem Kinde, welches Dante im Hause der Scala fand, als sie ihn gastlich bewirtheten und hegten, prophezeit er gleich vorn im Inferno, gestützt auf die Weissagung eines Astrologen (Michele Scotto), eine Herrschaft über alles Land vom Gebiet

von Urbino an bis nach Treviso (la sua nazione sarà trà Feltro e Feltro). Alle seine Schützer werden von ihm hochgepriesen, obgleich er eingesteht, „daß er recht gut wisse, wie salzig schmecke das Brod an fremdem Tische genossen, und wie müde es mache, fremde Treppen auf- und niederzusteigen.“ Seine wissenschaftliche Thätigkeit in lateinischer, ganz den Alten nachgebildeter, nur etwas zu bombastischer Sprache knüpft sich an seine Geschäftsthätigkeit für das wiederherzustellende Ansehen des Kaisers, sein poetischer Ruhm an seine erste Liebe, deren Gegenstand er, wie alle provenzalischen Dichter, idealisirt hat. Dante's Beatrix ist, wie Petrarcha's Laura, gleichsam ein sinnliches Ideal, um den Gesang von himmlischer Liebe nicht auf bloße Dichtung, sondern auf die Wirklichkeit und auf einen bestimmten Körper zu beziehen, ohne daß dabei der einzelne Gegenstand eine besondere Bedeutung hätte.

Was Dante's wissenschaftliche Thätigkeit angeht, so sind die Briefe oder, wie wir sagen würden, die Proklamationen und Manifeste, die er für Heinrich VII. aussandte, als dieser in Italien war, historisch und politisch merkwürdig; sein Buch von der Monarchie ist aber als philosophische Staatsrechtslehre bedeutend. In den Sammlungen der Denkmale der deutschen Geschichte ist daher auch dieses Buch mehrmals abgedruckt, weil es die Rechte deutscher Kaiser in allen weltlichen Dingen vertheidigt, ohne das rein geistliche Ansehen des Pabstes schmälern zu wollen. Dante fordert, daß die Kraft des kaiserlichen Ansehens die Einheit der verschiedenen unabhängigen Staaten Italiens erhalten solle, wie wir in Deutschland, trotz der Bundesversammlung, noch immer die Einheit der Regierung der Nation vermissen, weil Niemand als Repräsentant der Gesammtheit die einzelnen Staaten überwacht und im Nothfall die Tyrannei einzelner Regierungen im Interesse des Volkes zügelt. Daß er an keinen despotischen Alleinherrscher, sondern nur an einen Kaiser denkt, der dem Gesetze, nicht der Willkür seinen Arm leiht, spricht er schon in dem Gesange des Paradieses aus, in welchem er den Kaiser Justinian idealisirt und sein Gesetzbuch preißt; er sagt es aber auch ausdrücklich in dem erwähnten Buche, welches wir das Buch von der kaiserlichen Gewalt in Italien nennen würden (de monarchia). Es heißt dort: „Man muß sich aber allerdings hüten, daß man, wenn von uns behauptet wird,

daß das ganze menschliche Geschlecht durch einen einzigen Fürsten regiert werden müsse, dies nicht so verstehe, als wenn alle besonderen Staatseinrichtungen, Gesetze und Verfassungen der einzelnen Staaten von diesem allein ausgehen müßten; denn Nationen, Reiche und Staaten haben Eigenthümlichkeiten, welche durch ganz verschiedene Gesetze geordnet werden müssen." Daß sein Kaiserthum kein türkisches oder russisches sein soll, liegt schon in dem Satze, daß der Fürst um des Volkes, nicht das Volk um des Fürsten willen da sei (non enim gens propter regem, sed e converso rex est propter gentem): womit der Satz in genauer Verbindung steht, daß, wenn die Gesetze nicht den Vortheil derer zum Zweck haben, die ihnen gehorchen sollen, sie den Namen Gesetze nicht verdienen.

Die poetische und theologisch-philosophische Wirksamkeit Dante's knüpft sich ganz an die Geschichte seines Übergangs von reiner sinnlichen Liebe zur himmlischen oder des Übergangs vom Entzücken am Bilde der Gottheit im menschlichen Antlitz zum reinsten inneren Schauen des göttlichen Wesens. Dies ist für unsere Zeit hart und schwer, und wird ganzen Menschenklassen lächerlich oder bis zur Verrücktheit ungereimt scheinen; zu Dante's Zeit war das anders. Wer die Philosophie der Schule von Sct. Victor, die Theosophie des tiefen Denkers Bonaventura kennt, sowie die unvergleichlichen Gedichte eines Guido Guinicelli, Guido Cavalcanti und Petrarcha nebst den Mustern aus allen romanischen Dialekten, denen diese folgten, wird ganz anders urtheilen. Allegorie und Mystik, Symbolik und Contemplation waren zu Dante's Zeit schon wegen der Kirchen-Ceremonien, Feste, geistlichen Gesänge den gebildeten Italiänern nicht fremd. Wenn er mit unerreichbarer Kunst, durch ein poetisches Spiel mit der Geschichte des alten und neuen Testaments, mit der Geschichte des Alterthums und seiner Zeit, mit der Religionsphilosophie, mit Luft und Nebel und endlich sogar blos mit reinem Licht und farbigem im Paradiese, das stufenweise Fortschreiten vom Schauen des Menschlichen im Göttlichen zur Auflösung alles menschlichen Schauens im reinen Gottschauen darstellt, so fühlt er selbst, daß unter Tausenden nur sehr wenige ihm zu folgen im Stande sein werden. Er ruft daher gleich in den fünfzehn ersten Versen des zweiten Gesanges des Paradieses allen nicht eingeweihten Lesern zu:

„O ihr, die ihr in kleinem Kahne, begierig zu horchen, meinem Schiffe gefolgt seid, welches mich den Sänger durchs Meer trägt, kehrt um, euer Gestade wieder zu schauen, wagt euch nicht in die Meerfluth; denn, wenn ihr mich aus den Augen verloret, ihr fändet nimmer den Weg mehr. Die Gewässer, die ich zu durchfahren im Begriff bin, wurden niemals befahren. Die Weisheit des allmächtigen Vaters haucht in mein Segel (Minerva spira), die Kraft seines göttlichen Sohnes lenket mein Steuer (conducemi Appollo), ihr heiliger Geist (nuova musa), nicht des Heidenthums Muse, ist mein Pilot, und zeigt mir die Sterne am Pole des ewigen Lebens (mi dimostran l'orse). Ihr wenigen Anderen, die ihr früh nach dem Brode der Engel verlangtet, von dem man sich nähret, ohne daß man seiner je satt wird, ihr dürft euch dreist wagen durch die furchtbare Salzfluth; doch gebt wohl Acht auf die Furche, die mein Schiff im Meere macht, ehe es wiederum gleich wird."

Durch die Vita nuova und die Divina Comedia geht eine und dieselbe Idee. Beide hängen nämlich durch den Gedanken zusammen, daß reine Liebe das sinnliche Wesen des Menschen veredelt, und daß die Erkenntniß der Vergänglichkeit sinnlicher Wonne zu Gott führt. Übrigens besteht die Vita nuova blos aus einer Reihe lyrischer Poesieen, die Divina Comedia ist ein zusammenhängendes erzählendes Gedicht in drei Theilen, welche zusammen gerade hundert Gesänge enthalten, von denen jeder etwa hundertundvierzig Verse hat. Die Liebe zur Beatrix, des Folco Portinari Tochter, die er als Kind sieht und liebt, die er dann aus den Augen verliert, gibt ihm in der Vita nuova Gelegenheit, von seiner Genesung von sinnlicher Liebe zu singen. Er erfährt nämlich die Krankheit der Geliebten, glaubt sie todt, erfährt ihre Genesung; dennoch wird sie aber im achtzehnten Jahre hingerafft, das gibt ihm Gelegenheit, seine innere Geschichte zu besingen. Alles Erwähnte könnte übrigens eben so gut eine poetische Fiction, als eine Geschichte sein; es wird aber durch die Art, wie Dante die Sache mit seinem inneren und äußeren Leben in Verbindung gebracht hat allerdings zu einer Realität. Die Sonnette und Canzonen, welche die Vita nuova bilden (denn die Prosa, die als Erklärung eingeschoben wird, ist nicht allein langweilig, sondern auch überflüssig, weil die Verse deutlicher sind als die Prosa), schildern den Übergang der Empfindungen des Dichters von Leidenschaft zu betrachtender Ruhe. Diese lyrischen Gedichte der Vita nuova welche zuerst einzeln ver-

breitet wurden und in Italien von Mund zu Mund gingen, verschafften ihrem Dichter den höchsten Ruhm vor allen seinen Zeitgenossen. Ein einziges derselben allein (voi ch' avete l'intelletto d'amore) zeigte ihn auf einer so unerreichbaren Höhe, daß aller Neid schweigen mußte. Dante hieß plötzlich unter einem geistigbelebten Volke der größte Mann seiner Zeit. Er führt uns in diesen lyrischen Ergüssen wahrer und kräftiger Empfindung zuerst durch alle Grade der Wirkung reiner sinnlicher Liebe, durch alle Abwechselung von Furcht und Hoffnung, über alle Stufen des Schmerzes langer Trennung und der Unmöglichkeit des Besitzes des geliebten Gegenstandes; dann haucht er bei der voreiligen Nachricht vom Tode der Beatrix noch einmal tiefen Schmerz aus, bereitet aber die, welche seinem Gesange horchen, auf einen Trost vor, der ihm vom Himmel kommt. Er schaut im inneren Gesichte der Engel Chor, und als seine Geliebte wirklich stirbt, ist seine Liebe des sterblichen Mädchens im Schmerz, den er ausgehaucht hat, zur Liebe der Seele, nicht des Leibes geworden; er sieht also bei ihrem Scheiden vom Leibe nur den verklärten Engel mehr in ihr.

Durch schwere Genesung von Leidenschaft hat er die Feuertaufe des Geistes erhalten; seine Divina Comedia soll durch Erzählung lehren, wie er Gegenwart und Vergangenheit, wie er, gesund geworden an der Seele, sein eigenes Leben und das seiner Freunde, wie er Kunst, Wissenschaft und Poesie, wie er Guelfen und Ghibellinen, Schwarze und Weiße, betrachtet, verglichen und im Verhältniß zum ewigen moralischen Princip aller Dinge. In der Hölle und am Berge der Sühne (denn das Wort Fegefeuer paßt nicht) zeigen sich ihm alle Erscheinungen blos in Beziehung auf das äußere Dasein oder im Verhältniß zu der Regentenweisheit, die er im Virgil personificirt, also zu dem Recht und zu der Ordnung und zu dem Gesetz, welches er im Buche von der Monarchie vom Kaiser herleitet. Im Paradiese zeigen sich alle Erscheinungen des Himmels und der Erde, durch welche er uns führt, im Verhältniß zum göttlichen Schauen oder zu jener fortschreitenden Ausbildung der Seele, durch welche der endliche Geist mit der unendlichen Wesenheit der Dinge vereinigt wird. Seine verklärte Beatrix, das Symbol göttlicher Liebe, ewiger Gnade und wahrer Gotteserkenntniß, führt ihn daher von einer himmlischen Sphäre

zur anderen in die Gegenwart Gottes, wo kein Kreisen der Sphären mehr ist. Weil diese Poesie ohne eine sinnliche Darstellung zur nackten Theosophie geworden sein würde, hat er seine Reise durch eine Welt der Ideen so versinnlicht, daß der, welcher blos Poesie sucht, nur Gestalten, Geschichten, Bilder sieht, der denkende Geist aber weder an der christlichen Mythologie, noch an der Menschengestalt des Göttlichen Anstoß nehmen kann. Jeder, der tiefer schaut, wird leicht durch den Schleier sehen; wer aber im Volksglauben beharrt, der kann ohne Nachtheil Alles nehmen, wie es dasteht, weil der Dichter fast eben so stark als Luther gegen die Art von Christenthum eifert, welche von Rom und von den Mönchen gelehrt ward. Da die Welt und alle ihre Erscheinungen in der Divina Comedia beschrieben und beurtheilt werden, und da die durchgeführte Allegorie nur leise angedeutet wird, so hat man den höheren Sinn oft ganz abgeläugnet, und die ganz offenbar allegorischen Figuren entweder auf den Streit der Guelfen und Ghibellinen oder auf Politik und auf Entartung der römischen Kirche bezogen, oder auch auf die Zeitgeschichte gedeutet. Das beweist am besten, wie sehr sich Dante von Spielerei frei gehalten, und wie sehr er sich gehütet hat, die Poesie unter der Allegorie zu ersticken. Es wäre zu wünschen, daß seine Commentatoren ebenso behutsam gewesen wären, als er selbst.

Den ganzen Inhalt und den Zweck der drei Theile seines großen Gedichtes läßt er selbst im ersten Gesange der Hölle durch Virgil angeben, wenn dieser zu ihm sagt:

> Zu deinem Heile denk' und beschließe ich, daß du mit mir gehen sollst und ich will leitend dich führen durch die ewigen Lande, wo vernehmen du wirst der Verzweifelten Wehschrei, schauen die Seelen von denen, die vor dir gelebet im Jammer, so daß eine jede nach dem Tode des Leibes sich den Seelentod wünschet. Dann wirst du schauen auch die, welche zufrieden sind im Reinigungsfeuer, weil sie hoffen zu gelangen, wie spät es auch immer sein mag, zu der Seligen Kreisen. Willst du zu diesen hinaufgehen, so führt dich eine Seele, die dieses Geschäftes würdiger als ich ist. Sie verharret bei dir, wenn ich von dir scheide; denn der oberste Herrscher will nicht, daß man durch mich, der ich seine Gesetze nie kannte, zu seinem Sitze gelange. Überall ist er allmächtiger Herrscher, ein milder König nur dorten. Dort sind die Seinen um ihn vereinigt (sua città), dort ist sein erhabener Wohnsitz! O selig der, den er dorthin zu gelangen erkoren!

Weil Dante in der Hölle, wie er sich von Virgil sagen läßt, das Unglück des Abfalls von Gott dadurch kennen lernen soll, daß er die Rückseite aller menschlichen Größe und alles selbstsüchtigen Treibens der Welt nicht blos durch Worte lernt, sondern in der That anschaut, so vereinigt er im Raume eines sinnlichen unterirdischen Reichs alles, was Mythologie, Geschichte und seine eigene Erfahrung ihn von menschlicher Abweichung vom Moralgesetz gelehrt haben. Er schafft daher eine unterirdische Welt voll solcher Menschen, welche nie den Gedanken eines durch Mühe und Kampf zu erringenden reinen geistigen Daseins gefaßt haben, und vertheilt alle diese in Kreise, deren Entfernung von einander, den Unterschied der verschiedenen Arten von Sünden sinnlich macht. Diese Kreise sind, wie er selbst im elften Gesang lehrt, nichts Anderes, als eine Versinnlichung von Aristoteles Moralsystem (Ethik) über menschliche Abweichung von der göttlichen Ordnung. Diese Abweichung beginnt mit dem bloßen Hingeben an rohe Sinnlichkeit, und endigt mit absichtlicher Bosheit, mit Frevel gegen Gott, gegen Vaterland und gegen Wohlthäter. Die Entfernung der Sünden gleicher Gattung wird durch die Distanz concentrischer, aber immer tiefer herabgehender Kreise bezeichnet; ganze Gattungen der Sünden sind anders geschieden, um den Abstand der Gattungen zu bezeichnen. Es trennt daher die Plutonische Stadt der Himmelstürmenden Sumpf, Graben, Mauer, Thore, Schrecken der Meduſa und der Furien vom Straforte derer, welche den Lüsten des Fleisches fröhnend die Vernunft der Sinnlichkeit (al talento) geopfert haben. Eine unabsehbare Felskluft, die man auf dem gräßlichen Hippogryphen der Unterwelt, dem symbolischen Ungeheuer des Betrugs, durchfliegen muß, trennt die, welche die Vernunft vorsätzlich mißbraucht haben, von denen, die aus Vermessenheit sündigten. In den untersten Raum werden nachher Virgil und Dante durch einen der Riesen hingesetzt, die einst den Olympus stürmten und mit den Göttern kämpften. Eine andere symbolische Scheidung der Höllenräume machen die Ströme der Unterwelt, um bildlich anzudeuten, wie so ganz verschieden die stillen Qualen des Gewissens beim erwachenden Bewußtsein, daß man den Zweck des menschlichen Daseins verfehlt habe, die Seele zerreißen. Die, welche die höhere Bestimmung des Menschen

ohne ihre Schuld nie kennen gelernt hatten, trennt von den eigentlichen Sündern der Strom, welchen die Alten den Freudeleeren (Acheron) nannten. Die Burg derer, die auf ihren eigenen Verstand trotzten und moralische Lehre verachteten, umgibt der Strom des Hasses und der Scheu, vor dessen Name auch die Götter erbeben (Styx). Die Frevler weiter unten, welche Gewalt übten, statt ritterlich das Recht zu schützen, quält der glühende Höllenstrom (Phlegethon), der Gleiches mit Gleichem, nämlich das gewaltsam Verkehrte mit der ewig ungestillten Glut brennender Begierden vergilt. In den unteren Raum rinnt tröpfelnd hinab mit dumpfem Geräusch des Cocytus Strom, in dessen Eise die Menschheit erstarrt. In diesem Eise findet der Dichter ganz unten neben dem Engel, den sein Egoismus des Himmels beraubt hat, die Verräther des Vaterlandes, unter ihnen einen Carlino, der Piano den Pisanern verrieth, und Bocca degli Abbati, welcher schuld an der Niederlage der Weißen um 1304 war. Das Symbol egoistischen Frevels, Lucifer, welcher den göttlichen Verstand zum Frevel gegen Gott misbrauchte, bildet den untersten Punkt der Hölle, und an ihm herauf geht der Weg der Buße, weil sein und seiner Umgebungen Anblick tiefe Reue hervorruft.

Der zweite Theil des großen Gedichts ist erfreulicher, der Natur der Sache nach aber weniger äußerlich, weniger sinnlich und schwieriger für alle diejenigen, welche keiner Gnade, keiner Erleuchtung, keiner ihnen unerklärlichen Hülfe von oben zu bedürfen glauben, um rein zu werden von den Leidenschaften und Verkehrtheiten, welche die Civilisation unfehlbar mit sich führt, oder von der Thierheit, die das Herabsinken von der moralischen Würde mit sich bringt. Rousseau sucht den Urmenschen im Wilden und Barbaren, Dante zeigt, daß Rohheit den Menschen seiner Würde beraubt und ihn zum Thier macht. Die Seele zu einer ursprünglichen Freiheit, welche jenseit aller Erfahrung liegt, zurückzuführen, ist also das Ziel dessen, der die Folgen jeglicher Entartung erkannt hat; der Berg auf dessen oberer Höhe der idealische Mensch im irdischen Paradiese wohnt, muß also genau der Grube entsprechen, deren unterste Mitte der Teufel bei seinem Sturze vom Himmel durchbohrt hat. Die verschiedenen Terassen des Bergs ernstlicher Reue sind nach derselben Aristotelischen Moral geordnet, der

die großen Abtheilungen und kleineren Kreise der Hölle entsprechen. Die Geschichten des alten und neuen Testaments, die Mythologie, die Zeitgeschichte oder auch die Profangeschichte überhaupt geben auf den einzelnen Terrassen gewöhnlich hinter einander dreierlei Reihen von Figuren, welche die Lehre Virgil's in Anschauung verwandeln, und durch Handlungen zeigen, daß die menschliche Seele nur mühsam kämpfend und arbeitend jede einzelne verkehrte Neigung zu besiegen im Stande ist, daß Leiden bessert. Auch die Terrassen des Bergs · büßender Reue und aufrichtiger Umkehr sind, wie die Gruben der Hölle, in drei größere Räume getheilt. Diese Räume sind die Terassen vom Fuße des Bergs, den der Reinigungs-See umspült, in welchem der Demuth Binse wächst, und den der Held der Freiheit und der Tugend (Cato) überwacht, bis an den Raum, den eine Mauer umschließt und ein Engel mit flammendem Schwerte bewacht. Dieser zweite Raum hat sieben Terrassen, der dritte Raum umfaßt den Vorraum des irdischen, vom Himmlischen wohl zu unterscheidenden Paradieses, und dieser Sitz des Ideals der reinen Menschheit bildet die oberste Höhe. Die Scenen auf den sieben Terrassen dienen, die Seele zu mahnen, die sieben Hauptfehler der Menschheit, welche die Kirche sieben Todsünden nennt, abzulegen; dies wird angedeutet durch die sieben P, welche der Engel als Symbol der Kirchengewalt mit dem Flammenschwerte dem Dichter an die Stirn schreibt und die Asche, das Symbol der Trauer über die Sünde, wegtilgt. Das Verschwinden der einzelnen P auf den einzelnen Terrassen macht daher, daß sich der Dichter jedes Mal unendlich viel leichter fühlt. Der Raum, den der Engel bewacht, ist wie unten die Città de Dite, mit Mauern umgeben und mit einem Thore verschlossen, welches nur die himmlische Gnade eröffnet, deren Symbol seine Beatrix ist. Als Virgil und Dante dem Thore sich nahen, ruft der Engel der es mit flammendem Schwerte bewacht, ihnen zu:

„Sagt mir, was ihr wollt", aus der Ferne begann er zu reden, „wo ist euer Geleitsmann? Schaut euch vor, daß das Hinaufgehen nicht euch Verderben bringe!"—„Ein himmlisches Weib, dieser Dinge gewahrsam," erwidert mein Meister. Er ließ ihn nicht seine Rede vollenden sondern rief uns zu: „Geht dorthin, da ist das Thor, möge dieses Weib eure Schritte leiten zum Heile!" Und weiter sprach der freundliche Thorwart: „Kommt herauf nun herüber über unsere Stufen!"

Diese Stufen bezeichnen den kirchlichen Begriff von kirchlichen Mitteln der Besserung; demüthige Erkenntniß und Bekenntniß, bittere Reue und harte Genugthuung,, wo diese sind, da vergibt nicht der Priester, sondern Gott die Sünde, der Priester gibt nur Beruhigung durch die Erklärung, die er im Namen der Kirche gibt, daß genug geschehen sei. Die Schwelle des Thors ist der Diamant, auf welchem Christus die wahre Kirche gegründet hat, die durch Demuth und Leiden, durch edles Streben und Rechthandeln, nicht durch Ceremonie und mechanisches Mönchsgebet zu Gott führt. Die Stelle lautet:

> Wir gingen hinauf, und die erste der Stufen war weißer Marmor, so polirt und geglättet, daß ich in ihr mich spiegelte ganz so, wie ich mich zeige. Die zweite der Stufen war dunkel gefärbt, schwarzdunkel, von rauhem und sprödem Gestein, geborsten der Läng'. und der Quer' nach. Die dritte, die mächtig darauf lag, schien mir flammender Porphyr, gleich dem Blute, das aus der Ader hervorspritzt. Auf dieser ruhten beide Sohlen des Engels der Gottheit, welcher auf der Schwelle des Thores saß, und diese schien mir Demantstein.

Von Sünden entlastet gelangt der Dichter im siebenundzwanzigsten Gesange in die Nähe des irdischen Paradieses, wo ihm der Sinn für himmlische Seligkeit durch geistige Weihe, durch Einsicht in den Sinn kirchlicher Symbole, durch Unterscheidung der himmlischen und irdischen Kirche, durch Erkenntniß der Entartung einer Kirche, wie die des Pabstes Bonifacius und Philipp's des Schönen war, und durch das Trinken aus dem Quell der Vergessenheit des Irdischen, d. h. aus dem Lethe, und aus dem entgegengesetzten Quell des edelsten Strebens, d. h. aus der Eunoë, soll aufgethan werden. In Beziehung auf die mit aller Pracht der Poesie, allem Glanz der Symbolik des Cultus aus der Tiefe christlicher Speculation [redacted] Dichter durch alle Weihen der Religion zu ertheilende [redacted]ung über scheinbares und wahres Glück des Menschen wird ihm im siebenundzwanzigsten Gesange des Purgatoriums verkündigt, daß er in den folgenden sechs Gesängen alles erfahren und sehen solle, was ihn fähig machen könne, nachher durch Beatrix im Paradiese zum Gottschauen zu gelangen. Zuerst heißt es im hundertfünfundzwanzigsten Verse: „Der Seligkeit liebliche Frucht, welcher der Sterblichen Sorge an so mancherlei Bäumen suchend umhertreibt, wird heute dir stillen all dein Verlangen". Dann sagt (Vers 128) Virgil:

„Jetzt hast du, o mein Sohn, geschaut der Zeitlichkeit verderbendes Feuer und des Ewigen rettende Flamme; du bist gelangt zu dem Orte wo ich durch meine menschliche Leitung dich nicht weiter aufwärts zu führen im Stande bin. Bis hierher hab' ich dich geleitet mit der Menschen Einsicht und mit dem, was ihr herrschender Geist zu erfinden im Stande war; fortan folge du sicher dem leitenden Führer, der in dir selbst ist; heraus bist du aus der Enge des Weges, heraus aus der Steile. Schau dorten die Sonne, deren erster Strahl deine Stirne trifft. Schau hier die grünenden Kräuter, die Blümlein, die Sträuche, die ohne Säen und Pflanzen diese Erde der Urwelt hervortreibt. Hier darfst du ruhend jetzt sitzen, bis die schönen Augen sich zeigen, deren Thränen zu deiner Leitung mich trieben, oder darfst auch hier wandeln, dich der Blüthen erfreuend. Erwarte nicht mehr, daß ich mit Worten dich mahne oder mit Winken dich leite. Frei, recht, gesund ist nunmehr dein eigener Wille; Sünde wär' es, wenn du ihm nicht folgtest. Drum kröne und kränze ich dich zum Gebieter über dich selber."

Zum Paradiese hinauf führt ihn dann seine Beatrix, das Symbol göttlicher Liebe, ewiger Gnade und der Gotteserkenntniß, die keine menschliche Weisheit erreicht. Der Dichter führt, spielend mit Lehre, mit Luft, mit Licht, mit Farben und Feuer, die Seele zur Ahnung von einer Weisheit, welche der Menschheit nur im Ahnen und Dichten, nicht im Denken und Schauen zu Theil wird, der sie daher nur in der Ferne naht. Die sieben Planeten, die man damals allein kannte, geben ihm sieben feste Sphären, der Fixsternhimmel die achte hoch über der Alles bewegenden Sphäre, und dem Feuerhimmel erst wird anschaulich, was auf Erden Ahnung war. Alle Sphären werden mit Gestalten belebt, mit Handlung und Bewegung erfüllt, die tiefste Contemplation, die schärfste und dunkelste Speculation wird Anschauung, der Gottheit Wesen wird empfunden. Das Schwerste dabei war, nicht ganz mystisch oder ganz sinnlich zu werden. Was das Letztere angeht, so hat Dante vom Göttlichen und Himmlischen gesungen, ohne wie Milton, Klopstock und andere christliche Dichter Gott auf ärgerliche Weise zum Menschen zu machen. Es ist ihm gelungen, das Menschliche und Irdische im Göttlichen und Himmlischen aufzulösen, ohne das Göttliche zum Menschlichen herabzuziehen. Wie wenig er Menschliches und Göttliches verwechselt, beweist er im elften Gesange des Purgatoriums durch die Art, wie er die Anfangs-

worte des Vaterunsers und die erste Bitte poetisch umschreibt, wenn er singt:

> Unser Vater, dem in den Himmeln eine Wohnung wir geben, nicht weil dich ihre Räume beschränken, sondern weil du die oberen Sphären, die zuerst du geschaffen, mit mehr Liebe erfüllt hast! Geheiliget werde dein Name von jedem Wesen, das du erschufst; denn jeglicher Danksagung werth ist ja dein Hauch, der uns beseligt.

Auf der Reise durch die Sphären, wo der Dichter stufenweise erhöhte Seligkeit empfindet, im reinen Wissen und Erkennen, im Lernen und im dichterischen Ahnen, weiter hin in den ihm von Johannes, von Petrus und Jakobus mitten im finsteren Mittelalter ertheilten Aufschlüssen über das reine Evangelium und über die Gründe, auf denen es beruht, endlich im Schauen der Heiligen, an deren Gemeinschaft wir Alle hoffend glauben, und ganz zuletzt im Schauen der Gottheit können wir dem Dichter nicht folgen, weil wir fürchten müßten, daß unsere Leser nicht im Stande sein möchten, dem Fluge der Beatrix zu folgen. Das hat der Dichter selbst gefühlt und in den oben von uns angeführten Versen des Paradiso ausgesprochen. Er sagt es aber auch gleich in den ersten Versen des ersten Gesangs, und fügt den Grund bei, warum auch er nicht einmal aussprechen könne, was er empfunden habe:

> Weil die Seele, wenn sie dem Ersehnten ganz nah kommt, mit allen ihren Vermögen so einsinkt, daß das Erinnerungsvermögen gänzlich verwischt wird, so kann wahrhaftig nur soviel, als ich vom heiligen Reiche in meiner Seele zu fassen im Stande war, fortan der Stoff meines Gesangs sein.

Er spricht es wiederholt aus, daß seine Freude am Wissen und Erkennen, am Schauen des Ewigen im Endlichen, des Übersinnlichen im Sinnlichen für ihn den Schauenden trotz der Leiden der Verbannung Vorgeschmack ewiger Seligkeit gewesen sei. In dieser Beziehung läßt er sich im fünften Gesange von den in der Sphäre Merkur's vereinigten Seelen zurufen:

> „O wie bist du zum seligen Leben geboren, da dir die Gnade gewährt war, der siegenden Kirche Triumphzug zu schauen, ehe du noch von der dienenden getrennt bist!"

Licht, Farben und Töne werden viel von ihm gebraucht, weil sie dem Unkörperlichen verwandt sind, er deutet daher auch im einundzwanzigsten Gesange sehr passend die erreichte Höhe dadurch

an, daß sein sterbliches Auge den erhöhten Reiz des Lächelns der Beatrix nicht mehr sieht, und daß sein sterbliches Ohr die gesteigerte Musik der Sphären nicht mehr hört. Er erhält auf die Frage, warum hier die Sphären-Musik verstummt sei, die Antwort:

„Dein Ohr ist sterblich gleich deinem Auge, darum hörst du auf gleiche Weise hier der Sphären Gesang nicht, wie du der Beatrix Lächeln nicht schautest."

Im folgenden Gesange spricht er unter dem Symbol seines Herabschauens aus dem Fixstern-Himmel auf die Erde das Gefühl der Seele aus, wenn sie sich ihrer göttlichen Natur ganz bewußt wird. Es heißt:

Mit meinem Blick übersah ich alle sieben Sphären, und erblickte auch diese unsere Kugel. Wie war sie so klein! Ich lächelte, weil sie mir so gering schien.

Vom siebenundzwanzigsten Gesange an beginnt die höchste und reinste Mystik; doch erhält der Dichter zuerst in dieser Höhe die himmlischen Weihen, wie er auf der Höhe des Reinigungsbergs im irdischen Paradiese die irdischen erhalten hatte. Es heißt:

„Ehre und Preis in der Höhe sei dem Vater, dem Sohne, dem heiligen Geiste!" begannen des Paradieses gesammte Bewohner so lieblich zu singen, daß ich vom süßen Gesange berauscht ward. Das, was ich sah, schien mir ein Lächeln des Weltalls, Trunkenheit drang mir durchs Auge und durchs Ohr in die Seele. O Freude, o unaussprechliches Frohsein! O Leben ganz erfüllet mit Frieden und Liebe! O ohne weitere Wünsche fest bestehender Reichthum!

Dante's lyrische Gedichte (rime) athmen denselben Geist, wie sein Hauptwerk. Die neun Gedichte, die er in seinem sonderbaren Buche Gastmahl (Convito) genannt pedantisch, dunkel und verworren weitschweifig erklärt hat, würden jedem Anderen, auch wenn er nichts Anderes gedichtet hätte, die Unsterblichkeit gesichert haben; man muß sie aber vom prosaischen Text trennen, denn dieser ist ganz ungenießbar.

III. Frankreich, England, Deutschland und Italien von Albrecht's I. Tod an bis auf Pabst Urban V.

Zweite Abtheilung.

1. Frankreich und England unter Philipp VI. und Eduard III. bis auf den Anfang ihres Krieges mit einander.

In Frankreich, wo seit 1328 Philipp VI. aus dem Hause Valois herrschte (s. S. 30), waren von Ludwigs des Heiligen Zeit an viele Schritte geschehen, um durch eine dem Monarchen anvertraute Dictatur die Hindernisse zu entfernen, welche das Feudalwesen der sich von Italien aus verbreitenden Civilisation entgegensetzte. Von den alten, unseren deutschen Kurfürstenthümern ähnlichen Pairschaften waren nur noch Flandern, Burgund, Guyenne und Bretagne übrig geblieben; die neuen Pairs, selbst wenn sie aus der königlichen Familie waren, glichen nicht mehr unabhängigen Fürsten; außerdem ward seit Süger's Zeiten (s. Th. VII. S. 6 ff.) in Frankreich ganz allein die Geistlichkeit zur Ausbreitung der königlichen Gewalt nützlich gebraucht; endlich war seit kurzem auch der Pabst so sehr von dem französischen Könige abhängig geworden, daß er unter Philipp's VI. Regierung froh war, Avignon kaufen zu können, um nur nicht unmittelbar auf französischem Gebiet zu wohnen. Auch die Vergrößerung des Reiches war, hauptsächlich auf Kosten des deutschen Reiches (vergl. S. 22), längst begonnen worden, und ward unter Philipp VI. fortgesetzt. Philipp eröffnete damit gewissermaßen seine Regierung; denn er

schloß schon 1328, um die französischen Besitzungen der Königin Johanna II. von Navarra (s. S. 28 f.), Champagne und Brie, beim Reiche zu erhalten, einen Vertrag, nach welchem diese gegen eine jährliche Rente an den König von Frankreich abgetreten wurden. Doch entstand noch öfters Streit darüber, und erst unter Karl VI. wurde die Sache bleibend geordnet.

Schon zwei Monate nach seiner Krönung mußte Philipp einen kostspieligen Zug nach der Grafschaft Flandern unternehmen, deren Besitzer, Graf Ludwig, ihn gegen die mächtigen demokratischen Bürgerschaften des Landes zu Hülfe rief (s. S. 28). Obgleich die französische Ritterschaft, durch die Erfahrung gewarnt, keine Lust zu diesem Zuge zeigte, so unternahm ihn Philipp doch, und bot die Reichsmacht dazu auf. Bei Kassel kam es im Juli 1328 zu einer entscheidenden Schlacht. Durch einen nächtlichen Überfall brachten die Truppen der Städte dem französischen Heere, das sich ganz unvorsichtig gelagert hatte, Gefahr und Schmach; am Tage und auf offenem Felde aber war die hauptsächlich aus Fußvolk bestehende und nur durch ihre Menge furchtbare Macht der Fläminger der Ritterschaft nicht gewachsen, und erlitt eine völlige Niederlage. Hierauf wurden die Städte selbst besetzt, und viele hundert Bürger mußten als Geißel der Treue dem feindlichen Heere nach Frankreich folgen. Der Graf Ludwig suchte nachher auf den Rath des Königs die stolzen Bürger durch strenge militärische Justiz in Ordnung zu halten, und trieb seine Härte und Grausamkeit soweit, daß er innerhalb drei Monaten gegen zehntausend Bürger aus der Welt geschafft haben soll. Er täuschte sich jedoch, wie Alle, welche glauben, man könne ein ganzes Volk durch bloße rohe Gewalt auf die Dauer im Gehorsam erhalten; schon nach neun Jahren ward er, wie wir weiter unten angeben werden, von seinen empörten Unterthanen aus dem Lande gejagt.

Die in ihren Folgen wichtigste Begebenheit unter Philipp's VI. Regierung ist der damals beginnende und mit einigen Unterbrechungen über hundert Jahre fortdauernde Krieg mit England. In diesem Reiche stand nach der schändlichen Ermordung Eduard's II. (s. S. 46 f.) dessen Gemahlin Isabella und ihr Geliebter, Mortimer, an der Spitze des Staates. Beide hatten zuerst dem für den minderjährigen König Eduard III. eingesetzten Regentschaftsrath

gezeigt, daß er sich geirrt hatte, als er vom Morde seines Königs ein oligarchisches Regiment hoffte. Dann waren sie mit dem ganzen Hofe nach dem Norden gereist, wo der schottische König Robert I. in das englische Reich eingebrochen war. Ein ganzes Jahr brachten sie dort zu, ohne etwas zu unternehmen, und im Anfang des folgenden Jahres (1328) schlossen sie einen schimpflichen Frieden. Englands Ansprüche an Schottland wurden aufgegeben, der Sohn Robert's, David II., der im nächsten Jahr seinem Vater in der Regierung folgte, ward mit einer Tochter der Isabella verlobt und dafür an England eine Geldsumme bezahlt. Dieses Geld kam in die Hände Mortimer's, und wurde von ihm zur Befriedigung seines thörichten Stolzes und zur Unterhaltung einer beleidigenden ritterlichen Pracht verwendet. Den jungen König Eduard, dessen große Eigenschaften noch schlummerten, der aber in ritterlicher Übung bereits alle seine Landsleute übertraf, hielten Isabella und ihr Buhle bis zu seinem achtzehnten Jahre in einer Art von Gefangenschaft, obgleich er bei feierlichen Gelegenheiten den König vorstellen mußte. Dem Beherrscher von Frankreich, welcher Eduard auffordern ließ, vor ihm zu erscheinen und die volle Huldigung für Guyenne zu leisten, gab Isabella die schnöde Antwort, der Sohn eines Königs werde sich nicht vor dem Sohne eines Grafen demüthigen. Doch ließ sie gleich nachher, als Philipp VI. Ernst zeigte und einen Termin bestimmte, ihren Sohn zur persönlichen Huldigung nach Amiens reisen. Der junge Eduard trat bei dieser Huldigung zum ersten Male mit einem ritterlichen Trotz auf, den er nachher sein ganzes Leben hindurch gegen Frankreich gezeigt hat. Er erschien vor dem französischen Könige mit einer so großen Menge von Begleitern und mit solchem Luxus und Glanz, daß der Vasall den Lehensherrn beschämte, suchte sich manchen Ceremonien der Huldigung zu entziehen, und brachte förmliche Beschwerden wegen seiner Besitzungen in Frankreich vor. Dagegen gab der Zustand der Regierung in England dem König Philipp den Muth, seinen Vasallen nachher durch öffentliche Vorladungen zu necken.

Im Herbst des Jahres 1330 ward das schmähliche Regiment, welches auf der englischen Nation und seinem ritterlichen König lastete, endlich gebrochen. Kurz vorher hatte Eduard's II. Bruder, der Herzog Edmund von Kent, mit Heinrich von Lancaster und anderen

Großen eine Verſchwörung gemacht, um ſeinen Neffen aus den Händen Mortimer's und der Iſabella zu reißen; die Sache war aber verrathen worden, und Mortimer hatte, während er dem Grafen von Lancaſter für Geld Verzeihung gewährte, den Herzog von Kent nicht nur ins Gefängniß werfen, ſondern auch nach einem ungerechten, wenn gleich in aller Form erlaſſenen Urtheilsſpruche der Pairs hinrichten laſſen. Der gerichtliche Mord des Oheims Eduard's weckte endlich den ſchlafenden Löwen. Der junge König verband ſich insgeheim mit Lancaſter und mit dem rüſtigen Lord Montacute, überfiel den übermüthigen Mortimer, nahm ihn gefangen, und ließ ihn durch dieſelben Leute, welche an Edmund's Hinrichtung ſchuld waren, zu einem ſchimpflichen Tode verurtheilen. Der grauſame Despot ward als Verräther an einen gemeinen Galgen aufgeknüpft. Eduard ließ ſich anfangs auch zu einiger Härte gegen ſeine Mutter verleiten, deren gerichtliche Verfolgung nur durch die Bemühungen des Pabſtes Johann XXII. verhindert ward; er milderte aber ſein Verfahren gegen ſie ſchon zwei Jahre nachher, verlieh ihr bedeutende Güter und Einkünfte, beſuchte ſie jährlich auf ihrem Wittwenſitz, und ließ ſie nach ihrem Tode feierlich beſtatten.

Unmittelbar nachdem Eduard III. die Regierung allein übernommen hatte, begann er die Heldenlaufbahn, die ihn zum Abgott und Muſterbild der Ritterſchaft von ganz Europa machte. Das erſte Opfer ſeiner Kriegsluſt waren die Schotten, und ſie blieben es die ganze Zeit ſeines Lebens hindurch, obgleich ihr junger König, für welchen anfangs ein vormundſchaftlicher Regent herrſchte, mit Eduard's Schweſter verlobt war. Der Umſtand, daß der Regent von Schottland einigen zugleich in Schottland begüterten engliſchen Baronen ihre Lehen entzog, gab den erſten Anlaß zum Kriege; doch nahm Eduard anfangs keinen unmittelbaren Antheil an dem Streit ſeiner Vaſallen mit dem ſchottiſchen Regenten, und der Krieg war daher eine Zeitlang eine bloße Ritterfehde. Eduard benahm ſich dabei mit großer Schlauheit. Die engliſch-ſchottiſchen Vaſallen zogen nämlich den in der Normandie lebenden Eduard Balliol, den Sohn des früheren Königs Johann Balliol (ſ. Th. VII. S. 472 f. und 486 f.), zur Theilnahme am Kampfe herbei, und Eduard gab demſelben, als er nach England herüber kam, einen Paß,

während er zugleich eines Theils seinen Vasallen die Befehdung des schottischen Königs verbot, und anderes Theils von diesem die Zurückgabe ihrer eingezogenen Güter verlangte. Eduard's Vasallen beachteten sein Gebot so weit, daß sie nicht zu Lande, sondern über die See in Schottland eindrangen. Sie vereinigten den Kern der englischen Ritterschaft in sich, und da auch geübte französische Abenteurer mit Balliol gekommen waren, so konnten sie, obgleich die Zahl der Ihrigen nur dreitausend betrug, die vierzigtausend Schotten, welche der Regent durch Aufgebot zusammengebracht hatte, leicht besiegen (1331). Sie drangen hierauf nach Scone vor (s. Th. VII. S. 487), und ließen Eduard Balliol durch seine schottischen Freunde und Verwandten als König krönen. Der neue Beherrscher von Schottland wurde jedoch schon nach zehn Monaten wieder aus dem Lande gejagt. Eduard von England, mit welchem Eduard Balliol bereits Unterhandlungen angeknüpft hatte, verfuhr jetzt nach der vortrefflichen Taktik, die er auch späterhin stets befolgte, und durch welche er alle seine Kriege zu Nationalkriegen machte, damit die Nation seinen Ruhm als den ihrigen erkenne und die unerhörten Opfer, welche sie bringen mußte, nicht achte. Er verlangte, während er seinen Unterthanen noch immer jede Feindseligkeit gegen Schottland verbot, von dem schottischen Regenten beständig die Rückgabe der Güter seiner Vasallen, unterhandelte aber dabei auch mit Eduard Balliol, und schloß im November 1332 einen Vertrag, in welchem dieser als rechtmäßiger König von Schottland anerkannt wurde, und dagegen sein Reich von dem englischen Könige zu Lehen nahm. Dann benutzte Eduard die Streifereien schottischer Ritter in Nordengland als Vorwand zu einem Kriege gegen Schottland. Die alten Schotten sahen nämlich Frevel, Mord, Raub und Verachtung jedes friedlichen Geschäfts als eine ehrenvolle Sache an, und bei diesem Charakter der Nation, welchen Walter Scott uns sehr gut und reizend, aber romantisch geschildert hat, konnte der Regent die Raubzüge nach England durchaus nicht verhindern. Das wußte Eduard recht gut, er nahm aber, nachdem er Eduard Balliol ganz von England abhängig gemacht hatte, nichts destoweniger daraus den Anlaß zu einem Kriege. Er zog mit der gesammten englischen Ritterschaft aus, lieferte der schottischen Volksmacht in der Ebene bei Hallidonhill

unweit Berwick eine Hauptschlacht, und erfocht einen glänzenden Sieg, der den Engländern nach den lächerlich praleriſchen Berichten ihrer Chroniken nur Einen Ritter und zehn Fußgänger gekoſtet haben ſoll (August (1333). Der Regent ſelbſt blieb in dieſer Schlacht. Der junge König David irrte ſeitdem flüchtig umher, und an ſeiner Stelle ward Eduard Balliol als engliſcher Vaſall den Schotten aufgedrungen. Der neue König mußte den ſüdlichen Theil von Schottland, als die beſten Landſtriche des Reiches, an England abtreten und ſich noch andere ſehr läſtige Bedingungen gefallen laſſen; er konnte ſich daher nur durch engliſche Hülfe und durch Bedrückung ſeiner Unterthanen halten. Die Prälaten des Landes wandten ſich an den Pabſt, die mächtigſten Großen flohen nach Frankreich und kehrten bald mit franzöſiſcher Unterſtützung zur Befehdung ihres Königs zurück, und von den ohnedies ſtets im Kriegszuſtande befindlichen Hochlanden aus begann ein unausgeſetzter Angriff auf die ebenen Gegenden, welchen der ohnmächtige König nicht abwehren konnte. Dieſe Umſtände nöthigten Eduard III. faſt jedes Jahr, einen Kriegszug nach Schottland zu machen, wobei er und ſeine Ritterſchaft ſtets viel Ruhm, aber deſto weniger Vortheil errangen.

2. Frankreich und England vom Anfange des Krieges zwiſchen Philipp VI. und Eduard III. an bis zum Tode des Erſteren.

Bald nachdem Eduard Balliol als engliſcher Vaſall in Schottland eingeſetzt worden war, erſchien bei Eduard III. ein franzöſiſcher Flüchtling, und bot ihm die Gelegenheit, ſich wegen der Unterſtützung, welche die Schotten und ihr König David aus Frankreich erhielten, zu rächen. Dieſer Flüchtling war Robert III., der Enkel des 1302 geſtorbenen Grafen Robert II. von Artois. Als der Letztere ſtarb, lebte Robert's III. Vater nicht mehr, und die Schweſter desſelben, Mathilde, ſetzte ſich ſogleich in den Beſitz der Grafſchaft Artois, weil ſie dem Erblaſſer um einen Grad näher verwandt war, als deſſen Enkel. Der junge Robert machte ihr, ſobald er mündig geworden war, dieſes Recht ſtreitig, und obgleich der König von Frankreich, ſowie nachher auch die franzöſiſchen Pairs zu Gunſten der Mathilde entſchieden, ſo ſuchte er ſpäter doch ſeine

Ansprüche aufs neue geltend zu machen. Er bediente sich dazu sogar des falschen Zeugnisses gemeiner Menschen, sowie nachgemachter Urkunden. Dies hatte 1329 eine Wiederaufnahme des Prozesses zur Folge, bei welcher dann der Betrug entdeckt und die falschen Zeugen zu einer grausamen Strafe verurtheilt wurden. Robert selbst ward, als er nichts desto weniger auf seinen Ansprüchen beharrte, vor den Gerichtshof der Pairs geladen und, da er nicht erschien, in die Acht erklärt. Er flüchtete sich nach Brabant, schmiedete Kabalen gegen den König Philipp VI., suchte sich, wie es heißt, sogar durch Gift an ihm zu rächen, und floh zuletzt, von Philipp's Leuten verfolgt, nach England (1334). Hier hatte damals Eduard III., um dem Könige von Frankreich, welcher die Schotten gegen seinen Vasallen Eduard Balliol unterstützte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, bereits mit den französischen Vasallen in den Niederlanden Unterhandlungen angeknüpft, und Robert war ihm wegen seiner Verbindungen mit diesen ein so willkommner Gast, daß er demselben Geld, Güter und Rechte gab, um ihn durch Wohlthaten an sich zu knüpfen.

Eduard hatte schon im Jahre 1335 mit mehreren niederländischen Herren Verträge gegen den französischen König geschlossen; auch viele deutsche Fürsten und Prälaten zwischen Maas und Rhein ließen sich in der nächsten Zeit durch Geld zu demselben Zwecke gewinnen. Dagegen war Eduard's Verhältniß zu Flandern eine Zeitlang fast feindlich, weil sich unter ihm, der die constitutionellen Formen sorgsam wahrte, neben dem Ritterstand auch die Gewerbe und die Seemacht in England hoben, und das Monopol des Wollhandels und der Wollfabrikation, welches die Fläminger bisher besessen hatten, bedrohten. Eduard zog nämlich Weber, Fabrikanten und sogar Fabrikarbeiter durch Zusicherung großer Vortheile nach England. Auch verbot er, um die Fläminger zu kränken, die Ausfuhr der Wolle gänzlich, die ihnen doch unentbehrlich war. Dieses Verhältniß zu Flandern änderte sich jedoch kurz vor dem Ausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich, und Philipp VI. mußte damals die freilich gebrechliche Stütze, die er am Grafen Ludwig von Flandern gehabt hatte, plötzlich zusammenbrechen sehen. Ludwig hatte nämlich durch seine militärische Despotie die Fläminger aufs Äußerste

gebracht, und war daher in Gent ein Geist des Widerstandes und der Empörung erwacht, der sich bald auch über die anderen republikanisch-regierten Städte des Landes verbreitete (1337). An der Spitze der ganzen Bewegung stand der Genter Jacob von Artevelle, welchen der ritterlich-poetische Chronikschreiber der Franzosen, Froissart, verächtlich einen Methbrauer nennt; diese Bezeichnung ist aber gerade so zu verstehen, wie der Namen eines Gerbers, mit welchem Aristophanes den athenischen Demagogen Kleon belegte (s. Th. I. S. 436). In Flandern blühte nämlich damals der Handel mit Meth und Bier ebenso, wie in unseren norddeutschen Städten (s. S. 49 f.), es bestanden deshalb dort ansehnliche Brauereien, und Artevelle gehörte zu den Fabrikanten und Kaufleuten, welche dieses Geschäft ganz im Großen trieben. Da er nun nicht nur persönlich angesehen und beliebt war, sondern auch die vielen Gutsbesitzer und Händelsleute, deren Getraide er brauchte, sowie Tausende von Arbeitern und Gewerbsleuten an sich geknüpft hatte, so war er vermöge der freien Verfassung Flanderns mächtiger, als sein armer und verhaßter Graf. Er riß seine Vaterstadt Gent von diesem ab, übernahm in derselben die Rolle eines demagogischen Lenkers, verdrängte durch seinen überwiegenden Einfluß die Beamten und Anhänger des Grafen auch in den anderen Städten des Landes, trieb dann ihn selbst und die meisten Edelleute aus dem Land, und umgab sich ebenso, wie die Ritterschaft Reisige um sich hatte, mit einer gedungenen Schaar rüstiger Leute, welche sein Haus bewachten, ihn beim Ausgehen begleiteten, und gleich Rienzi's Miethlingen summarische Justiz an jedem übten, der das Unglück hatte, ihm zu misfallen. Gleich in der ersten Zeit seiner demokratischen Herrlichkeit knüpfte er mit England Unterhandlungen an, und suchte durch innige Verbindung mit diesem Reiche seinen Landsleuten alle die Vortheile zu verschaffen, welche sie durch das zwischen ihrem Grafen und dem König von Frankreich bestehende Verhältniß verloren hatten.

Von dieser Zeit begannen, ohne daß gerade Krieg ausgebrochen war, Feindseligkeiten zwischen den Engländern und Franzosen in Guyenne und in den Niederlanden. Damals trat Eduard auch zuerst mit dem Anspruch an die französische Krone auf, den er auf die Rechte seiner Mutter Isabella, einer Tochter Philipp's des Schö-

nen, und seiner Großmutter Margaretha, einer Schwester dieses Königs, gründete. Er sah selbst freilich recht gut ein, daß für ihn keine Hoffnung sei, Frankreich mit England zu vereinigen, und Philipp VI. hatte, was man auch gegen das bei seiner Thronbesteigung angewendete salische Gesetz sagen mag (s. S. 27 f. und S. 30), ein wichtigeres und besseres Recht für sich, als die vieldeutigen Worte eines alten Gesetzartikels: die herrschende Sitte, der Willen der Nation und das Wohl eines Feudalreiches, welches nur von einer männlichen Hand regiert werden konnte, forderten die Ausschließung der Weiber vom Thron. Nichts desto weniger gab der Anspruch der englischen Könige auf den französischen Thron, nachdem ihn Eduard III. einmal erhoben hatte, nachher ein Jahrhundert lang den Vorwand zu blutigen Kriegen zwischen beiden Nationen. Übrigens machte Eduard seinen Anspruch erst 1340, als er mit den Flämingern einen förmlichen Vertrag gegen Philipp VI. schloß, durch die Annahme des Königstitels von Frankreich im ganzen Umfange geltend, weil dadurch das Gewissen der mit ihm verbündeten französischen Unterthanen und Vasallen beruhigt ward. In die Zwischenzeit fallen die bereits oben (S. 171 f.) angegebenen Bemühungen Eduard's um den Titel eines deutschen Reichsstatthalters jenseit des Rheines, welche seine Kasse erschöpften und ihn bei der Habsucht der deutschen Fürsten und Bischöfe sogar nöthigten, seine und seiner Gemahlin Krone zu versetzen, die ihm aber wenigstens den einen Vortheil gewährten, daß er, als die theuer erkauften Bundesgenossen ihm nachher durchaus nichts nützten, sich inniger an sein Volk anschließen und seine Sache zu einer Angelegenheit der Nation machen mußte. Freilich nöthigten ihn die Subsidien, die er nicht blos den niederländischen und rheinischen Fürsten und dem deutschen Kaiser, sondern selbst dem Dauphin von Vienne, dem Grafen von Genf, den Admirälen und Großen des Königs von Sicilien und vielen genuesischen Edelleuten bezahlte, zu drückenden Steuern; doch erhob er diese zum Unterschied von seinem Großvater Eduard I. nur mit Zustimmung des Parlaments.

Erst nachdem Eduard das Reichsvicariat erhalten hatte (1338), begann er den Krieg mit Frankreich. Er erschien 1339 vor Cambray, belagerte diese Stadt einen Monat lang vergebens, und

rückte dann verwüstend weiter vor. Philipp VI., der ihm mit dem Reichsheer entgegen zog, vermied bedächtig eine Schlacht, und Eduard mußte bald nach bedeutendem Verluste aus Frankreich zurückweichen. Bei der Gelegenheit darf als eine Sonderbarkeit jener Zeit und ihres Rechtes nicht unerwähnt gelassen werden, daß der Graf Wilhelm IV. von Hennegau, Holland und Seeland in diesem Feldzug kurz nach einander als Eduard's Freund und als sein Feind auftrat. Er wohnte der Belagerung von Cambray unter Eduard bei, weil dieser als Reichsvicar die Stadt dem Reiche wieder gewinnen wollte, und erschien gleich darauf, als Philipp seine Vasallen zur Vertheidigung des Landes gegen die Engländer aufbot, mit 500 Mann im französischen Lager. Nach dem Rechte jener Zeit durfte sich Philipp über den ersteren Schritt nicht beklagen, und auch Eduard mußte, als sich der Graf von ihm trennte, die Entschuldigung von ihm annehmen, daß er nur zur Wiedererwerbung des Reichsgutes beim englischen Heer erschienen sei. Daher war auch der König von Frankreich, der das deutsche Reich nicht reizen wollte, klug genug, den Engländern bei ihrem Abzug aus Frankreich nicht zu folgen. Eduard, welcher im nächsten Jahre seinen Vertrag mit den Flämingern schloß, kehrte nach England zurück, wo die Nation für seinen Ruhm, der auch der ihrige war, neue bedeutende Anstrengungen machte. Er rüstete eine starke Flotte und Truppenmacht zu einem zweiten Unternehmen gegen Frankreich. Philipp dagegen hatte schon früher von den Genuesen, welche Eduard vergebens durch Geld von diesem einträglichen Gewerbe abzubringen suchte, eine Kriegsflotte gemiethet, und schickte dieselbe in Begleitung normannischer Schiffe an die flandrische Küste, um die Engländer auf ihrer Überfahrt aufzufangen. Bei Sluys kam es im Juni 1340 zwischen beiden Flotten zu einer Schlacht, welche von den Franzosen verloren wurde und für die blutigste Seeschlacht des Mittelalters gilt, obgleich den Angaben der Chroniken, daß zwanzig bis dreißig tausend Mann dabei umgekommen und nicht weniger als zweihundert französische Schiffe genommen, die übrigen aber vernichtet worden seien, kein Glauben zu schenken ist. Die Niederlage der Franzosen ward übrigens hauptsächlich durch die Gewandtheit der leichten flämischen Schiffe und durch die Überlegenheit der englischen Bogenschützen über die genuesischen

so blutig. Ungeachtet dieses glänzenden Sieges endete die Belagerung von Tournay, welche Eduard nachher begann, nicht rühmlicher, als die von Cambray; es mangelte ihm an Geld und bald auch an Genossen. Es kam ihm daher sehr gelegen, als seine Schwiegermutter, die verwittwete Gräfin Johanna von Hennegau, sich zur Vermittlerin zwischen ihm und ihrem Bruder, dem König Philipp, anbot.

Nachdem diese im September 1340 einen Waffenstillstand zu Stande gebracht hatte, fand Eduard an einem Prätendenten des Herzogthums Bretagne, Johann von Monfort, einen nützlichen Bundesgenossen gegen Frankreich. Johann's Bruder war Herzog der Bretagne, und hatte von Frankreich, sowie von Eduard III. die Einwilligung erlangt, sein Land seiner Tochter vermachen zu dürfen. Als er aber 1341 starb, protestirte sein Bruder gegen die weibliche Erbfolge, und eilte vom Herzogthum Besitz zu nehmen, ehe Philipp's Neffe, Karl von Blois, welchem der verstorbene Herzog seine Erbtochter vermählt hatte, eingetroffen sei. Dann reiste er nach England, um Eduard zu gewinnen. Philipp ließ durch den Gerichtshof der Pairs seinem Neffen das Herzogthum zusprechen, und schickte dann seinen Sohn, Johann den Guten, ab, um dasselbe zu besetzen. Johann von Montfort ward von diesem in Nantes belagert, und sah sich, als die Bürger der Stadt ihn verrathen wollten, zu einer Capitulation genöthigt. Die Franzosen erfüllten jedoch die Bedingungen der Capitulation nicht, und schleppten den Besiegten gefangen nach Paris. Seine Gemahlin aber, die heldenmüthige Johanna von Flandern, machte den Franzosen jeden Fußbreit Landes streitig, und Eduard von England, welchem Johann von Montfort, sobald er der Haft entkommen war, als dem rechtmäßigen König von Frankreich huldigte, schickte nicht nur Hülfe, sondern erschien sogar selbst mit einem Heere in der Bretagne. Er hatte jedoch den Krieg kaum begonnen, als die Legaten des Pabstes Clemens VI., der dem Kriege unablässig zu steuern suchte, einen neuen Waffenstillstand auf drei Jahre und acht Monate vermittelten (Januar 1343). Die Bedingungen desselben erlaubten die Fortdauer der Feindseligkeiten zwischen den Anhängern Karl's von Blois und Johann's von Montfort, und dies gab die Veranlassung zu einer neuen heftigen und ganz persönlichen Erbitterung Eduard's gegen

Philipp. Der Erstere gewann nämlich insgeheim die angesehensten Ritter der Bretagne, und Philipp ließ hierauf zehn derselben, unter denen sich auch Olivier dü Clisson, der Vater des später berühmt gewordenen Connetable dü Clisson, befand, aufheben, nach Paris bringen und, ohne sie vor ein Gericht gestellt zu haben, hinrichten. Eduard kündigte in Folge davon 1345 den Waffenstillstand auf, und ein englisches Heer ward unter dem Grafen von Northampton nach der Bretagne, ein anderes unter dem tapfern und freigebigen Grafen Heinrich von Derby, dem nachherigen Herzog von Lancaster, der seinen Streitern, alle Beute überließ und sie, wenn der König nicht zahlen konnte, aus seinem eigenen Vermögen belohnte, nach Guyenne geschickt; Eduard selbst ging mit einem dritten Heere nach Flandern. Von dieser dreifachen Kriegsmacht machte nur das unter dem Grafen von Derby stehende Heer einen rühmlichen Feldzug; es schlug die Franzosen in einer entscheidenden Feldschlacht, und eroberte alle festen Orte von Guyenne mit Ausnahme von Blaye.

In Flandern drohte gleich nach Eduard's Ankunft die Verbindung zwischen ihm und den Städten sich aufzulösen. Jakob von Artevelle, welcher damals Flandern neun Jahre lang ganz nach seinem Sinne geleitet hatte, suchte das Land dadurch an England zu knüpfen, daß er den Städten vorschlug, den Prinzen von Wales zu ihrem Grafen zu ernennen. Dies erzeugte eine große Erbitterung, weil die Engländer in Flandern verhaßt waren, und Artevelle sich durch seine Verbindung mit ihm längst verdächtig gemacht hatte. Girard Denys, welcher als Wollfabrikant ebenso viel Einfluß hatte, als Artevelle durch seine Brauereien, stellte sich in Gent an die Spitze der Gegner desselben, stürmte, als Artevelle vermittelst seiner Miethlinge und einer vom englischen König erhaltenen Schaar Gewalt gebrauchen wollte, Artevelle's Haus und ermordete ihn selbst (1345). Eduard kehrte hierauf sogleich beleidigt und erbittert nach England zurück; alle anderen Städte aber mit Ausnahme von Gent schickten eine Gesandtschaft an ihn, um ihr Misfallen über das Betragen der Genter bezeugen zu lassen. Sie erklärten ihm freilich auch, daß sie ihrem Grafen treu bleiben wollten, wiewohl er in seinem Wesen und Charakter ein Franzose sei; aber sie ließen ihm zugleich den Wunsch aussprechen, den

Sohn und künftigen Erben desselben mit einer englischen Prinzessin vermählt zu sehen. Endlich machten sie ihm noch das Anerbieten, die zahlreiche Bürgerschaft von Gent, Brügge, Ypern und anderen Städten unter einem seiner Prinzen ins Feld rücken zu lassen, während er selbst von einer anderen Seite her in Frankreich einfalle. Eduard wurde dadurch mit ihnen wieder ausgesöhnt, und schiffte gegen die Mitte des Sommers 1346 ein Heer ein, welches scheinbar nach Guyenne bestimmt war, mit dem er aber ganz unerwartet in der Normandie landete und dieselbe verwüstete. Nach dieser planlosen Unternehmung, die nur den Bewohnern einer sehr gut angebauten Provinz, nicht aber dem König von Frankreich selbst Schaden brachte, drang Eduard sengend und brennend am linken Ufer der Seine, auf deren rechter Seite Philipp VI. das französische Reichsheer vereinigt hatte, bis nach Poissy in der Nähe von Paris vor, ohne ein Übergang über den Fluß finden zu können. Nachdem er endlich glücklich übergesetzt war, vernichtete er den Anbau und die Ortschaften zwischen Seine und Somme, fand sich aber hier plötzlich in großer Verlegenheit. In seinem Rücken zog das weit überlegene französische Heer, welches nach einer wahrscheinlich übertriebenen Angabe achtzigtausend Mann stark war, in eiligen Märschen auf ihn los, vor ihm hemmte die Somme, deren Brücke die Franzosen besetzt hatten, den Weg. Er schien daher eingeschlossen und unrettbar verloren zu sein; zum Glück ließ sich aber ein Kriegsgefangener durch ein bedeutendes Geldgeschenk bewegen, ihm eine Furth in dem Flusse zu zeigen, so daß er während der Ebbe mit seinem Heer durch denselben gehen konnte, während Philipp gleich nachher durch die Fluth genöthigt ward, umzukehren und weiter oben die Brücke zu suchen.

Als Eduard glücklich über die Somme gekommen war, beschloß er, die Franzosen, die ihn aufsuchten, in einer günstigen Stellung zu erwarten. Er hatte Zeit, sich sein Schlachtfeld zu wählen, und stellte sein Heer auf den Höhen des Städtchens Cressy auf. Hier kam es im August 1346 zu einer entscheidenden Schlacht, welche durch die Schuld der Franzosen für sie nicht allein unglücklich, sondern fast vernichtend ausging. Die Verständigen in ihrem Heere hatten besonders aus dem Grunde von einem Angriff abgerathen, weil, während man gegen Cressy heranzog, ein anhal-

tender Regen fiel und die Bogensehnen der ohnedies ermüdeten genuesischen Schützen schlaff machte; aber die heftigen und trotzigen Großen hatten sich nicht zurückhalten lassen. Ja, man fing das Treffen so übereilt an, daß einer der ersten Herren des Reiches und sein Gefolge ihr eigenes Fußvolk verhöhnten, weil es ermüdet und durchnäßt den Kampf nicht beginnen wollte. Der König war ferner nicht einziger Gebieter in seinem Heere, wie Eduard in dem seinigen. Auch zeichnete sich der Letztere nebst seinem fünfzehnjährigen Sohne und Thronerben Eduard, welcher nachher unter dem von der Farbe seiner Rüstung entlehnten Namen des schwarzen Prinzen als einer der tapfersten und edelsten Helden des Mittelalters berühmt geworden ist, nicht blos durch Tapferkeit und Kampfübung aus, sondern sie besaßen auch große Feldherrn-Eigenschaften, da die von ihnen getroffenen Anordnungen Taktik und Disciplin des Heeres verrathen. Ihre Feinde dagegen zeigten nur Tapferkeit, diese war aber durch keine Klugheit geleitet, und bewirkte deshalb nicht nur den Verlust der Schlacht, sondern war auch Ursache, daß die Niederlage des französischen Heeres, besonders des ritterlichen Theiles, unerhört groß war. Den Ausschlag gab, wie alle Chroniken versichern, die Geschicklichkeit und Überlegenheit der englischen Armbrustschützen. Auf Seiten der Franzosen fielen nach der Versicherung des poetischen Geschichtschreibers Froissart dreißigtausend Gemeine, zwölfhundert Ritter und zwölf Prinzen. Dies scheint freilich eine Übertreibung zu sein, und wir ziehen die prosaische Angabe eines gleichzeitigen Ministers der Dauphins vor, nach welcher nur zehntausend Gemeine und siebzehnhundert sechzehn Ritter geblieben sind. Jedenfalls war die Niederlage der Franzosen furchtbar und die Beute der Engländer unermeßlich, auch zog Eduard nachher aus dem Lösegeld der vielen vornehmen Gefangenen bedeutende Summen. Unter den Gebliebenen befand sich auch der blinde König Johann von Böhmen (s. S. 185), welcher auf einem rechts und links an andere Pferde angebundenen Roß mitten in das Schlachtgewühl geritten war. Sein mit einigen Straußfedern und dem Worte „Ich dien'" geziertes Panier ward von dem schwarzen Prinzen in sein Wappen aufgenommen und bis auf den heutigen Tag von den Prinzen von Wales beibehalten. Nach einer Angabe des

Geschichtschreibers Villani hätte man in der Schlacht bei Cressy auch Kanonen gebraucht; diese trugen aber jedenfalls nichts zur Entscheidung bei. Sie kommen übrigens damals nicht zum ersten Male vor, da sie schon bei einer in das Jahr 1338 fallenden Kriegsbegebenheit erwähnt werden.

Die Engländer plünderten nach der Schlacht die nördlichen Provinzen Frankreichs so völlig aus, daß, wenn wir der Versicherung eines englischen Annalisten Glauben schenken dürften, die Größe der gemachten Beute sogar eine bedeutende Veränderung in ihrem Leben und ihren Sitten bewirkt hätte; allein Eduard mußte auf die Belagerung von Calais, die er bald nach der Schlacht begann, weit größere Summen verwenden, als er jemals aus dem französischen Raub und aus dem Lösegeld der Gefangenen zu ziehen vermochte. Er beschloß jene Belagerung, weil er an bleibende Eroberungen nicht denken konnte, und sich daher eines Seeplatzes zu bemächtigen wünschte, der ihm festen Fuß in Frankreich gebe und gewissermaßen als Vorposten diene, um jeden Augenblick einen Raubzug unternehmen zu können. Dazu war Calais am gelegensten. Diese Stadt war aber sehr fest und von eifrigen Franzosen bewohnt, welche viele Vorrechte genossen. Sie wehrten sich ungeachtet ganz unerhörter Drangsale elf Monate lang aufs hartnäckigste. Dies ist der einfache prosaische Verlauf der Belagerung von Calais, die Geschichte derselben ist aber von dem ritterlich patriotischen und poetischen Chronikschreiber der Franzosen, Froissart, in ein reich ausgestattetes romantisches Drama umgewandelt worden. Besonders hat Froissart einen der Bürger von Calais, Eustach von St. Pierre, als Musterbild französischer Patrioten verherrlicht. Gewiß ist, daß die Stadt elf Monate lang alles, was eine belagerte Stadt nur erdulden kann, mit heldenmüthiger Ausdauer erduldet hat und sich erst in der äußersten Noth zu einer Capitulation verstand, sowie daß der erbitterte König von England sich dabei auf keine Bedingung einließ, sondern nach der Sitte jener Zeit verlangte, daß die angesehensten Bürger baarfuß und mit einem Strick um den Hals vor ihm erscheinen und um Gnade flehen sollten. Nach Froissart's Erzählung sollten diese Abgeordneten für die gesammte Bürgerschaft büßen, sie hätten sich freilich dazu angeboten, und der reiche Eustach von St. Pierre, der sich unter ihnen befand, wäre mit dem Beispiel der Aufopferung vorangegangen.

König Eduard befahl, wie es weiter heißt, die Enthauptung derselben, ließ sich aber durch die fußfälligen Bitten seiner Gemahlin davon abbringen. Für diese rührende patriotische Erzählung ist jedoch der Umstand sehr bedenklich, daß derselbe Eustach von St. Pierre nachher in der englisch gewordenen Stadt wohnen blieb und als englischer Unterthan seines Vaterlandes vergaß. Eduard vertrieb aus Calais, das seitdem zweihundert Jahre lang im Besitz der Engländer blieb, viele Einwohner, und zog dagegen Leute aus England herbei, denen er die verlassenen Häuser und Güter gab. Übrigens waren die Flämінger dem Könige von England bei der Belagerung sehr nützlich gewesen, und die Kunde von der großen Beute, die man in englischen Diensten machte, hatte schon damals ganze Schaaren von Rittern aus Flandern, Brabant, Deutschland und anderen Ländern herbeigelockt. Nach der Einnahme von Calais gelang es (September 1347) den päbstlichen Legaten, unter denen sich auch Hannibal von Ceccano (s. S. 205) befand, einen kurzen Waffenstillstand zu Stande zu bringen, welcher nachher bis 1351 verlängert ward. Die Engländer hatten, als derselbe geschlossen ward, nicht nur Calais zu einer englischen Stadt und Festung und zu einem Stapelplatz englischer Waaren gemacht, sondern auch ganz Guyenne und alles Land zwischen der Loire und Garonne erobert; in der Bretagne, wo der Krieg als ein Wettstreit der französischen und englischen Ritterschaft oder als ein ernstes und blutiges Turnier geführt wurde, war Karl von Blois kurz vorher in englische Gefangenschaft gerathen; Flandern endlich blieb im Bunde mit England, obgleich man beim Waffenstillstand dem jungen Grafen Ludwig III., dessen Vater, Ludwig II., in der Schlacht bei Creffy geblieben war, seine Rechte ausdrücklich vorbehielt.

Während der Belagerung von Calais hatten die Irländer vergebens versucht, das englische Joch abzuwerfen, und die Schotten waren, von Philipp VI. unterstützt, verwüstend in die nördlichen Grafschaften Englands eingebrochen. Sie drangen bis nach Durham vor; Eduard's Gemahlin aber, die rüstige Philippa von Hennegau, sammelte ein Heer, überfiel die Schotten bei Nevils Croß unweit Newcastle, und erfocht einen glänzenden Sieg (Oktober 1347). Eine große Zahl Schotten verlor dabei das Leben,

und ihr König David wurde nebst den vornehmsten Anführern gefangen. Nichts desto weniger hatte der Gegenkönig Eduard Balliol auch nachher eine höchst elende Existenz; er konnte nie festen Fuß in Schottland fassen, blieb ein bloßes Werkzeug der Engländer, und lebte hauptsächlich von dem ärmlichen Jahrgelde, welches ihm der englische König zufließen ließ.

Den Engländern wie den Franzosen hatte der Krieg unermeßliche Summen gekostet; denn Eduard und Philipp hatten ihren Baronen die Erscheinung in den Waffen sehr theuer bezahlen müssen. Der Letztere war z. B. dem Grafen von Foix für wenige Monate Sold, die er ihm und seinen Kriegern zu entrichten hatte, neunundvierzigtausend fünfhundert schwere Livres schuldig geworden, und hatte ihm, da er diese Summe nicht bezahlen konnte, dafür ein Schloß und zwei Güter abtreten müssen; die Kosten, welche Eduard für sein Heer zu bestreiten gehabt hatte, beliefen sich nach den uns überlieferten Angaben während eines Jahres monatlich auf einunddreißigtausend Pfund, und er mußte viertausend zweiundzwanzig Personen seines Heeres täglich mit elf Schillingen, fünfzehntausend vierhundertdreißig Bogenschützen täglich mit drei und jeden Ritter mit zwei Pence besolden. Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß es in jener Zeit mitunter so wohlfeile Jahre gab, daß ein fetter Ochse vier Schilling, eine Kuh einen Schilling und ein Schaaf drei Pence kostete. Man kann hieraus zugleich ersehen, in welchem Misverhältniß die Feudalkriege des Mittelalters zu den baaren Einnahmen der Staaten und zum Preise der ersten Lebensbedürfnisse standen. Es ist daher auch ganz natürlich, daß sich sowohl Eduard als Philipp in der größten Geldverlegenheit befand. Beide waren zu harten Erpressungen genöthigt, am meisten aber Philipp, weil die Art wie er sich half, weniger ergiebig war, und weil das Meiste, was er erpreßte, von den Juden und Lombarden, deren er sich bedienen mußte, verschlungen wurde, und nur sehr wenig davon in die Staatskasse kam (s. S. 25 f.). Philipp führte die in der späteren französischen Geschichte so berüchtigt gewordene Salzsteuer ein, erfand neue Zölle, ließ sich eine Art Gewerbsteuer entrichten, erhob von der Geistlichkeit einen Zehnten, und ahmte in Bezug auf Münzverfälschung das Beispiel seines Vorgängers Philipp IV. nach. Trotz der wiederholten, heilig

verpeuerten und von den Ständen mit neuen Auflagen erkauften Versprechungen wurden die Münzen durch Zusatz verschlechtert oder beschnitten, dann wieder außer Umlauf gesetzt, und von neuem umgeschmolzen, je nachdem es den Wucherern, mit denen die königlichen Minister damals ebenso, wie jetzt mit den Juden und Bankiers, gemeine Sache machten, am bequemsten war. Endlich nahm Philipp seine Zuflucht zu der den asiatischen Despoten eigenthümlichen Methode: er entriß von Zeit zu Zeit den Wucherern, Ministern und Beamten durch Gewaltstreiche das, was sie mit Gewalt oder Betrug an sich gebracht hatten.

Grade in diesen unglücklichen Zeiten bildete sich, wie die sogleich zu erwähnenden neuen Erwerbungen zeigen, die Einheit der französischen Sprache und Sitte von Calais an bis zum mittelländischen Meer und von den Pyrenäen an bis zum Var: eine Einheit, durch welche die Franzosen den Deutschen, die sich immer mehr in einzelne Staaten spalteten, als Nation stets überlegen geblieben sind. Sogar die Engländer wurden fast in den Kreis der französischen Nationalität hineingezogen, da die Sprache ihres Hofes und ihrer Gesetze und Gerichte, sowie die Sitten der vornehmsten Klasse ihrer Nation sogar bis auf die Kleidung und den Hausrath herab französisch waren. Frankreich war freilich schon nach dem 1347 geschlossenen Waffenstillstand mit dem Verluste vieler Provinzen bedroht, welche dreizehn Jahre später wirklich auch an England abgetreten werden mußten; allein diese Provinzen blieben mit so festen Banden der Nationalität an Frankreich geknüpft, daß man ihre Wiedervereinigung früher oder später zuverlässig erwarten durfte. Dagegen gelang es dem König Philipp VI., das französische Reich durch Vernichtung der aragonischen Erbherrschaft in Montpellier und des letzten Restes der deutschen Schattenherrschaft in Arelate so sehr auszudehnen, daß außer Roussillon und Cerdagne das ganze südliche Frankreich damals von jeder fremden Herrschaft befreit ward. Diese Vergrößerung und Abrundung des Reiches ist um so merkwürdiger, weil sie mit dem Erlöschen zweier Linien unabhängiger Fürsten, der aragonischen zu Montpellier und der Dauphins von Vienne, verbunden war.

Das aragonische Königshaus war im dreizehnten Jahrhundert in drei Linien getheilt worden. Jakob I. von Aragonien

hatte nämlich seinem ältesten Sohne, Peter III., Aragonien und Catalonien, dem jüngsten, Jakob, das Königreich Majorca oder Mallorca d. h. die balearischen Inseln nebst Roussillon, Montpellier und einigen anderen französischen Herrschaften, die zu Aragonien gehörten, im Voraus zugetheilt, und beide Söhne traten bei seinem Tode (1276) die ihnen bestimmte Erbschaft an. Dadurch, daß Peter III. sechs Jahre später in Folge der sicilianischen Vesper Sicilien eroberte, und daß bald nach seinem Tode diese Insel an seinen jüngeren Sohn, Friedrich II., Aragonien aber an den älteren, Jakob II., kam (s. Th. VII. S. 330 f. und 335 f.), entstand ein dritter Zweig des Hauses Aragonien. Von diesen drei Linien residirte die eine in Saragossa und Barcellona, die andere in Palermo, die dritte in Montpellier und Majorca. Die Letztere behauptete sich nur bis zur dritten Generation im Besitze. Schon zu Philipp's des Schönen Zeit war der König von Majorca gezwungen worden, als Besitzer von Montpellier dem französischen König die Huldigung zu leisten (s. S. 21 f.); der dritte König von Majorca aber, Jakob II., verlor sowohl die französischen Besitzungen, als die balearischen Inseln. Jakob gerieth nämlich mit seinem Verwandten, dem König Peter IV. von Aragonien, in die heftigste Zwietracht, und als dieser ihm Roussillon, Cerdagne und die Balearen gewaltsam entriß, wußte der schlaue König Philipp VI. von Frankreich den besten Nutzen aus Jakob's hülfloser Lage zu ziehen. Er gab diesem das zum Kampfe mit dem aragonischen König nöthige Geld, und erhielt dagegen Montpellier und die anderen kleinen Herrschaften, welche Jakob damals noch im französischen Reiche besaß (1349). Jakob ward gleich nachher, als er mit seinen gemietheten Rittern auf Majorca landete, besiegt, gefangen genommen und auf Peter's IV. Geheiß hingerichtet.

Das Land der Dauphins von Vienne kam auf ähnliche Weise an Frankreich. Dieses bisher unabhängige oder vielmehr noch als ein deutsches Reichslehen betrachtete Land, die sogenannte Dauphiné, erstreckte sich von der Gegend von Montpellier an bis in die Nähe von Genf und Lyon, und seine Beherrscher führten aus unbekanntem Grunde seit alter Zeit den Titel Dauphins oder Delphine. Drei Linien derselben folgten sich auf einander. Die dritte, welche von 1279 bis 1349 herrschte, stammte aus dem

Hause de la Tour, und hielt, wie die beiden vorhergehenden, die Scheinverbindung mit Kaiser und Reich aufrecht, hatte aber zugleich Lehensverbindlichkeiten gegen den französischen König, weil sie, wie die zweite Linie, bedeutende Güter in Frankreich besaß. Der letzte Dauphin aus dem Hause de la Tour, Humbert II., war ein eiteler, abergläubiger und aus Eitelkeit und Bigotterie höchst verschwenderischer Mann. Er verweilte oft lange in Avignon, und richtete sich durch diesen Aufenthalt, sowie durch einen Kreuzzug, durch fromme Schenkungen und durch die Stiftung von Klöstern und Kapiteln zu Grunde. Die große Schuldenlast, die er in Folge davon aufhäufte, nöthigte ihn nicht nur zu harten Bedrückungen seiner Unterthanen, sondern auch zur Veräußerung von Gütern. Nachdem er die Besitzungen in der Auvergne, in der Normandie und in anderen Ländern verkauft hatte, ward er endlich durch fortwährende Verschwendungen dahin gebracht, daß er die Geldsummen, die ihm der französische König für sein Erbfürstenthum angeboten hatte, nicht mehr ablehnen konnte. Im Jahre 1343 schloß er mit Philipp VI. einen Vertrag, durch welchen dieser für seinen zweiten Sohn, Philipp von Orleans, gegen eine Summe von hundertzwanzigtausend Goldthalern und gegen die jährliche Zahlung von zehntausend Livres das Recht der Nachfolge in der Dauphiné erkaufte. Dabei blieb jedoch Humbert nicht allein dem Kaiser und Reich bis zu seinem Tode getreu, sondern er war auch sorgfältig bedacht, in der Vertragsurkunde die Unabhängigkeit seines kleinen Staats und die Rechte seiner Unterthanen sicher zu stellen. Es hieß nämlich in dem Vertrage: Philipp von Orleans und seine Nachfolger sollten den Titel Dauphins tragen und alle Rechte und Gewohnheiten des Landes gewissenhaft schützen und bewahren, dieses müsse selbstständig bleiben und dürfe nie mit Frankreich vereinigt werden, als bis auch das deutsche Kaiserthum an den französischen König komme.

Neue Geldverlegenheiten, in die sich Humbert unmittelbar nachher stürzte, und aus denen er durch Philipp wieder herausgezogen ward, zwangen ihn schon ein Jahr später, sich eine Veränderung des Vertrags gefallen zu lassen, nach welcher statt des Herzogs Philipp von Orleans der ältere Bruder desselben, der künftige König Johann der Gute, zum Erben der Dauphiné erklärt und also

die einstige Verschmelzung des Landes mit Frankreich in der Ferne gezeigt wurde. Hierauf unternahm Humbert einen kostspieligen Kreuzzug gegen die Türken, welcher gleich beim Beginn mißglückte, aber sehr viel Geld kostete. Als er von demselben zurückgekehrt war, verfiel er auf den Gedanken sich von neuem zu vermählen; wahrscheinlich ward er durch Leute seines Gefolges, welche nicht gern französisch werden wollten, zu diesem Entschluß gebracht. Er bewarb sich um die Tochter des Herzogs von Bourbon, und hatte auch bereits Unterhandlungen mit demselben angeknüpft, als Philipp VI. den Letzteren durch einen vortheilhaften Antrag davon abzog. Zu gleicher Zeit ließ Philipp den schwachen Humbert durch Pabst und Geistlichkeit so bearbeiten, daß er, durch das Verfahren des Herzogs von Bourbon gekränkt, sich ganz aus der Welt zurückzuziehen und in ein Kloster zu gehen beschloß. Gern gab Philipp noch bedeutende Summen Geld, damit dieser Entschluß recht bald ausgeführt werde, und folglich die Dauphiné schon zu Humbert's Lebzeiten an Frankreich komme. Dieser trat hierauf (1343) die Dauphiné wirklich an den ältesten Sohn des französischen Thronerben, den nachherigen König Karl V., ab, und ging als Mönch in ein Kloster, in welchem er nach mehreren Jahren sein Leben beschloß. Ehe er jedoch abdankte, sorgte seine Umgebung dafür, daß in einer schriftlichen Acte, welche Philipp VI. feierlich als Verfassungs-Statut der Dauphiné anerkennen mußte, den Bewohnern des Landes ihre Rechte für künftige Zeiten gesichert würden. Als später Philipp's Enkel, Karl, den französischen Thron bestieg, wurde der Gebrauch eingeführt, daß immer ein Prinz des regierenden Hauses, und zwar der älteste Sohn des Königs, den Titel und das Wappen eines Dauphin erhielt. Ein Jahr nach der Erwerbung der Dauphiné starb Philipp VI. (1350).

3. England und Frankreich unter Eduard III. und Johann dem Guten bis auf den Frieden von Bretigny.

Der neue König von Frankreich, Johann der Gute (1350—1364), bemühte sich viel lebhafter als sein Vater um die Herstellung des Friedens mit England, und Pabst Innocenz VI. unterstützte ihn darin mit allen seinen Kräften; die Bemühungen Beider waren aber vergeblich, weil Eduard aller Lehenspflicht gegen Frank-

reich entledigt sein wollte, und Johann kein wesentliches Recht seiner Nation aufzugeben wagte. Es kam daher nur zu kurzen Erneuerungen des Waffenstillstandes, bis endlich 1355 der Krieg wieder ausbrach. Übrigens hatten beide Theile auch während des Waffenstillstandes nicht aufgehört, mittelbar Feindseligkeiten gegen einander zu üben, England durch Unterstützung der Montforts in der Bretagne, Frankreich durch Aufreizung der Schotten. Die Letzteren, deren König noch immer in englischer Gefangenschaft war, machten wiederholte Raubeinfälle, welche Eduard dann an den unschuldigen Bewohnern der ebenen Striche von Schottland rächte. Der englische König erhielt übrigens damals durch Johann's Heftigkeit, Jähzorn, Schwäche und übereilte Strenge unter den französischen Großen Freunde, die ihm nützlicher waren, als die raubenden Schotten den Franzosen. Johann gerieth nämlich fast zu gleicher Zeit mit seinen Ständen, mit dem Grafen von Foix, mit dem Könige von Navarra und mit dem diesem befreundeten normannischen Hause Harcourt in Streit. Wir wollen zuerst seine Zwistigkeiten mit Navarra auseinander setzen, welche mit der inneren Geschichte von Castilien zusammenhängen.

Das Reich Castilien war während des dreizehnten Jahrhunderts die Hauptmacht in Spanien geworden. König Ferdinand III. der Heilige, hatte nämlich dort große Eroberungen und Erwerbungen gemacht, und die Untheilbarkeit der zu Castilien gehörenden Provinzen festgesetzt. Auch sein Sohn, Alphons X. der Weise, dehnte die Grenzen von Castilien aus; er schadete aber seinem Reiche nicht nur durch seine Eitelkeit und durch sein Streben nach der deutschen Kaiserwürde, die er ungemein theuer bezahlen mußte (s. Th. VII. S. 411 f.), sondern auch durch seine Gesetzgebung. Er schaffte in einem neuen Gesetzbuch das alte spanische Erbrecht ab, und traf neue Bestimmungen über die Nachfolge. Statt daß nämlich in Castilien bisher, wenn der ältere Prinz vor dem Vater starb, nicht der Sohn, sondern der Bruder desselben die Nachfolge hatte, sollten künftig die Nachkommen des älteren Prinzen den Vorzug vor ihrem Oheim erhalten. Doch machte Alphons sein Gesetzbuch nie bekannt, und dasselbe war daher rechtlich nicht gültig, als noch vor seinem eigenen Tode sein ältester Sohn, Ferdinand de la Cerda, mit Hinterlassung zweier Prinzen, Alphons und Ferdi-

nand, starb. Die Stände erkannten damals dem alten Rechte gemäß nicht einen der Letzteren, sondern den zweiten Sohn des Königs, Sancho IV., als Thronfolger an, und Alphons ließ ihren Beschluß feierlich bekannt machen. Die Mutter der beiden Prinzen de la Cerda, Blanca, eine Tochter Ludwig's IX. von Frankreich, protestirte dagegen, und wandte sich zugleich an ihren Bruder, den französischen König Philipp III., und an den Mutterbruder ihres verstorbenen Gemahls, Peter III. von Aragonien. Auf diese Weise entstand ein Streit unter den Castilianern selbst, sowie zwischen ihnen und fremden Staaten, welcher im folgenden Jahrhundert damit endigte, daß die Linie de la Cerda ihre Ansprüche an den Thron aufgab und dafür ein castilianisches Lehen als Herzogthum annahm. Einer der Prinzen dieser Linie, Karl de la Cerda, der von früher Jugend an in Frankreich lebte, ward der Freund und Liebling des französischen Königs Johann.

Dieser castilianische Prinz wurde von dem heftigen, ebenso als Freund wie als Feind ungemäßigten und unverständigen König Johann auf dieselbe Weise begünstigt, wie Gaveston von dem englischen König Eduard II. (s. S. 31 ff.), und die französischen Großen zeigten nicht weniger Unzufriedenheit über die Bevorzugung eines Ausländers, als früher die englischen. Johann verlieh, sobald er die Regierung angetreten hatte, seinem Günstling mehrere Güter, namentlich auch solche, welche Philipp VI. den Königen von Navarra als Unterpfand einer jährlichen Rente angewiesen hatte (s. S. 259); er erbitterte aber die Großen des Reiches aufs höchste, als er den Connetable des Reiches, Raoul de Brienne, Grafen von Eu und Guines, auf einen bloßen Verdacht hin mit Verletzung aller rechtlichen Formen hinrichten ließ, und die von demselben bekleidete Würde, die erste des Reiches, dem verhaßten Castilianer übertrug. Unmittelbar nachher vermählte Johann den neuen Connetable mit der Tochter Karl's von Blois, eines nahen Anverwandten des königlichen Hauses. Eine so übermäßige Begünstigung machte den castilianischen Prinzen selbst besorgt, und er erklärte sich darüber gegen Johann wie ein Mann, welcher weiter blickte, als der unverständige König. Bald zeigte es sich auch, daß die Besorgniß des Connetable gegründet und des Königs Vertrauen auf die Scheu, welche er einflöße, thöricht gewesen sei.

Der König von Navarra, Karl der Böse, welcher 1349 von seinem Vater Philipp von Evreux und seiner Mutter Johanna II. (s. S. 28) dieses unbedeutende Königreich und viele Besitzungen in Frankreich geerbt hatte, und seit 1351 mit Johann's des Guten achtjähriger Tochter verlobt war, verschwor sich mit seinem Bruder Philipp von Navarra, drei Grafen von Harcourt und einigen anderen Großen zum Morde des verhaßten Connetable, und dieser ward hierauf, wahrscheinlich in Gegenwart Karl's, mendlings im Bette umgebracht (1354). Johann beschloß sogleich, den Mord seines Lieblings zu rächen, und begann damit, daß er den Harcourts ihre großen Güter in der Normandie entriß; Karl der Böse suchte aber bei dem Herzog Heinrich von Lancaster, der sich damals gerade in Flandern aufhielt, englischen Schutz, und dies setzte den schwachen französischen König so sehr in Schrecken, daß er sich nach wenigen Wochen dazu verstand, mit Karl einen schimpflichen Vertrag zu schließen, kraft dessen er dem Mörder seines Freundes nicht nur verzieh, sondern auch eine Entschädigung für die ihm früher genommenen Güter gewährte. Schon einen Monat später übte der König von Navarra neuen Frevel: er blieb mit den Engländern in Verbindung, ging nach Avignon, um den Pabst gegen Johann aufzureizen, und spann allerlei Händel an. Jetzt benahm sich Johann wieder ebenso heftig und schwach, wie früher: er gab zuerst den Befehl, alle Besitzungen Karl's des Bösen einzuziehen; als aber dieser und seine Vasallen und Freunde, von den Engländern unterstützt, der Gewalt Gewalt entgegensetzten, versöhnte sich Johann auf die früheren Bedingungen hin wieder mit ihnen.

Im Jahre 1355 brach der Krieg mit England von neuem aus. Eduard III. schickte seinen ritterlichen Sohn, den schwarzen Prinzen, nach Guyenne, während er selbst nach Calais übersetzte und von da aus Artois und die Picardie verheerte. Ein räuberischer Einfall der Schotten rief ihn bald wieder nach Schottland zurück. Er rächte denselben durch Verwüstungen, die den Haß größer, den Krieg blutiger machten, und den Engländern zur Behauptung des Landes nicht das geringste nützten. Unterdessen hatte der schwarze Prinz einen ebenso rühmlichen, ebenso verheerenden und ebenso unentscheidenden Feldzug nach Languedoc gemacht. Er war verwüstend, brennend und raubend bis Carcassonne und

Narbonne gedrungen, und wollte gerade seinen Zug bis nach Montpellier und Avignon fortsetzen, als sich die Ritterschaft und das Volk rings umher erhob, und ihn nöthigte, nach Guyenne zurückzukehren.

Die Verwüstung der reichsten Provinzen im Norden und Süden von Frankreich trieb den französischen König in seiner Geldnoth, sich an die Stände seines Reiches zu wenden. Diese waren nach den beiden Hälften, in welche Frankreich der Sprache und den Rechten nach zerfiel, zwiefach. Der kleinere südliche Theil des Landes oder, wie er der Sprache nach genannt ward, Languedoc, hatte das geschriebene römische Recht und ebenso, wie der nördliche Theil, seine besonderen Stände. In dem Letzteren oder in dem Lande Langue d'oil, dessen Stände die allgemeinen hießen, galt, einzelne Districte ausgenommen, das ungeschriebene Recht oder das Herkommen. Die Stände von Languedoc sorgten für sich allein, sie trafen zur Vertheidigung ihres Landes die nöthigen Maßregeln, und legten sich die dazu erforderlichen Abgaben auf, deren Verwendung sie auch selbst bewachten. Um sie zu neuen und größeren Anstrengungen zu bewegen, versprach Johann, seinen Sohn, den Dauphin, zu ihnen zu senden; auch stellten sie nachher aus ihren Mitteln ein Vertheidigungsheer gegen die Engländer auf. Die allgemeinen Stände berief Johann auf den 30. November 1355 nach Paris. Sie waren aber kaum zusammengekommen, als sie sehr auffallende und entschiedene Schritte thaten. Um dies begreiflich zu finden, muß man bedenken, daß Johann der Gute in Bezug auf Münzverschlechterung und Erpressungen ganz in die Spuren seines Vaters getreten war, und außerdem sogar ohne Recht und Gericht die vornehmsten Leute hatte verhaften und hinrichten lassen. Die beständige Zwietracht unter den drei Ständen, welche den Reichstag bildeten, hatte ihm diese Willkürlichkeiten erleichtert; jetzt aber in der Zeit der Noth vereinigten sich die Stände zu gemeinschaftlichem Widerstand gegen eine dem Lande nach und nach aufgedrungenem System absoluter Königsherrschaft. Patriotisch und weise versagten sie dem König die nöthigen Summen nicht, suchten aber dem mit denselben getriebenen Misbrauch vorzubauen, wiewohl sich in ihren neuen Anordnungen zeigt, daß die Ton angebenden Mitglieder der Versammlung bessere Juristen als

Staatsökonomen und Finanzkundige waren. Die Stände ernannten aus ihrer Mitte eine Commission, welche die Erhebung der bewilligten außerordentlichen Steuer beaufsichtigen und zugleich darüber wachen sollte, daß die Gelder nur zu dem bestimmten Zwecke verwendet würden. Dieser Ausschuß erhielt bedeutende Rechte und es ward sogar ein Theil der monarchischen Gewalt auf ihn übertragen. Das Letztere galt freilich nur für die Zeit des Krieges, zu dessen Führung die neuen Abgaben bewilligt waren; allein dadurch, daß man die Steuer nur auf ein Jahr bewilligte, war der König zur jährlichen Wiedereinberufung der Ständeversammlung genöthigt, und außerdem mußte derselbe noch andere Zugeständnisse machen, welche als Änderung der Verfassung anzusehen waren. Er selbst, seine Söhne und sein Kanzler wurden aufs feierlichste verpflichtet, nie mehr die Münze zu ändern, jeder Beamte aber, der ihm eine solche Speculation vorschlagen würde, mit der Absetzung bedroht. Der Misbrauch, daß der König, die Prinzen, die Generale und alle königlichen Diener überall, wohin sie kamen, Getraide, Wein, Wagen, Pferde und A. m. ohne Bezahlung wegnahmen, ward nicht nur verboten, sondern man erlaubte auch den Bürgern und Bauern, sich dagegen thätlich zu widersetzen, und verpflichtete den Generalfiskal durch einen Eid, Alle, welche etwas mit Gewalt wegnehmen würden, als Kriminalverbrecher zu verfolgen. Ferner sollten die Forderungen der Lombarden nach zehn Jahren verjährt sein, und den Rittern und Beamten, welche bisher ein Geschäft daraus gemacht hatten, Schulden derselben an sich zu kaufen und dann mit Gewalt einzutreiben, ward dieser Unfug, sowie jedes Handelsgeschäft überhaupt strenge untersagt. Merkwürdig ist außerdem, daß der König in Bezug auf Polizei und Gerechtigkeitspflege eidlich geloben mußte, Dinge abzustellen, welche später sogar noch unter Ludwig XV. und seinem Enkel ausgeübt wurden. Er versprach z. B., daß niemand seinem natürlichen Richter entzogen werden dürfe, und daß die Gerichtsbarkeit seiner höheren Beamten durchaus auf die Disciplin ihrer unmittelbaren Umgebungen beschränkt bleiben solle. Endlich setzte die Ritterschaft, die sich durch die häufigen ohne Noth erlassenen Aufgebote gedrückt fühlte, den Beschluß durch, daß der König kein allgemeines Aufgebot ergehen lassen dürfe, ohne vorher das Gutachten der drei Stände eingeholt

zu haben, wenn nicht etwa die Befragung derselben durch die Umstände unmöglich gemacht wäre.

So nothwendig auch Verbesserungen in der Regierung, Verwaltung und Verfassung waren, und so feierlich auch die von den Ständen beschlossenen Maßregeln durch den König zugesagt wurden, so waren doch eines Theils diese selbst schlecht ausgedacht und ganz unausführbar, und anderes Theils band sich der König an die gegebenen Versprechungen nicht. Die neu eingeführten Steuern waren unzweckmäßig gewählt, sie reichten daher nicht aus und führten zu Willkühr und Druck, die ständischen Commissäre wurden entweder verachtet, oder mißbrauchten die ihnen anvertraute große Gewalt zum Nachtheil des Volkes. Der König selbst nahm auf seine heilig gegebenen Zusicherungen so wenig Rücksicht, daß er sich sogar zu derselben Zeit, als die Stände zum zweiten Male zusammenkamen, eine unerhörte Gewaltthat gegen einige der ersten Männer des Reichs erlaubte (April 1356). Diese Gewaltthätigkeit traf den König von Navarra und seine Freunde. Karl der Böse war höchst wahrscheinlich auch nach der zweiten Aussöhnung mit den Engländern in Verkehr geblieben, hatte den Dauphin gegen seinen Vater aufzureizen gesucht, und benutzte die neu ausgeschriebenen Steuern, um in der Normandie das Volk zu einem Aufstand zu treiben. Der König suchte sich dadurch gegen ihn sicher zu stellen, daß er sich seiner Person bemächtigte. Als Karl eines Tages der Einladung des Dauphin zu einem Gastmahl in Rouen gefolgt war, eilte Johann insgeheim herbei, drang plötzlich mit Bewaffneten in den Speisesaal, und verhaftete Karl, den Grafen Johann von Harcourt und mehrere andere Großen, welche am Morde des Connetable Karl de la Cerda Theil genommen hatten, ließ vier von den Gefangenen, unter ihnen jenen Graf von Harcourt, sogleich enthaupten, und nahm Karl den Bösen mit sich nach Paris. Dieser ward hierauf anderthalb Jahre lang von Kerker zu Kerker geschleppt, seine Burgen belagert und sogar Befehl gegeben, das Königreich Navarra zu besetzen. Karl's Bruder Philipp und die anderen Grafen von Harcourt vertheidigten jedoch seine Besitzungen, und schlossen mit dem englischen König einen Vertrag gegen Johann.

Während der französische König mit der Besetzung von Karl's des Bösen Gütern beschäftigt war, brach plötzlich der schwarze

Prinz mit seinem Heere aus Guyenne auf, und drang durch Rouergue, Auvergne, Limousin gegen die Loire vor. Sein Zug war eine ununterbrochene Verheerung, und es wurden auf demselben über fünfhundert Ortschaften niedergebrannt; denn auch dieser edle und großmüthige Prinz sah sich genöthigt, der Sitte seiner Zeit zu huldigen und das feindliche Land zu einer Wüste zu machen. Solche Grausamkeiten waren im Mittelalter aus verschiedenen Gründen ein nothwendiges Übel. Damals wurden nämlich die Kriege nicht, wie heut' zu Tage, von dem König und seinem bezahlten Heere, sondern von der Masse des Volks und von der Ritterschaft geführt; diese mußten also auch in Feindes Land auf jede Weise angegriffen und beeinträchtigt werden. Außerdem konnte man dem Feinde auch deßhalb nur durch Verwüstungen schaden, weil für Regenten ohne feste Einnahme und ohne stehendes Heer die bleibende Unterwerfung fremder Länder unmöglich war. Die Verheerungen des schwarzen Prinzen versetzten den einfältigen und jähzornigen König von Frankreich in die äußerste Wuth. Er zog mit dem in größter Eile zusammengebrachten Reichsheer, bei welchem sich auch seine vier Söhne und die vornehmsten Herren des Reichs befanden an die Loire, entschlossen, eine Schlacht zu suchen. Als er in Poitiers angekommen war, erwartete er nicht, wie jedermann ihm rieth, den Angriff des schwarzen Prinzen, welcher das königliche Heer vor sich und die Truppen von Languedoc im Rücken hatte, und ohne seines Gegners leidenschaftliche Hitze vielleicht in große Verlegenheit gebracht worden wäre. Johann brach von Poitiers auf, und griff (19. September 1356) die Engländer zwei Stunden von dieser Stadt, bei Maupertuis, in einer hügeligen Gegend an, in welcher alle Umstände ihm nachtheilig und seinem Feinde günstig waren. Er mußte, um nur angreifen zu können, seine unbeholfenen Gerüsteten, welche blos zu Pferde zu streiten gewohnt waren, absitzen lassen und auf einem schmalen Pfade hinanführen, wo sie den Pfeilen der versteckten englischen Armbrustschützen preisgegeben waren. Wenn das Heer der Franzosen, wie Froissart sagt, wirklich aus fünfzig- bis sechszigtausend oder nach einer anderen Angabe auch nur aus vierzigtausend Mann bestand, so war es doppelt thöricht, daß Johann diese schlecht geleitete Masse an einen Ort führte, an welchem ihr gerade ihre große Zahl ver-

derblich werden mußte. Das ganze Heer des Prinzen von Wales zählte nur zwölftausend Mann, aber es wurde von dem tapfersten Ritter und geschicktesten Feldherrn jener Zeit geführt, und enthielt, außer den die Mehrzahl bildenden tapferen Baronen der Gascogne, den kleinen Kern der freiwilligen englischen Ritterschaft, welcher mit jenen um den Preis der Tapferkeit wetteiferte. Außerdem war die Disciplin im englischen Heer musterhaft, weil Alle dem Prinzen von Wales und seinem Genossen, Jean Chandos, dem größten Helden nach ihm, unbedingt vertrauten; im französischen Heere dagegen wollte kein Prinz, kein vornehmer Herr gehorchen, Alle ordneten eigenmächtig ihren Angriff, weil Alle ihren König verachteten. Diese Umstände, verbunden mit der Tüchtigkeit und vortrefflichen Stellung der englischen Armbrustschützen und der übereilten Heftigkeit der Franzosen, verschafften dem kleinen Heere der Engländer einen vollständigen Sieg. Die Zahl der Gebliebenen war zwar nicht sehr groß, weil die Engländer sich wohl hüteten, die fliehenden Feinde hitzig zu verfolgen, und weil der Dauphin mit dem größten Theil des Heeres das Schlachtfeld sehr früh verlassen hatte; allein der Kern des französischen Adels ward getödtet oder gefangen, und die Franzosen erlitten also einen sehr empfindlichen Verlust. Sechstausend von ihnen wurden theils gefangen, theils getödtet; die meisten derselben waren aus den angesehensten Familien, so daß es in dem ganzen Lande Langue d'oil kein vornehmes Haus gab, welches nicht einen der Seinigen unter den Todten oder Gefangenen zählte. Der König Johann selbst, sein jüngster Sohn Philipp, welcher später den Beinamen des Kühnen erhalten hat, der Erzbischof von Sens, achtzehn Grafen und Vicomtes, zwanzig Bannerherren und achthundert Ritter waren unter den Gefangenen. Übrigens wurden auch in der Schlacht bei Maupertuis Kanonen gebraucht, wir finden aber nicht, daß sie viel zur Entscheidung beigetragen hätten.

Sowohl die französischen als die englischen Chroniken preisen ungemein die ritterliche Höflichkeit, welche der schwarze Prinz gegen den gefangenen König von Frankreich bewies. Sie erzählen unter Andern, der schwarze Prinz habe, als der König Johann am Abend nach der Schlacht das Essen nahm, nicht mitgegessen, sondern hinter dem Sessel Johann's gestanden und, selbst als dieser ihn dazu auf-

forderte, ſich nicht geſetzt. Ein Franzoſe berichtet ſogar, der ſchwarze Prinz ſei in ſeiner Großmuth ſoweit gegangen, daß er bald nachher, wegen der in Frankreich ausgebrochenen inneren Bewegungen, mit Johann, um ihn frei zu laſſen, einen Vertrag geſchloſſen habe, der aber von Eduard, damit der gefangene König nach England gebracht werde, verworfen worden ſei. Der Sieger konnte mit ſeinem Gefangenen erſt dann nach England gehen, als er ſich durch einen förmlichen Kauf-Contract mit denen, von welchen der König gefangen worden war, abgefunden hatte. Überhaupt entſtand über die gefangenen Franzoſen gleich nach der Schlacht ein heftiger Zwiſt, weil die gasconiſchen Herren diejenigen, welche ſie gefangen genommen hatten, auch behalten wollten, und dies war auch einer der Gründe, warum der ſchwarze Prinz ſich ſobald als möglich von der Loire nach Bordeaux zurückzog. Im März des folgenden Jahres ward ein Waffenſtillſtand auf zwei Jahre geſchloſſen, welchen die Engländer bereitwillig eingingen, weil, ſo lange Johann und ſeine Großen ihre Gefangenen blieben, der Vortheil desſelben ganz auf ihrer Seite war. Einerſeits hätten ſie etwaige Eroberungen nicht behaupten können, und andererſeits machten ihnen die Schotten viel zu ſchaffen; es kam alſo für ſie blos darauf an, während der Waffenruhe aus der Ungeduld des Königs Johann den größten Vortheil zu ziehen. Nachdem der Vertrag geſchloſſen worden war, begab ſich der ſchwarze Prinz mit ſeinem Gefangenen nach England. Er ſpielte auch bei ſeinem Einzug in London die Rolle eines demuthsvollen Ritters, und ſein Vater empfing und behandelte den gefangenen König ebenfalls mit großer Aufmerkſamkeit.

Die Verwaltung des franzöſiſchen Reiches führte während der Gefangenſchaft Johann's der neunzehnjährige Dauphin **Karl**, den ſein Vater zu ſeinem Stellvertreter oder zum **lieutenant général du royaume** ernannt hatte. Dieſer berief vier Wochen nach der Schlacht bei Maupertuis oder Poitiers die Stände, welche damals ſeit einem Jahre bereits zum dritten Male verſammelt wurden. Er fand ſie entſchloſſen, die Lage des Reiches zu benutzen, um mit Gewalt durchzuſetzen, was ſein Vater dreimal verſprochen und nie gehalten hatte. Die Stände drangen nicht blos auf Abſtellung der von ihnen erhobenen Beſchwerden und auf Zulaſſung zur

Theilnahme an der Regierung, sondern auch auf die Entfernung aller Minister und Beamten des gefangenen Königs. Karl verabschiedete sie daher bald wieder, und suchte sich durch Münzverfälschung und ähnliche Mittel aus der Verlegenheit zu helfen; er war aber schon im Februar 1357 genöthigt, die Stände nochmals zu versammeln und ihnen unbedingt nachzugeben, weil die Pariser Municipalität, die sich mit den Magistraten anderer Städte verbunden hatte, fest und entschieden gegen ihn auftrat, und die Stände drei Leiter erhalten hatten, durch welche sie auf dem einmal betretenen Wege immer weiter fortgerissen wurden. Diese Männer waren: Etienne Marcel, der erste Magistratsbeamte (Prévot des marchands) von Paris für den dritten Stand, der Bischof von Laon, le Coq, für den zweiten und der Statthalter von Artois, Johann von Pecquigny, für den ersten. Der Reichstag war im Februar kaum zusammengetreten, als er zweiundzwanzig königliche Minister und Räthe von ihren Stellen vertrieb, und eine Reihe von Verordnungen erzwang, durch welche die geforderten Verbesserungen der Reichsverfassung zugestanden und sechsunddreißig von den Ständen erwählte Männer in den königlichen Rath aufgenommen wurden. Auch mit diesen Maßregeln erreichte man jedoch den beabsichtigten Zweck nicht. Niemand hatte Zutrauen zu den neuen Einrichtungen, die sechsunddreißig ständischen Commissäre erhielten wenig Einfluß auf die Regierung, die abgesetzten Räthe blieben mit dem Reichsverweser in Verbindung und wirkten im Stillen fort, die Richter im ganzen Reiche waren endlich durch die gerechten Beschwerden der Stände über die Gerichte beleidigt. Außerdem erregte das verwirrte republikanische Treiben der Stände, sowie der überwiegende Einfluß des Bürgerstandes überall Neckereien und Widerstand gegen die ständische Herrschaft und gegen die in ihre Heimath zurückgekehrten Deputirten. Auch verhielt sich eines Theiles die Geistlichkeit ziemlich zweideutig, und ernannte nur vier Mitglieder zu dem Ausschuß der Sechsunddreißig, und andererseits benutzte die Ritterschaft die Zeit der Anarchie zu schändlichen Bedrückungen des Landvolkes, und veranlaßte dadurch im folgenden Jahr einen Bauernkrieg, welcher von dem Spottnamen Jacques bonhome d. i. Jakob Einfaltspinsel, mit dem der Adel den Bauernstand bezeichnete, die Jacquerie genannt ward.

Gleich nach dem Abschluße des Waffenstillstandes erklärte König Johann, höchstwahrscheinlich auf Betreiben seines Sohnes, alles, was dieser kurz vorher zugestanden hatte, für ungültig. Der Dauphin hatte sich dabei freilich geirrt: er mußte seines Vaters Erklärung gegen die neue Ordnung sogleich wieder zurücknehmen. Die Verwirrung wurde dadurch noch größer. Die neuen Verordnungen wurden nicht geachtet, die Regierung und der ständische Ausschuß handelten gegen einander, und schon im März waren auch die Stände selbst unter sich nicht mehr ganz einig. Doch blieben die drei Männer, welche bei ihnen den leitenden Einfluß hatten, immer mit einander einig und verbunden. Von diesen Männern werden besonders Marcel und le Coq in den Schriften der französischen absoluten Partei mit den schwärzesten Farben dargestellt; man darf aber nicht nach der gewöhnlichen Weise der Servilen eine gute Sache mit der Persönlichkeit ihrer Vertheidiger verwechseln. Hätte der Adel damals in Frankreich ebenso, wie in England, den Bürgerstand kräftiger unterstützt, so würde Frankreich durch die Bemühungen jener drei freilich nicht moralisch reinen Parteimänner eine Verfassung erhalten haben, welche der Nation neue Rechte gesichert hätte; sobald die Drei auf sich allein angewiesen waren, wurden sie bloße Revolutionärs. Übrigens vermögen nur Leute, welche die gemeinen Leidenschaften kennen und zu gebrauchen verstehen, den großen Haufen ohne gewaltsame Mittel zum Guten wie zum Bösen zu leiten. Solche Leute waren aber Marcel und le Coq. Sie waren, wie die Robespierre, Cambacérès, Reybel, Brougham und Lyndhurst unserer Tage, Juristen und glückliche Advokaten und folglich herrschsüchtig, hochmüthig, eitel und schlau, aber eben deshalb auch zu Parteihäuptern geschaffen. Marcel hatte sich vom Advokaten zum ersten Beamten der Pariser Bürgerschaft emporgearbeitet, und auch le Coq, der als Bischof von Laon herzogliche Würde besaß, hatte, ehe er in den geistlichen Stand getreten war, in den ihm übertragenen königlichen Geschäften und Ämtern die Laufbahn eines Advokaten bis an ihr äußerstes Ziel verfolgt.

Die Pariser Bürgerschaft kam nach der Entlassung der Stände in eine eigenthümliche Lage. Die Fehden des Adels, der Druck, den die Ritterschaft gegen Landvolk und Geistliche übte, die Strei-

fereien einzelner Söldnerschaaren, die Angriffe der mit den Engländern verbundenen Feinde des Königs machten das Land unsicher, Alles drängte sich daher Schutz suchend nach Paris. Die Bürgerschaft dieser Stadt selbst, welche ihre eigene, unabhängige Verwaltung hatte, fürchtete nicht blos den auswärtigen Feind und die ritterlichen Räuber, sondern namentlich auch den Dauphin und seine Umgebung, die man im Verdacht hatte, daß sie die Anarchie begünstigten, um die Pariser und die Stände dadurch verhaßt zu machen. Der Magistrat ließ deshalb zum Schutz gegen innere und äußere Feinde die Stadt neu befestigen, und die Pariser errichteten bei der Gelegenheit zum ersten Male jene Barrikaden, welche nachher bei allen bürgerlichen Unruhen wieder vorkommen. Dies geschah zu derselben Zeit, als der Dauphin, durch die Pariser Bürgerschaft, in deren Gewalt er sich befand, getrieben, die Stände wieder versammelt hatte (November 1357). Alles, was man von diesen hätte hoffen können, ward jedoch sogleich vereitelt, als die drei Parteihäupter sich durch die Anhänger Karl's von Navarra verstärken zu müssen glaubten, und ihn deshalb gewaltsam aus seiner Haft befreiten. Die Freunde des Vaterlandes hielten seitdem die drei Männer, welche Verbesserungen hatten bewirken wollen, nur für Häupter einer verderblichen Faction. Die Mehrzahl der Stände widersetzte sich daher auch dem Verlangen, Karl von Navarra nach Paris zurückkehren zu lassen, damit er sich hier rechtfertige, und als er dessen ungeachtet dort erschien und vor dem versammelten souveränen Volk von Paris eine Rechtfertigungsrede hielt, verließ der größte Theil der Deputirten die Stadt. Von jetzt an war alles, was geschah, revolutionärer Art. Der Dauphin war gezwungen worden, die Rede mitanzuhören, welche Karl der Böse hielt; dieser und Marcel sprachen nachher noch öfters zu dem versammelten Volke, und der Dauphin mußte ihrem Beispiel folgen; auf Karls des Bösen Betrieb wurden alle Gefängnisse geöffnet und also eine Menge gemeiner Verbrecher unter das Volk geworfen; endlich ward der Dauphin von den Demokraten genöthigt, den Befehl zu erlassen, daß dem König von Navarra die ihm früher abgenommenen Orte zurückgegeben würden, und als die königlichen Befehlshaber, welche den Dauphin nicht als frei ansahen, diesem Befehle den Gehorsam verweigerten,

verließ Karl der Böse die Stadt, um seine Schlösser gewaltsam wieder in Besitz zu nehmen. Während der Abwesenheit Karl's erreichte die Anarchie in Paris den höchsten Grad, und die auf Weihnachten einberufenen Stände erschienen nur in sehr geringer Zahl, der Adel blieb sogar ganz aus. Die Stadt war in drei Parteien zerfallen: die Herren und Ritter des Hofes nebst einem kleinen Theil der Bürger hingen unbedingt dem Reichsverweser an, die bei weitem größere Zahl der Bürger gehorchte dem Prevot Marcel, eine dritte Partei endlich erkannte den König von Navarra als ihren Leiter. Marcel's Anhänger nahmen, um sich unter einander zu erkennen, zweifarbige Mützen als Abzeichen an. Die Parteien waren in offenem Streit, und es wurden mehrere Mordthaten begangen. Endlich (Februar 1358) ließ Marcel, umgeben von einem wilden Volkshaufen, die beiden Hauptstützen und Rathgeber des Dauphin, die Marschälle der Champagne und der Normandie, vor den Augen desselben niederhauen, und der Prinz sah sich bei dieser Frevelthat aus Furcht vor der tobenden Menge sogar genöthigt, sein Barett dem Demagogen zu übergeben und dafür dessen Mütze mit den Volksfarben aufzusetzen.

Gleich nachher gab der Dauphin dem Gange der Dinge eine Wendung. Von Geburt schwach und feige hatte er in den letzten zwei Jahren zwar nicht an Muth und militärischer Geschicklichkeit gewonnen, wohl aber jene zähe diplomatische Schlauheit erlernt, welche dem Stärkeren ein Bein unterschlägt, und wegen deren er nachher den Beinamen des Weisen erhielt. Er vertauschte, sobald er das einundzwanzigste Jahr erreicht hatte, den Titel eines Reichsverwesers mit dem eines Regenten, entfernte sich dann unter einem gutgewählten Vorwand aus Paris, hielt zuerst einige Provinzialstände-Versammlungen, und berief endlich die allgemeinen Reichsstände nach Compiegne. Der Adel und die vornehme Geistlichkeit, welche diesem Ruf hauptsächlich folgten, gewährten ihm Subsidien, die er selbst erheben lassen durfte, le Coq ward auf Verlangen der Stände aus dem königlichen Rathe gestoßen, und der Regent erklärte, auf ihre Hülfe vertrauend, daß er nicht eher nach Paris zurückkehren werde, als bis die Urheber der Unruhen bestraft seien. Dies war eine Kriegserklärung; allein die Pariser verzagten nicht, sondern machten vielmehr sogleich Gegenanstalten.

Der Dauphin hatte kein Heer, und der Adel wurde durch die gerade damals ausbrechende Jacquerie gehindert, ihn kräftig zu unterstützen. Übrigens nahmen die in Compiegne versammelten Stände trotz aller Loyalität keine der Verordnungen der Jahre 1355 und 1356 zurück, im Reichstagsabschied oder im Protokoll der Beschlüsse wurde vielmehr alles, was über das Münzwesen und die Steuer verordnet war, erneuert. Allein die Juristen der Regierung wußten in diesem Reichstagsabschied zwei Klauseln anzubringen, durch welche Alles vereitelt ward, und als im folgenden Jahre Bürger und Bauern niedergetreten waren, konnte der Regent es wagen, seine zweiundzwanzig früheren Räthe, die im Geheimen immer seine Rathgeber geblieben waren, in ihre Stellen wiedereinzusetzen.

Der unter dem Namen der Jacquerie bekannte Bauernkrieg brach im Mai 1358 zuerst in Isle de France aus, und verbreitete sich von da über einige andere Provinzen des Nordostens. Er ward durch die fürchterlichen Mishandlungen und Erpressungen hervorgerufen, die sich der stolze, nur auf Kampfübung, Fehden und Feste bedachte Adel erlaubte. Die zur Verzweiflung gebrachten Bauern rotteten sich in großen Haufen zusammen, und machten, wie zwei Jahrhunderte später unsere schwäbischen Bauern, ihrem lange verhaltenen Grimm durch kannibalische Grausamkeiten gegen Schuldige und Unschuldige Luft, welche dann von der Ritterschaft durch gleiche Barbareien vergolten wurden. Sie verwandelten über hundert Schlösser in Schutthaufen, fingen die flüchtigen Ritter und ihre Familien auf, und metzelten auf gräßliche Weise sowohl Männer als Frauen nieder. Zu ihrer Bekämpfung vereinigten sich sogleich die Ritter beider Parteien, die des Dauphin sowohl, als des Hauses Navarra, und selbst aus Languedoc erschienen Edelleute, um das Joch der Ritterschaft dem Nacken der Bauern wieder aufdrücken zu helfen, so daß in etwa sechs Wochen der ganze Aufruhr gedämpft ward. Unter diesen Rittern des Südens befanden sich auch der Graf von Foix und der Captal oder Graf von Buch, welche gerade von Preußen zurückgekehrt waren, wo sie mit den deutschen Rittern gegen die Heiden gefochten hatten. Diese beiden Ritter erschienen mit ihrem Gefolge in der Stadt Meaux, gerade als die Gemahlin des Regenten nebst vielen

Edelfrauen von den Bauern in einem festen Hause belagert wurde. Sie stürmten auf die schlecht bewehrten Landleute ein, trieben sie mit leichter Mühe in die Flucht und metzelten mehrere Tausende nieder.

Die Maßregeln des Regenten gegen die Pariser bestanden hauptsächlich darin, daß er ihnen die Zufuhr abschnitt und sie in ihrem Handel und Gewerbe hemmte. Ein großer Theil des Volkes, das bekanntlich seiner Götzen bald überdrüßig wird, ließ sich hierauf durch einige Männer der Gegenpartei von Marcel abwendig machen, und als dieser den Bürgern Karl von Navarra zum Oberbefehlshaber gegen den Regenten vorschlug, ward das Mistrauen gegen ihn allgemeiner, weil seine Feinde dem Volke sagten, Karl gehöre zum Adel und sei folglich der natürliche Feind der Bürger. Man beschuldigte Marcel sogar, er wolle den mit den Engländern verbundenen König von Navarra und also die Nationalfeinde selbst heimlich in die Stadt einlassen. Dies gab dann einem bisherigen treuen Gehülfen des Prevot, Jean Maillard, den Vorwand, ihm in der Nacht des ersten August 1358 den Kopf zu spalten. Marcel's Feinde sprengten nachher das Gerücht aus, er habe in dem Augenblick, als er erschlagen wurde, die Schlüssel in der Hand gehabt, um den Engländern die Thore der Stadt zu öffnen, und die Legitimisten unter den Franzosen können nicht müde werden, Jean Maillard wegen der Ermordung Marcel's und wegen der Hinrichtungen, die er gleich darauf an mehreren Anhängern desselben vollziehen ließ, als einen Retter des Vaterlandes zu preisen; allein ein aus legitimen Gründen begangener Mord ist nicht weniger verbrecherisch, als ein revolutionärer, und Maillard war mit seiner Partei allein daran schuld, daß die ganze Frucht von drei furchbaren Revolutionsjahren für die Nation, welche jetzt um alle durch die Stände herbeigeführten Verbesserungen betrogen wurde, verloren ging. Der Regent zog drei Tage nach Marcel's Ermordung in die Stadt ein, ward von dem Pöbel, dessen Natur man ja kennt, mit Jubel empfangen, gewann durch schlaue Milde, durch erheuchelte Freundlichkeit und durch wiederholte Reden gegen Karl von Navarra und gegen die Engländer als Feinde der Nation alle Herzen, und benutzte dann mit seiner diplomatischen Weisheit die Umstände zur Wiederherstellung seines willkürlichen Regiments. Die Pariser waren servil

geworden, die Bürgerschaften der kleineren Städte und die Bauern hatten des Adels Faust und Joch wieder fühlen müssen oder waren wie Schlachtvieh getödtet worden, der König von Navarra endlich schloß im August einen förmlichen Vertrag mit den Engländern und begann, von diesen Feinden seines Vaterlands unterstützt, einen offenen Krieg mit seinen Landsleuten. Der Dauphin konnte daher jetzt die Maske der Liberalität abwerfen. Er erklärte die seit 1355 gehaltenen Ständeversammlungen für Zusammenkünfte von Verräthern und Demagogen, welche auf den Umsturz der Monarchie ausgegangen seien, und wußte es sogar dahin zu bringen, daß die Stände von Langue d'oil in die Aufhebung aller von ihnen gemachten Änderungen einwilligten. Die Stände von Languedoc dagegen wachten sorgfältiger über ihre Rechte, und bewahrten sich die erlangten Erweiterungen derselben. Übrigens hatte der Regent gleich nach seinem Einzug in Paris die Führer der Gegenpartei hinrichten lassen; die zwei Hauptgenossen Marcel's jedoch, le Coq und Pecquigny, retteten sich zu Karl dem Bösen und zogen nachher, wie wir unten sehen werden, als Mitglieder der Aristokratie den Kopf leicht aus der Schlinge.

Ein Jahr nach der Unterdrückung Marcel's und seiner Partei söhnte der Regent sich mit Karl dem Bösen aus. Er mußte diesen um jeden Preis für sich zu gewinnen suchen, weil Eduard III. von England den Waffenstillstand aufzukündigen drohte. Andererseits hatte aber auch Karl der Böse gute Gründe, sich mit dem Dauphin auszusöhnen; denn Eduard, der ihm nicht recht traute, unterstützte ihn nur wenig, und die ausländischen Söldnerschaaren, welche damals unter dem Namen der Compagnieen ungemein zahlreich in Frankreich umherzogen, liehen ihm zwar ihren Arm, wurden ihm aber bald lästiger, als seine Feinde, da zu ihrer Befriedigung seine Finanzen nicht ausreichten. In Folge dieser Umstände kam im August 1359 ein Versöhnungsvertrag zwischen Karl von Navarra und dem Dauphin zu Stande. Kurz vorher hatte der Letztere mit seinen gewohnten schlauen Künsten einen Friedensvertrag beseitigt, welchen König Johann, um wieder frei zu werden, geschlossen hatte, und nach welchem fast halb Frankreich an England abgetreten werden sollte. Um weder einen solchen Vertrag genehmigen zu müssen, noch auch gegen seinen gefangenen

Vater hart zu erscheinen, und um zugleich die Gelder zur Fortsetzung des Krieges zu erhalten, wurde der Dauphin plötzlich wieder liberal. Er suchte nicht nur die Stände dahin zu bringen, daß sie den Vertrag als verderblich und schimpflich verwarfen, sondern er gebrauchte auch das Pariser Volk ebenso für seinen Zweck, wie früher Ludwig der Baier das Frankfurter Volk für den seinigen gebraucht hatte (s. S. 174): er ließ nämlich die Pariser Bürgerschaft im Hofe seines Palastes versammeln und ihr den Vertrag vorlesen, wobei dann im Voraus Sorge getragen war, daß dieselbe die Bedingungen mit tobendem Lärm verwarf. Alles dies hatte zugleich den Erfolg, daß die Stände und die Pariser für den bevorstehenden Krieg neue Anstrengungen machten.

Im Herbst setzte Eduard III. nach Calais über, um den Krieg wieder zu beginnen, und von allen Seiten her strömten so viele Beute und Ruhm suchende Abenteurer zu ihm, daß es ihm selbst vor ihrer Menge bange ward, und er ihnen erklären ließ, er könne sie nicht bezahlen, wolle sie aber nicht hindern, sich auf Unkosten der Franzosen durch Raub, Mord und Brand zu nähren. Verwüstend zog er durch die Picardie und Champagne, und brach dann (Januar 1360) in das Herzogthum Burgund ein. Hier schützte man sich nicht durch die Waffen gegen ihn, sondern durch Abschließung eines Vertrages, in welchem die Vormünder des jungen Herzogs von Burgund für zweimalhunderttausend Goldgulden und für das Versprechen, ihr Vaterland Frankreich drei Jahre lang weder mit Geld noch mit Truppen zu unterstützen, den Abzug der Engländer erkauften. Eduard rückte von Burgund auf Paris los, weil er, wenn sein Heer nicht durch Hunger umkommen sollte, einen anderen Weg wählen mußte, als auf welchem er nach Burgund gelangt war. Er bedrängte die Stadt Paris mehr als einen Monat lang, und suchte sowohl durch grausame Verwüstungen, als durch Spott und durch wiederholte Herausforderungen den Regenten zu einem Kampf auf offenem Felde zu bewegen. Der furchtsame und schlaue Dauphin war jedoch nicht dazu zu bringen, er blieb hinter den Mauern von Paris, wo Eduard ihm nichts anhaben konnte. Dies bewog den englischen König endlich, den dringenden Ermahnungen der päbstlichen Legaten zum Frieden, die der Herzog von Lancaster kräftig unterstützte,

nachzugeben. Der Letztere, welcher kurz vorher seine einzige Tochter mit Eduard's des Dritten Sohn, Johann, vermählt hatte und dadurch sein Herzogthum an das königliche Haus brachte, stellte dem König sehr verständig vor, daß bei den unsäglichen Verheerungen in Frankreich nur seine Ritterschaft und die fremden Abenteurer in seinem Heere gewinnen könnten, er selbst aber ungeachtet aller Siege verlieren müsse. Während nämlich die Ritter im englischen Heere durch Beute und Sold immer reicher wurden, war der König, soviel er auch durch Brandschatzungen und durch die Lösegelder für Kriegsgefangene gewann, fortwährend in Geldverlegenheit; denn er mußte seinen Rittern, sobald die wenigen Tage ihres Lehendienstes verflossen waren, nicht blos Sold zahlen, sondern auch sie und ihre Pferde beständig verpflegen, weil das verwüstete Land die Mittel zur Ernährung so vieler Menschen und Thiere nicht gewährte. Daher hatte er denn auch, wie Froissart umständlich meldet, auf dem ersten Zug in diesem Kriege nicht weniger als sechstausend wohlbespannte Wagen bei sich, welche mit allen Arten von Mundvorräthen, sowie mit Handmühlen, Backöfen und anderen Geräthschaften beladen waren.

Am 8. Mai 1360 ward zu Bretigny, einem Flecken bei Chartres, Waffenstillstand und Frieden geschlossen. Eduard entsagte seinen Ansprüchen auf die französische Krone, und erhielt dafür außer den Provinzen Guyenne und Gascogne, die er bisher als französische Lehen besessen hatte, Poitou, Saintonge, Agenois, Perigord, Limousin, Angoumois, Rouergue, Calais und andere Länder mit allen Souverainitäts-Rechten. Johann der Gute ward aus der Gefangenschaft entlassen, mußte sich aber verpflichten, als Lösegeld die für jene Zeiten fast unerschwingliche Summe von drei Millionen Goldthalern zu bezahlen, und bis zur Abtragung derselben gewisse Personen als Geißeln zu stellen. Er versprach ferner, sich jeder Einmischung in die schottischen Angelegenheiten zu enthalten. Den Flämingern mußte er erlauben, mit England im Bunde zu bleiben, und in der Bretagne ward der junge Graf von Monfort, dessen bereits gestorbener Vater als Prätendent gegen Karl von Blois aufgetreten war, vorerst im Besitze des Herzogthums gelassen; doch sollte dem Letzteren die Fortsetzung der Fehde erlaubt sein und über die Ansprüche Beider

durch ein gemeinschaftliches Gericht der Könige von England und Frankreich entschieden werden. Die Güter Gottfried's von Harcourt, welcher 1357 geblieben war, wurden dem Könige von England überlassen, der sie seinem Jean Chandos schenkte. Auf dieselbe Weise erhielten alle französischen Freunde Eduards das Ihrige von dem Könige, den sie verrathen hatten, zurück. Auch mit Karl dem Bösen mußte sich Johann aussöhnen, und außerdem dreihundert Verräther, die sich zu demselben gewendet hatten, unter die von ihm zu begnadigenden Freunde Eduard's aufnehmen. Zu diesen gehörten auch le Coq, der jedoch nach Spanien ging und dort Bischof von Calahorra ward, und Johann von Pecquigny, der seinen Rang unter den angesehensten Herren Frankreichs wieder erhielt. Dieses sind die wichtigsten Bedingungen des Friedens zu Bretigny. In Calais wurde derselbe unterschrieben und bestätigt, jedoch mit Ausnahme des zwölften Artikels, der den beiderseitigen Austausch der Entsagungs-Urkunden betraf. Dies gab nachher einerseits dem Dauphin, als derselbe König geworden war, einen guten Vorwand, die verlorenen Provinzen wieder an sich zu reißen, und diente andererseits den späteren französischen Geschichtschreibern als Beweismittel für die Behauptung, daß die Verzichtleistung des Königs Johann auf die Lehenshoheit über die an England abgetretenen Provinzen nie rechtsgültig geworden sei, weil Eduard seinen Ansprüchen an den französischen Thron nicht auf die im Frieden vorgeschriebene Weise entsagt habe. Die Herbeitreibung des königlichen Lösegeldes brachte neues Elend über das erschöpfte Frankreich, und obgleich man zu allen möglichen Mitteln seine Zuflucht nahm, um Geld zu erhalten, so konnte doch die ungeheuere Summe zu Johann's Lebzeiten nicht bezahlt werden. Dies machte den zweiten Sohn des Königs, Ludwig von Anjou, der sich als Geißel in England befand, ungeduldig. Er entrann aus der Gefangenschaft und nöthigte dadurch seinen Vater, sich selbst wieder dem englischen König zu stellen. Johann kehrte im Januar 1364 nach London zurück, wo er drei Monate nachher erkrankte und starb (April 1364).

England schien durch Eduard's III. Siege in Schottland und Frankreich und durch den Frieden von Bretigny zur ersten Macht in Europa geworden zu sein; schon zu Eduard's Lebzeiten aber

und noch mehr nach seinem Tode ward es aller Welt kund, wie unsicher eine ritterliche oder militärische Übermacht ist, und wie theuer jedes Volk den übermäßigen Ruhm, Wohlstand und Glanz seiner höheren und mittleren Stände bezahlen muß. Eduard konnte die gemachten Eroberungen entweder nur durch seine zu keinem Dienst im Frieden und nur zu kurzem Dienst im Kriege verpflichtete Ritterschaft oder durch fremde Abenteurer behaupten; Beides erschöpfte in einer Zeit, die mit unseren künstlichen Finanzsystemen nicht bekannt war, alle Hülfsquellen auf ganz unmittelbare Weise. Ein Blick auf Guyenne, Schottland und Irland wird dies anschaulich machen. In Guyenne und Gascogne mußte der schwarze Prinz, dem sein Vater die Herrschaft über die Besitzungen in Frankreich übertrug, die Ritterschaft durch den Glanz seiner Hofhaltung an sich zu fesseln suchen; er gerieth dadurch in solche Geldverlegenheit und ward zu so argen Bedrückungen genöthigt, daß seine Vasallen zur Verzweiflung gebracht wurden, und sich nachher an ihren ehemaligen Lehensherrn, den König von Frankreich, um Hülfe wandten. In Schottland hatte ungeachtet aller Siege der Engländer der alte Haß gegen den aufgedrungenen König fortgedauert, und die Grenzprovinzen des englischen Reiches waren unaufhörlich den Raubanfällen der Schotten ausgesetzt geblieben. Eduard hatte daher für das Beste gehalten, dem ärmlichen König Eduard Balliol seine Rechte auf Schottland für ein dürftiges Jahrgeld abzukaufen (1355). Er war aber bald nachher zu der Überzeugung gelangt, daß es vortheilhafter für ihn sei, den in seiner Gefangenschaft befindlichen König David, welchen die schottische Nation zurückverlangte, wieder auf den Thron zu setzen, und daraus so viel als möglich Nutzen für seine Kasse zu ziehen, als seine Ritterschaft ohne Unterlaß zur Abwehr der schottischen Räuber zu gebrauchen. Er hatte daher 1357 einen Vertrag geschlossen, in welchem sich die Schotten für die Freilassung ihres Königs zur Zahlung einer ansehnlichen Summe verpflichteten. Auf diese Weise war zwar der gefangene König frei geworden, aber das arme, verödete und in völlige Anarchie gefallene Schottland hatte, um das Lösegeld aufzubringen, lange Zeit unsäglich zu leiden. Irland war noch weit unglücklicher als Schottland; denn es mußte unter der englischen Regierung einen gesetzlichen Druck erdulden, welcher

ärger war, als ein offenbar feindlicher und räuberischer hätte sein können. Die alten Einwohner und die angesiedelten Engländer waren in steter offener Fehde mit einander, so daß sich keiner der Letzteren in den ausschließlich von Irländern bewohnten Gegenden blicken lassen durfte. Die englischen Beamten aber sahen ihr Amt blos als ein Mittel der Bereicherung an. Eduard erließ 1359 sogar eine Verordnung, nach welcher die Irländer von allen, selbst den geringsten Ämtern ausgeschlossen und also in ihrem eigenen Vaterlande ebenso behandelt wurden, wie heut' zu Tage die Neger im freien Nordamerika. Die gewöhnliche Wirkung, welche solche Maßregeln bei unverdorbenen Generationen zu haben pflegen, blieb auch hier nicht aus. Die Irländer empörten sich, und Eduard mußte die von den beiden gefangenen Königen erhaltenen Summen verwenden, um einen Krieg mit seinen eigenen Unterthanen zu führen.

Die Bretagne, deren Schicksal im Frieden von Bretigny nicht entschieden worden war, hatte durch den langen Streit ihrer beiden Prätendenten ebenfalls sehr zu leiden gehabt. Namentlich wurde die eine Hälfte des Landes, die zu Karl von Blois hielt, durch die große Summe zu Grunde gerichtet, welche dieser für seine Befreiung aus englischer Gefangenschaft (1355) zahlen mußte, und die erst im Laufe von zehn Jahren zusammengebracht werden konnte. Der Krieg zwischen den beiden Prätendenten dauerte nachher noch bis zum Tode Karl's fort (1364). Dann verstand sich der französische König dazu, den jungen Grafen von Monfort, der mit einer Tochter Eduard's III. vermählt war, als Herzog der Bretagne anzuerkennen.

4. Deutschland unter Karl IV. bis zur Erlassung eines Reichsgrundgesetzes im Jahre 1356.

Nach dem Tode Ludwig's des Baiern säumte sein Gegner Karl IV. nicht, aus Böhmen nach Deutschland zu gehen, um sich auf Unkosten des Reiches Freunde zu machen; er erfuhr aber am Rhein, daß er als Creatur des Pabstes und als Zögling der Pfaffen und Franzosen dort die allgemeine Stimme gegen sich habe. Er bestreute seinen Weg mit Urkunden und Diplomen, durch welche seinen Anhängern Rechte der Kaiser und Vorrechte der Landesherrschaft, sowie Güter des Reiches und Freiheiten des Volkes

verliehen wurden; dennoch ward er überall schlecht aufgenommen und z. B. von den Mainzern nur unter der Bedingung eingelassen, daß er weder päbstliche Briefe vorlesen lassen, noch seinen Freund, den vom Pabst an Heinrich's von Virneburg Stelle ernannten Erzbischof Gerlach von Nassau (s. S. 184), mitbringen wolle. Er wagte daher nicht weiter zu ziehen, sondern kehrte nach Böhmen zurück, und mußte unterwegs noch mehr als einmal erfahren, wie wenig geneigt die Städte ihm, seinen päbstlichen Begleitern und dem kanonischen Rechte waren, welches diese gegen den gesunden Menschenverstand der Bürger und gegen die Religion der Bibel geltend machen wollten. Übrigens bildeten in der ersten Zeit hauptsächlich der oben genannte Gerlach und der Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg, welcher im Reiche sehr wenig galt, seine gewöhnliche Umgebung. Die beiden anderen Kurfürsten seiner Partei, nämlich sein Großoheim Balduin von Trier, der sich seines Alters wegen von den Geschäften zurückgezogen hatte, und der Erzbischof von Köln, waren ebenso, wie jene, nur schwache Stützen. Dagegen war die Partei des vorigen Kaisers damals unstreitig wenn auch nicht die zahlreichste, doch die mächtigste. Sie bestand hauptsächlich aus Heinrich von Virneburg, Rudolf II. oder dem Blinden von der Pfalz, Ludwig von Brandenburg, und Erich von Sachsen-Lauenburg, der mit Rudolf von Sachsen-Wittenberg um die sächsische Kurstimme stritt. Diese Fürsten beschlossen auf einer Zusammenkunft in Oppenheim (November 1347), dem englischen König Eduard III. die deutsche Krone anzubieten, und erwählten ihn dann im Januar des folgenden Jahres auf einer Versammmlung zu Oberlahnstein förmlich zum Kaiser. Eduard war gar nicht abgeneigt, die Wahl anzunehmen, ward aber nicht allein von den englischen Großen, sondern auch mittelbar durch Kaiser Karl IV. dazu gebracht, daß er die dargebotene Krone ablehnte. Karl vereinigte nämlich das tückische Wesen der Slaven, die er beherrschte, mit der diplomatschen Gewandtheit der Franzosen, die ihn erzogen, und mit den treulosen egoistischen und politischen Künsten der Italiäner, die ihn ausgebildet hatten, er wußte daher auch die Gefahr, den unternehmenden Eduard von England zum Gegner zu erhalten, durch diplomatische Mittel zu beseitigen. Er schickte Wilhelm VIII. von Jülich, einen nahen

Verwandten Eduard's, an diesen, und ließ ihm durch denselben versprechen, daß er ihn und Wilhelm in der holländischen Erbschaftsangelegenheit (s. S. 182 f.) auf Unkosten des Reiches und der Erben Ludwig's des Baiern begünstigen wolle; Wilhelm mußte sich dabei besonders an Eduard's Gemahlin, Philippa von Hennegau, wenden, die besser, als ihr Gemahl, wußte, welch eine mißliche Sache die deutsche Kaiserwürde sei.

Als Eduard von England die deutsche Krone ausgeschlagen hatte, bot man sie dem Markgrafen Friedrich von Thüringen und Meißen an, welcher eine Tochter Ludwig's des Baiern zur Gemahlin gehabt hatte, und als Sohn Friedrich's mit der gebissenen Wange (s. Th. VII. S. 432) von dem Hohenstaufen Friedrich II. abstammte. Auch dieser ging anfangs auf den Vorschlag ein, ward aber nachher ebenfalls durch Karl's diplomatische Künste von seinen Verwandten abgezogen. Karl gewann ihn durch zehntausend Mark, welche unter den damaligen Umständen allerdings für Friedrich viel mehr werth waren, als der Kaisertitel, und bewog ihn später durch eine zweite Summe sogar zu einem engen Bündniß, wobei Friedrich jedoch, um den Schein zu wahren, die Bedingung machte, daß er nicht gegen die baierischen Herzöge ziehen müsse. Auch den Herzog Albrecht II. von Östreich wußte Karl auf seine Seite zu bringen. Albrecht war der redlichste und beste Fürst seiner Zeit, und hatte lange eine weise Neutralität beobachtet. Karl nahm daher anfangs eine fast drohende Miene gegen ihn an, veranlaßte die östreichischen Vasallen zu allerlei Schritten, und gab sich den Schein, als wenn er gewisse Ansprüche gegen Albrecht erheben wolle; alles dies geschah aber blos, um ihn nachher durch Anerbietungen desto sicherer zu gewinnen. Er kam ganz unerwartet zu ihm, verlobte seine Tochter mit Albrecht's Sohn, Rudolf IV., und bereicherte Albrecht durch die Vergebung von Rechten und Städten des deutschen Reiches. Der auf diese Weise an Karl's Interesse geknüpfte Herzog suchte darauf die baierischen Herzöge mit Karl auszusöhnen. Er veranstaltete in Passau eine Zusammenkunft des Kaisers mit Ludwig von Brandenburg, welcher zwar damals noch mit seinen Brüdern gemeinschaftlich regierte, aber gewöhnlich im Namen derselben allein handelte. Anfangs schien es, als wenn man beiderseits Albrecht als Schiedsrichter annehmen wolle: allein

Ludwig erhielt in Passau Nachricht von den Versprechungen, welche Karl dem englischen König und dem Grafen von Jülich in Betreff der holländischen Erbschaft gemacht hatte, und wurde dadurch noch heftiger, als vorher, gegen ihn erbittert. Die beiden Gegner schieden in solchem Unfrieden, daß sich die baierischen Vasallen sogar erlaubten, die an Karl's Wohnung angeschlagenen kaiserlichen Adler mit Koth zu bewerfen. Hierauf suchte Karl, der als Kaiser Ruhe und Ordnung hätte herstellen sollen, seinem Gegner dadurch zu schaden, daß er vermittelst seiner kaiserlichen Autorität die in der Mark Brandenburg ausgebrochenen Unordnungen unterhielt und vermehrte. Nichts kann uns seine Gewissenlosigkeit mehr ins Licht setzen, als die Art, wie er in Brandenburg den Krieg nährte, ja gewissermaßen sogar anstiftete.

In Brandenburg hatte die raubende Ritterschaft ebenso, wie anderwärts, zur Erhaltung des Gewerbes, welches sie gleich den Kurden und Turkmanen recht eigentlich als Geschäft betrieb, förmliche Verbindungen geschlossen, deren Absicht in den ihnen gegebenen Namen ganz offen ausgesprochen war. Der Verein der brandenburgischen Raubritter gab sich den Namen des Bundes der Stellmeisen (s. S. 153), und die schwäbischen Ritter, die sich um 1367 mit einander verbanden, benannten sich nicht nur nach dem Stiftungstage ihres Bundes Martinsvögel, sondern auch nach dem von ihnen angenommenen Ordenszeichen Schlägler. Kein Kaiser und kein Reichsgericht vermochte ein Urtheil gegen diese ritterlichen Räuber in Vollziehung zu bringen, und in Norddeutschland war es sogar dahin gekommen, daß Ludwig von Brandenburg, die Herzöge von Braunschweig und der Erzbischof von Magdeburg das Rauben und die Fehden der Ritter als rechtmäßig anerkannt hatten. Unter diesen Umständen blieb den Städten nichts übrig, als ihr Eigenthum, welches weder das sogenannte Reich noch die Landesherrn schützen konnten oder wollten, nicht nur durch feste Mauern und durch Einübung der Bürger in den Waffen, sondern auch durch enge Verbindungen mit einander zu sichern. Solche Städtebündnisse bestanden in Westphalen, in Niedersachsen, im Lande der Wenden, am Rhein und in Schwaben schon seit hundert Jahren; die Städte der Altmark verbanden sich 1344 gegen die Ritter ihres Landes, die sie in der Stiftungsurkunde ihres Bundes mit Recht Landbeschädiger nannten.

Zu derſelben Zeit, als dieſer Bund geſchloſſen ward und die Anarchie in Brandenburg den höchſten Grad erreicht hatte, verbreitete ſich das Gerücht, der im Jahre 1319 geſtorbene und feierlich begrabene Markgraf Waldemar (ſ. S. 132) lebe noch, und ſei von einer Pilgerfahrt, die er unternommen habe, zurückgekehrt, ſein Leichenbegängniß ſei eine abſichtliche Täuſchung geweſen. Dieſes Gerücht fand, gerade weil es ſehr unwahrſcheinlich war, bei der Menge Glauben, und ward ſchon bei ſeiner Entſtehung vom Erzbiſchof Otto von Magdeburg, der die ganze Fabel ſogar erdacht und ausgeſprengt haben ſoll, ſowie vom König Johann von Böhmen, von ſeinem Sohn Karl und von den Freunden Beider in Norddeutſchland benutzt, um Ludwig von Brandenburg zu bedrängen und wo möglich zu ſtürzen. Sie fanden einen Mann, der ſich zu dieſer Rolle hergab und dazu gehörig abrichten ließ. Die Geſchichte dieſes falſchen Waldemar iſt freilich noch immer in Dunkel gehüllt, und es iſt namentlich ſehr unwahrſcheinlich, daß derſelbe, wie man mitunter behauptet hat, ein Müller Namens Rehbock geweſen ſei; allein wie es ſich auch mit ſeiner Perſon verhalten mag, ein grober Betrug ſtak jedenfalls hinter der ganzen Sache. Nach der Zuſammenkunft in Paſſau war der falſche Waldemar bereits von faſt allen Städten des Landes und von den benachbarten Fürſten als der ächte Waldemar anerkannt, und Ludwig, welcher von Paſſau gerades Weges nach Brandenburg zog, ward von den Freunden desſelben oder vielmehr von den Fürſten, welche den baieriſchen Markgrafen haßten und vermittelſt eines Betruges ſeinen Untergang herbeiführen wollten, in Frankfurt an der Oder enge eingeſchloſſen. Kaiſer Karl, der bei dieſer Gelegenheit die Reichsvaſallen gegen Ludwig aufbot, eilte ebenfalls herbei, und erklärte im Lager vor Frankfurt den falſchen Waldemar feierlich für den rechtmäßigen Markgrafen; Ludwig wäre wahrſcheinlich verloren geweſen, wenn nicht die Truppen des Kaiſers, wie die Heere jener Zeit zu thun pflegten, in der ſpäten Jahreszeit ihren Führer verlaſſen hätten (1348).

Die kaiſerliche Anerkennung und Belehnung Waldemar's rächten Ludwig und ſeine Brüder dadurch, daß ſie einen Gegenkaiſer aufſtellten; doch war es ihnen mit demſelben ebenſo wenig ernſt, als ihrem Gegner mit dem falſchen Waldemar. Sie wählten am Ende

Januar 1349 den Grafen Günther von Schwarzburg zum Kaiſer, oder vielmehr ſie übertrugen demſelben auf einige Zeit die Rolle eines Gegenkaiſers. Günther, welcher ſchon längſt den Krieg als Gewerbe trieb, war der tüchtigſte und wackerſte Haudegen jener Zeit. Er wird uns von ſeinen Zeitgenoſſen als Anführer und Muſterbild der abenteuernden Raubritter und kleinen Dynaſten geſchildert, und konnte bei dem neuen Abenteuer des Kaiſerwerdens großen Ruhm gewinnen, auf keinen Fall aber viel verlieren. Er war jedoch nicht blos bieder, ſtark mit der Fauſt und geübt in den Künſten des Ritterthums, ſondern er hatte auch in den Kriegen und Verhandlungen des Kaiſers Ludwig und ſeines Sohnes bewieſen, daß er den Blick und das Talent eines Feldherrn mit Geſchicklichkeit in diplomatiſchen Geſchäften vereinigte. Seine Wahl war ſehr gut auf den Charakter Karl's berechnet, und der eigentliche Zweck derſelben ward ſogleich erreicht. Karl war nicht gewohnt, ſeine Angelegenheiten auf ritterliche Weiſe im Felde auszumachen, er ſuchte lieber mit Vermeidung der Gefahr durch Geld und Unterhandlungen zu erlangen, was er wünſchte; er vermied daher auch den offenen Kampf mit Günther. Dieſer dagegen ward als Kaiſer der Ritterſchaft angeſehen, welche froh war, daß das Kaiſerthum von zwei mächtigen Schützern der Städte, Ludwig dem Baiern und Karl IV., an einen Ritter übergegangen ſei, welcher nothwendig ihr Handwerk in Ehren halten müſſe; es ſammelten ſich daher auch aus Thüringen und der Wetterau, wo die Raubritter am zahlreichſten waren, ganze Schaaren derſelben um Günther. Ihnen war es ganz gleichgültig, daß ihr Kaiſer, dem der Weg nach Aachen verſperrt war, nicht gekrönt oder geſalbt worden ſei; ſie lagerten ſich mit ihm vor Frankfurt, zogen, als die Bürger dieſer Stadt bei Karl's Ausbleiben ihm die Thore öffneten, mit ihm ein, und unterſtützten ihn, als er nachher pralend und herausfordernd zwiſchen Thüringen und dem Rhein umherzog.

Karl eilte zwar von Böhmen herbei, vermied aber den Kampf mit Günther, und half ſich zunächſt dadurch, daß er den Pfalzgrafen Rudolf den Blinden gewann. Die Gefangenſchaft eines Neffen Rudolf's bot ihm das Mittel dazu dar. Er ließ denſelben frei, verlobte ſich, da im Jahre vorher ſeine erſte Gemahlin geſtorben

war, mit einer Tochter Rudolf's, und zog auf diese Weise den Pfalzgrafen auf seine Seite herüber. Dann hielt er mit Ludwig von Brandenburg eine Zusammenkunft, und versprach, um Günther ohne Waffen besiegen zu können, mit seiner italiänischen diplomatischen Verschlagenheit ihm und den anderen baierischen Herzögen manche Vortheile. Unterdessen hatte er seine Freunde gesammelt, und war nach Mainz gezogen, von wo der päbstliche Erzbischof Gerlach seinen Gegner Heinrich von Virneburg verdrängt hatte. Günther rückte ihm entgegen, war aber vor seinem Abzug aus Frankfurt tödtlich krank geworden, und mußte sich, nachdem Karl eine Schlacht abgelehnt hatte, einige Stunden unterhalb Mainz in Ellfeld einschließen. Die plötzlich ausgebrochene Krankheit Günther's ward fast allgemein einer Vergiftung zugeschrieben, die nach einigen Nachrichten von denjenigen Kurfürsten, welche Günther zu ihrem Werkzeug erkoren hatten, veranstaltet worden wäre, um sich seiner zu entledigen. Andere schieben die Schuld auf Karl. Die Letzteren gehen so weit, daß sie behaupten, Karl habe dem Frankfurter Geistlichen, welcher Günther's Arzt war, das Bisthum Speier zugesagt, wenn er seinem Kranken einen Giftrank reiche, Günther habe aber gegen den Arzt Verdacht geschöpft und ihn genöthigt, von der dargereichten Arznei selbst zu kosten. Gewiß ist, daß der Arzt vor Günther starb. Wie es sich übrigens auch mit der Ursache von Günther's Krankheit verhalten mag, der neue Kaiser sah sich in Ellfeld durch den Abfall seiner mächtigsten Freunde genöthigt, mit Karl zu unterhandeln, und erhielt, obgleich todtkrank und enge eingeschlossen, die ehrenvollsten und vortheilhaftesten Bedingungen, als er wegen der Niederlegung der Kaiserwürde einen Vertrag mit Karl schloß (Mai 1349). Karl sicherte ihm eine Summe von zwanzigtausend Mark zu, verpfändete bis zu deren Zahlung gewisse Reichsgefälle in Thüringen, in der Wetterau und am Rhein, und übernahm die zwölfhundert Mark Schulden, welche Günther als Kaiser gemacht hatte. Ferner ward Heinrich von Virneburg mit Aufopferung Gerlach's als Erzbischof von Mainz anerkannt, und sowohl ihm, als den baierischen Herzögen versprochen, daß der Kaiser ihnen die Absolution des Pabstes verschaffen wolle, was er indessen nachher nicht vermochte. Endlich kam Karl mit Ludwig, der ihn jetzt ebenfalls als Kaiser anerkannte, dahin überein, daß

er die Gegner desselben in Brandenburg von der Unterstützung Waldemar's abmahnen wolle; er zögerte aber nachher, um Anhalt und Sachsen-Wittenberg nicht zu beleidigen, mit einer öffentlichen Erklärung darüber, und erließ erst im Spätjahr versiegelte Schreiben an die Städte der Mark. Auf eine schimpfliche Weise benahm sich Karl in dem Manifest, das er über Günther's Abdankung erließ, und in welchem er die ehrenvolle Art, wie sich Günther aus der Sache gezogen hatte, durch prahlerische Lügen dem Publikum zu verbergen suchte. Übrigens starb Günther schon drei Wochen nach dem Abschluß des Vertrags in Frankfurt.

Gleich nachher kehrte Karl in sein Stammland Böhmen zurück, nachdem er auch diesmal im Reiche durch Urkunden und Handlungen die Reste der Monarchie zerstört und die Anarchie vermehrt hatte. Während er auf solche Weise das eigentliche Deutschland seiner italiänischen Politik opferte, erwarb er sich um Böhmen durch Civilisirung der Einwohner und durch Errichtung einer wohlgeordneten, halb deutschen halb slavischen Monarchie das größte Verdienst. Auch verfuhr er dort zur Erreichung seines Zweckes mit Energie und sogar mit wahrhaft despotischer Gewalt, während er in Deutschland kaum eine einzige kräftige Regentenhandlung verrichtete. Er sorgte in Böhmen ebenso sehr für die öffentliche Sicherheit, als er dieselbe in Deutschland vernachlässigte und sogar untergraben half. Er zog deutsche Gelehrte, Handwerksleute, Bauern und Kaufleute nach Böhmen, schenkte Waldungen und öde Striche, damit sie mit Colonisten versehen und angebaut würden, an einzelne deutsche Herren, und ließ aus Italien und aus Avignon Werkleute, Steinmetzen, Baumeister und andere Künstler kommen. Er verschönerte das schmutzige Prag, erweiterte es durch einen neuen Stadttheil, und suchte es nach dem Muster dessen, was er in Paris und Italien gesehen hatte, einzurichten. Bei seinem Streben auch den Geist seiner Slaven zu wecken und zu entwickeln, hatte er freilich nur lateinische, italiänische und französische Bildung im Auge; doch berücksichtigte er dabei wenigstens auch die Landessprache. Er stiftete ferner (1348) in Prag eine Universität, und zog dadurch in seine Hauptstadt die Tausende von Geistlichen, welche damals theils als Pfarrer und Beamten der Kirche, theils als Rechtsgelehrte und Ärzte der Universitätsbildung

oder doch des Zeugnisses, daß sie auf der Universität ihre zunftmäßige Lehrzeit überstanden hätten, bedurften. Bei der Einrichtung seiner Universität nahm er auf die Bedürfnisse Rücksicht, welche Dante, Petrarcha, Boccaccio und ihre Freunde in Italien und von Italien aus erweckt und befriedigt hatten. Auch gab er der neuen Lehranstalt eine tüchtige Ausstattung mit Dörfern und Gütern und eine Art von republikanischer Verfassung. Die Ausländer, besonders die verschiedenen deutschen Stämme erhielten einen Vorzug vor den Böhmen. Er selbst besaß gelehrige Bildung, sowie Gewandtheit im lateinischen Styl und Fertigkeit in allen rhetorischen Künsten, und Petrarcha, der Schmeichler aller Großen, hat ganze Dampfwolken duftender Lobpreisungen des gelehrten Kaisers in schmeichelnden Versen oder in bombastischen prahlerischen Zuschriften aufsteigen lassen; diese können aber das Auge des Freundes der ernsten Wahrheit ebenso wenig verdunkeln, als Voltaire's und d'Alemberts ähnliche Briefe an Friedrich den Großen und an Katharina II. sein Urtheil zu bestechen vermögen.

Als deutscher Kaiser befolgte Karl eine eigennützige, kleinliche Politik. Er erweiterte sein böhmisches Erbreich auf Unkosten der Deutschen, opferte seiner Hausmacht zu Gefallen einen großen Theil der kaiserlichen Gewalt, und gab die Nation, statt sie in ihren Rechten gegen die Räuber und Despoten zu schützen, der Habgier und Herrschsucht derselben preis. Einige Beispiele mögen dies anschaulich machen. Karl nahm die Tochter des Pfalzgrafen Rudolf II., gegen dessen Straßenräuberei er selbst kurz vorher die Bürger von Speier und Worms geschützt hatte, in zweiter Ehe zur Gemahlin, und bestellte zum Reichsvogt in Schwaben einen der ärgsten Räuber in Süddeutschland, den Herzog Eberhard von Würtemberg, den man sogar in jener Zeit, wo Straßenraub ein ritterliches Handwerk, Unterdrückung der Schwachen ein Ruhm war, durch den Beinamen des Greiners oder Zänkers und später des Rauschebarts ausgezeichnet hat. Dieser wüthete mit einigen anderen Fürsten vereinigt gegen die wohlhabenden schwäbischen Städte, und der Kaiser entließ, als man seine Hülfe anrief, blos Schreiben, deren die raubenden Herren lachten, weil damals die Gewalt allein half. Auch die Vorladung der vornehmen Räuber auf einen Reichstag nützte nichts. Endlich wurden

dieselben durch Truppen, welche Karl aus Böhmen schickte, und durch ein Reichsheer unter dem Pfalzgrafen Ruprecht I. besiegt; allein der Kaiser ließ sich jetzt durch die Ritter und Pfaffen, welche das Übergewicht des Bürgerthums fürchteten, bewegen, Alles beim Alten zu lassen (1360).

Die baierischen Herzöge und die Pfalzgrafen am Rhein, welche schlechte Haushalter waren, dienten dem Kaiser, um seine Erbstaaten auf Kosten des Reiches zu vergrößern. Die Ersteren hatten in Betreff ihres väterlichen Erbes eine sonderbare Einrichtung getroffen. Ludwig von Brandenburg und seine beiden jüngsten Brüder, Ludwig mit den Beinamen des Römers und Otto, besaßen Oberbaiern, ihre drei anderen Brüder aber, Stephan, Wilhelm V. und Albrecht, Niederbaiern gemeinschaftlich. Als sich Ludwig mit dem Kaiser ausgesöhnt hatte, traf er 1351 mit Otto und Ludwig dem Römer ein neues Übereinkommen. Er trat ihnen die Mark Brandenburg ab, und erhielt dafür den alleinigen Besitz von Oberbaiern, welches für ihn bequemer gelegen war, als Brandenburg, weil er von seiner Gemahlin her Tyrol besaß. Ludwig der Römer und Otto mußten jedoch um den Besitz von Brandenburg erst einige Jahre Krieg führen. Die benachbarten Fürsten bekämpften nämlich unter dem Vorwand, dem falschen Waldemar beizustehen, die beiden baierischen Prinzen, und der Kaiser selbst verzögerte durch mancherlei Winkelzüge insgeheim die Vertreibung des falschen Waldemar, bis ihm die Letzteren die Oberlausitz abgetreten hatten. Dann erst erklärte er sich öffentlich gegen jenen Betrüger; es dauerte aber nachher noch drei Jahre, bis sich Sachsen, Magdeburg und Anhalt durch Vortheile, die man ihnen gewährte, zum Frieden bewegen ließen. Nun trat der falsche Waldemar ebenfalls zurück; er überwies 1355 seine Anhänger und Unterthanen an Ludwig und Otto, und ward dann von seinen angeblichen Vettern, den Fürsten von Anhalt, bis zu seinem im nächsten Jahre erfolgten Tod verpflegt. Sogar den bedeutendsten Theil der Oberpfalz wußte der Kaiser an sich zu bringen. Er erkaufte sich von den drei Pfalzgrafen, als er von einem derselben sein einziges Kind zur Gemahlin nahm, theils im Heirathsvertrag, theils durch Anlehen die Nachfolge desselben in der Oberpfalz. Zwar starb seine Gemahlin, sowie der von ihr

geborne Sohn noch vor seinem Schwiegervater; Karl hatte aber, damals bereits die Söhne Ludwig's des Baiern dahin gebracht, daß sie ihm ihre Ansprüche auf jene Erbschaft im Voraus abtraten, und als Rudolf II. 1353 starb, kaufte er dem Bruder und dem Neffen desselben, Ruprecht I. und Ruprecht II., die ihrigen zugleich mit den Besitzungen, die sie selbst in der Oberpfalz hatten, für Geld ab. Bei dieser Gelegenheit bewog er die deutschen Kurfürsten, ihm einige Reichsgüter in der Oberpfalz, welche Ludwig der Baier an Böhmen verpfändet hatte, als Eigenthum zuzuerkennen, wofür er ihnen das Privilegium ertheilte, daß ein Kurfürst künftig nur vor dem Kaiser persönlich zu Recht stehen solle. Schon vorher hatte er durch die Vermählung mit der Tochter des Herzogs von Schweidnitz und Jauer sich die Gelegenheit verschafft, auch gegen Polen hin sein Land zu erweitern. Als Ludwig von Oberbaiern und Tyrol 1361 starb, und Stephan die Blödsinnigkeit des einzigen Sohnes, welchen dieser hinterlassen hatte, Mainhard's IV., benutzte, um Oberbaiern an sich zu reißen, ließ Karl auch diesen Anlaß zu Vergrößerungen nicht vorübergehen. Mainhard erregte durch sein Benehmen große Unzufriedenheit im Lande, diese unterhielt und vermehrte Stephan durch enge Verbindung mit den empörten Herren und Städten von Oberbaiern, Mainhard mußte sich daher nach Tyrol flüchten, wo er 1363 kinderlos starb, und nun nahm Stephan ohne Rücksicht auf seine beiden Brüder, Ludwig den Römer und Otto, Oberbaiern in Besitz. Dies eröffnete dem habgierigen Kaiser die Aussicht, sich zugleich in Tyrol und in Brandenburg auszubreiten. In dem ersteren Lande erreichte er seinen Zweck freilich nicht, wohl aber in dem letzteren. Tyrol, dessen Besitz er mit Bezug auf seinen Bruder Johann Heinrich, den früheren Gemahl der Margaretha Maultasch (s. S. 136 f. und 169), in Anspruch nahm, ward ihm durch Margaretha und durch die Stände des Landes entzogen. Margaretha hatte wegen der Ländergier des Kaisers schon 1359, als sie ihren Sohn Mainhard mit der Tochter des östreichischen Herzogs Albrecht II. vermählte, durch eine besondere Urkunde bestimmt, daß, wenn Mainhard ohne Kinder sterben würde, Tyrol wieder mit Kärnthen, welches damals zu Östreich gehörte, vereinigt werden sollte. Gleich nach Mainhard's

Tod eilte daher der älteste von seinen Schwägern, Rudolf IV., nach Tyrol, und wurde nicht blos von Margaretha, die sich hierauf nach Wien begab und dort 1369 starb, sondern auch von den Ständen der Grafschaft als Landesfürst anerkannt. Auf diese Weise sah sich Karl in seiner Hoffnung, auch Tyrol zu erhalten, getäuscht; er half sich aber damit, daß er die östreichischen Herzöge, welche damals alle noch kinderlos waren, bei ihrer Belehnung mit Tyrol zu einer Erbverbrüderung mit seinem Hause bewog. Glücklicher war er in Brandenburg. Er benutzte die Erbitterung der beiden Markgrafen, Ludwig's des Römers und Otto's, gegen ihren Bruder Stephan, um die ganze Lausitz an Böhmen zu bringen, und eine seiner Töchter mit Otto unter Bedingungen zu verloben, durch welche der Heimfall Brandenburg's an seine Familie vorbereitet ward. Ludwig und Otto verstanden sich nämlich damals (1363) zu einer Erbverbrüderung mit dem böhmischen Hause, und gaben sogar zu, daß Karl und sein Sohn Wenzel den Titel Markgraf von Brandenburg sogleich annehmen durften. Vergebens thaten sowohl die Häuser Anhalt und Sachsen-Wittenberg, als auch mit Bezug auf den Hausvertrag von Pavia (s. S. 160 f.) die verschiedenen baierischen Herzöge Einspruch dagegen; die getroffene Verfügung wurde in eine Urkunde gefaßt und dadurch bekräftigt, daß Karl sogleich nach Berlin ging, um die Erbhuldigung feierlich entgegenzunehmen.

Karl war in diesen egoistischen Bestrebungen, wie überall, wo es auf Schreiben und Reden ankam und wo Schlauheit und Egoismus ausreichte, glücklich; selbst seine Theologie und sein blinder religiöser Aberglauben dienten ihm dabei ganz vortrefflich als Mittel zu seinen niedrigen Zwecken; einer großen Handlung aber war die Seele des gelehrten, frömmelnden Pedanten nicht fähig. Wie wenig er trotz seiner Kirchlichkeit sich um Moral kümmere, bewies er, als er dem rohen Nikolaus, der entweder sein natürlicher Bruder oder doch der natürliche Sohn eines seiner Brüder war, trotz seiner Mittellosigkeit und trotz seiner unehelichen Geburt, die ihn nach den Gesetzen des Mittelalters selbst von einer Handwerksinnung ausgeschlossen hätte, zum Patriarchat von Aquileja verhalf. Wie wenig ihm an der Ehre des deutschen Reiches und an der Behauptung des monarchischen Ansehens der Kaiser gelegen sei, zeigte

er, als Zürich, Bern, Zug und Glarus sich an die Eidgenossenschaft der vier Waldstädte anschlossen, und auf diese Weise zum Nachtheil des deutschen Reiches ein neuer Staat in den schwäbischen Landen entstand.

In Zürich hatte sich 1335 durch eine der Revolutionen, welche damals in allen deutschen Städten sehr gewöhnlich waren, der niedere Adel und die gewerbtreibende Klasse der Regierung bemächtigt, die vornehmeren Geschlechter vertrieben und den Leiter der ganzen Unternehmung, Rudolf Brun, auf Lebenszeit zum Bürgermeister erwählt. Dieser kräftige Demagog war, wie diejenigen zu sein pflegen, welche auf die Freiheit pochen, um im Namen des Volkes despotisch zu herrschen, gebieterisch, gewaltsam und blutgierig, und regierte in der republikanischen Stadt unabhängiger, als irgend ein Fürst jener Zeit in seinem Lande. Er rächte einen Versuch zur Rückkehr, den die vertriebenen Familien mit Hülfe des Grafen Johann von Habsburg und anderer benachbarten Herren machten, auf höchst grausame Weise. Die Sache ward nämlich verrathen, Brun besiegte daher die Verschworenen, als sie nach Zürich gekommen waren, in einem verzweifelten nächtlichen Kampfe, der unter dem Namen der Züricher Mordnacht berühmt geworden ist, und ließ sie dann theils unter großen Qualen umbringen, theils gefangen setzen. Zu den Eingekerkerten gehörte auch der Graf Johann. Die Brüder und Freunde desselben drohten ihn zu rächen; Brun überfiel aber, um ihnen zuvorzukommen, in einer kalten Winternacht die dem Grafen gehörende Stadt Rapperschwyl, verbrannte und zerstörte sie ganz, und ließ die Einwohner theils niedermetzeln, theils auf das Feld treiben, wo sie durch Hunger und Kälte umkamen. Das ohnmächtige Reich und sein Kaiser kümmerten sich um diese Gräuelthaten nicht; Albrecht II. von Östreich aber und die Ritterschaft rüsteten einen Rachezug. Der Züricher Tyrann schlug daher seinen Mitbürgern eine Vereinigung mit den vier Waldstädten vor, welche bei Morgarten über dieselbe Ritterschaft gesiegt hatten, die jetzt Zürich bedrohte (s. S. 130), und die Stadt trat wirklich (Mai 1351) dem Bunde der Eidgenossen bei, welcher durch die Aufnahme der reichsten gewerbtreibenden Stadt von Südschwaben nur gewinnen konnte. Die Verbindung der Züricher mit den Feinden Östreichs machte den vom

östreichischen Herzog beschlossenen Kriegszug noch mehr nöthig. Albrecht begab sich zur Leitung desselben persönlich nach der Schweiz. Als er hier seine Ritter und Unterthanen aufbot, versagten ihm die Bewohner von Glarus, welche ihn ebenso wie die Zuger als Oberherrn anerkannten, aber wegen des Übermuths und Frevels der Ritter die östreichische Herrschaft haßten, den Gehorsam. Ein Versuch, sie mit Gewalt dazu zu bringen, endigte mit einer Niederlage der Ritter, und Glarus schloß sich nun ebenfalls der Eidgenossenschaft an. Dasselbe that gleich nachher (1352) auch Zug, sowie im Jahr 1353 das noch kurz zuvor mit Östreich verbündete Bern, während ein östreichischer Feldhauptmann von den Zürichern unter Rüdger Maneſſe bei Tätwyl besiegt, und ein dreimal nach einander versuchter Angriff auf die Stadt Zürich zurückgeschlagen wurde. Albrecht schloß daher einstweilen eine Übereinkunft mit den Zürichern, und wandte sich an Kaiser und Reich um Hülfe. Seine Sache war allerdings eine Sache des Reiches geworden, da sich aus Anlaß derselben in der Schweiz ein neuer Staat bildete, obgleich die Züricher betheuerten, daß sie ungeachtet ihres Beitritts zur Eidgenossenschaft dem deutschen Reich einverleibt bleiben wollten. Die Schweizer, deren biederes Gerede, wie es die Chroniken anführen, nichts Anderes ist, als eine bekannte, unter dem Ton der Biederkeit maskirte Bauernklugheit, mochten Recht haben, sich von einem Reiche zu trennen, welches aufgehört hatte, ein Staat zu sein; das Reich wäre aber verpflichtet gewesen, seine Glieder und ihre Rechte in der Person Albrecht's zu beschützen.

Karl versprach dem Herzog Albrecht seine Hülfe, war aber lange Zeit nur mit Worten und Schreiben für ihn thätig. Er begab sich nach Zürich, um zu versuchen, was seine Rede vermögen werde. Die Züricher ließen ihn mit seinem kleinen Gefolge gern in ihre Stadt, da er ihnen nicht gefährlich sein konnte, und erwiesen ihm große Ehre, da die regierenden kleinen Gewerbsleute durch seinen Aufwand viel gewannen: nichts desto weniger beharrten sie bei ihrer Widersetzlichkeit. Ihre Berufung auf Briefe und Urkunden, von denen weder vorher die Rede gewesen ist, noch nachher die Rede war, gaben dem Kaiser einen schicklichen Vorwand, sich unverrichteter Sache zu entfernen. Die Stimmung im Reich und Albrecht's Unwille nöthigten ihn im nächsten Frühjahr

(1354), noch einmal nach Zürich zu reisen und einen zweiten Versuch zu machen. Es ging wieder wie das erste Mal: die schlauen Züricher stellten sich einfältig, demüthig und gehorsam, erklärten auch ihre Bereitwilligkeit, sich seinem Spruche zu unterwerfen, behielten aber dabei gerade die Hauptsache ihrem eigenen Ermessen vor. Karl reiste hierauf zu Albrecht, der in die Schweiz gekommen war, machte ihm mit seiner italiänischen Politik den gemeinen Vorschlag, die Sache durch Geld auszugleichen, und erhielt dafür von dem edeln Herzog die verdiente Antwort, daß es unwürdig sei, Rechte und fürstliche Ehre für Geld zu verkaufen. Dann berief er einen Fürstentag nach Regensburg, weil dies das beste Mittel war, deutsche Angelegenheiten in die Länge zu ziehen. Da jedoch Albrecht seine Absicht merkte, und deshalb nicht in Regensburg erschien, so war der Kaiser endlich genöthigt, sich das Ansehen zu geben, als wenn er in dieser Reichsangelegenheit wirklich Ernst zeigen wolle. Er bot Reichstruppen auf, erschien aber mit denselben erst dann in der Schweiz, als die gute Jahreszeit zu Ende ging, und Albrecht für sein schon zwei Monate früher gesammeltes Heer sein Geld erschöpft hatte. Als der Kaiser darauf mit Albrecht vereinigt Zürich zu belagern anfing, entstand unter den verschiedenen deutschen Stämmen des verbündeten Heeres ein Streit über die Ehre des vordersten Platzes beim Angriff. Wegen dieses Streites trennten sich zuerst die Schwaben vom Heere, dann erklärte Karl, daß er das Reichsheer nicht länger als während der sechs Wochen der Feudal-Dienstzeit beisammen halten werde, und endlich waren ihm auch die schlauen Züricher bei seinem trügerischen Kriegsspiele behülflich; sie pflanzten zum Zeichen ihrer Treue gegen das Reich den Reichsadler auf ihre Thürme auf, und ließen durch Gesandte um Frieden bitten. Karl zog hierauf mit seinen Truppen ab, indem er sich vorbehielt, auf einem neuen Reichstage seinen Spruch zu thun, was bei der Langsamkeit deutscher Berathschlagungen einer Vertröstung auf den jüngsten Tag ähnlich war. Der Krieg ward nachher blos als Fehde fortgesetzt, bis sich Albrecht durch Mangel an Geld zur Rückkehr nach Östreich genöthigt sah. Karl aber begab sich nach Italien, wo er dieselbe Rolle spielte, wie vor Zürich. Als er von dort wieder zurückgekehrt war, hielt er die verheißene Versammlung zu Regensburg, und fällte, weil

er damals der Freundschaft Östreichs bedurfte, ein kaiserliches Urtheil zu Gunsten Albrecht's (1355). Dadurch ward aber, wie durch alle Urtheile jener Zeit, nichts geändert, weil niemand auf den Kaiser und auf den Reichstag achtete, und weil ebenso wenig jemand da war, der die Vollziehung des Spruches übernehmen wollte. Östreich und die Schweizer legten daher zuletzt (1356) ihre Händel, so gut sie konnten, unter einander selbst bei. Die fünf Kantone Zürich, Zug, Glarus, Bern und Lucern blieben bei der auf Unkosten der deutschen Einheit errichteten neuen Republik. Sie bewahrten zugleich den Schein einer Verbindung mit dem Reiche, und Karl, welcher überall, wo es nicht seinen eigenen Nutzen galt, dem Schein das Wesen opferte, beruhigte sich dabei.

Auch im nördlichen Deutschland veranlaßte Karl durch seine kleinliche italiänische Politik eine Reihe bürgerlicher Unruhen und blutiger Fehden, welche das Land zwischen Elbe und Weser Jahre lang verwüsteten. Die Söhne Otto's des Kindes, des ersten Herzogs von Braunschweig (s. Th. VII. S. 289), Albrecht und Johann, hatten durch Theilung ihres väterlichen Erbes die beiden Linien Braunschweig und Lüneburg gestiftet. Zwei Enkel Johann's, welcher Lüneburg erhalten hatte, Wilhelm und Otto, regierten gemeinschaftlich, und da der Letztere gar keine Kinder, der Erstere aber nur zwei Töchter hatte, von welchen die eine an einen Prinzen des sächsischen Hauses, die andere an Ludwig von Braunschweig vermählt war, so kamen sie überein, daß nach ihrem Tode Lüneburg dem Gemahl der Ersteren zufallen solle. Nach Otto's Tode änderte aber Wilhelm diese Verfügung zu Gunsten seines anderen Schwiegersohns um. Die ganze sächsische Familie wandte sich deshalb an den Kaiser, und dieser entschied zu ihren Gunsten, weil der Herzog von Sachsen-Wittenberg sein bester Freund war, die Herzöge von Braunschweig aber stets an Ludwig dem Baiern gehangen hatten. Um seine ganz ungerechte Entscheidung durchzusetzen, mußten seine Juristen ein gerichtliches Verfahren gegen Wilhelm einleiten, und dieser ward sogar in die Acht erklärt; allein das Schreiben, Richten und Decretiren war in dieser Angelegenheit ebenso fruchtlos, als vorher die kaiserlichen Urtheile gegen Zürich. Wilhelm ließ sich bis zu seinem Tode (1369) dadurch gar nicht anfechten, sondern ernannte sogar, als sein Schwiegersohn

vor ihm starb, dessen Bruder, Magnus mit der Kette, zu seinem Erben. Dieser ward ebenfalls geächtet, und hatte, da er ein grausamer Tyrann war, zugleich mit den Ständen des Landes und mit den lauenburgischen und wittenbergischen Fürsten zu kämpfen. Die Fehde um das Lüneburgische verwirrte und verwüstete einige Jahre hindurch ganz Niedersachsen, und als die streitenden Theile sich endlich (1373) mit einander verglichen, hatte ihre Übereinkunft fast noch ärgere Folgen. Die verschiedenen Prätendenten und ihre Söhne sollten nämlich abwechselnd die Regierung von Lüneburg führen. Bei einer solchen Einrichtung konnte es an Streit nicht fehlen, und in der That begann der Krieg auch nach vierzehn Jahren wieder. In diesem Kriege erfochten endlich die braunschweigischen Herzöge bei Winsen an der Aller einen entscheidenden Sieg, welcher die sächsischen Herzöge nöthigte, auf ihre Ansprüche zu verzichten und sich mit einer Erbverbrüderung abfinden zu lassen (1389).

Wie in den angeführten einzelnen Fällen, so beschränkte sich Karl's unermüdliche Thätigkeit überhaupt auf Reden, Schreiben und Unterhandeln, und man würde kein Ende finden, wenn man alle Tausch- und Kaufverträge, Erbverbrüderungen und andere Urkunden, die er sowohl in Böhmen als in Deutschland schreiben und untersiegeln ließ, aufzählen wollte. Es galt ihm dabei blos um die Bereicherung seiner eigenen Familie; am Ende machte aber doch Gott alle diese egoistische Klugheit an seinen Söhnen zu Schanden. Nur eine einzige von seinen vielen, mit goldenen Bullen oder Kapseln versehenen Verordnungen bleibt stets ein vor allen anderen kaiserlichen Decreten merkwürdiges historisches Document. Dies ist das im Jahre 1356 erlassene und unter dem Namen der goldenen Bulle berühmt gewordene Grundgesetz der unseligen deutschen Vielherrschaft. Auch dieses Gesetz ging, wie alles, was Karl that, zunächst aus Privatrücksichten hervor; doch hatte er dabei unstreitig die rühmliche Hauptabsicht, den Pabst mit aller möglichen Schonung inskünftige zu hindern, sich die Ernennung der deutschen Kaiser anzumaßen. Die goldene Bulle ist nämlich hauptsächlich ein Gesetz über die Erwählung und Krönung des Kaisers und über das Verhältniß der Kurfürsten zu ihm und zu dem Reich, und Karl hatte dabei die doppelte Nebenabsicht,

seinem slavischen Erbreich den ersten Platz unter den germanischen, zur Wahl eines Kaisers berechtigten Staaten zu geben und diejenigen deutschen Herren, die es mit ihm gehalten hatten, unter die Kurfürsten einzuschieben, diejenigen aber, deren Familie ihm entgegen gewesen war, für immer von jener Wahl auszuschließen. In dieser Hinsicht entschied er den Streit zwischen Lauenburg und Wittenberg über die sächsische Kurstimme (s. S. 129) zu Gunsten des letzteren Hauses, schloß die baierischen Herzöge, welche die pfälzische Kurwürde als gemeinschaftliches Eigenthum des ganzen Wittelsbachischen Hauses betrachteten (s. S. 160), von derselben ganz aus, und knüpfte die brandenburgische Kurstimme an den Besitz der Kurmark und an ein Erzamt, so daß Ludwig von Oberbaiern und Tyrol, welcher, als er Brandenburg seinen Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto, abtrat, sich sein Recht an die Kurstimme vorbehalten hatte, um dieselbe gebracht wurde und Ludwig der Römer sie allein behielt.

Das neue Gesetz bestand übrigens eigentlich aus zwei Theilen, von welchen der eine im Januar 1356 auf dem Reichstag zu Nürnberg, der andere im December desselben Jahres auf einer zweiten Versammlung zu Metz von den Fürsten angenommen und dann bekannt gemacht wurde. Die vielen in demselben enthaltenen, äußerst genauen und sorgfältigen Verfügungen über das Ceremoniel, die Kleidung, die Feierlichkeiten, die Rangverhältnisse u. dgl. m. sind unstreitig ein Werk des Kaisers selbst; denn prunkende Repräsentation war sein Hauptstudium und im Ornat, in Gold und Purpur zu figuriren sein liebstes Vergnügen. Alles Übrige sollen Johann von Neumark und Rodolf von Friedberg ausgearbeitet haben. Die Probe der neu eingeführten byzantinisch-slavischen Auszeichnung des Kaisers, der Kaiserin und der Kurfürsten ward gleich in Metz gemacht. Über diese undeutschen Ceremonien und alles Andere, was mit denselben zusammenhängt, Näheres hier anzugeben, wäre zweckwidrige Verschwendung des Raumes; wohl aber ist der eine Umstand hervorzuheben, daß der theologische Kaiser Karl in Betreff der Zahl der Kurfürsten die heilige Zahl Sieben wählte, und zwar, wie er der Lehre seines mystischen Freundes Petrarcha getreu in dem Gesetz ausdrücklich bemerkt, wegen des wichtigen Zusammenhangs zwischen den deut-

schen Wahlherren und den sieben Leuchtern der Offenbarung Johannis. Solche in der Offenbarung Johannis vorbedeutete Fürsten mußten natürlich auch große Vorzüge haben. Von diesen handeln daher zwölf ganze Artikel der goldenen Bulle. Das Wichtigste davon ist, daß die Kurfürsten als Collegium ebenso mit dem Kaiser zu Einer Person gemacht werden, wie das Kardinals-Collegium Eine Person mit dem Pabste bildet, und daß deshalb auch die Vergehen gegen einzelne Kurfürsten mit denselben Strafen belegt sind, wie die gegen den Kaiser selbst.

Übrigens enthält die goldene Bulle, wie dies mit deutschen Verordnungen zu sein pflegt, recht viele vortreffliche und weise Bestimmungen; allein es hatte damit auch dieselbe Bewandtniß, die es immer mit den Reichsbeschlüssen hatte. Wenn nämlich auch eine allgemeine Behörde gewesen wäre, welche das Verordnete hätte zur Ausführung bringen können oder wollen, so würde dieselbe doch nirgends eine Militärgewalt gefunden haben, deren sie sich im Nothfalle hätte bedienen können. Dies gilt nicht von den erwähnten Artikeln über Ceremonien, Formalitäten und Rangverhältnisse, weil solche Dinge in Deutschland stets pünktlich erfüllt werden, sondern von den Bestimmungen, welche zu Gunsten des armen, geduldig leidenden Volkes in der goldenen Bulle gemacht waren. Zu diesen wohlthätigen Bestimmungen, welche erst Jahrhunderte später durch den Fortschritt der Zeit zur Erfüllung gebracht wurden, rechnen wir die Artikel über die Verbindungen der Städte und der Ritterschaft und über die Aufnahme der auf ihren Gütern und Burgen wohnenden Ritterschaft in das Bürgerrecht der Städte oder über die sogenannten Pfahlbürger. Wir rechnen zu diesen weisen, aber nicht vollzogenen Verordnungen des neuen Reichsgesetzes das Verbot jeder Befehdung und Beraubung ohne vorhergegangene Ankündigung der Fehde, sowie das Verbot der einstweiligen Aufkündigung des Lehens, um den Lehensherrn straflos bekriegen zu können. Wir rechnen dahin die Verordnung über den Landfrieden, eine Verordnung, welche seit Friedrich II. immer erneut und noch zwei Jahrhunderte nach Karl IV. vielfach übertreten wurde, sowie die Verordnungen über den Misbrauch des Münzrechtes und über die eigenmächtige Errichtung neuer Zollstätten. Wie wenig im deutschen Reich an einen durch dieses

Gesetz zu begründenden Landfrieden zu denken war, sieht man daraus, daß in der goldenen Bulle zwischen erlaubten und unerlaubten Verbindungen der Städte und der Ritter unterschieden ward, und daß die Fehden erlaubt blieben, wenn sie drei Tage vor ihrem Beginn angesagt wurden. So wenig Aussicht übrigens auch war, daß die neuen Verordnungen ausgeführt werden könnten, so äußerten doch überall die Städte, der Landadel und die Fürsten schon über den bloßen Versuch, Ordnung zu stiften, ihre Unzufriedenheit. Für das Volk hatte die goldene Bulle noch einen anderen bleibenden Nachtheil. Pedantische Juristen wußten aus dem Wahlgesetze derselben ein neues verwickeltes und schwieriges deutsches Staatsrecht herzuleiten, dieses war mit der Befestigung des römischen Rechtes in deutschen Landen enge verbunden, und in Folge davon kam es endlich dahin, daß der gute deutsche Bürger und Bauer weder von seinen einfachsten staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten, noch vom Civilrecht irgend etwas wußte oder begriff. Er mußte das, was ihm die Juristen in barbarischer Sprache orakelnd offenbarten, als Recht gelten lassen, und konnte weder verstehen, was sein Rechtsbeistand im Gericht zu seinen Gunsten vorbrachte, noch was sein Richter gegen ihn aussprach.

Der Pabst war höchst unzufrieden mit dem gegen seine Anmaßungen gerichteten Gesetze; aber er wußte, daß Karl ebenso schlau und selbstsüchtig sei, als die Regierung zu Avignon. Er schritt daher auch nicht gegen dasselbe ein, damit Karl nicht dadurch bewogen werde, den Rathschlägen der Freunde des Vaterlandes unter seinen Theologen und Juristen Gehör zu geben. Diese verlangten nämlich, der Kaiser solle darauf bestehen, daß Innocenz VI. die dem Reiche nachtheiligen oder schimpflichen Verordnungen seiner nächsten Vorgänger zurücknehme, und daß in Deutschland ebenso, wie in England und Frankreich, der Geistlichkeit verboten werde, dem Pabste den von ihm geforderten Zehnten zu entrichten. Da Beide, der Kaiser und der Pabst, den Aberglauben des Volkes zu ihrem Vortheil benutzten, so verständigten sie sich leicht. Überdies war der theologische Freund Petrarcha's so kirchlich gesinnt und so abergläubig, daß er bei allen Feierlichkeiten den größten Werth auf das geistliche Privilegium seiner Kaiserwürde legte, als Subdiakonus das Evangelium mit dem

bloßen Schwert in der Hand abzusingen, daß er aus Deutschland und Italien ganze Wagen voll Reliquien nach Böhmen schickte, und daß er gleich seinen slavischen Unterthanen unabläßig bemüht war, den Kirchenheiligen, den wunderthätigen Bildern, den Evangelienbüchern und den todten Knochen die Verehrung zu bezeugen, die nur dem lebendigen Gott allein gebührt. Der theologisch gelehrte Kaiser vereinigte sich daher auch leicht mit dem Pabste dahin, daß dieser von seinen Einwendungen gegen die goldene Bulle und er selbst von der allgemein geforderten Reformation der deutschen Kirche schwieg. Die deutschen Erzbischöfe weigerten sich 1359 zwar, den von Innocenz ausgeschriebenen Zehnten zu entrichten; Karl gab aber dem Pabste einen Wink, wie er sich auf eine andere Art aus dem Beutel der Deutschen bereichern könne, indem er nämlich mit Bezug auf eine Bulle Benedict's XII. von jeder Kirche und von jedem Kloster ein bestimmtes Geld für Visitationen erheben lasse.

5. Italien von Karl's IV. erstem Römerzug an bis auf Urban's V. Rückkehr nach Rom.

Zeit und Umstände wären, als Karl IV. kurz vor der Abfassung der goldenen Bulle seinen ersten Römerzug machte, sehr günstig gewesen, um auch in Italien das kaiserliche Ansehen wieder herzustellen; nur war freilich dieser Kaiser nicht geboren und erzogen, um Dinge zu vollbringen, welche Dante von dem Großvater desselben hatte erwarten können. Dante gibt dem von ihm hochgefeierten Heinrich VII. die schöne Rolle eines idealen Monarchen, der mit starker Hand die völlig entartete Kirche aus der Verbannung und aus den Sünden Babylon's, die unterdrückten Städte und Staaten Italiens von dem falschen Liberalismus und aus der Gewalt der Tyrannen befreien werde. Der Dichter belohnt in einem der schönsten Gesänge der göttlichen Komödie den guten Willen, den der edle und ritterliche Heinrich in seinem leider! kurzen Leben gezeigt hat, mit einem unverwelklichen Kranz, der schon bei Heinrich's Leben seiner auf dem leeren Sessel wartet, welcher für den erlösenden und wiederherstellenden Kaiser in der Nähe der Gottheit aufgestellt ist. Daß Karl sich auf dergleichen ideale Dinge nicht einlassen werde, daß sie viel zu tief unter seiner

praktischen und diplomatischen Klugheit seien, würde schon aus der Antwort erkannt werden können, die er vor seinem Römerzug den Ghibellinen auf ihr dringendes Hülfegesuch ertheilte. „Besonnene Überlegung, sagte er, führt Alles besser zum Ziele, und je länger sie währt, um so kürzer und leichter ist nachher gewöhnlich die Ausführung; Kaiser Augustus gibt den Fürsten die Lehre, daß alles, was mit Ruhe und Bequemlichkeit geschehe, schnell genug gethan werde." Karl's Reise nach Italien ist daher auch der schmählichste Römerzug, der in der Geschichte vorkommt.

Die Fürsten von Oberitalien hatten kurz vorher zur Bekriegung des Erzbischofs und Herrschers von Mailand, Johann Visconti, mit Venedig den sogenannten lombardischen Bund geschlossen (s. S. 214), und unter Franz von Carrara, der jedoch den Oberbefehl bald an einen Fürsten aus dem Hause Gonzaga abtrat, ein Heer gegen ihn aufgestellt. Gleich darauf (Oktober 1354) starb Johann. Die Söhne seines unglücklichen Bruders Stephan, Matthäus II., Barnabas und Galeazzo II., theilten sein Reich so, daß jeder von ihnen einzelne Städte für sich besonders erhielt, daß aber die eigentliche Regierung, sowie die Städte Mailand und Genua als der Mittelpunkt und die Hauptquelle ihrer Macht ein gemeinschaftliches Besitzthum blieben. Diese Veränderung in Mailand war noch nicht vorgegangen, als Karl im Lager vor Zürich durch Gesandte Johann's, sowie durch Abgeordnete der Lombarden und des päbstlichen Legaten und Oberbefehlshabers in Italien, Albornoz (s. S. 206), unter großen Versprechungen zu einem Römerzuge aufgefordert ward. Er fand den Augenblick günstig, um schnell in Italien einiges Geld zu sammeln und sich eilig in Rom krönen zu lassen, und beschloß also, nicht als kriegerischer oder richtender und entscheidender, sondern als diplomatischer und kaufmännischer Kaiser über die Alpen zu ziehen. Dem Pabste ließ er durch einen Gesandten versprechen, daß er keine Kriegsmacht aufstellen und sich nur Einen Tag in Rom aufhalten wolle, und Innocenz VI. ertheilte hierauf sogleich die nöthigen Befehle zu seiner Krönung. Im Oktober 1354 zog Karl über die Alpen, er war aber nur von einigen hundert Reitern begleitet. Er schlüpfte schnell nach Mantua, wo er zwei Monate hindurch überlegte, ob es vortheilhafter sei, sich für den lombardischen Bund

oder für die drei Brüder Visconti zu erklären. Unter diesen war Barnabas der grausamste Tyrann, aber auch zugleich der kräftigste, schlaueste und beleſenste Regent und wie Karl IV. ein Freund Petrarcha's. Der Letztere leitete schon früh eine Unterhandlung der Visconti mit dem Kaiſer ein, schreckte dadurch die lombardiſchen Verbündeten, welche Karl's Politik kannten und ihm deshalb nicht trauten, und bewog ihn, die schimpflichen Anträge der mailändiſchen Herren anzunehmen. Karl erhielt von diesen eine unbedeutende Summe Geld, sowie die Reiſekoſten für sich und seine Begleitung und das Zugeſtändniß, daß er sich in Mailand oder Monza mit der lombardiſchen Krone krönen laſſen dürfe, jedoch Alles unter der Bedingung, daß er als bloßer Gast ohne Kriegsmacht nach Mailand komme. An Schmeicheleien ließ es übrigens der vorgeblich nur dem beſchaulichen Leben ergebene Petrarcha ebenſo wenig fehlen, als der Pabſt, welcher von Karl's Römerzug hoffte, daß in Rom Alles wieder auf den alten Zuſtand zurückgeführt werden würde. Petrarcha ward, wie faſt alle Rhetoren, Sophiſten und Myſtiker, durch seine Eitelkeit überallhin getrieben, wo irgend ein Tyrann einen glänzenden Hof hielt und von Wiſſenſchaft ſchwatzte. Er war der Freund der ausſchweifenden Königin Johanna, des grauſamen Barnabas, des diplomatiſchen Kaiſers Karl, und derſelbe Mann, der sein ganzes Leben hindurch nur von Contemplation, von Verachtung alles Irdiſchen redete, dichtete und ſchrieb, ſuchte unabläſſig die Gunſt der Fürſten und Tyrannen, und rühmte noch am Rande des Grabes als Segen des Himmels und als höchſtes Glück, daß er dieſe Gunſt erlangt habe. Seine Eitelkeit führte ihn auch zu den Visconti und nach Mantua zum Kaiſer. Er ließ es dort an Declamationen, an Schmeicheleien, an Lobpreiſungen Karl's und Italiens nicht fehlen, und hat uns eine ziemliche Anzahl gekünſtelter Briefe über dieſe Reiſe hinterlaſſen. Karl befolgte übrigens den Rath des meiſterhaft ſchmeichelnden Florentiners mit beſſerer Kenntniß der von dieſem als Muſter aufgeſtellten Männer des alten Rom, als dem Bewunderer derſelben lieb war. Petrarcha ergoß ſich nämlich zu Mantua, indem er dem Kaiſer eine Münze mit Auguſt's Bildniß zeigte, in reichem Strom der Rede über Karl's Pflicht, dieſem erſten römiſchen Kaiſer nachzuahmen, und ſein treuer Schüler befolgte nachher in

Mailand, in Toscana und in Rom zu Petrarcha's großem Kummer wirklich August's schlaue, kalte und egoistisch berechnete Staatskunst.

Karl verweilte in Mailand, wie überall sonst, nur so lange, bis ihm das Geld gezahlt war, das man versprochen hatte, damit er schnell von dannen ziehe. Nachdem er sich in Mailand hatte krönen lassen, ging er, mit einer kleinen Summe Geld und mit den Gebeinen des heiligen Veit beschenkt, nach Toscana. Jedermann erwartete damals, daß er die übermüthigen, trotzigen Demokraten in Florenz zur Rechenschaft ziehen, und die gegen seinen Großvater geübte Beleidigung an einer Republik rächen werde, welche auch ihn nicht in ihre Mauern aufnehmen wollte. Allein er behandelte diese Ehrensache als ein Handelsgeschäft, ließ sich von den Florentinern eine ansehnliche Summe zahlen, und gab ihnen dafür alle Privilegien und Urkunden, deren sie bedurften, um sich die Freiheiten, die sie bis dahin nur angemaßt besaßen, als ein verbrieftes Recht zu sichern. In Rom, wohin er die Reise ungewöhnlich schnell machte, ließ er sich durch zwei Legaten des Pabstes feierlich krönen, und brach dann, unbekümmert um die Vorstellungen und Bitten der Römer, sogleich wieder nach Toscana auf. Hier schien er verweilen zu wollen; allein seine Geldgier, die Habsucht und Gewaltthätigkeit seiner Deutschen und besonders der sklavische Gehorsam, welchen er dem Pabste und den ihn begleitenden Legaten desselben erwies, erregten gerade bei der von jeher kaiserlich gesinnten Partei, die ihn günstig aufgenommen hatte, den größten Unwillen, weil ihr ererbter Haß gegen Papismus oder, was einerlei war, Guelfismus noch nicht erloschen war. Namentlich wurden ihm durch sein Betragen gegen die alte, reiche, patriotische und den Kaisern stets treu ergebene Familie Gambacorta in Pisa alle Herzen entfremdet. Lucca stand nämlich damals unter Pisa, suchte sich aber mit Hülfe der Florentiner dieser Oberherrschaft zu entledigen, und es verbreitete sich das Gerücht, daß der Kaiser, welcher beständig von Florentinern umgeben war und von Florenz Gesandtschaften erhielt, Lucca an Florenz verkaufen wolle; es brach darüber zu Pisa ein Aufstand aus, an dessen Spitze die Gambacorta standen, und dies bewog den Kaiser, nicht nur ein Strafgeld von vierzehntausend Goldgulden

von der Stadt zu erpressen, sondern auch die vornehmsten Glieder der Gambacorta und anderer alten, den Kaisern stets treuen Familien hinrichten zu lassen. Bald nachher zog er weiter, fand aber überall eine so erbitterte Stimmung, daß er nur in Cremona und auch hier blos wegen seiner plötzlichen Erscheinung mit seiner ganzen Begleitung eingelassen ward; alle anderen Städte erlaubten ihm nur mit einem kleinen Gefolge den Aufenthalt innerhalb ihrer Mauern. Schon zu Anfang Juli war er wieder in Nürnberg.

Der Kaiser hatte durch seinen eiligen Zug die Verwirrung, Gewaltherrschaft und Rechtlosigkeit in Italien nicht nur nicht vermindert, sondern vielmehr außerordentlich vermehrt; nur die Republik Florenz und der Pabst oder vielmehr dessen kriegerischer Kardinal-Legat, Albornoz, hatten durch seine Anwesenheit gewonnen. Dies wird sich am besten durch einen Blick auf die Geschichte der einzelnen Staaten zeigen. Ehe wir aber dazu übergehen, ist es nöthig zu bemerken, daß damals Abenteuerer und Miethlinge ebenso, wie früher die Banden von Werner, Wolfhart und Fra Morialis (s. S. 191 u. 200 f.), eine wichtige Rolle in Italien spielten. Unter ihnen war der baierisch-schwäbische Graf, Rudolf von Landau, der sich von Karl ein Diplom als kaiserlicher Statthalter in Pisa verschafft hatte, der bedeutendste. Selbst ein angesehener Geistlicher, der Bischof Marquard von Augsburg, welcher vom Kaiser ebenfalls zum Statthalter von Pisa bestellt worden war, erscheint als ein unternehmender Bandenführer oder Räuberhauptmann, und so groß war der Verfall der Kirche, daß man dies nicht gerade auffallend fand. Der Graf von Landau war vor Karl's Römerzug im Dienste des lombardischen Bundes, machte sich aber bei einem Zuge gegen Bologna verdächtig, daß er, wie später fast alle Hauptleute der abenteuernden Miethlinge, zugleich im Solde der Feinde stehe, und die Lombarden entledigten sich daher seiner bald wieder. Er zog hierauf nach dem Neapolitanischen, um dort Räuberei und Brandschatzung zu treiben, und sein treuer Genosse, der Bischof Marquard, folgte ihm an der Spitze einer furchtbaren Bande. Nachdem Beide das Land Neapel ausgesogen hatten, dienten sie zugleich mit einem anderen Söldnerführer, Hans Michel von Baumgarten, dem Markgrafen von Monferrat gegen Galeazzo Visconti, und ließen sich, wie früher vor Bologna, von

dem Freunde dafür bezahlen, daß sie mit ihm ins Feld zogen, und vom Feinde dafür, daß sie nicht kämpften, wo sie hätten kämpfen sollen. Der Markgraf war daher auch froh, als sie (1356) von den Mailändern völlig geschlagen wurden und Marquard in die Gefangenschaft derselben gerieth. Gleich darauf nahm der Graf von Landau bei den Visconti Dienste, und bedrängte den Kardinal Albornoz so sehr, daß derselbe ihn mit Geld abkaufen mußte. Dann trat er wieder von den Visconti zu den gegen sie verbündeten Herren über. Als er nachher beim Friedensschluß von diesen entlassen wurde, warf er sein Auge auf Toscana, wo es bereits von deutschen Abenteuerern wimmelte, und reiste auf einige Zeit nach Deutschland, um sich von Karl ein Diplom als kaiserlicher Statthalter von Pisa zu erkaufen. Bei seiner Rückkehr ward er von den Florentinern, welche bereits mit seinem zurückgelassenen Stellvertreter, dem Grafen Burkard, unterhandelt hatten, absichtlich durch die furchtbaren Schluchten einer von rohen und rüstigen Bergbewohnern bevölkerten Gegend geführt. Er erlitt hier (1358) eine völlige Niederlage, in welcher Burkard blieb. Er selbst rettete sich schwer verwundet nach Bologna, und seine Bande zerstreute sich unter anderen Führern, so daß er seitdem bis zu seinem Tode (1363) nur als einer der vielen gewöhnlichen Söldnerhauptleute erscheint.

Von den einzelnen Staaten, zu deren Geschichte wir jetzt übergehen, ist zuerst Venedig hervorzuheben. Diese Republik war, als Karl seinen ersten Römerzug machte, in sehr bedenklichen Verhältnissen; denn nicht nur setzte Genua, auch nachdem es dem Beherrscher von Mailand unterworfen worden war, seinen Seekrieg mit dem glänzendsten Erfolge fort, sondern auch von Ungarn her wurden die Venetianer ernstlich bedrängt. Doch retteten die Lage der Stadt, die Gewerbe, der Handel, die Schifffahrt, besonders aber die mit teuflischer Klugheit und Festigkeit regierende moralisch verächtliche, politisch vortreffliche Aristokratie den venetianischen Staat stets aus den Stürmen, in welchen alle übrigen Despotieen, Demokratieen und anarchisch zerrütteten Ritterstaaten des Mittelalters untergingen.

Das Volk war in Venedig allmälig von dem Antheil an Gesetzgebung und Regierung ausgeschlossen worden, den es in anderen Staaten Italiens noch immer behauptete; vollendet ward aber

die künstliche Einrichtung einer grausamen, argwöhnischen, treulosen und dabei klugen, consequenten, gleich dem römischen Kardinals-Collegium Jahrhunderte lang fortlebenden und denselben Grundsatz befolgenden Aristokratie erst um den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Der Doge Pietro Gradenigo (1289—1311) hat den Ruhm, dieses System einer auf Polizeispione, auf Grausamkeit, auf Geburt und Reichthum gegründeten, künstlichen und sehr zusammengesetzten Staatseinrichtung vollendet zu haben. Er veranlaßte zuerst, daß das eigentliche Volk von der Gesetzgebung, von allen Staatsämtern und von der Ernennung zu denselben ausgeschlossen ward, und daß künftig nur aus einer bestimmten Zahl von Familien, deren Namen man in das sogenannte goldene Buch eintrug, die Mitglieder des großen Raths genommen wurden. Dieser große Rath hatte alle die Rechte, welche dem Volke gebührten, er entschied über Krieg und Frieden, besetzte alle Stellen oder hatte doch die dazu Ernannten zu bestätigen, bestimmte die Auflagen, und konnte die Beschlüsse des Senats aufheben, mit Einem Worte, er besaß die ganze souveraine Gewalt über das Volk; nichts desto weniger aber waren und blieben die Mitglieder dieses großen Rathes ebenso, wie der Doge, unbedingte Sklaven der aus ihrer Mitte und von ihnen gewählten argwöhnischen Regierungsbehörde oder des Senats. Jene Beschränkung der Bevorrechteten auf eine bestimmte Zahl oder, wie man das nannte, die Schließung des großen Rathes erweckte sogleich allgemeinen Unwillen, besonders bei den vielen reichen und adeligen Familien, deren Namen nicht in das goldene Buch eingetragen waren. Dies bewog dann 1310 den Dogen Gradenigo, die Einsetzung des sogenannten Rathes der Zehner oder mit anderen Worten die Errichtung eines schrecklichen Instituts zu bewirken, welches ebenso, wie die Inquisition des Pabstthums und der Dominikaner die Kirche durch Folter und Feuertod schützen sollte, mit der Vernichtung aller Feinde der in Venedig herrschenden Aristokratie beauftragt war. Um die oligarchische Furchtbarkeit dieses Collegiums von zehn Männern zu mildern, ordnete man ihm den Dogen und sechs andere Räthe bei. Späterhin übertrug dasselbe sogar seine ganze Gewalt an drei von seinen Mitgliedern, und diese konnten jeden Bürger ohne Unterschied, vom Dogen an bis zum Niedrigsten im

Volk herab, verhaften, verbannen und hinrichten lassen, ohne irgend jemand Rechenschaft darüber schuldig zu sein; ja, zwei von ihnen konnten dem Dritten ohne weiteren Proceß das Leben nehmen lassen. Kein Wunder, daß diese Staats-Großinquisition einen solchen Schrecken verbreitete, daß man nicht einmal ihren Namen auszusprechen wagte! Der Schöpfer dieser Einrichtung, welcher zu gleich dem Dogen oder dem scheinbaren fürstlichen Oberhaupt der Republik alle Macht entzog und nur die äußeren Zeichen der Oberherrschaft übrig ließ, wird wegen seiner von Machiavelli als höchstes Muster anerkannten Staatsveränderung und Regierung allgemein gepriesen. Wir würden ihn dem Sulla (s. Th. III. S. 561 ff.) zur Seite setzen, weil Venedig von seiner Zeit an bis zum siebenzehnten Jahrhundert wegen derselben Art von Größe und Politik bewundert worden ist, wie Rom zur Zeit der unbeschränkten Herrschaft des Senats. Übrigens dauerten Gradenigo's Einrichtungen länger, als Sulla's blutige Herstellung der römischen Aristokratie; sie wurden nach seinem Tode immer mehr befestigt und fünfzig Jahre später sogar durch die Hinrichtung eines in den ersten Staatsämtern ergrauten Dogen, Marino Falieri, besiegelt.

Der blutige Sturz des Dogen Marino Falieri (1355) knüpft sich in so fern an Gradenigo's Staatsreform an, als jener Mann sich tief gekränkt fühlte, daß die aristokratische Regierung bei der Bestrafung einer ihm persönlich widerfahrenen Beleidigung mehr auf die Familienverbindung des Beleidigers, als auf des Dogen Würde Rücksicht genommen hatte. Falieri's Geschichte ist freilich, wie alles, was im Innern von Venedig vorfiel, in Dunkel gehüllt; doch ist soviel klar, daß der Doge, welcher mit einigen beim geringen Volke in Ansehen stehenden Leuten eine Verschwörung machte, sich schwach, thöricht und zweideutig benahm, und daß die mit ihm verbündeten Plebejer weder Fähigkeit noch große Bedeutung hatten, und sich selbst durch ihre Unvorsichtigkeit verriethen. Das ganze Beginnen wurde dadurch vereitelt, und gab der Aristokratie Gelegenheit und Vorwand, die Schreckensregierung noch mehr zu befestigen. Falieri ward auf derselben Riesentreppe, wo er zum Dogen gekrönt worden war, enthauptet, die mit ihm verschworenen Plebeier sammt ihren unschuldigen

Verwandten und Freunden aufs grausamste verfolgt, seine eigene patricische Familie aber in allen Ehren belassen.

Kurz vor Falieri's Hinrichtung hatten die Venetianer unter Nicolo Pisani's Führung durch den genuesischen Admiral Paganini Doria bei Modon eine Niederlage zur See erlitten, und ihre ganze Flotte war mit fünftausend Mann in die Hände der Genuesen gefallen, welche sonderbarer Weise die eroberten Schiffe verbrannten (1354). Da Venedig damals zugleich mit den Visconti in Krieg war, und auch von dem mit Genua verbündeten Ungarn-König Ludwig bedroht wurde, so suchten die klugen Leiter der Republik unter jeder Bedingung einen Frieden mit Genua zu schließen. Dieser kam im Mai 1355 zu Stande und war freilich ebenso lästig als schimpflich, gab aber den Vertheidigern freie Hand in Bezug auf den ungarischen Krieg. Mit den Ungarn hatten die Venetianer schon längst häufige Streitigkeiten wegen des Besitzes von Dalmatien gehabt. Dieser Streit begann von neuem, als das Haus Anjou endlich festen Fuß in Ungarn gefaßt hatte, und Karl Robert's Sohn, König Ludwig der Große, nicht blos die ungarischen Nebenländer wieder unterwarf, sondern auch Schutzherr von Polen ward. Die Genuesen hatten sich noch vor ihrem Siege bei Modon mit Ludwig verbunden, der ungarische König war aber durch einen unerwarteten Krieg mit den Serviern gehindert worden, zugleich mit ihnen die Venetianer zu bekriegen. Stephan Duschan der Starke, der größte Fürst von Servien, welcher zuerst von den Beherrschern dieses Landes den Titel Zaar oder Kaiser annahm (1336—1356), hatte sein Reich auf Kosten der Byzantiner weithin ausgebreitet, und war dabei auch mit dem Ban oder Fürsten von Bosnien, dessen Land Ludwig als eines der ungarischen Nebenländer in Schutz nahm, in Streit gerathen. Ludwig zog für den Ban zu Felde, ward aber von Stephan Duschan geschlagen, und sah sich durch diesen Krieg, sowie durch einen gleich nachher unternommenen glücklichen Zug gegen die Litthauer verhindert, in Gemeinschaft mit den Genuesen die Venetianer anzugreifen. Unmittelbar darauf ward zwischen diesen beiden Republiken der oben erwähnte Frieden geschlossen. Unterdessen hatten die Venetianer Ludwig's Entfernung zu neuen Erwerbungen in Dalmatien benutzt, zwei dortige Städte, die dem

Zaar von Servien unterworfen waren, diesem abgekauft, und die Unzufriedenen in einigen Theilen des ungarischen Reiches unterstützt. Dadurch ward Ludwig zu einem Kriege gegen die Venetianer und gegen Stephan Duschan bewogen. Der Letztere, welcher sich damals zugleich von den Griechen, den Türken und dem Ban von Kroatien bedrängt sah, wandte eine gut ausgesponnene List an, um sich vor den Ungarn auf ein Jahr Ruhe zu verschaffen. Er schrieb an den Pabst, daß er von der griechischen zur römischen Kirche übertreten wolle, und dieser, welcher Ludwig nicht beleidigen durfte, mahnte hierauf den ungarischen König von den Feindseligkeiten gegen ihn ab. Auch die Venetianer, die sich dadurch ganz unerwartet allein bedroht sahen, suchten den Sturm zu beschwören, und Kaiser Karl IV. bewog den ungarischen König zu einem Waffenstillstand mit ihnen. Dieser rüstete sich unterdessen, und zwar, wie es schien, gegen den Zaar von Servien, welcher 1356 plötzlich die Maske abwarf und dadurch den betrogenen Pabst nicht wenig erbitterte; allein Ludwig hatte es mit seinen Rüstungen nur auf die Venetianer abgesehen, und verbündete sich jetzt zu ihrer Bekriegung mit Albrecht II. von Östreich, mit dem Kaiser Karl, der ihn zum Reichsvicar gegen Venedig ernannte, mit dem Patriarchen Nikolaus von Aquileja, mit vielen kleineren Tyrannen des nordöstlichen Italiens, ja sogar mit Franz von Carrara, welcher kurz vorher seinen Oheim, den Beherrscher von Padua, eingekerkert und sich mit Hülfe der Venetianer dieser Stadt bemächtigt hatte. Auch ernannte der Pabst den König Ludwig zum Gonfaloniere oder Schutzvogt der Kirche. Die Ungarn führten zwei Jahre lang (1356 und 1357) in Italien einen verheerenden Raubkrieg, und da sie auch in Dalmatien, wo die Venetianer wegen der Rohheit ihrer Söldner und Matrosen längst verhaßt waren, glänzende Fortschritte machten, so war die Republik 1358 genöthigt, einen Frieden zu schließen. Sie überließ dem ungarischen König ganz Dalmatien, verstand sich dazu, daß ihr Doge den Titel Herzog von Dalmatien und Kroatien, den er bisher geführt hatte, ablege, und erhielt dafür die von Ludwig in der Trevisaner Mark, in Istrien und Friaul besetzten Güter ihrer Patricier zurück.

Die Venetianer waren gleich nachher in Kandia, das ihnen damals völlig unterworfen ward, glücklicher, als sie in Dalmatien

gewesen waren; dagegen erlangte aber auch Genua nach dem mit ihnen geschlossenen Frieden seine völlige Unabhängigkeit wieder. Simon Boccanegra nämlich, welcher früher Doge in Genua gewesen war und als Geißel in Mailand festgehalten wurde, beredete die Visconti, ihn nach Hause zu entlassen, wo er ihnen sehr nützlich sein könne. Kaum war er aber nach Genua zurückgekehrt, als er das Volk aufforderte, die von dem Adel herbeigerufenen Mailänder zu verjagen und die Demokratie, deren Seele er gewesen war, wiederherzustellen. Beides geschah (1356). Hierauf wurde der Adel vertrieben, und Boccanegra, der wieder Doge ward, schloß mit dem Markgrafen von Monferrat einen Bund gegen Mailand. Seit dieser Zeit ward Genua wieder eine der Hauptmächte Italiens, und 1373 eroberte es sogar Cypern.

Von den übrigen Staaten Italiens war damals Neapel in unbedeutende innere Streitigkeiten verwickelt und Florenz lange vergeblich bemüht, sich die Oberherrschaft in Toscana zu verschaffen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen nur Mailand und der Kirchenstaat. Die drei Brüder Visconti in Mailand waren nach Karl's IV. Entfernung in einiger Verlegenheit. Sie wurden vom lombardischen Bunde und vom Markgrafen von Montferrat, sowie gleich nachher auch von Genua bedrängt, und ihr nächster Verwandter, Johann von Oleggio in Bologna (s. S. 212), fiel, als Barnabas eine Verschwörung gegen ihn anstiftete, von ihnen ab (1356). Außerdem war es für sie gefährlich, daß der älteste der drei Brüder, Matthäus, durch grenzenlose rohe Ausschweifungen die ersten Familien Mailand's empfindlich kränkte. Indessen blieb das Glück, von welchem das Haus Visconti seit hundert Jahren begünstigt wurde, ihm auch damals treu. Die Venetianer kamen selbst in mannichfache Verlegenheiten, der Markgraf von Montferrat wollte, nachdem er mit Hülfe des Grafen von Landau die Stadt Novara den Visconti entrissen hatte, die Feindseligkeiten nicht gern weiter fortsetzen, der lombardische Bund war unter sich uneinig, und schloß daher im Jahre 1358 Frieden. Endlich war es noch ein besonderes Glück für das Haus Visconti, daß der rohe Matthäus schon 1355 starb, ob durch die Schuld seiner Brüder oder, was wahrscheinlicher ist, in Folge seiner Ausschweifungen, muß dahin gestellt bleiben. Die beiden Brüder theilten

sich in sein Erbe. Gleich nach dem Frieden mit den Lombarden suchte der Eine, Barnabas, Bologna, der Andere, Galeazzo II., Pavia zu erobern. Die Unternehmung des Ersteren scheiterte, und hatte die Folge, daß Johann von Oleggio, als er es unmöglich fand, sich auf die Dauer zu behaupten, Bologna lieber dem Kardinal Albornoz, als seinen Verwandten in Mailand überließ. (1360). Galeazzo dagegen eroberte Pavia, und machte sich dann dem Markgrafen wieder in so hohem Grade furchtbar, daß derselbe nach Avignon ging, um beim Pabste Hülfe zu suchen. Viel fiel gerade in die Zeit, als nach dem Frieden von Bretigny (s. S. 296) die von Eduard III. und Johann dem Guten entlassenen Söldnerbanden, Engländer, Franzosen und Deutsche, das französische Reich verwüstend durchzogen und auch den Pabst in Avignon ängstigten. Innocenz VI. bewog daher die in der Provence hausenden Schaaren durch Zahlung von hunderttausend Thalern, mit dem Markgrafen in die Lombardei zu ziehen. Auf diese Weise kamen damals (1360) viele Tausende von Franzosen, Gasconiern und Engländern nach Italien, und besonders spielte seitdem die englische Compagnie oder Bande unter Hawkwood oder Aguto dort dieselbe Rolle, welche vorher die deutsche unter dem Grafen von Landau gespielt hatte. Überhaupt entschieden seit jener Zeit rohe Miethlinge, die für Geld stets von einer Partei zur anderen übergingen, über das Schicksal aller Staaten Italiens; wer wird sich daher wundern, daß zuerst die Visconti und dann Venedig durch Geld, Grausamkeit und Verrath eine glänzende Herrschaft gründeten?

Die beiden Visconti beherrschten damals das reichste Land in Europa, ihre durch Pflege der Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Dichtkunst berühmt gewordene Regierung wurde mit wahrhaft großartiger Grausamkeit aufrecht erhalten, und sie selbst scheuten sich nicht laut auszusprechen, daß sie militärisch herrschten und das Vermögen und Leben ihrer Unterthanen als ihr Eigenthum ansahen. Sie verfuhren in allen Stücken polizeilich und militärisch, und erhoben, so oft es ihnen einfiel, drückende Steuern. Wir besitzen eine Verordnung der beiden Visconti über die Martern, mit welchen politische Verbrecher vierzig Tage lang im Kerker gestraft werden sollen, und die kaltblütige Grausamkeit, die sich in

dieser Verfügung ausspricht, kann uns am besten zeigen, wie theuer die Ruhe und Ordnung, sowie die Blüthe des Handels, der Kunst und der Wissenschaft im Lande der Visconti erkauft wurden. Den Pabst Innocenz VI., der sie in den Bann that, verhöhnten sie sammt seinem Bannspruch ganz öffentlich. Wenn Innocenz die Visconti an jedem Gründonnerstag auf einem Gerüste gräßlich verfluchte, so ließ dagegen wieder Barnabas durch seine Geistlichen von einem Thurm herab den Fluch über ihn unter Posaunenschall verkündigen. Der Grundsatz, den die Visconti stets im Munde führten, war, daß jeder in seinem Lande Kaiser und Pabst sei; und sie machten dies jedem, der es zu bezweifeln wagte, nur allzu sehr fühlbar. Um dem Pabst zu schaden und die Tausende von Studirenden, welche das seinem Legaten übergebene Bologna besuchten, in das Land der Visconti zu ziehen, stiftete Galeazzo 1361 die Universität zu Pavia, nachdem er sich vom Kaiser, welcher gleich dem Pabste das ausschließliche Recht Universitäten zu gründen in Anspruch nahm, durch Geld die nöthigen Privilegien verschafft hatte. Die zur Ausstattung der neuen Schulen erforderlichen Summen erhob Galeazzo von den Geistlichen und Stiftern, welche sich einfallen ließen, dem Pabste mehr Gehör zu geben, als ihm, und die Gelehrten trieb er zum Theil polizeilich aus seinen und seines Bruders Städten zusammen. Übrigens hatte sich Barnabas, um seine Tyrannenherrschaft rechtmäßig zu machen, von Karl IV. einen sogenannten Majestätsbrief erkauft: er war von ihm zum Reichsvicar in Brescia, Cremona, Parma und anderen Städten erklärt worden (1360).

Der Reichthum und Glanz der beiden Tyrannen von Mailand war so groß, daß König Johann der Gute von Frankreich und sogar das stolze Haus Plantagenet dem Einen derselben, die beiden ältesten Fürstenhäuser Deutschlands aber dem anderen ihre Verwandtschaft verkauften. Johann der Gute übergab, als er die ungeheuere Summe seines Lösegeldes auf jede Weise zusammenzubringen suchte, für sechsmalhunderttausend Goldgulden seine unmündige Tochter dem Galeazzo, damit er sie zur künftigen Gemahlin seines Sohnes Johann Galeazzo erziehe. Die Visconti verschafften sich bei der Gelegenheit zugleich den Schutz Frankreichs und für den Nothfall ein Asyl in diesem Lande; denn sie erhielten

damals eine Herrschaft in Languedoc, welche nachher mit der Grafschaft Vertüs vertauscht ward. Des englischen Königs Eduard III. zweiter Sohn, Lionel, half seinem erschöpften Vermögen dadurch auf, daß er die überreich ausgestattete Tochter Galeazzo's zur Gemahlin nahm. Vier Jahre vorher hatte Barnabas die eine seiner Töchter einem Sohne des Herzogs Albrecht II. von Östreich verlobt, und 1369 heirathete einer der Söhne des Herzogs Stephan von Niederbaiern die andere. Beide Prinzessinnen erhielten zur Ausstattung eine für jene Zeiten ganz unerhörte Summe, sowie viele Kostbarkeiten, welche das arme Deutschland staunend angaffte und seiner Schriftsteller kleine Seelen einzeln und mit Wichtigkeit aufzählten. Beide Prinzessinnen brachten aber, was wirklich wichtig war, auch verdorbene Sitten und italiänische Grundsätze in ein noch unverdorbenes Volk. —

Werfen wir, ehe wir zum Kirchenstaat übergehen, einen Blick auf das übrige Oberitalien und auf Toscana, so behaupteten sich damals im Osten und Nordosten noch die mächtigen Häuser Scala, Este, Gonzaga und Carrara, sowie eine Anzahl kleinerer Herren, welche später den Visconti oder den Venetianern unterlagen; aber die beiden Visconti herrschten vom Inneren des Cantons Tessin an bis zu den Grenzen von Bologna und vom Veronesischen an bis nach Piemont, ja bald auch über Novara und Tortona hinaus. An der westlichen Grenze von Galeazzo's Gebiet hatte der Markgraf von Monferrat durch englische und französische Compagnieen, sowie durch deutsche Söldner, welche Otto von Braunschweig anführte, eine neue Macht gegründet, und führte mit Galeazzo Krieg, bis nach Innocenz Tod Pabst Urban V. ihn mit den Visconti aussöhnte (1364). Nach dem Frieden begaben sich seine verschiedenen Söldnerbanden zu ihren Brüdern in Toscana. Dieses Land war, während Genua neu aufblühte und der Ruhe genoß, ein Tummelplatz der Banden geworden, und ward zugleich unaufhörlich durch innere Kriege verheert. Die Banden unter Baumgarten und Hawkwood lebten dort auf Kosten der Florentiner und Pisaner, welche fast beständig mit einander im Kriege waren; gelegentlich besetzten sie auch einige Orte des Kirchenstaats, oder brandschatzten hier und da in der Lombardei.

Im Kirchenstaat erwarb sich damals der Kardinal Albornoz

unsterblichen Ruhm; denn er allein eroberte das weltliche Fürstenthum der Kirche wieder, und machte es möglich, daß der Sitz des Pabstthums nach Italien zurückverlegt werden konnte. Zwar war sein Versuch, sich durch Rienzi den Weg zum Besitze von Rom bahnen zu lassen, gescheitert, und auch die Erwartungen, welche Innocenz VI. von Karl's IV. Römerzug gehegt hatte, waren wie ein Nichts zerronnen; aber Albornoz unterwarf gleich nachher die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto und die kleinen Herren in der Romagna, die Malatesta, Polenta und Ordelaffi (s. Th. VII. S. 382), dem Pabste. Die zuletzt genannten Herrscher hatten seit einem Jahrhundert den Fluch der Menschheit auf sich geladen, und Dante sang schon fünfzig Jahre früher von ihnen mit Recht, daß sie als Tyrannen stets Haß und Zwietracht im Herzen trügen, auch wenn sie mit einander nicht gerade in offenem Kriege wären. Die Malatesta hatten damals den Namen Mastini oder Bulldoggen als Ehrennamen angenommen, weil sie ihren Unterthanen immer mit blutigen Zähnen im Nacken saßen. Sie und die Polenta hatten seit einem halben Jahrhundert Schandthaten geübt und dreißig Jahre lang dem Bann des Pabstes Hohn gesprochen; nichts desto weniger wurden sie, als sie sich 1355 vor dem Kardinal Albornoz demüthigen mußten, wieder freundlich in den Schoß der nach weltlicher Macht strebenden Kirche aufgenommen. Sie traten damals einen Theil ihres Gebietes an den Pabst ab, und huldigten ihm als seine Vasallen für den Rest.

Im nächsten Jahre wandte sich Albornoz gegen Franz Ordelaffo, der sich aus Forli, Forlimpopoli und Cesena ein Fürstenthum gebildet hatte. Auch dieser sprach nicht nur der Kirche, sondern allem Höheren und Heiligen Hohn, und Innocenz VI. sagte mit Recht von ihm, er habe nichts Menschliches als den Leib. Franz Ordelaffo verbrannte den Pabst und seine Kardinäle im Bilde, ließ sieben Priester, die das gegen ihn ausgesprochene Interdict beobachten wollten, erdrosseln und sieben anderen die Haut abziehen, und brachte seine eigenen Söhne ums Leben, als sie ihm wegen des Bannes Vorstellungen machten. Gegen ihn ließ Albornoz, um eine gehörige Truppenmacht zu erhalten, das Kreuz predigen, und zugleich bot er die Sündenvergebung dieses Kreuzzuges allen denen an, die sich für Geld einen Ablaßbrief erkauften. Er brachte durch

das Letztere besonders die Weiber und Jungfrauen von Florenz um ihren letzten Heller, und der gleichzeitige Geschichtschreiber Villani äußert sich über diese Ausbeutung schwacher Seelen fast ebenso stark, als hundertfünfzig Jahre später unser Luther. Auch zog Albornoz aus Ungarn die gräßlichen Schaaren der Kroaten, Madscharen, Panduren, Tolpatschen und Bosniaken herbei, welche dann die gläubigen Bewohner der Romagna für die Frevel ihrer Tyrannen büßen ließen; denn er bewog den Pabst, daß er den König Ludwig von Ungarn zum Oberanführer des Kreuzzuges ernenne und ihm für seine Hülfe den geistlichen Zehnten seines Landes gewähre. Den härtesten Kampf hatte der Kardinal mit Ordelaffo's Gemahlin Cia zu bestehen, welche wie ihr Gemahl dachte und handelte, und sich durch ihren im Kampf bewiesenen Muth den Ruhm einer Heldin erwarb. Cia vertheidigte die Stadt Cesena, behauptete sich, als diese zuletzt von den Feinden genommen ward, noch eine Zeitlang in der Burg, und konnte zuletzt nur dadurch besiegt werden, daß man den hölzernen Thurm der Burg anzündete; sie fiel mit ihren Kindern in die Gefangenschaft des Kardinals (1357). Ordelaffo wandte sich hierauf an Barnabas Visconti um Hülfe, und dieser schickte ihm den Grafen von Landau mit seiner Bande. Albornoz fand es klüger, sich der gierigen Schaaren des Grafen durch Zahlung von fünfzigtausend Goldgulden zu entledigen, als sie mit den Waffen zu bekämpfen, und er konnte dies um so leichter, da er in Florenz allein von den einfältigen Gläubigen mehr Geld für den Ablaß erhoben hatte, als jene Summe betrug. Der Fortgang der päbstlichen Waffen wurde gleich nachher dadurch aufgehalten, daß die vielen Feinde, welche Albornoz in Avignon hatte, den Pabst vermochten, ihn abzurufen; allein der Abt von Clügny, welcher nach ihm Oberanführer wurde, zeigte sich so unfähig, daß Innocenz dem spanischen Kardinal bereits im nächsten Jahre das Commando wieder übertragen mußte. Schon wenige Wochen nach Albornoz Rückkehr ward Ordelaffo in der enge eingeschlossenen Stadt Forli genöthigt, sich zu ergeben (1359). Er hatte seine Gottlosigkeit nicht härter zu büßen, als vorher die Malatesta und Polenta; denn er ward mit der Kirche ausgesöhnt, erhielt seine gefangenen Angehörigen zurück, erkannte die päbstliche Oberherrschaft an, und blieb dagegen im Besitz von Forlimpopoli und Castrocaro.

Im nächsten Jahr übergab, wie bereits früher angezeigt worden ist, der von Barnabas Visconti bedrängte Johann von Oleggio Bologna dem Legaten des Pabstes; er erhielt dafür eine Summe Geld, sowie den lebenslänglichen Besitz einer anderen Stadt. Barnabas setzte hierauf die Einschließung von Bologna fort, und brachte die Bewohner derselben in solche Noth, daß sich Innocenz nicht nur noch einmal an den König Ludwig von Ungarn wandte, sondern auch den Kaiser, den englischen König Eduard III. und andere Fürsten zu Hülfe rief, und zwei deutsche Bischöfe, mit welchen der Herzog Rudolf IV. von Östreich, Albrecht's II. Sohn, im Streite lag, diesem aufopferte, als Rudolf sich bereit erklärte, hundert Helme nach Bologna zu schicken. Von den um Hülfe gebetenen Königen zeigte sich Ludwig allein als gehorsamen Sohn der Kirche; die von ihm gesandten Horden hausten aber auf entsetzliche Weise, und waren den päbstlichen Unterthanen nicht weniger lästig, als den Visconti. Andererseits warb Barnabas mit dem von den Geistlichen seines Landes erpreßten Gelde große Schaaren deutscher und französischer Miethlinge. Diese raubten jedoch lieber, als daß sie tapfer stritten, und es gelang den Bolognesen im folgenden Jahre (1361), bei einem Ausfall einen vollständigen Sieg über Barnabas zu erfechten. Freilich hatte Barnabas Geld genug, um sein Heer alsbald wieder herzustellen, und an Truppen fehlte es damals durchaus nicht, da Italien von Miethlingen aller Nationen wimmelte und allein die Zahl derer, welche der Markgraf von Montferrat in diesem Jahre aus Frankreich mitbrachte, sich auf zehntausend belaufen haben soll. Vergebens knüpfte Albornoz mit dem mächtigen Beherrscher von Mailand Unterhandlungen an, vergebens schloß er mit den Scala, Carrara, Este und Gonzaga, welche durch die Fortschritte der Visconti in Besorgniß gerathen waren, einen Bund gegen ihn, der stolze Tyrann ließ sich nicht erschrecken, und wollte nur unter Bedingungen, welche für den Pabst sehr schimpflich waren, Frieden schließen.

Italien war damals in der schrecklichsten Lage. Grausame Tyrannen und Tausende von Miethlingen verheerten das Land, keine Regierung außer der venetianischen war sicher und einigermaßen rechtmäßig, in Neapel brachen im Jahre 1362 lang dauernde Unruhen aus, und endlich wüthete schon seit Jahren in allen

Theilen der Halbinsel, wie im übrigen Europa, die unter dem Namen des schwarzen Todes bekannte mörderische Krankheit. Nichts desto weniger war dies die Zeit der größten Blüthe Italiens, welche freilich erst in der Knospe war, sich aber immer mehr entfaltete und im folgenden Jahrhundert völlig entwickelt ward. Mitten in dieser Zeit waren auch die Römer endlich der Anarchie müde, so daß, als Innocenz VI. 1362 starb, sein Nachfolger, Urban V., ernstlich daran denken konnte, den Sitz des Pastthums wieder nach Rom zu verlegen. Die Römer hatten nach Rienzi's Ermordung wieder eine Zeitlang den Druck des Adels gefühlt, dann aber aufs neue eine demokratische Republik errichtet und einen Schuster, Pocadora oder Bonadora, an die Spitze derselben gestellt. Dieser warf sich zum Dictator auf, vertrieb den Adel, nahm, wie vorher Rienzi, eine Schutzwache von deutschen, ungarischen und römischen Reitern in Sold, und bildete aus der Bürgerschaft eine Nationalgarde von zweiundzwanzigtausend Mann. Die Feigheit der damaligen auf den Ruhm ihrer Vorfahren ungemein stolzen Römer war aber so groß, daß sie, als einst Pocadora mit seinen Miethlingen einen Zug nach Velletrie machte, aus Angst den Kardinal Albornoz in ihre Stadt riefen. Dies geschah in demselben Jahre, in welchem Innocenz VI. starb. Der neue Pabst befand sich zur Zeit seiner Erwählung gerade in Italien, wohin er als Gesandter seines Vorgängers bei der Königin Johanna von Neapel geschickt worden war. Er beklagte den traurigen Zustand des Landes, erkannte die Nothwendigkeit, den Sitz des Pabstthums aus Avignon, wo das Haupt der Kirche stets zwischen den Königen von Frankreich und England im Gedränge war, wieder nach Rom zu verlegen, und sprach den ernsten Vorsatz dies zu thun in Florenz und an anderen Orten laut aus. Die Umstände wurden der Ausführung seines Entschlusses im folgenden Jahre sehr günstig; denn was dem Kardinal Albornoz allein nicht gelungen war, das gelang ihm damals im Bunde mit den Scala, Este, Carrara und Gonzaga: Barnabas Visconti ward von den Verbündeten unter Feltrino Gonzaga's Anführung aufs Haupt geschlagen, und verlor in dem Treffen nicht nur einen großen Theil seiner Truppen, sondern namentlich auch viele seiner angesehensten Anhänger und Freunde. Dieser Schlag war um so

empfindlicher für ihn, weil Urban damals den Bannfluch seines Vorgängers gegen ihn erneut hatte, und die Welt die Niederlage des Tyrannen als eine Strafe seiner Gottlosigkeit ansah. Auch hatte Urban endlich gethan, was von Innocenz aus allerlei Gründen immer hinausgeschoben worden war: er hatte die Nachkommen Ludwig's des Baiern völlig mit der Kirche ausgesöhnt und sich dabei von ihnen Hülfe gegen Barnabas versprechen lassen. Die Erfüllung dieses Versprechens unterblieb zwar nachher, Deutschland ward aber auf eine andere Weise für den päbstlichen Krieg in Anspruch genommen. Urban ließ nämlich jenseit der Alpen Ablaß predigen, und der Verkauf der Sündenvergebung entlockte den einfältig frommen Deutschen große Summen, mit welchen Urban nachher den gottlosen deutschen Söldnern in Italien ihre Kriegsdienste bezahlte. In Frankreich durfte kein Ablaß oder Kreuzzug gegen Barnabas gepredigt werden, König Johann ängstigte vielmehr den Pabst durch seine fast drohende Verwendung für die Visconti, und in England waren alle päbstlichen Prellereien längst verboten oder gesetzlich erschwert. Die erlittene Niederlage, die ferneren Fortschritte der Verbündeten, und vielleicht auch die Besorgniß, daß der neue Pabst ganz Deutschland, Italien und Ungarn aufregen möchte, trieben Barnabas und Galeazzo Visconti endlich zum Frieden. Dieser ward im Frühling des Jahres 1364 geschlossen, und zwar unter günstigen Bedingungen für den Tyrannen von Mailand, weil der Pabst auf die ihm von Deutschland und Ungarn her verheißene Hülfe wohl nicht viel gerechnet haben mochte. Die Visconti wurden vom Banne gelöst und erhielten alles zurück, was ihnen entrissen worden war, außer der Stadt Bologna, für welche ihnen der Pabst die Kaufsumme zurückzahlen mußte.

Seit dem Abschluß dieses Friedens richtete Urban V. seine ganze Aufmerksamkeit auf seinen Plan, den Hauptsitz der Kirche wieder nach Rom zu verlegen, wozu ihn außer den allgemeinen noch drei besondere Gründe antrieben. Zuerst hatte er damals die Christenheit zu einem allgemeinen Kreuzzuge gegen die Osmanen auf ähnliche Weise aufgeboten, wie einst Urban II. gegen die Seldschukken (s. Thl. VI. S. 386 f.); eine solche Unternehmung konnte aber nur von Italien aus geleitet werden. Zweitens suchte er die Griechen, denen er den Beistand des Abendlandes gegen die

Osmanen verschaffen wollte, in den Schoß seiner Kirche zu führen; darüber konnte man ebenfalls nur in Italien ohne große Schwierigkeit unterhandeln. Den dritten besonderen Beweggrund gaben die in Frankreich noch immer umherziehenden Banden, welche auch den neuen Pabst in Avignon so geängstigt und sogar für sein Leben besorgt gemacht hatten, daß er auf alle Forderungen ihrer Raubsucht hatte eingehen müssen. Der Pabst und sein inniger Freund Petrarcha wandten sich wegen ihres Vorhabens an Kaiser Karl IV., welcher stets zu allem bereit war, was keine Aufopferung forderte, keine Anstrengung kostete, und weder persönlichen Muth noch Begeisterung für eine Idee voraussetzte. Da der Pabst wegen des französischen Königs und wegen der Kardinäle, die ihn auf jede Weise in Avignon zurückhalten wollten, seine Gedanken nicht einem Briefe anzuvertrauen wagte, so bat er den Kaiser, zu ihm nach Avignon zu kommen, und der reiselustige Kaiser erfüllte im Frühjahr 1365 seine Bitte. Das Resultat der Unterredung Karl's und Urban's kennen wir in Betreff des Hauptzweckes derselben nicht. Dagegen wissen wir, daß Urban dem Kaiser damals einen sonderbaren Plan, Frankreich, Italien und Spanien von den raubenden Söldnerbanden zu befreien, vorlegte. Dieser bestand darin, daß er die wilden Schaaren zu einem großen Heere vereinigen, von der Christenheit besolden lassen und als Kreuzheer gegen die Osmanen schicken wollte. Auch bei der Gelegenheit redete und handelte Karl IV., so viel man sieht, nach den Grundsätzen seiner italiänisch-slavischen Politik. Er ging nämlich, wie es scheint, anfangs auf den Plan des Pabstes ein, damit er die in ein einziges Glaubensheer vereinigten Banden gelegentlich zu seinen Zwecken gebrauchen könne, gab aber nachher die ganze Sache nicht allein auf, sondern läugnete sie auch geradezu ab, weil er die deutsche Nation entschlossen fand, das Raubgesindel nicht zuzulassen. Den Italiänern, welche zum Theil dringend den Pabst um Hülfe gegen die streifenden Banden baten, schlug Urban ein besonderes Mittel vor. Er erklärte, daß gegen diese Gattung Leute Bann und Interdict ganz fruchtlos sein würden, und lud deshalb alle größeren und kleineren Mächte Italiens zu einem Kongreß in Bologna ein, um zu berathschlagen, wie man auf gemeinschaftliche Kosten die sämmtlichen Miethlinge zu einem Kreuzzuge gegen die Osmanen

verwenden könne. Nur die Visconti lud er nicht zur Theilnahme am Kongreß ein; offenbar weil er wußte, daß diese beiden Tyrannen fast alle Hauptleute der Banden in ihrem Solde hatten, um in jedem Augenblick entweder ein Heer vereinigen oder die Unternehmungen anderer Staaten durch die von ihnen bezahlten Kriegsanführer derselben lähmen zu können.

Petrarcha spielte in dieser Zeit als Sophist und Rhetor eine sehr bedeutende Rolle. Er hatte schon vorher im Auftrag Urban's die Rückkehr des Pabstes nach Rom und die Wiederherstellung der alten Herrlichkeit des von ihm bis zur Lächerlichkeit vergötterten Italiens verkündigt. Jetzt schrieb er in poetischer Prosa Briefe an den Kaiser, um ihn zu ermuntern, den Pabst nach Rom zu führen, sowie an den Pabst, um ihn zu versichern, daß, sobald er nur in Rom erscheine, alle fremden Bedränger weichen würden, und endlich an jeden Mann, der einige Bedeutung oder einigen Rang hatte, um ihn in andächtigen Floskeln für die Freiheit Italiens zu begeistern. Zu gleicher Zeit begab sich aber dieser enthusiastische Lobredner der Freiheit an den Hof des schändlichsten Tyrannen in Mailand, weil dieser seine Manifeste las und bewunderte. Der Kaiser Karl benahm sich in der Angelegenheit des Pabstes als würdiger Schüler Petrarcha's: er war reich an Worten und arm an That. Er betheuerte dem Pabste wiederholt, daß er ihn nach Rom zurückführen wolle, fragte wiederholt, ob er ihm vorausziehen und den Weg bahnen oder nachfolgen und seine Feinde niederschlagen solle, that aber nachher weder das Eine noch das Andere. Auch ein großer Reichstag, den er 1366 zu Frankfurt hielt, diente nur, um bis zum letzten Augenblick den Schein eines ernstlichen Willens zu bewahren, und hatte, wie solche Versammlungen in der Regel, kein anderes Resultat, als stattliche Beschlüsse. Endlich verlor der Pabst die Geduld, und traf für sich allein die Anstalten zur Abreise. Namentlich suchte er dadurch, daß er dem stolzen Kardinal Albornoz, um ihn höflich zu entfernen, die Legation nach Neapel gab, die Visconti und viele andere Todfeinde desselben zu gewinnen. Bei der Nachricht, daß es mit der Abreise des Pabstes von Avignon ernst sei, jubelten die Römer, und ganz Italien, nur die Visconti ausgenommen, bot dem Oberhaupt der Kirche seine Dienste an. Dagegen versuchten der franzö-

ſiſche König, Karl V., und das Kardinals-Collegium bis zum letzten Augenblicke jedes Mittel, um den Pabſt zurückzuhalten. Urban ließ ſich aber weder durch Karl's V. Kabalen, noch durch das Heulen, Weinen und Schimpfen der Kardinäle, noch durch die Drohungen und Rüſtungen der Visconti gegen die Stadt Genua, die ihm ihre Flotte angeboten hatte, von ſeinem Vorſatze abbringen. Am letzten April des Jahres 1367 reiſte er, von ſeinen Kardinälen begleitet, nach Marſeille ab, er verweilte in dieſer Stadt bis zum 22. Mai, und ſetzte dann mit einer bedeutenden Zahl prächtiger Schiffe, welche Piſa, Genua, Venedig und die Königin von Neapel geſchickt hatten, nach Genua über, wo er am 4. Juli ankam. Von Genua begab er ſich zu Lande nach Viterbo. Hier wartete er eine Zeitlang auf den Kaiſer, um ſich von ihm nach Rom führen zu laſſen; als derſelbe aber nicht kam und in Viterbo noch dazu ein Aufſtand ausgebrochen und nur mit Mühe gedämpft worden war, reiſte er früher, als er anfangs gewollt hatte, nach Rom, wo er mit Jubel empfangen wurde und in dem wiederhergeſtellten päbſtlichen Palaſt ſeine Wohnung nahm.

IV. Spanien und Portugal von dem Untergang der Omejjaden-Herrſchaft an bis auf Heinrich von Traſtamara.

1. Bis zum Tode Ferdinand's des Heiligen von Caſtilien.

Spanien vereinigte im Mittelalter die germaniſch-chriſtliche Bildung mit der perſiſch-arabiſch-indiſchen der Mohammedaner auf eine eigenthümliche Weiſe, und viele Erfindungen, Gewerbe und Künſte des Lebens, ſowie Mathematik, Aſtronomie, Medicin und andere Wiſſenſchaften kamen aus dem fernſten Indien über Perſien, Syrien, Egypten, Nordafrika und Spanien zu uns. Dies gibt den mohammedaniſchen und chriſtlichen Reichen in Spanien eine beſondere Bedeutung. Die Blüthezeit der Erſteren, ſowie die Entſtehung der Letzteren iſt bereits früher (Th. V. S. 105—130) dargeſtellt worden. Im Anfang des elften Jahrhunderts zerfiel das große mohammedaniſche Reich, das die Omejjaden beherrſcht hatten, in eine Anzahl größerer und kleinerer Staaten, deren Sitze in Cordova, Sevilla, Granada, Malaga, Valencia, Badajoz, Toledo, Saragoſſa und anderen Städten waren; die chriſtlichen Fürſtenthümer dagegen wurden gerade damals, wiewohl nur auf kurze Zeit, unter Einem Herrſcher vereinigt. Dieſer Herrſcher war Sancho Major oder der Große von Navarra. Bei ſeinem Tode (1035) hörte die Einheit der chriſtlichen Macht wieder auf; denn ſeine vier Söhne theilten ſich, wie bereits früher angegeben worden iſt (Th. V. S. 130), in ſein Reich. Da von

den vier Staaten, welche auf diese Weise entstanden, eines schon nach wenigen Jahren wieder verschwand, und dagegen die ursprünglich zum fränkischen Reiche gehörende Grafschaft Barcellona oder Catalonien (s. Th. V. S. 110 u. 115.) gerade damals unter Raimund Berengar I. (1035—1076) erst recht bedeutend wurde, so bestanden gegen die Mitte des elften Jahrhunderts vier christliche Reiche in Spanien, die Grafschaft Catalonien und die Königreiche Navarra, Aragonien und Castilien.

Mit Castilien, welches Sancho Major's zweiter Sohn, Ferdinand I., erhalten hatte, waren seit 1038 auch Gallicien, Asturien und Leon vereinigt; sie wurden aber bei Ferdinand's Tod (1067) wieder von Castilien getrennt, weil man in Spanien ebenso, wie in Deutschland, die Fürstenthümer als ein Familiengut ansah. Ferdinand theilte sein Reich unter seine drei Söhne, Sancho II., Alphons VI. und Garcias, und gab sogar jeder seiner beiden Töchter, Urraca und Elvira, eine besondere Stadt mit einem Gebiet. Sancho erhielt Castilien, Alphons Leon und Asturien, Garcias Gallicien. Von Sancho II. an verliert sich die castilianische Geschichte, welche, wie die aragonische, catalonische und maurische, einerseits poetisch und ritterlich und andererseits blutig und gräßlich ist, ganz in Poesie; denn in diese Zeit fallen die romantischen Erzählungen von dem Helden Rodrigo Diaz mit dem Beinamen Campeador d. i. der große Feldherr oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Cid, d. i. der Herr oder Befehlshaber. Dieser Ritter, der bis zum Jahre 1099 lebte, ist für die Spanier ebenso, wie Achilles für die alten Griechen, der Hauptheld ihrer epischen Dichtkunst geworden. Er ward von den Spaniern, welche wie die Araber bis auf den heutigen Tag in ihrer Geschichte die poetische Erfindung der nackten Wahrheit vorziehen, durch unzählige Romanzen und dichterische Erzählungen verherrlicht, und es ist schwer zu bestimmen, was davon der Phantasie oder der Wirklichkeit angehört. Unter Sancho half er die anderen beiden Söhne Ferdinand's aus ihren Reichen vertreiben. Alphons ward nach jenen Erzählungen vom Cid besiegt, gefangen und zum Mönch gemacht, entkam aber mit Hülfe seiner Schwester Urraca, und floh zu dem maurischen Fürsten von Toledo; Garcias konnte sich ebenfalls gegen seinen Bruder Sancho nicht halten, und

fand bei dem mohammedanischen Herrscher in Sevilla Aufnahme und Schutz. Der Erstere kehrte bald nachher wieder zurück, und Sancho ward zu derselben Zeit (1072), nicht ohne Mitwirken der Urraca, meuchlings ermordet. Jetzt erlangte Alphons nicht nur die verlorene Herrschaft wieder, sondern er ward auch König von Castilien, mußte sich aber vorher bei den Ständen dieses Reiches durch einen Eid von dem Verdachte reinigen, daß er am Morde seines Bruders Theil gehabt habe. Er gerieth von Anfang an mit dem Helden, der seines Bruders Heere geführt hatte, in Streit, und diese Zwietracht gab zu beinahe ebenso vielen Gedichten Veranlassung, als der trojanische Krieg, als Alexander's des Großen Züge oder als Arthur's Geschichte und die Thaten der Paladine Karl's des Großen. Was der Zorn des Achilles in dem wichtigsten Heldengedicht der Griechen ist, das ist in dem der Spanier der Trotz, mit welchem der Cid von seinem neuen König den gezwungenen Reinigungseid abnimmt, den kein anderer Großer abzunehmen gewagt hatte; Alphons muß dem stolzen Helden sogar zweimal den Eid hersagen. Er ist seitdem Cid's heftigster Feind, und dieser führt, aus Castilien verbannt, für sich selbst Eroberungskriege mit den Ungläubigen.

Ebenso romantisch, als die Sage vom Cid, ist die Geschichte des Königs Alphons VI. Zuerst nahm er seinen Bruder Garcias, als derselbe aus Sevilla zurückkam, durch Trug und List gefangen und kerkerte ihn bis zu seinem Tode ein. Dann machte er den berühmten Glaubenszug gegen Toledo, welcher als Vorspiel des ersten Kreuzzuges angesehen werden kann, und von catalonischen und provenzalischen Dichtern gefeiert worden ist. Aus Navarra, Aragonien und Frankreich, ja selbst aus Deutschland strömten Ritter herbei, und die alte Residenz der Westgothen ward sieben Jahre hindurch bedrängt, bis sie endlich (1085) erobert wurde; Dichter und Geschichtschreiber hatten also einen förmlichen trojanischen Krieg zu behandeln. Außer Toledo unterwarf sich Alphons auch das ganze Land zwischen dem Tajo und der Guadiana. Übrigens ist seine Geschichte, wie jede andere spanische Regierungsgeschichte im Mittelalter, eine zusammenhängende Reihe blutiger Fehden und bürgerlicher Kriege: die Großen, welche in ihren Castellen fast ganz unabhängig waren, sind bald mit dem König,

bald unter einander im Kampf, bald führen sie Krieg mit ihren Nachbarn, und zwar mit christlichen oder mohammedanischen, wie es sich gerade fügt. Die ganze spanische Nation trieb damals neben dem Ackerbau den Krieg als eine gewöhnliche Beschäftigung; Frieden war, wie einst bei den Römern, eine Ausnahme.

Das Verhältniß zwischen den christlichen und mohammedanischen Bewohnern Spaniens erlitt gleich nach der Eroberung von Toledo durch die Erscheinung der Morabethen eine Änderung. Die Morabethen oder Morabiten, welche auch Lemtunen genannt werden, waren arabische Stämme, die sich nomadisch am Nordrande der afrikanischen Küste umhertrieben, und um die Mitte des elften Jahrhunderts durch Abdallah ben Jasin nicht blos zum Islam bekehrt, sondern auch fanatisch für die Verbreitung desselben begeistert wurden. Etwa tausend Mann unter ihnen entsagten mit Abdallah allen Freuden des Lebens, um zugleich durch Predigten und durch ihren Arm für den Glauben zu eifern; sie hielten sich, wenn sie nicht predigten oder fochten, in Kabiten oder Einsiedler-Klausen eingeschlossen, daher der Name Morabethen oder, wie die Europäer ihn umänderten, Almoraviden. Unter Abdallah ben Jasin und unter dessen beiden Nachfolgern, Abu Bekr ben Omar und Jussuf ben Taschfin, breiteten sie sich über das ganze Land von Tanger bis Algier, sowie auf der Westküste des alten Mauretaniens aus, und erbauten hier 1062 eine neue Hauptstadt, das heutige Marokko. Als daher die Mauren in Spanien von Alphons VI. hart bedrängt wurden, riefen sie ihre muthigen und glücklichen Glaubensbrüder jenseit des Meeres zu Hülfe. Diese folgten ihrem Rufe, und Jussuf ben Taschfin setzte 1086 mit einem zahlreichen Heere nach Spanien über. Im Oktober traf er in der Ebene von Zalaca unweit Badajoz auf das Heer des castilianischen Königs, an das sich viele abenteuernde Ritter aus Burgund, Frankreich und anderen Ländern angeschlossen hatten. Die Christen wurden in einer blutigen Doppelschlacht völlig geschlagen, die Morabethen verfolgten aber ihren Sieg nicht sehr lebhaft, sondern richteten sich in den nächsten Jahren mehr gegen ihre eigenen Glaubensgenossen. Alle die vielen mohammedanischen Herrscher in Spanien wurden Vasallen Jussuf's, welcher sich Oberhaupt der Gläubigen nannte und jetzt so mächtig ward,

daß, wie der mohammedanische Berichterstatter seiner Thaten meldet, in siebenzehnhundert Moscheeen für ihn gebetet wurde.

Die Christen setzten, der erlittenen Niederlage ungeachtet, ihren Kampf nicht ohne Glück fort, bis sie ein Jahr vor Alphons Tode bei Ucles noch einmal in einer großen Feldschlacht besiegt wurden (1108). Unter den zahlreichen Kreuzfahrern, die ihnen an der Spitze ihrer Vasallen und freiwilliger Abenteuerer zu Hülfe geeilt waren, befand sich auch Graf Heinrich von Burgund, ein jüngerer Sohn des Herzogs Eudo von Burgund, dessen Vater, der Capetinger Robert, die ältere Herzogslinie von Burgund gestiftet hatte (s. Th. VI. S. 59). Diesem Helden gab Alphons VI., um ihn in Spanien zurückzuhalten, nicht nur seine natürliche Tochter Thereſe zur Gemahlin, sondern er übertrug ihm auch 1094 als Lehen das zwischen Minho und Duero gelegene und von da aus noch weiter zu erobernde Land, welches von der Stadt Porto Cale (Oporto) den Namen Portugal erhielt. Heinrich blieb bis zu Alphons Tode Vasall von Castilien, nachher erklärte er sich aber für unabhängig; sein Sohn und Nachfolger, Alphons I., nahm 1139 sogar den Königstitel an. Dieser zweite Beherrscher von Portugal gab 1143 auf der Ständeversammlung zu Lamego dem neuen Reiche auch Gesetze und eine Verfassung, welche zu den besten des Mittelalters gehört, so weit sich nämlich feste gesetzliche Einrichtungen mit den damaligen Verhältnissen vereinigen ließen. Doch waren mit dieser Einschränkung auch die Verfassungen von Castilien und Aragonien bewunderungswürdig, weil nach dem Grundsatze derselben nicht der Wille des Herrschers und seiner Minister, sondern die Besten und Weisesten der Nation über Gut und Leben der Bürger verfügen sollten. Vier Jahre nach dem Reichstag von Lamego eroberte Alphons I. mit Hülfe niederdeutscher und flämischer Kreuzfahrer die Stadt Lissabon, in welcher er hierauf seine Residenz aufschlug (s. Th. VI. S. 432). Mit den Castilianern, welche die Unabhängigkeit des portugiesischen Reiches nicht anerkennen wollten, hatte Alphons I. einen langen Krieg zu führen, bis man endlich den Pabst Alexander III. zum Schiedsrichter erkor. Dieser entschied 1179 den Streit zu Gunsten Portugal's oder vielmehr zum Vortheil des römischen Stuhls. Portugal ward nämlich für unabhängig erklärt, zugleich aber unter den be-

sonderen Schutz des Pabstes gestellt, den es mit einem jährlichen Tribut bezahlen mußte.

Jussuf ben Taschfin war 1106 hundert Jahre alt gestorben. Sein Sohn und Nachfolger, Ali ben Jussuf, der den Krieg mit den Christen anfangs durch seinen Bruder hatte fortsetzen lassen, erschien nach der Schlacht bei Ucles selbst in Spanien, und verheerte alles mit Feuer und Schwert. Die Christen waren damals unter einander in Zwietracht gerathen. Alphons VI. war, ohne Söhne zu hinterlassen, gestorben, und in Castilien war ihm der zweite Gemahl seiner Tochter Urraca, der König Alphons I. von Aragonien und Navarra, gefolgt, welcher den Ungläubigen nicht weniger als neununddreißig Treffen geliefert haben soll, und dafür von seinen auf orientalische Weise pomphaften Landsleuten durch den Beinamen Batallador oder der Schlachtenlieferer gefeiert ward; das Land Gallicien dagegen hatte Alphons VII. Raimundez, den Sohn der Urraca aus ihrer früheren Ehe mit dem Grafen Raimund von Burgund, zum König ausgerufen. Urraca zerfiel bald nachher zugleich mit ihrem zweiten Gemahl und mit ihrem so eben genannten Sohne, und führte mit Beiden Krieg. Als sie 1126 starb, ward der Letztere als König von Castilien anerkannt, mußte aber dann mit seinem Stiefvater um den Thron kämpfen, bis sich dieser zur Verzichtleistung genöthigt sah. Weit mehr Glück als beim Kampf um den castilianischen Thron hatte Alphons Batallador in seinen Kriegen mit den Ungläubigen. Er entriß ihnen eine Stadt nach der anderen, und eroberte sogar das hartnäckig vertheidigte Saragossa, welches seitdem die Residenz der aragonischen Könige ward, mußte aber seinen letzten tollkühnen Zug gegen sie mit dem Leben bezahlen (1134). Er hatte übrigens die doppelte Schwachheit gehabt, sich durch die Annahme des Titels Kaiser von Spanien einen Vorrang über alle anderen Herrscher der Halbinsel anzumaßen, und mehr in Mohammed's, als in Christi Geist einen Orden für Glaubensstreiter zu stiften. Jenen Titel mußte er später wieder aufgeben, und auch sein Ritterorden erstickte in der Geburt. In seinem Testament vermachte er dem Letzteren in Gemeinschaft mit dem damals in Palästina entstandenen Orden der Johanniter und Tempelherren die Reiche Aragonien und Navarra; er wollte also einer

militärisch-hierarchischen Aristokratie seine Länder ebenso überlassen, wie man später das Land Preußen dem deutschen Orden überlassen hat (s. Th. VI. S. 410 und Th. VIII. S. 80 f.). Beide Reiche wiesen aber seine Verfügungen zurück. Die Navarresen erwählten einen Abkömmling des alten Fürstenhauses, Garcias VI., zum König, die Aragonier erhoben einen Bruder Alphons Batallador's, welcher Mönch geworden war und schon vierzig Jahre im Kloster zugebracht hatte, Ramiro II., auf den Thron. Der Letztere kehrte, nachdem er geheirathet und eine Tochter, Petronella, erhalten hatte, wieder in das Kloster zurück. Seine Tochter ward damals (1137) mit dem Grafen Raimund Berengar IV. von Barcellona oder Catalonien verlobt, welcher auch sogleich die vormundschaftliche Regierung erhielt, und die Vermählung mit ihm hatte nachher die bleibende Vereinigung von Catalonien und Aragonien zu Folge.

In der nächsten Zeit löste sich die morabethische Monarchie in Spanien auf, und die wieder ausbrechende Zwietracht unter den einzelnen mohammedanischen Herrschern ward den Unternehmungen der Christen, deren ganze Einrichtung ritterlich-militärisch war, sehr günstig. Namentlich eroberten die Castilianer im Jahre 1147 die wichtige Seestadt Almeria, sowie die Aragonier zwei Jahre später das am Ausfluß des Ebro gelegene Tortosa, und zwar Beide mit Hülfe der Genuesen und Pisaner. Übrigens kam bald nach dem Tode Raimund Berengar's (1162), welchem sein Sohn, Alphons II., folgte, auch die Provence durch Erbschaft an das aragonische Reich; sie blieb aber nur kurze Zeit bei demselben, weil Alphons II. sie seinem zweiten Sohne gab, welcher dort ein besonderes provenzalisch-aragonisches Herrscherhaus gründete (S. Th. VII. S. 311.). Während auf diese Weise ein durch Sprache, Sitten und Gesetze verschiedenes Volk getrennt ward, schied man dagegen in Castilien bei Alphons VII. Tod (1157) Völker, welche zusammengehörten, von einander; denn von Alphons VII. beiden Söhnen erhielt der ältere, Sancho III., Castilien, der jüngere, Ferdinand II., Leon, Gallicien und Asturien. Häufige Fehden zwischen den Nachbarstaaten waren die Folge dieser Theilung. Zu gleicher Zeit wurden Castilien, Leon, Navarra und Aragonien durch innere

Zwietracht und blutige Gräuel zerrutten, und im ersteren Reiche gab das frühe Ende des Königs Sancho (1158), und die Minderjährigkeit seines Sohnes, Alphons VIII., Veranlassung zu der ärgsten Verwirrung und zu den rohesten Gräuelthaten. Der castilianische Adel, der ohnedies auf seinen Gütern keinen Oberherrn anerkannte, theilte sich in Conföderationen, und die beiden durch ihren Anhang mächtigsten Familien, die Lara und Castro, stritten um die Vormundschaft des Königs. Auch mit den beiden Orden der Tempelherren und Johanniter, welche in Spanien reich ausgestattet worden waren, ward man in allen dortigen Reichen unzufrieden, weil die Ersteren aus Stolz und Üppigkeit die Pflicht der Landesvertheidigung vernachlässigten, und die Letzteren über dem Orient die spanischen Lande vergaßen. Man schuf daher mit päbstlicher Genehmigung besondere Ritterorden für Spanien. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts wurden nämlich in Castilien die beiden Orden von Alcantara und Calatrava gestiftet, in Gallicien der von St. Jago und in Portugal der Orden der Ritter von Evora oder, wie man dieselben später nach ihrer Hauptburg nannte, von Avis. Diese kriegerischen Vereine sind, wie alle Ritterorden des Mittelalters, als sich selbst ergänzende stehende Heere zu betrachten, und wurden für das Schicksal der christlich-ritterlichen Macht in Spanien um so wichtiger, als gerade zur Zeit ihrer Errichtung und inmitten großer Zwietracht unter den Christen auf den Trümmern des zerfallenden morabethischen Reiches sich eine neue furchtbare Verbindung fanatisirter afrikanischer Stämme erhob.

In den ersten Jahrzehnten des zwölften Jahrhunderts trat in dem zum afrikanischen Reiche der Morabethen gehörenden Lande Sus ein Eingeborner, Mohammed ben Tumer, auf, und erklärte sich für den Mahadi (s. Th. V. S. 135). Fanatismus und Raubsucht verschafften ihm viele Anhänger, welche den Namen Mohaden oder Almohaden d. i. die Vereinigten annahmen. Mohammed selbst war zwar mehr bloßer Prophet und Fanatiker, er hatte aber wie Mohammed Leute, welche gleich dem Khaled, Abu Ubeidah und Amru (s. Th. V. S. 33, 46 und 48), das, was er predigte, mit dem Schwerte durchsetzten. Diese Führer der vom vorgeblichen Engel Mahadi begeisterten Schaaren durchzogen kämpfend und

plündernd das Reich der Morabethen, besiegten die Truppen derselben, und schlugen sie endlich unweit der Hauptstadt Marokko in einer blutigen Schlacht, welche das Schicksal der Morabethen entschied. Bald nachher starb der Mahadi, und Abdelmumin, einer seiner Führer, ward zum Oberhaupt der rasenden Horden erwählt. Gegen diesen behauptete sich zwar der damalige Beherrscher der Morabethen, Ali ben Jussuf, bis zu seinem Tode; aber sein Sohn, Taschfin ben Ali, ward schon zwei Jahre später von den Mohaden erschlagen (1145), und das ganze afrikanische Reich der Morabethen gerieth in die Gewalt der neuen kriegerischen Glaubenssecte. Abdelmumin, welcher schon 1133 den dem Kaisertitel gleich geltenden Namen eines Beherrschers der Gläubigen angenommen hatte, vereinigte hierauf nicht nur die ganze Nordküste Afrika's bis an die Grenze von Egypten mit seinem Reiche, sondern er schickte oder führte seine Truppen auch nach Spanien hinüber, und unterwarf sich dort Cordova, Granada, Sevilla und andere Städte und Provinzen, bis er 1157 den letzten Rest der morabethischen Herrschaft auf der Halbinsel vernichtete. Dadurch geriethen die christlichen Reiche Spaniens, die sich während des Kampfes der beiden mohammedanischen Dynastieen zu größerer Macht erhoben hatten, in nicht geringe Gefahr. Zum Glück für sie starb jedoch Abdelmumin schon 1162, und sein zweiter Sohn, Jussuf Abu Jakub, den er zum Nachfolger ernannt hatte, mußte bald mit seinen Brüdern, bald mit seinen Neffen, bald mit anderen Rebellen kämpfen, so daß die Christen in Spanien wieder auf einige Zeit Ruhe hatten. Erst acht Jahre nach seines Vaters Tod konnte Jussuf nach Spanien übersetzen. Seine dortigen Kriegszüge gegen die Christen werden uns von den christlichen und mohammedanischen Geschichtschreibern ganz verschieden dargestellt; gewiß ist, daß er zuletzt einen vortrefflichen Plan zur Besiegung der Christen entwarf, und daß, als er ihn durch einen Zug nach Portugal auszuführen begann, nur die Tüchtigkeit des portugiesischen Prinzen Sancho I., welcher ein Jahr später seinem Vater Alphons I. auf dem Throne nachfolgte, die christlichen Reiche rettete. Sancho schlug die Mohaden in einer mörderischen Schlacht bei Santarem, in welcher Jussuf selbst tödtlich verwundet wurde (1184).

Der Tod des Beherrschers der Gläubigen und die Unruhen, welche der Thronwechsel in Afrika hervorrief, wurden von den Portugiesen und Castilianern benutzt, um den Mohammedanern Verheerungen mit Verheerungen zu vergelten. Doch endeten die Unternehmungen beider Völker zu ihrem eigenen Nachtheil. Sancho I. von Portugal mußte, nachdem er anfangs erobernd vorgedrungen war, wieder aus allen von ihm besetzten Städten abziehen, und Tausende seines Volkes wurden nach Afrika in die Sklaverei geschleppt. Alphons VIII. von Castilien ward, als er verwüstend in Andalusien einfiel und zugleich das mächtige Haupt der Gläubigen, Jussuf's Sohn Jakub, durch prahlenden Hohn reizte, von der ganzen Macht der Mohaden angegriffen. Vergebens rief er die Beherrscher von Leon, Navarra, Aragonien und Portugal zu Hülfe. Seine Feinde wurden auf ihrem Zuge von Ferdinand de Castro, dessen Familie damals in Castilien den Lara hatte weichen müssen, geführt, und er erlitt 1195 bei Alarcos eine der größten Niederlagen, welche die Christen seit der ersten Erscheinung der Mauren in Spanien getroffen hatte; das castilianischr Heer ward vernichtet, die Mauren machten unermeßliche Beute, und im nächsten Jahre wurden Alt-Castilien und Estremadura von ihnen überschwemmt. Mangel an Lebensmitteln und ausbrechende Krankheiten nöthigten indessen den Mohaden-Fürsten bald, seine Verheerungen einzustellen und einen Waffenstillstand zu schließen. Hierauf bekriegte Alphons seine Nachbarn in Navarra und Leon, weil sie ihm ihren Beistand versagt hatten, und so wenig war an eine Einheit der spanischen Staaten zu denken, daß Navarra damals ungeachtet des Bannfluches, mit welchem Pabst Cölestin III. jede Verbindung mit den Ungläubigen bedrohte, bei diesen Schutz und Rettung suchte. Als endlich Castilien und Leon den Frieden wieder herstellten, und Alphons von Castilien zur Befestigung desselben dem Könige von Leon, Alphons IX., seine Tochter Berengaria vermählte (1197), zerrissen Cölestin und sein Nachfolger Innocenz III. sogleich den geschlossenen Bund, weil zwischen beiden Fürsten eine Blutsverwandtschaft bestand. Sie verlangten bei Strafe des Bannes die Auflösung einer glücklichen Ehe, und ruhten nicht, bis Berengaria, um des Fluches los zu werden, sich 1204 mit gebrochenem Herzen von ihrem geliebten Gemahle trennte.

Doch hatte ihre Rückkehr nach Castilien den Vortheil, daß sie zwischen ihrem Vater und ihrem Gemahle, welche wieder in heftigen Zwist mit einander gerathen waren, Frieden stiftete. Ihr Sohn, Ferdinand der Heilige, war noch vor der Auflösung ihrer Ehe von den Ständen des Reiches Leon als künftiger Nachfolger seines Vaters anerkannt worden.

Unterdessen war der Mohade Jakub 1199 gestorben, und sein Sohn, Mohammed el Nasr, kümmerte sich wenig um die spanischen Angelegenheiten, bis die Ritter von Calatrava die Grausamkeiten, die sie auf ihren räuberischen Zügen nach Andalusien begingen, zu weit trieben. Jetzt rüstete er ein so zahlreiches Heer, daß sein Vorhaben auf die Unterwerfung von ganz Spanien gerichtet zu sein schien. Dagegen sammelten sich aber andererseits nicht nur alle Ritter des christlichen Spaniens zum Kampfe, sondern Innocenz III. und viele französische Bischöfe ließen auch das Kreuz gegen die Mauren predigen, und bewirkten, daß in verschiedenen Ländern große Summen Geld für die Spanier gesteuert wurden, und daß zu ihrer Unterstützung etwa hunderttausend Mann, unter welchen zehntausend Berittene waren, über die Pyrenäen zogen. Diese fremden Schaaren schadeten aber dort sich selbst durch die nämliche Rohheit, welche den Kreuzfahrern nach Palästina so oft verderblich gewesen war; sie ließen zuerst ihre Wuth an den in Spanien damals noch zahlreichen Juden aus, und plagten dann auch die christlichen Einwohner des Landes. Wenn man überdies bedenkt, wie schwierig sogar in unseren Tagen die Versorgung großer Heere ist, so wird man leicht sehen, daß bei den Sitten und Einrichtungen jener Zeit solche Massen von ritterlichen und unritterlichen Kreuzfahrern dem Lande, dem sie Hülfe bringen wollten, unter allen Umständen höchst beschwerlich sein mußten. Mohammed el Nasr vermied, obgleich er selbst eine halbe Million Menschen unter die Waffen gerufen hatte, anfangs einen offenen Kampf mit den Christen, weil er ganz richtig rechnete, daß die Fremden unter ihnen nicht lange aushalten würden. In der That glaubten diese nach der Eroberung zweier fester Städte ihr Gelübde erfüllt zu haben, und kehrten nach Hause zurück. Jetzt erst beschloß Mohammed, den Christen auf offenem Felde entgegen zu ziehen. Doch hatte er es auch dann noch mit der ganzen christ-

lichen Militärmacht Spaniens zu thun; denn aus allen Staaten der dortigen Christen war die Ritterschaft zusammengeströmt. In den Ebenen von Tolosa (las Navas de Tolosa) und auf dem anstoßenden Fuße der Sierra Morena ward im Juli 1212 die entscheidende Schlacht geliefert. Die Christen erfochten einen glänzenden Sieg, und die Macht der Mohaden wurde an diesem Tage völlig gebrochen, obgleich man spanisches Blut haben muß, um mit den Berichterstattern des siegenden Theiles zu glauben, daß zweimalhunderttausend Mohammedaner und zwanzigtausend Christen gefallen seien.

In den nächsten Jahren nach der Schlacht bei las Navas de Tolosa wurden sowohl die christlichen Staaten, als die Mohaden durch innere Unruhen beschäftigt. In Castilien, Leon, Aragonien und Portugal entstanden heftige Streitigkeiten um den Besitz der Krone oder um die vormundschaftliche Regierung. Diese öfteren inneren Kämpfe hatten jedoch auch ihre vortheilhafte Seite: sie dienten dazu, die ganze Nation wehrhaft zu erhalten, weil jeder Gutsbesitzer oder wohlhabende Bauer geübt und gerüstet sein mußte, und es war deshalb bei eintretenden günstigen Umständen leicht, schnell ein Heer gegen die Feinde des Glaubens zu vereinigen. Solche Umstände traten aber damals gerade ein; denn das Reich der Mohaden drohte sich aufzulösen oder mit anderen Worten so unterzugehen, wie große orientalische Reiche meistens untergehen. Mohammed el Nasr starb im Jahre 1213 von seinen eigenen Ministern vergiftet. Sein Sohn und Nachfolger, Jussuf el Mostanser, erlitt zuerst in Spanien eine Niederlage, zog sich dann von den Staatsangelegenheiten ganz zurück, und fand 1223 einen frühen Tod. Da derselbe keine männlichen Erben hinterließ, so entstanden Verwirrungen und blutige Thronstreitigkeiten, welche damit endigten, daß in Afrika der wildeste und grausamste aller Mohaden, Alamanun, die Herrschaft an sich riß, und daß die Statthalter der spanischen Städte sich unabhängig machten. Die Letzteren suchten, als sie von den Mohaden abfielen, theils bei den Christen Schutz und Unterstützung, theils benutzten sie unter dem Vorwande, daß die Marokkaner arge Ketzer seien, den Schatten der rechtgläubigen Khalifen im Orient oder der Abbasiden zu ihrem Zwecke. Unter denen, die sich des Namen der Abbasiden gegen die Mohaden

bedienten, ist besonders der Beherrscher von Murcia und Andalusien, Mohammed ben Jussuf, berühmt, welcher von der alten Familie Hud abstammte und deshalb von den Christen gewöhnlich nur Abenhud genannt wird.

In Castilien war beim Tode Alphons des Achten (1214) dessen unmündiger Sohn, Heinrich I., gefolgt; dieser starb schon 1217, und nun kam die Regierung an seine Schwester Berengaria, die geschiedene Gemahlin des Königs Alphons IX. von Leon, weil im castilianischen Reiche der Grundsatz bestand, daß, wenn die Söhne eines Königs gestorben waren, die Töchter folgten. Berengaria entsagte jedoch bald zu Gunsten ihres Sohnes Ferdinand III. des Heiligen, der bereits auch durch die Cortes oder Stände von Leon zum künftigen Nachfolger seines Vaters erklärt worden war. Vater und Sohn führten während einer Reihe von Jahren Krieg mit Abenhud, geriethen aber auch unter einander selbst in Zwist, und Alphons schloß kurz vor seinem Tode seinen Sohn zu Gunsten seiner Tochter von der Nachfolge aus (1230). Die Cortes von Leon gaben aber Ferdinand dem Heiligen ihre Krone, und es wurde damals zugleich das Reichsgrundgesetz gemacht, daß Leon und Castilien für alle Zeiten ein untheilbares Ganze bilden sollten, und daß die Nachfolge in demselben nur dann, wenn gar keine männliche Erben mehr vorhanden seien, an die weibliche Linie übergehen dürfe. Seit der Vereinigung der beiden Reiche verfolgte Ferdinand unaufhaltsam seinen Plan, die Mohammedaner entweder ganz aus Spanien zu vertreiben oder doch innerhalb der Gebirge von Granada zu beschränken. Das mohammedanische Spanien war damals dreifach gespalten: ein Stück desselben gehörte noch den Mohaden, deren Hauptstadt Sevilla war, von dem Reste aber besaß Abenhud den bei weitem größten, ein anderer Anhänger der Abbasiden den kleineren Theil. Diese drei Herrscher nahmen in ihren Kämpfen gegen einander abwechselnd die Castilianer zu Bundesgenossen an, bis endlich das Volk, aufs Äußerste gebracht, den Einen von ihnen tödtete und die beiden Anderen zu einem gemeinschaftlichen Zuge gegen die Castilianer zwang, dessen Leitung Abenhud erhielt. Bei Xeres de la Frontera stieß das mohammedanische Heer (1233) auf die Christen, es ward eine entscheidende Schlacht geliefert, und die Letzteren erfochten einen

glänzenden Sieg. Ihre Geschichtschreiber und Dichter haben denselben nachher auf höchst romantische Weise ausgeschmückt: nach ihnen erschien selbst der Apostel Jakobus auf einem weißen Pferde, um mitzukämpfen, der Graf Alvar Perez that Wunder der Tapferkeit, und der Sieg kostete den Christen nur einen Mann. Ferdinand der Heilige setzte nachher die Bekriegung der Ungläubigen fast ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode fort, und besiegte sowohl Abenhud, als auch dessen Nachfolger, Abu Said. Die Mohammedaner verloren damals außer anderen Städten namentlich auch Cordova, Jaen und zuletzt sogar Sevilla, welches mit dem Sinken von Cordova die glänzendste, reichste und bevölkertste Stadt Spaniens geworden war; die christliche Herrschaft ward in Andalusien fest gegründet, und die Ungläubigen behaupteten sich nur noch in einem kleinen Theile von Spanien. Daß die christlichen Berichterstatter auch diese Unternehmungen Ferdinand's in ein poetisches Gewand gehüllt haben, versteht sich bei der großen Liebe der Spanier zu romantischen Darstellungen von selbst. In den eroberten Ländern verfuhr übrigens Ferdinand nach einem System, welches dem von Alphons VIII. befolgten gerade entgegengesetzt war. Der Letztere hatte Juden und Mauern in seinen Schutz genommen, ihren Cultus geduldet und dadurch dem Lande seine Bevölkerung, seinen fleißigen Anbau und seine Blüthe erhalten; Ferdinand dagegen drückte, quälte und verjagte alle, welche nicht seines Glaubens waren. Tausende mußten das Land räumen, sie zogen nach dem im Besitz der Mohammedaner gebliebenen Granada, und verschafften diesem Lande einen übermäßigen Zuwachs von Bevölkerung, während das christliche Gebiet verödet wurde. An die Stelle der seitherigen arbeitsamen und gewerbthätigen Einwohner setzte Ferdinand unter lautem Jubel seiner Zeitgenossen Dominikaner und andere Mönche, die ihn dafür freilich in den Himmel erhoben haben, sowie ihn der Pabst aus dem gleichen Grunde sogar noch im siebenzehnten Jahrhundert unter die Heiligen versetzt hat.

Ebenso rüstig und rasch, als Ferdinand von Castilien, benutzten auch die Könige von Aragonien und Portugal den Verfall des Reiches der Mohaden und die Zwietracht der mohammedanischen Herrscher in Spanien. Den Aragoniern ward die Besiegung und Unterwerfung der Ungläubigen dadurch erschwert, daß in

ihrem Reiche der Adel, der Bürgerstand und sogar die Bauern größere Freiheit genossen, als damals in irgend einem anderen monarchischen Lande, und daß deshalb ihre Könige öfters durch innere Unruhen beschäftigt wurden. Auch entstanden in den eroberten mohammedanischen Ländern dadurch, daß das mit Aragonien vereinigte Reich Catalonien seine besonderen Gesetze und Rechte hatte, oft Streit unter der neu angesiedelten christlichen Bevölkerung über die Frage, ob und wie in den einzelnen Fällen aragonisches und catalonisches Volksrecht gelten solle. Auf Raimund Berengar IV., durch dessen Vermählung mit Petronella Catalonien und Aragonien unter Einen König gebracht worden waren, folgten nach einander sein Sohn, sein Enkel und sein Urenkel, Alphons II (1162—1196), Peter II. (1196—1213) und Jakob I. der Eroberer (1213—1276). In die Zeit des Letzteren fallen die großen Eroberungen mohammedanischer Länder durch die Aragonier. Jakob unterwarf zuerst die damals stark bevölkerten balearischen Inseln, die er später zugleich mit einigen aragonischen Besitzungen in Frankreich seinem jüngsten Sohn, Jakob, als Königreich zutheilte, so daß dadurch ein neues Reich und eine Nebenlinie des aragonischen Hauses gebildet wurde (s. S. 275 f.) Bei der Eroberung der Balearen thaten übrigens die Catalonier, deren sehr bedeutender Seehandel durch den Seeraub der mohammedanischen Bevölkerung von Majorca und Minorca unsäglich litt, bei weitem das Meiste. Auch wurden nachher von Jakob die Güter der auf Majorca vertriebenen Mauren hauptsächlich catalonischen Rittern und Baronen gegeben. Nach der Unterwerfung der Balearen eroberte Jacob in einem längeren und schwierigeren Kriege, an welchem auch englische, französische, gasconische und provenzalische Ritter als Kreuzfahrer Theil nahmen, das mohammedanische Königreich Valencia. Auch aus diesem Lande, dem reichsten und schönsten in Europa, mußten die fleißigen maurischen Einwohner auswandern, um einer aus Cataloniern und Aragoniern bestehenden neuen Bevölkerung Platz zu machen, und die Cultur litt daher hier ebenso, wie in dem durch die Castilianer eroberten Lande Andalusien. Doch war dies in Valencia weniger der Fall, weil besonders die fleißigen Catalonier sich sehr zahlreich dort niederließen.

In Portugal war ein Jahr nach der Schlacht bei Santarem

Alphons I. gestorben und sein tapferer Sohn, Sancho I., König geworden (1185). Dieser hatte ebenso, wie sein Vater, mit Hülfe nordischer Streiter, welche zur Zeit von Friedrich Barbarossa's Kreuzzug nach Palästina segelten, den Mauern einige Städte entrissen (1189), konnte aber nachher die gemachten Eroberungen nicht behaupten. Um so größere Verdienste erwarb er sich durch die Wiedererbauung der im Kriege zerstörten Ortschaften und durch seine unermüdliche Sorge für den Ackerbau und den Bauernstand. Er verdiente sich dadurch einen Beinamen, um welchen sich die Fürsten leider weniger bemühen, als um die von Schmeichlern und Hofleuten gegebenen Titel; man nannte ihn den Bauernfreund (Lavrador). Sowie Sancho und sein Vater den christlichen Fanatismus zur Ausbreitung des Reiches benutzten, so diente Beiden auch der Eifer für Hierarchie und Cultus zu ihren politischen Zwecken. Sie gewannen, dem einfachen Gottesdienst der Mohammedaner gegenüber, durch Pomp und Glanz des Cultus die Phantasie spanisch-portugiesischer Naturen, und weckten vermittelst der zahlreichen Mönche und Geistlichen des Landes Fanatismus und Nationalgeist. Freilich ward in Folge davon der Klerus bald reicher als das Oberhaupt der Nation, und das unwissende Volk versank in einen solchen Aberglauben, daß es die Gesandten und Briefe des Pabstes wie himmlische Botschaften ansah. Um so mehr müssen wir aber, besonders wenn wir an die gleichzeitigen Begebenheiten in Deutschland denken, den König Sancho I. in dem Streite bewundern, den er mit der Kirche hatte. Er ward von den Bischöfen seines Landes, deren Macht er zu beschränken suchte, aufs heftigste angegriffen, wußte aber sowohl gegen sie, als gegen den mächtigsten Pabst des Jahrhunderts, Innocenz III., seine Regentenrechte zu behaupten. Auch sein Sohn, Alphons II. (1211—1223), verfuhr mit unbeugsamer Festigkeit gegen den ersten Geistlichen des Reiches und gegen den päbstlichen Hof, der sich desselben annahm. Er verjagte den Ersteren aus dem Lande, und starb im Banne des Letzteren. Gegen die Mauren machte Alphons keine bedeutende Unternehmung, bis das Schicksal den Portugiesen wieder Niederländer, Fläminger und Friesen zuführte, welche dann zum dritten Male das kleine Reich erweitern halfen. Mit diesen Seefahrern, die der Pabst zu einem Kreuzzug

nach Egypten aufgeboten hatte (s. Th. VII. S. 193 f.), erfocht Alphons 1217 einen glänzenden Sieg, und eroberte Alcacer, die vornehmste Stadt in Algarvien.

Erst unter Alphons II. Sohn, Sancho II., erreichten Klerus und Pabst ihren Zweck. Diese benutzten nämlich die Verlegenheit, in welche er als Sohn eines im Banne gestorbenen Königs gleich anfangs gerieth, und nöthigten ihn zu Unterhandlungen. Er schloß ein sogenanntes Concordat mit Rom und mit der Geistlichkeit, oder mit anderen Worten, er ließ sich in das Netz der Hierarchie verstricken, ohne es selbst zu wissen, bis er zu spät erkannte, daß er betrogen sei. Da er in jenem Concordat die Macht der Hierarchie oder des mit geistlichem Gute dotirten Adels einmal anerkannt hatte, so konnte er nachher nur mit Gewalt und Unrecht gegen sie auftreten, und die Geistlichen unterließen nicht, dies geltend zu machen. Sie schlossen einen förmlichen Bund gegen ihn, verklagten ihn 1243 beim Pabste und 1245 noch einmal auf dem Concil zu Lyon, wo auch Kaiser Friedrich II. verdammt und abgesetzt wurde (s. Th. VII. S. 300), und Innocenz IV. gebrauchte gegen Sancho ebenso dessen Bruder, Alphons III., wie er um dieselbe Zeit sich der geistlichen Fürsten in Deutschland gegen Friedrich bediente. Er setzte Sancho ab und übertrug die Verwaltung des portugiesischen Reiches seinem Bruder Alphons, welcher jedoch bei dieser Gelegenheit dem Pabste huldigen und in einem besonderen Documente die Regierung des Reiches der Hierarchie und ihrem Haupte unterordnen mußte. Alphons eilte darauf von Lyon nach Portugal zurück, wo der übermäßige Einfluß der Königin auf den schwachen Sancho schon längst allgemeine Unzufriedenheit erregt hatte. Sancho ward sogleich von seinen Unterthanen verlassen, und starb 1248 als Flüchtling in Castilien. Die Eroberungen gegen die Mauren waren zwar auch unter ihm fortgesetzt worden, er selbst hatte aber dabei kein Verdienst, sondern Alles war das Werk des Fanatismus gläubiger Portugiesen und Fremden, sowie der Ritterorden, welche damals für Portugal dasselbe thaten, was nachher der deutsche Orden in Preußen that. Alphons war klug genug gewesen, den Königstitel erst bei seines Bruders Tode anzunehmen, da er bei der Kinderlosigkeit Sancho's der natürliche Thronerbe war, und die Krone nicht als ein Geschenk

des Pabstes angesehen haben wollte. Er war jedoch, nachdem er einmal sich als Werkzeug der Kirche hatte gebrauchen lassen, in einer schlimmen Lage; denn er hatte freiwillig den Rechten seiner Vorgänger entsagt, und sein Kampf gegen die Hierarchie war also von Anfang an ein Kampf der Gewalt gegen das positive Recht. Ehe dieser Streit ausbrach, erwarb sich Alphons durch die Eroberung von Algarvien (1250) und durch das, was er für die Gesetzgebung und Verwaltung des Reiches that, große Verdienste. Mit den Bischöfen gerieth er auf doppelte Weise in Zwist. Er verlangte nämlich nicht nur, daß sie in weltlichen Angelegenheiten seinen Obergerichtshof anerkennen sollten, sondern er verwendete auch, wie schon Karl Martell gethan hatte (s. Th. V. S. 347), geistliche Stiftungen zum Zwecke des Staats, sobald dessen Mittel nicht ausreichten. Er wurde darüber beim Pabste Gegor X. verklagt, hielt diesen anfangs durch scheinbare Nachgiebigkeit hin, und ward zuletzt in den Bann gethan. Er kümmerte sich jedoch nicht darum, und sein Beispiel zeigt ebenso, wie das von so manchen anderen Herrschern, daß auch im Mittelalter die Blitze des Vatikans nur da zündeten, wo Brennstoff vorhanden war. Erst auf seinem Todbette (1279) söhnte sich Alphons mit der Kirche aus, und erlangte gegen das Versprechen, das Concordat genau zu erfüllen, die Absolution. Sein Sohn, Dionysius, welcher bis ins folgende Jahrhundert hinein regierte, hielt sich an dieses Versprechen nicht gebunden, und begann den Streit von neuem. Er weigerte sich von seinen eigenen Gütern Zehnten zu geben, legte eine Steuer auf die Besitzungen der Klöster, verbot Geld nach Rom zu senden, und wollte verhindern, daß durch fortwährende Schenkungen an Kirche und Geistliche noch mehr Güter in die todte Hand kamen. Er wurde dabei von seinen weltlichen Ständen und von den Juristen des Reiches kräftig unterstützt, und mußte zwar nach langen Unterhandlungen das Concordat ebenfalls anerkennen (1289), umging aber schon zwei Jahre später auf eine sehr geschickte Weise denjenigen Artikel desselben, der ihn hinderte, die Vermehrung der geistlichen Güter zu wehren. Er veranlaßte nämlich 1291 die weltlichen Stände zur Erlassung eines neuen Gesetzes, vermöge dessen allen Portugiesen verboten ward, Grundstücke an Geistliche zu schenken oder zu verkaufen.

2. Caſtilien und Aragonien in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts.

Ferdinand des Heiligen Sohn und Nachfolger, **Alphons X.**, der ihm 1252 auf den Thron von Caſtilien nachfolgte und bis 1284 regierte, hat wegen ſeiner Gelehrſamkeit, wegen ſeiner poetiſchen Arbeiten und wegen ſeiner Bemühungen um Aſtronomie, um Geſchichte und um Bildung und Wiſſenſchaft überhaupt den Beinamen des Weiſen erhalten (ſ. S. 216—218). Auch bildet dieſe Seite ſeines Charakters und ſeiner Thätigkeit in Verbindung mit dem, was er für die Geſetzgebung und für die Nationalſprache that, ſein Hauptverdienſt. Er ließ nicht allein unter ſeiner eigenen Leitung bedeutende aſtronomiſche und hiſtoriſche Werke verfaſſen, errichtete großartige Sternwarten, und erhob die caſtilianiſche Univerſität, welche ſein Vater von Palencia nach Salamanca verlegt hatte, zu gleichem Range mit den beiden Hauptlehranſtalten Europa's in Paris und Bologna, ſondern er hatte auch bei dieſer Anſtalt eine über das Bedürfniß der Geiſtlichen hinausgehende Bildung für Weltleute im Auge, und gehört überhaupt zu den wenigen Männern, welche noch vor den großen Italiänern des vierzehnten Jahrhunderts in Europa eine neue Zeit und eine dem Mittelalter bis dahin unbekannt gebliebene wiſſenſchaftliche Bildung begründeten. Auch ſeine Bemühungen um die Landesſprache heben ihn über ſeine Zeitgenoſſen empor; denn er that, was man ſelbſt in Frankreich erſt im ſechszehnten Jahrhundert und unter großem Widerſpruch zu thun wagte: er zuerſt bediente ſich in Geſetzen und öffentlichen Actenſtücken der Mutterſprache ſtatt des bis dahin gebräuchlich geweſenen barbariſchen Lateins, und ließ ſogar die Bibel in die Volksſprache überſetzen. Endlich erkennt man auch in dem unter dem Namen der siete partidas oder der ſieben Abſchnitte bekannten Geſetzbuch, das Alphons ausarbeiten und annehmen ließ, den Geiſt der neueren Zeit, welcher den Einrichtungen des Mittelalters untergeſchoben werden ſollte. Alphons wollte nämlich hauptſächlich dem Übel abhelfen, daß jede Stadt und jeder Bezirk ſeine eigenen Fueros oder Rechte und Gerichtsgebräuche hatte, und erreichte dieſen Zweck durch ſein wiſſenſchaftlich abgefaßtes Geſetzbuch vollkommen. Doch ging andererſeits dadurch

an Freiheit verloren, was für die Einheit des Reiches und für die Wissenschaft gewonnen ward. Nur drei castilianische Städte behielten damals ihre besondere Fueros, und es wurde sogar das westgothische Gesetzbuch beseitigt, welches, zum Unterschied von dem durch Despoten und ihre juristischen Diener oder durch Päbste und ihre Kanonisten spitzfindig ausgedachten byzantinischen und kanonischen Rechte, nicht gegen das Volk gerichtet, sondern der religiösen und bürgerlichen Freiheit günstig war.

Wie hoch man übrigens auch alle diese Verdienste anschlagen mag, so war doch Alphons Regierung mehr orientalisch und byzantinisch glänzend, als abendländisch einfach und verständig, und seine übermäßige Liebe zur Wissenschaft, sowie der damit nothwendig verbundene Glanz und Aufwand mußten unter den damaligen Umständen dem castilianischen Reiche nachtheilig werden. Die geringen Mittel eines durch die Verfassung so ungemein beschränkten Herrschers, wie alle spanischen Könige jener Zeit waren, reichten zum Aufwand eines Khalifen nicht hin. Alphons mußte daher Schulden machen, brachte durch Erpressungen das Volk und die Großen gegen sich auf, und rief Parteiungen und Verschwörungen hervor, bei denen sich seine eigenen Brüder zu Führern hergaben. Von diesen ließ er einen hinrichten, zwei andere, Heinrich und Friedrich, wurden, nachdem sie sich sogar mit den Mohammedanern gegen Alphons verbunden hatten, von ihm besiegt, flohen nach Afrika, gingen später von da nach Italien, und nahmen am Kampfe des hohenstaufischen Hauses gegen Karl von Anjou Theil; dabei gerieth der Eine, Heinrich, in Gefangenschaft, der Andere kehrte nach Castilien zurück, und ward auf Befehl seines Bruders erdrosselt (s. Th. VII. S. 321—325). Die Unzufriedenheit der Großen machte den König zuletzt von seinen eigenen Unterthanen abhängig, und hemmte seine Unternehmungen gegen die Mauren, in denen er anfangs glücklich gewesen war. Zu seinem und seines Reiches Verderben begnügte sich außerdem Alphons Eitelkeit oder, um uns des gewöhnlichen Ausdruckes zu bedienen, sein hochstrebender fürstlicher Sinn nicht mit dem kostspieligen Ruhme, ein Beschützer der Wissenschaft zu sein, sondern er entwarf auch weit aussehende Plane, und übersah darüber das Nächste und unmittelbar Nützliche, nämlich die Sorge für die Ruhe im

Inneren und für die Bekämpfung der gefährlichen mohammedanischen Nachbarn. Er hätte, da seine Mutter eine Tochter des hohenstaufischen Kaisers Philipp von Schwaben war, schon als Prinz an das Herzogthum Schwaben, also an einen glänzenden Schatten Ansprüche gemacht, und darüber kostspielige Unterhandlungen geführt; als König aber ließ er sich auf schmähliche Weise durch die deutsche Geldgier täuschen, erkaufte den ganz leeren Titel eines römischen Königs, und verschwendete selbst noch nach der Erwählung Rudolf's von Habsburg bedeutende Summen, um diesen Titel behaupten zu können (s. Th. VII. S. 411 f.).

Der orientalische Glanz von Alphons X. Herrschaft und die großen Kosten, welche die so eben erwähnten Bestrebungen und die Kriege mit den Mauren erforderten, trieben ihn zu denselben Maßregeln, welche die französischen Könige des vierzehnten Jahrhunderts in ihrer steten Geldverlegenheit zu ergreifen pflegten (s. S. 24—26 u. 29): er verschlechterte die Münze, rief in Folge davon nicht nur unsägliche Verwirrungen im Handel hervor, sondern machte auch das Volk zum Opfer der Wucherer und Juden, und ließ die Letzteren, nachdem er sie als Werkzeuge gebraucht hatte, martern und für seine Sünden büßen. Endlich schadete er dem castilianischen Reiche auch durch die Art, wie er über die Nachfolge im Reiche verfügte; denn dies veranlaßte nachher förmliche Bürgerkriege. Das alte spanische Erbgesetz erkannte das sogenannte Repräsentations-Recht des erstgeborenen Prinzen gegen den zweiten nicht an, oder mit anderen Worten, wenn der älteste Prinz vor dem Vater starb, so mußten seine Söhne dem zweiten Prinzen, dem Bruder ihres Vaters, in der Nachfolge nachstehen. Dies änderte Alphons, als er sein Gesetzbuch abfaßte, nach den Bestimmungen des römischen Rechts in das Entgegengesetzte um. Da er aber bis zu seinem Tode sein Gesetzbuch nicht förmlich bekannt machte, so waren die mit dem alten Recht in Widerspruch stehenden Artikel desselben rechtlich nicht gültig. Deshalb erkannten die Stände, als sein ältester Sohn, Ferdinand de la Cerda, noch vor dem Vater mit Hinterlassung zweier Söhne, Alphons und Ferdinand, starb, nicht einen von diesen Beiden, sondern den zweiten königlichen Prinzen, Sancho IV., als Erben des Reiches an, und Alphons selbst ließ den Beschluß derselben feier-

lich verkünden (1276). Dagegen protestirte des verstorbenen Prinzen Gemahlin Blanca, eine Tochter Ludwig's des Heiligen von Frankreich, und bat sowohl ihren Bruder, Philipp III. von Frankreich, als den König Peter III. von Aragonien, dessen Schwester Jolanthe mit Alphons X. vermählt war, um Schutz und Hülfe; auch Jolanthe nahm sich ihrer Schwiegertochter und der Kinder ihres ältesten Sohnes so lebhaft an, daß sie sich darüber mit ihrem Gemahle entzweite und nebst Blanca und den beiden Söhnen derselben zu ihrem Bruder floh. Dieser hatte als Gemahl der Tochter Manfred's sein Auge schon damals auf die hohenstaufischen Länder in Italien geworfen (s. Th. VII. S. 330 f.), und suchte deshalb mehr seinem nächsten Nachbarn, Alphons von Castilien, als dem französischen König, dessen Reich durch die englischen Besitzungen in Frankreich von dem seinigen geschieden war, gefällig zu sein. Er erlaubte daher der Königin Blanca zwar, zu ihrem Bruder nach Frankreich zu gehen, hielt aber ihre beiden Söhne fest, und schickte Jolanthe nach Castilien zurück. Dagegen nahm sich der französische König seiner Neffen nachdrücklich an; er zog mit einem Heere durch das Königreich Navarra, dessen Beherrscherin mit seinem Sohne Philipp IV. verlobt war (s. Th. VII. S. 484), gegen Alphons X., und es wurde neun Jahre lang an den Grenzen von Castilien und Navarra ein Raubkrieg geführt, welchen der Pabst vergebens beizulegen suchte. Mitten in diesem Kriege zerfiel Alphons auch mit seinem zweiten Sohne. Dadurch wurden die Aussichten für die beiden Prinzen de la Cerda günstiger, und Alphons entschloß sich sogar, durch die Abtretung von Murcia an seinen ältesten Enkel den Frieden mit Frankreich zu erkaufen, als Sancho die Großen zusammenrief und zu einer Protestation gegen jede Verkleinerung des Reiches bewog. Sancho sammelte hierauf alle Unzufriedenen, berief eine Versammlung nach Valladolid, auf welcher auch die Königin Jolanthe und alle Prinzen von Geblüt erschienen, und ward an der Stelle seines Vaters mit der Reichsverwaltung beauftragt (1282). Von seiner Familie und seinen Ständen verlassen, suchte Alphons Schutz bei den Ungläubigen und rief den König von Marokko zu Hülfe. Dagegen schloß Sancho mit den Mauren von Granada ein Bündniß. Die Zwietracht zwischen Vater und Sohn dauerte bis zum Tode des Ersteren fort.

Dieser machte, nachdem er seinen Sohn schon längst verflucht hatte, zuletzt ein Testament, in welchem er die wenigen ihm noch übrig gebliebenen Besitzungen seinen beiden jüngeren Söhnen überließ.

Die Verwirrung im castilianischen Reiche kam natürlich den Mohammedanern sehr zu Statten, gegen welche Alphons früher glücklich gewesen war, obgleich er nicht allein mit den Ungläubigen in Spanien, sondern auch mit einer neuen mohammedanischen Dynastie in Afrika Krieg zu führen gehabt hatte. Er hatte nämlich in der früheren Zeit seiner Regierung aus der Provinz Murcia alle noch übrigen Mohammedaner verjagen wollen, und dadurch eine Empörung hervorgerufen, bei welcher nicht blos der König von Granada, sowie die Emir's der mohammedanischen Städte im südlichen Spanien, sondern auch das Stammhaupt der Meriniten in Afrika, Abu Jussuf, sich ihrer Glaubensgenossen annahmen. Die Meriniten oder Merinen waren ein im Osten und Süden von Sedschelmessa umherziehender Nomaden-Stamm, nicht, wie die Morabethen und Mohaden, eine Secte, und hatten sich, als um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts das Reich der Mohaden auch in Afrika zertrümmert ward, des ganzen Landes Mauretanien bemächtigt. Sie zogen den bedrängten Mohammedanern in Spanien, die ihnen dafür viele Städte an der Küste abtreten mußten, zu Hülfe, und Alphons X. vermochte ungeachtet des Beistandes der Aragonier mehrere Jahre nichts gegen die verbündete Macht der Mauren auszurichten, bis diese endlich unter einander in Zwist geriethen. Dem Könige von Granada ward es vor seinen afrikanischen Bundesgenossen, welche immer mehr Städte besetzten, bange; er trennte sich daher von denselben, erkannte Alphons von Castilien als seinen Oberherrn an, und überließ seine Glaubensgenossen in Murcia ihrem Schicksale. Diese wurden hierauf wieder unterworfen, und mußten ihren heimathlichen Boden verlassen, der dann als Belohnung an Castilianer, Aragonier und Catalonier vertheilt ward. Schon vier Jahre nachher gab ein heftiger Zwist zwischen Alphons und seinen Großen dem Könige von Granada eine willkommene Gelegenheit, wieder abzufallen und sogar als Bundesgenosse der Letzteren sein Reich zu erweitern. Er huldigte zwar 1274, als Alphons seine Großen

durch Gewährung ihrer Forderungen zufrieden stellte, dem castilianischen Könige von neuem, verband sich aber schon im nächsten Jahre mit dem Könige der Meriniten noch einmal gegen ihn. Beide mohammedanische Fürsten führten zwei Jahre lang einen verheerenden Krieg, und zwangen Alphons 1277 zu einem Frieden, welcher unter so nachtheiligen Bedingungen geschlossen wurde, daß der Pabst Nicolaus III. denselben nicht nur für eine Schmach, sondern sogar für ein Verbrechen hielt, und nicht eher ruhte, als bis Alphons ihn wieder gebrochen hatte. Die Strafe folgte dem Treubruche auf dem Fuße; denn Sancho, welcher damals mit seinem Vater zerfallen war, raubte die für seinen jüngeren Bruder, Peter, zu einem Unternehmen gegen Algesiras bestimmten Gelder, Peter erlitt darauf bei der Belagerung dieser Stadt eine bedeutende Niederlage, und Alphons mußte sich zu einem nachtheiligen Waffenstillstande verstehen. Daß Alphons einige Jahre später gegen seinen Sohn sogar bei den Meriniten Hülfe suchen mußte, ist bereits erwähnt worden. Sancho schloß nachher, als er seinem Vater in der Regierung gefolgt war (1285), mit dem König der Meriniten, Abu Jussuf, einen Frieden, der nach den spanischen Chroniken sehr rühmlich, nach den Berichten der Mohammedaner aber höchst unrühmlich und demüthigend für ihn war.

Während Vater und Sohn mit einander im Kriege gewesen waren, hatte sich die castilianische Monarchie in eine Aristokratie verwandelt, und der König mußte seitdem, wenn er ein Heer ins Feld stellen wollte, den Großen auf Unkosten des Volks Vortheile zugestehen. Zwei Familien waren es besonders, welche schon lange an Zahl ihrer Güter und Vasallen und folglich auch an Macht und Ansehen dem Könige nur wenig nachstanden, die Haro und die Lara. Das Haupt der Ersteren, Lopez de Haro, ward von Sancho, als dieser König geworden war, übermäßig begünstigt, reizte aber durch Stolz und Trotz die Lara so sehr, daß Sancho, um sich behaupten zu können, ihn plötzlich verstieß und dagegen die Lara hob. Lopez gewann hierauf Sancho's Bruder Don Juan, dem er seine Tochter zur Gemahlin gab, und ergriff mit demselben die Waffen gegen den König. Nichts desto weniger erschienen Beide, im Vertrauen auf ihre bewaffnete Begleitung, 1288 auf einem Reichstage. Hier ließ sich Lopez bei einer Zu-

sammenkunft mit Sancho nicht nur zu den gröbsten Schimpfwörtern hinreißen, sondern er zog auch das Schwert gegen den König, und gab dadurch der Umgebung desselben den vor ihr offenbar absichtlich herbeigeführten Vorwand, ihn vor Sancho's Augen niederzuhauen. Der Infant Don Juan würde dasselbe Schicksal gehabt haben, wenn er nicht eilig in den Gemächern der Königin Schutz gesucht hätte. Er wurde eine Zeitlang gefangen gehalten; des Getödteten Sohn und Bruder aber begaben sich nach Aragonien, und suchten in Verbindung mit der Partei de la Cerda den König Sancho zu stürzen.

In Aragonien war 1285 Alphons III. seinem Vater, Peter III., gefolgt. Peter hatte, als in seinen sicilianischen Kriegen der Pabst und der König von Frankreich Partei gegen ihn nahmen (s. Th. VII. S. 334 f.), sich gegen den Angriff des Letzteren, auf dessen Bruder, Karl von Valois, der Pabst die aragonische Krone übertragen hatte, nur durch große Anstrengungen der Ritterschaft und der Städte von Aragonien zu schützen vermocht. Da er nun überdieß, um die Kosten des Krieges bestreiten zu können, oft harten Druck hatte üben müssen, so war zuletzt von den aragonischen Großen eine sogenannte Union der Freiheit geschlossen worden. Peter hatte sich ihren Forderungen gezwungen gefügt und die Catalonier durch freiwillige Zugeständnisse befriedigt. Jene Union blieb auch nachher bestehen, und drohte als eine Macht, welche der königlichen das Gleichgewicht hielt, die constitutionelle Monarchie der Aragonier in eine ritterliche Oligarchie umzuwandeln. Bei Peter's Tode schrieben die verbündeten Großen seinem Nachfolger Alphons sogar die Bedingungen vor, unter welchen er als König anerkannt wurde; ja, sie traten nachher mit den auswärtigen Feinden in Unterhandlung, und zwangen ihren König, auf einem Reichstage in Saragossa (1287), ihnen zwei neue Vorrechte zu gewähren, welche die Union förmlich zu einem Staate im Staate machten und dem Könige zum Nachtheil der anderen Stände einen bedeutenden Theil seiner Macht raubten. Alphons mußte nämlich erstens versprechen, über keinen Theilnehmer der Union Gefangenschaft, körperliche Strafen oder Tod zu verhängen, ohne daß der Justicia oder der ganz unabhängige Landesoberrichter, welcher in Aragonien alle Streitigkeiten zwischen dem König

und den Ständen zu schlichten hatte, ihn zuvor mit Beistimmung der Stände dazu berechtigt habe. Ja, es ward sogar nach altpolnischer oder alt-ungarischer Weise (vgl. Th. VII. S. 233 f.) hinzugefügt: die Mitglieder der Union seien, wenn der König dieses Versprechen nicht halte, im Voraus der Treue gegen ihn entbunden, und hätten dann das Recht einen anderen König zu wählen. Auch sollten ihnen als Unterpfand sechzehn Burgen eingeräumt werden, deren Befehlshaber von der Union ernannt würden und ihr, nicht dem Könige den Eid zu leisten hätten. Das zweite Vorrecht bestand darin, daß die Räthe des Königs oder, wie wir sagen würden, seine Minister von den Ständen Aragoniens, die er jedes Jahr im November zusammenrufen müsse, ernannt und durch einen den Ständen geleisteten Eid an diese gebunden werden sollten. Da durch eine so außerordentliche Beschränkung der königlichen Gewalt diejenigen Mitglieder der Stände, welche die Union bildeten, zum Nachtheil der übrigen begünstigt wurden, so fand die Sache bei den Ständen selbst großen Widerspruch; die Union brachte aber, weil der König zugleich von Frankreich, vom Pabste und vom Hause Anjou bekriegt wurde, das Beschlossene nichts desto weniger in Anwendung. Nur die Burgen übergab Alphons den Unirten nicht, und diese griffen deshalb kurz vor der Ankunft der aus Castilien entflohenen Partei de la Cerda und Haro noch einmal zu den Waffen.

Diese Castilianer hatten den ältesten Sohn Sancho's IV., Alphons de la Cerda, zum König ausgerufen, und der König von Aragonien versprach ihnen, denselben gewaltsam einsetzen zu helfen. Sancho, gegen den sich unterdessen auch die mächtige Familie Lara erhoben hatte, ward von seinen verbündeten Feinden geschlagen (1289), und gerieth in eine bedenkliche Lage, weil er durch seine Vermählung mit einer Verwandten sich den Pabst zum Feinde gemacht hatte, und dieser den König von Frankreich abhielt, sich mit Castilien gegen Aragonien zu verbünden. Der Krieg dauerte bis zum Tode des Königs Alphons (1291) fort. Zu seinem Nachfolger ernannten die Stände seinen ältesten Bruder, den Beherrscher von Sicilien, Jakob II. Dieser gab die Sache der castilianischen Emigrirten auf, und entließ die Prinzen de la Cerda zu ihrem Verwandten, dem Könige von Frankreich. Daß Jakob Sicilien

seinem Bruder Friedrich II. abtrat, sich mit dem Pabste und dem Hause Anjou versöhnte, und dabei auf hinterlistige Weise Beide täuschte, ist bereits im vorhergehenden Bande (S. 336—339) angegeben worden. Auch der mit Castilien geschlossene Frieden hinderte ihn nicht, den Flüchtlingen dieses Reiches die Fortsetzung ihrer Streif- und Raubzüge zu erlauben.

Sancho IV. von Castilien war unterdessen mit den Mohammedanern in eine neue Fehde verwickelt worden. Er schlug zwar in Verbindung mit dem Könige von Granada und vermittelst gemietheter genuesischer Schiffe zwei Jahre hinter einander die Angriffe des Meriniten Abu Jakub, welcher 1286 seinem Vater Abu Jussuf gefolgt war, glücklich zurück, und eroberte die Festung Tarifa in Andalusien; allein im dritten Jahre (1293) rüstete Abu Jakub einen neuen Zug nach Spanien, und Sancho's Bruder, Don Juan, welcher schon vorher mit den Lara gegen ihn im Felde erschienen und dabei völlig geschlagen worden war, schloß sich an die Ungläubigen an. Diese richteten, von Don Juan geführt, ihre Hauptmacht gegen die Festung Tarifa, welche von Alphons Perez de Guzman vertheidigt ward. Don Juan benahm sich bei der Gelegenheit auf eine höchst barbarische Weise, während Guzman nach dem einstimmigen Zeugniß der christlichen und mohammedanischen Geschichtschreiber eine altrömische Vaterlandsliebe und Standhaftigkeit bewies. Nachdem nämlich Guzman alle Angriffe Don Juan's vereitelt hatte, drohte der Letztere, einen Sohn desselben, der in seiner Gewalt war, vor des Vaters Augen ermorden zu lassen, wenn dieser die Festung nicht übergeben würde. Guzman verachtete aber nicht allein die barbarische Drohung, sondern er warf sogar wie ein zweiter Mucius Scävola oder Regulus sein Schwert von der Mauer herab, um selbst das Werkzeug zum Morde herzugeben. Nach den Angaben der Christen wäre Don Juan durch diese ihm gezeigte Verachtung so erbittert worden, daß er Guzman's Sohn wirklich vor dessen Angesicht getödtet habe; nach den mohammedanischen Berichterstattern dagegen hätte er diese Unmenschlichkeit nicht begangen. Gewiß ist, daß die Mohammedaner unverrichteter Dinge von der Stadt abziehen mußten. Der Merinite kehrte darauf nach Afrika zurück, versöhnte sich aber vorher mit dem Könige von Granada, welcher dann mit Sancho bis zu dessen Tod Krieg führte.

Sancho starb 1295. Da sein Sohn, Ferdinand IV., noch ein Kind war, so veranlaßte sein Tod in Castilien große Verwirrung. Sancho war nämlich kaum gestorben, als nicht nur sein Bruder, Don Juan, und der seither in Neapel gefangen gehaltene Infant Heinrich (s. S. 360) in Castilien erschienen, sondern auch die Prinzen de la Cerda aus Frankreich zurückkehrten, und die beiden mächtigen Familien Haro und Lara sich zu gemeinschaftlichen Angriffen auf den König vereinigten. Selbst der Pabst vermehrte die Verwirrung der Dinge in Castilien, da er fortwährend die Ehe des verstorbenen Königs für unrechtmäßig erklärte, und sich erst sechs Jahre nach Sancho's Tode dazu verstand, davon abzugehen und den neuen König als legitim anzuerkennen. Zum Glück für Ferdinand war jedoch seine Mutter, Maria de Molina, eine verständige, gewandte und kräftige Frau, und führte die Regierung in seinem Namen vortrefflich. Übrigens erhoben nicht nur die Prinzen de la Cerda und der Infant Don Juan Anspruch an Castilien, sondern auch die Könige von Granada, Aragonien und Portugal suchten aus der Lage des jungen Königs Vortheil zu ziehen, und es schien damals, als wenn das castilianische Reich zerrissen werden sollte.

Von den beiden Infanten, Don Heinrich und Don Juan, nahm der Erstere die Reichsverwaltung in Anspruch, der Zweite wollte ein Erbrecht an Biscaja, an Leon und endlich sogar an Castilien selbst geltend machen. Heinrich erreichte zwar, was er wünschte, benahm sich aber so nachlässig und schwankend, daß die Mutter des Königs bald nachher ihren ganzen Einfluß wieder erhielt. Don Juan ward in Biscaja von den Einwohnern zurückgewiesen, trat aber hierauf in den Bund ein, welchen Alphons de la Cerda mit den Lara und mit den Königen von Aragonien und Portugal, so wie mit dem mohammedanischen Beherrscher von Granada geschlossen hatte. Dieses Bündniß hätte für das Reich und für den jungen König sehr verderblich werden können, wenn Alphons de la Cerda ein Mann von Kraft, Talent und Charakter gewesen wäre. Zum Glück war er dies nicht. Er wußte aus dem Zwiste zwischen der Königin und dem unfähigen Reichsverweser keinen Nutzen zu ziehen, und als dieser hatte weichen müssen, zog jene einen Verbündeten nach dem anderen durch Vortheile, die sie ihnen

einzeln gewährte, vom Bunde mit dem Prinzen de la Cerda ab. Besonders knüpfte sie den rüstigen König Dionysius von Portugal an das Interesse ihres Sohnes, indem sie ihm nicht allein einen Landstrich an der Grenze abtrat, sondern auch ihren Sohn mit einer Tochter desselben und ihre eigene Tochter mit dem ältesten Sohne des Dionysius verlobte. Die Gunst des Volkes hatte sie sich gleich anfangs durch Aufhebung einer lästigen Getraideabgabe erworben. Nur der König von Aragonien, Jakob II., nahm sich, durch Frankreich gewonnen, der Sache des Prinzen de la Cerda auch später noch an, und verband sich 1301 mit dem Könige von Granada, um den castilianischen Theil von Murcia zu erobern. Als er aber zu diesem Zwecke Steuern und Kriegsbeiträge in Aragonien erpreßte, erhoben sich seine Großen gegen ihn, schlossen einen Bund mit der Königin von Castilien, und zwangen ihn dadurch, sich mit Castilien auszusöhnen.

3. Castilien unter Ferdinand IV. und Alphons XI.

König Ferdinand IV. hatte kaum das siebenzehnte Jahr erreicht, als ihn sein Oheim, Don Juan, und Johann Nugnez, das Haupt der Familie Lara, bewogen, sich der Leitung seiner Mutter zu entziehen. Dies hatte innere Unruhen und Fehden zur Folge, in welchen nicht nur die Freunde der Königin, sondern auch Don Juan und Johann Nugnez sich an Jakob II. von Aragonien wandten, der noch immer Ansprüche an Murcia machte. Ferdinand's Großoheim, Heinrich, starb glücklicher Weise um diese Zeit. Der junge König suchte bei seinem Schwiegervater, Dionysius von Portugal, Hülfe, und man vereinigte sich hierauf dahin, daß Dionysius mit Zuziehung Don Juan's und des Erzbischofs von Saragossa über die Ansprüche des aragonischen Königs an Murcia, sowie gemeinschaftlich mit dem Letzteren über die Rechte der Prinzen de la Cerda entscheiden solle. Dieser schiedsrichterliche Spruch ward 1305 in dem Städtchen Campillo gethan. Jakob erhielt eine Anzahl Städte in Murcia, und dem Prinzen Ferdinand de la Cerda wurden die gewöhnlichen Einkünfte eines spanischen Infanten, seinem älteren Bruder, Alphons, aber mehrere Städte und Lehensherrschaften zugesprochen, wogegen dieser den angenommenen Königstitel schon vorher hatte ablegen müssen. Der aragonische

König nahm den Vertrag von Campille an, Alphons de la Cerda aber kehrte, um durch den Inhalt dieses Vertrags nicht gebunden zu sein, noch vor der feierlichen Bekanntmachung dieses Vertrags unzufrieden nach Frankreich zurück, und erst einige Jahrzehnte später unterwarf sich sein ältester Sohn, der Stifter des herzoglichen Geschlechts von Medina Sidonia, den Bestimmungen von Campillo.

Ferdinand gerieth unmittelbar nach der Beilegung dieses Zwistes wieder mit Don Juan, mit Johann Nugnez de Lara und mit Lopez de Haro in Streit, und konnte sich nicht anders Ruhe verschaffen, als daß er die Habsucht aller drei Herren befriedigte. Hierauf bekriegte er in Gemeinschaft mit Jakob II. von Aragonien die Ungläubigen. Dieser Krieg wurde im Juli 1309 begonnen, und war anfangs glücklich; allein kaum hatte der auch als Astronom berühmte Muley Nazar, den die Mauren von Granada mit Verdrängung seines unfähigen Bruders auf den Thron erhoben, die Leitung übernommen, als die Aragonier vor dem belagerten Almeria geschlagen wurden, und eine im castilianischen Lager ausbrechende Uneinigkeit den König Ferdinand zum Frieden nöthigte. Muley bewilligte ihm, um sich seiner zu entledigen, gute Bedingungen, und nun mußten auch die Aragonier wieder nach Hause zurückkehren. Die Uneinigkeit unter den Castilianern war zunächst durch die Eifersucht Don Juan's auf Johann Nugnez de Lara und Lopez de Haro veranlaßt worden; Don Juan erneuerte gleich nachher seine Ansprüche an Biscaja, und der König Ferdinand wurde durch ihn in solche Verlegenheit gebracht, daß er ihn endlich meuchelmörderisch aus der Welt schaffen wollte. Sein Vorhaben ward jedoch verrathen, und da er überdies schon lange weder göttliche noch menschliche Gesetze scheute, so war er nach einer solchen Abscheulichkeit bald allgemein verhaßt. Er suchte sich dadurch zu helfen, daß er seinen Oheim beim Pabste des geheimen Einverständnisses mit den Ungläubigen anklagte. Der Pabst übertrug vier spanischen Bischöfen die Untersuchung; noch ehe diese aber ihren Auftrag zu Ende gebracht hatten, ward Ferdinand vom Tode übereilt (1312). Man fand ihn eines Tages todt im Bette liegend, und so groß war seine Grausamkeit gewesen, daß man seinen Tod für ein Werk der Rache hielt oder doch auf eine übernatürliche Weise mit einer von ihm begangenen Mordthat in Verbindung

brachte. Die maurischen Chronikschreiber nämlich behaupten geradezu, er sei ermordet worden, die spanischen dagegen erzählen, zwei Brüder Carvajal, welche er kurz vorher ohne Urtheil und Recht hatte hinrichten lassen, hätten ihn ebenso, wie zwei Jahre später der Großmeister des Tempelherrn-Ordens den französischen König (s. S. 18), vor Gottes Gericht geladen, und er sei an dem von ihnen bestimmten Tage eines plötzlichen Todes gestorben.

Der Sohn und Nachfolger Ferdinand's, Alphons XI., war bei seines Vaters Tod erst zwei Jahre alt, und da Ferdinand über die vormundschaftliche Regierung keine Verfügung getroffen hatte, so entstand alsbald heftiger Streit. Der Oheim des jungen Königs, Don Pedro, und sein Großoheim, Don Juan, bemächtigten sich der Regierung, die Sorge für seine Erziehung übernahm seine Mutter Constanza, welche jedoch schon im nächsten Jahre starb, und seine Großmutter Maria; diese hatte aber solche Noth, ihn gegen den gräßlichen Don Juan, der sich seiner Person bemächtigen wollte, zu schützen, daß der Bischof von Avila das Kind einst, um es vor ihm zu retten, in seine Kathedrale bringen mußte, welche, wie damals fast alle größeren Gebäude, zugleich eine Festung war. Alle Städte, alle Großen, alle Verwandten des königlichen Hauses, auch der jüngere, seit dem Vertrag von Campillo in Castilien einheimische und mächtige Prinz de la Cerda, nahmen Theil an dem Streit über die Reichsverwaltung. Von dieser selbst war keine Spur zu sehen: Ordnung und Zucht lösten sich völlig auf; Don Juan und Don Pedro bekriegten einander, jeder von einer Partei der Großen unterstützt; viele Städte und Stände blieben neutral und regierten sich einstweilen selbst; die Einkünfte der Krone wurden bald von diesem bald von jenem genommen, und da die Stände selten Geld bewilligten, so befand sich die Regierung in Mangel und Noth, während Städte, Corporationen und einzelne Große reich, wehrhaft und bis zur Ausgelassenheit frei waren. Um die Ordnung einigermaßen wieder herzustellen, kam man endlich auf den Gedanken, die Reichsverwaltung zu theilen, und zwar so, daß jedem der beiden Infanten die Herrschaft in der Gegend überlassen wurde, in welcher er den größten Anhang hatte; auf diese Weise ward Don Juan im Norden und Westen, Don Pedro aber, der als Jakob's II. Schwiegersohn auch

von Aragonien unterstützt wurde, im Süden und Osten Regent. Diese sonderbare Einrichtung ward 1315 auf einem Reichstag bestätigt, die Stände gewährten bei dieser Gelegenheit sogar zum ersten Male bedeutendere Steuern, und Pedro wurde dadurch in den Stand gesetzt, die inneren Streitigkeiten des Reiches Granada zu einem Kriege mit den Ungläubigen zu benutzen. Muley Nazar hatte, da er alle Geschäfte seinem verhaßten Vezier und zwei anderen Beamten überließ, große Unzufriedenheit erregt, und sein Neffe Ismael, der Sohn des Wali oder Fürsten von Malaga, hatte dies zu einem Versuche, ihn vom Throne zu stürzen, benutzt. Muley Nazar war hierauf 1312 von Ismael in einer Feldschlacht besiegt worden, und hatte bei Ferdinand IV., dem er damals huldigte und Geld zahlte, Hülfe gesucht, Ferdinand war aber, gerade als er für ihn zu Felde zog, vom Tode überrascht worden. Ismael hatte gleich darauf seinen Oheim noch einmal geschlagen und ihn genöthigt die Krone niederzulegen (1313). Der abgesetzte König unterhielt indessen seine Verbindung mit den Castilianern auch nachher, er machte vereint mit Pedro glückliche Streifzüge gegen Ismael, und auch als er 1314 starb, ward der Krieg von Don Pedro fortgesetzt. Dieser errang sogar 1316 einen glänzenden Sieg, verwüstete das Land des maurischen Usurpators auf unerhört grausame Weise, und ward zuletzt auch von Don Juan unterstützt, den der Pabst mit ihm ausgesöhnt hatte. Als beide Regenten von Castilien endlich einen großen Glaubenszug gegen Ismael rüsteten, verschaffte sich dieser durch Abtretung mehrerer Städte den Beistand des Beherrschers von Fezz, und lieferte dann den Christen am Flusse Xenil eine Schlacht, in welcher Don Juan und Don Pedro nicht nur eine völlige Niederlage erlitten, sondern auch selbst das Leben verloren (Juni 1319).

Die nächste Folge dieser Niederlage waren Raubzüge der Afrikaner in die castilianischen Grenzländer, sowie der Verlust der zuvor eroberten Plätze; die zweite und weit verderblichere Folge aber war der wieder erwachende Streit über die Regentschaft. Vier Infanten machten Anspruch an dieselbe, Philipp, der Oheim des unmündigen Königs, Johann Emanuel, ein Brudersohn von Alphons X., Johann der Garstige, ein Sohn des gebliebenen Don Juan, welcher von seiner Mutter Biscaja geerbt hatte, und Fer-

dinand, der jüngere von den beiden Prinzen de la Cerda, dessen Bruder in Frankreich eine bleibende Stätte gefunden hatte. Auf einem Reichstag in Burgos wurden zwar 1320 die beiden zuerst genannten Infanten zu Reichsverwesern ernannt; allein Johann der Garstige widersetzte sich diesem Beschluß, und wußte auch Ferdinand de la Cerda für sich zu gewinnen. Vergebens bemühte sich die alte Königin Maria, welche zwei Jahre später starb, dem verderblichen Kriege zwischen den Infanten ein Ende zu machen, vergebens suchte der Pabst durch sein geistliches Ansehen Frieden zu stiften; der Kampf dauerte fast ohne Unterbrechung Jahre lang fort, und die Stände suchten ihm endlich dadurch ein Ziel zu setzen, daß sie den König in seinem fünfzehnten Lebensjahre für mündig erklärten (1324). Leider waren aber die ersten Schritte der Männer, welche den unerfahrenen Jüngling leiteten, durchaus nicht geeignet, Zufriedenheit zu erwecken. Ein Jude ward an die Spitze der Finanzverwaltung gestellt, wiewohl freilich damals in der Regel Juden oder Mauren zum Rechnungswesen gebraucht wurden, weil die ganze Einrichtung der Kammerverwaltung und der Abgaben arabisch war; der junge König lockte, nachdem er sich mit Johann Emanuel's Tochter Constanza verlobt und dadurch diesen ganz in sein Interesse gezogen hatte, Johann den Garstigen an den Hof, ließ ihn bei einem Gastmahl tödten, und entriß seiner Familie ihr Erbland; bald nachher verstieß er, um sich mit der Tochter des Königs Alphons IV. von Portugal zu vermählen, seine Braut, und hielt sie in Haft, damit ihr Vater die ihm als Unterpfand der Vermählung eingeräumten Burgen wieder herausgebe (1328). Wegen der Ermordung Johann's suchte sich Alphons XI. nachher durch die feierlich gegebene Erklärung zu rechtfertigen, Johann sei ein Verräther gewesen; mit Johann Emanuel aber hatte er einen lange dauernden Krieg zu führen, der für das Land ungemein verheerend war, und in welchem der so schwer gekränkte Infant von seinem nächsten Verwandten, dem Könige von Aragonien, durch Truppen unterstützt ward. Ein Glück war es dabei für den König, daß sein Oheim Philipp, der ein treuer Verbündeter Johann Emanuel's war, bald nach dem Ausbruch des Krieges starb. Der verderbliche Kampf mit Johann Emanuel hörte selbst dann nicht auf, als die Günst-

linge und die drei Leiter des Königs, denen man alles Geschehene Schuld gab, Garcilasso de la Vega, Alvar Nugnez Osorio und der Almoxarif oder Finanzminister Don Joseph, auf gewaltsame Weise entfernt worden waren. Garcilasso, dem man vorzüglich die Ermordung Johann's und die treulose Politik gegen Johann Emanuel zuschrieb, ward nebst seinem Sohne von der Ritterschaft, bei welcher er Argwohn erweckt hatte, zusammengehauen. Osorio war durch Gewalt und Unrecht so reich und mächtig geworden, daß er beim König Besorgniß erregte; er knüpfte hierauf mit Johann Emanuel Verbindungen an, und ward deshalb mit Wissen und Willen des Königs hinterlistiger Weise ermordet; seine Besitzungen und Schätze zog Alphons ein. Den Finanzminister Don Joseph, welcher nicht blos, wie jeder Finanzbeamte im Mittelalter, schon als solcher, sondern auch als Jude allgemein verhaßt war, jagte Alphons zur großen Freude des Volkes ganz plötzlich fort, indem er ihn dabei ebenso behandelte, wie man noch gegenwärtig im Orient die reichsten Minister zu behandeln pflegt. Obgleich der junge König auf solche Weise die Schätze der Blutsauger an sich gerissen, und die Macht, die ihm selbst furchtbar geworden, zu der seinigen gemacht hatte, so behauptete sich Johann Emanuel dennoch unabhängig. Dieser schloß einen engen Bund mit dem Infanten Ferdinand de la Cerda und mit Johann Nugnez de Lara, der sich durch Heirath einen Anspruch an Biscaja verschafft hatte, und so groß war die vereinigte Macht der drei Herren, daß Alphons einen gegen Granada beschlossenen Zug nicht eher zu unternehmen wagte, als bis er durch Vermittelung eines Geistlichen Johann Emanuel für einige Zeit befriedigt hatte.

Ismael von Granada hatte durch seinen Feldherrn Othman oder Ozmin wiederholte siegreiche Züge in das castilianische Gebiet machen lassen, ward aber in Folge eines derselben um Thron und Leben gebracht. Es war nämlich unter Andern eine Christin von außerordentlicher Schönheit gefangen worden, welche Mohammed, ein Vetter Ismael's, für sich in Anspruch nahm. Als dessen ungeachtet Ismael sie in sein Harem bringen ließ, erschlug ihn der erbitterte Jüngling. Othman erhob hierauf in Verbindung mit dem Vezier den zwölfjährigen Sohn Ismael's, Mohammed, auf den Thron, zerfiel aber später mit demselben, und nöthigte ihn

dadurch, einen Waffenstillstand von Alphons XI. zu erkaufen. Einige Zeit nachher gerieth jedoch Othman mit seinen eigenen Söhnen in Streit, und jetzt begann der Vezier Redwan, dem sich Mohammed ganz überließ, den Krieg von neuem, wobei er sowohl von Afrika her durch den Sultan Abul Hassan Ali unterstützt ward, als auch mit Johann Emanuel und seiner Partei ein Bündniß schloß. Alphons XI. erhielt damals (1332) weder von den Aragoniern, noch von den Portugiesen Hülfe; die Ersteren hatten ihre Provinz Valencia gegen die Mauren zu schützen, und waren zugleich mit den Genuesen in einen Krieg verwickelt; Alphons IV. von Portugal aber war mit dem castilianischen König entzweit, weil dieser sich ganz und gar einer Geliebten, Eleonore de Guzman, hingab, dieselbe in jeder Hinsicht als Königin behandelte, und dagegen seine Gemahlin, die Tochter des portugiesischen Königs, auf kränkende Weise zurücksetzte. Im folgenden Jahre leisteten jedoch die Aragonier nachdrückliche Hülfe, und Mohammed sah sich durch innere Unruhen genöthigt einen Waffenstillstand zu schließen. Gleich nachher tödteten Othman's Söhne den König von Granada unter dem Vorwand, daß derselbe an seinem Glauben und an seinen Glaubensgenossen zum Verräther geworden sei; indessen sicherte Redwan dem Bruder desselben, Abul Hagiag, den Thron, und dieser bestätigte den Waffenstillstand. Auch Abul Hassan Ali ward durch Streitigkeit mit einem Nachbarstaat genöthigt, sein Heer aus Spanien abzurufen.

Alphons konnte jetzt daran denken, sowohl seine Feinde in Castilien zu verderben, als auch seinen Schwiegervater, der sich mit diesen verbunden hatte, zu bekriegen. Er verfuhr gegen die Ersteren ganz auf orientalische Weise; denn er wandte, um sich ihrer zu entledigen, nicht nur Güte oder offenen Kampf an, sondern brach auch ohne Bedenken die heiligsten Eide und Versicherungen. Alphons de la Cerda, welcher aus Frankreich zurückgekommen war, ließ sich durch eine Entschädigung abfinden, und blieb seitdem ruhig. Johann Nugnez de Lara erlag, obgleich er Biscaja besetzt hatte und zugleich von Johann Emanuel, von Portugal und selbst von Aragonien unterstützt ward, der Klugheit und den Waffen des Königs. Dieser bestätigte nämlich den Einwohnern von Biscaja alle ihre republikanischen Privilegien und sie huldigten ihm darauf

unter der berühmten Eiche von Guernica, unter welcher sie ebenso, wie die Ostfriesen bei den Eichen des Upstalbooms unweit Aurich, seit uralten Zeiten ihre Volksversammlungen hielten; dann eroberte er eine Burg des Landes nach der anderen, und als endlich (1336) auch die Hauptfestung, Lerma, in seine Gewalt gefallen war, trennte er Nugnez durch geheime Versprechungen von Johann Emanuel. Nugnez mußte, um das königliche Ansehen zu wahren, die Mauern mehrerer Städte schleifen und sich öffentlich vor Alphons demüthigen, ward aber gleich darauf mit Ehren und Würden beschenkt, und erhielt zuletzt auch das Fürstenthum Biscaja zurück. Ein anderer Gegner des Königs, Johann Alphons de Haro, ließ sich in eine Schlinge locken, und wurde dann hingerichtet. Johann Emanuel ward 1337 durch Vermittelung des Fürsten von Biscaja mit dem Könige ausgesöhnt, und blieb demselben seitdem treu. Der König von Portugal setzte den Krieg fort, und konnte ungeachtet aller Bemühungen des Pabstes Benedict XII. nicht zu einer Aussöhnung bewogen werden, weil er nicht allein in der Person seiner Tochter schwer beleidigt war, sondern weil auch Eleonore de Guzman den Sohn derselben der ihm zugetheilten Landschaften und Städte beraubte, und zum Besten ihrer eigenen Kinder von der Nachfolge auszuschließen trachtete. Erst als ein neuer Krieg mit den Mauren den christlichen Staaten große Gefahr brachte, verstand sich endlich der König von Portugal, durch seine so sehr gekränkte Tochter bewogen, zum Frieden (1339). Alphons von Castilien versprach, Eleonore de Guzman zu entfernen, seine Gemahlin als Königin zu behandeln und die seither gewaltsam zurückgehaltene Tochter Johann Emanuel's, welche mittlerweile mit dem Thronerben von Portugal verlobt worden war, zur Vermählung abreisen zu lassen.

Abul Hassan hatte, nachdem er einen Eroberungskrieg in Afrika beendigt, ungeheure Rüstungen gemacht und ein zahlreiches Heer nebst einer ansehnlichen Flotte nach Spanien geschickt, wo Abul Hagiag von Granada, der sonst seine Schätze lieber auf großartige Bauwerke und Stiftungen verwendete, seine Truppen zu dem Heer der Afrikaner stoßen ließ. Die Könige von Castilien und Aragonien vereinigten sich zur gemeinschaftlichen Abwehr der drohenden Gefahr, und alle Großen beider Länder erschienen mit ihren ritterlichen Vasallen, welche sie in den beständigen inneren Kriegen geübt und gebildet hatten, beim

Heere. Eine siegreiche Schlacht, in welcher achttausend Afrikaner und unter ihnen Abul Hassan's Sohn getödtet wurden, war die erste Frucht dieses allgemeinen Eifers. Gleich nachher setzte aber der afrikanische König mit einer neuen und viel größeren Heeresmacht nach Spanien über. Er vernichtete die ganze castilianische Flotte bis auf fünf Schiffe, und begann hierauf in Verbindung mit dem Könige von Granada die Belagerung von Tarifa. Jetzt erst ließ sich Alphons IV. von Portugal zum Frieden mit Castilien und zur Theilnahme am Krieg bewegen. Die Truppen der drei christlichen Staaten vereinigten sich hierauf, um durch eine Schlacht das bedrängte Tarifa zu retten. Sie stießen (October 1340) am Flüßchen Salado auf das Heer der beiden mohammedanischen Könige, und brachten demselben eine furchtbare Niederlage bei, obwohl die Versicherung der spanischen Chronikschreiber, daß dabei zweimalhunderttausend Ungläubige und blos fünfundzwanzig Christen umgekommen seien, nur bei denen, welche jenseit der Pyrenäen oder an der Garonne in Gasgogne zu Hause sind, Glauben finden kann. Jedenfalls war aber die Schlacht am Salado den Mohammedanern verderblicher, als alle früheren Niederlagen, und da nicht nur nach orientalischer Weise ein zahlreicher Troß aus Afrika mit herübergekommen war, sondern auch das Morden der Ungläubigen von den Christen als ein Verdienst und als ein Vergnügen angesehen wurde, so mag allerdings das Blutbad gräßlich genug gewesen sein. Auch machten die Sieger eine unschätzbar reiche Beute an Waffen, Kostbarkeiten und Geräthschaften, welche zwischen dem castilianischen und dem argonischen König getheilt ward, weil Alphons von Portugal sich mit dem erworbenen Ruhme begnügte und jeden Antheil an der Beute ausschlug. Übrigens erhielt auch der Pabst für den Eifer, mit welchem er die Spanier durch Briefe, Legaten und Kreuzpredigten unterstützt hatte, glänzende Trophäen des Sieges.

Die einzige unmittelbare Folge der Schlacht am Salado war der Entsatz von Tarifa; denn die Portugiesen und Aragonier kehrten sogleich nach Hause zurück, die castilianische Ritterschaft zerstreute sich, um die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen, und Alphons XI. mußte erst von seinen Ständen Geld zur Bezahlung seiner Streiter zu erhalten suchen. Doch eroberten die

Castilianer im nächsten Jahre mehrere Städte, und erfochten, durch genuesische Schiffe verstärkt, einen Sieg zur See. Diesen Sieg benutzte Alphons zu einem Angriff auf Algesiras. Zwei Jahre lang dauerte die Belagerung der Stadt, obgleich der König von Granada auch diesmal durch Abul Hassan unterstützt wurde; endlich (1344) mußte sich Algesiras ergeben, und es ward ein zehnjähriger Waffenstillstand geschlossen. Die Eroberung von Algesiras verlieh dem König Alphons XI. denselben Glanz, welcher Ferdinand's III. Regierung ausgezeichnet hatte; sie veranlaßte aber andererseits in Castilien auch die Einführung einer bis dahin unerhörten, drückenden Steuer, welche nachher bis auf unsere Tage beibehalten worden ist. Diese Steuer war, wie schon ihr Name Alcavala zeigt, von den Mauren entlehnt, und bestand in dem zwanzigsten Theile von allem, was verkauft ward. Eigentlich hatte sie nur zum Kriege gegen die Ungläubigen dienen und bei der Eroberung von Algesiras wieder abgeschafft werden sollen; sie ward aber, wie gesagt, als eine sehr einträgliche Abgabe beibehalten, und schadete dem Handelsverkehr in nicht geringem Grade. Am Ende seines Lebens machte Alphons von Castilien auch einen Angriff auf die Stadt Gibraltar. Er hatte sie bereits zum Äußersten gebracht, als ihn die Pest, die sich damals vom Orient her über den größten Theil von Europa verbreitete, hinwegraffte (1350).

4. Innere Angelegenheiten Aragoniens unter Alphons IV. und Peter IV.

Unter Jacob II. war zwar Sicilien an des Königs Bruder Friedrich II., welcher dort eine neue Dynastie gründete, abgetreten worden; unglücklicher Weise entriß aber Jacob den Pisanern die Insel Sardinien, und wurde dadurch genöthigt, Geld und Blut seiner Unterthanen nutzlos zu verschwenden. Die Behauptung dieser Insel nahm unter seinem Sohne, Alphons IV. (1327—1336), die Kräfte des Reichs in Anspruch, und verwickelte dasselbe in die Kriege der italiänischen Staaten. Doch ward Alphons noch weit mehr durch innere Streitigkeiten beschäftigt, welche in Aragonien bei einer ganz freien, fast republikanischer Verfassung, bei dem ritterlichen Trotz der Großen, bei dem stolzen Freiheitssinn der Bürger und Bauern und bei dem königlichen Übermuth der Re-

genten so häufig ausbrachen. Alphons war in erster Ehe mit einer Gräfin von Urgel vermählt gewesen, und hatte von derselben zwei Söhne, den nachherigen König Peter IV. und den Infanten Jakob. Der erstere war von den Ständen bereits zu seinem künftigen Nachfolger erklärt, als sein Vater die castilianische Prinzessin Eleonore zur Gemahlin nahm. Die Stände hegten nicht mit Unrecht die Besorgniß, daß Alphons, um die Kinder dieser Königstochter zu versorgen, den Reichserben beeinträchtigen möchte, obgleich er mit feierlichem Eide ein Reichsstatut beschwor, nach welchem er keine Stadt und kein Lehengut der Krone hätte veräußern dürfen. Schon im ersten Jahre nach seiner Vermählung schenkte er der Königin eine Stadt, dann ließ er sich auf Betreiben derselben von dem geleisteten Eid entbinden, und gab dem Sohne, welchen er von Eleonore erhalten hatte, den bedeutendsten Theil von Valencia. Schon rüsteten sich die Einwohner dieses Landes, um ihre Rechte zu vertheidigen, als der Statthalter desselben den König noch zu rechter Zeit überzeugte, daß seine Gemahlin aus ihrer Heimath ganz falsche Begriffe vom monarchischen Rechte in einem constitutionellen Staate mitgebracht habe. Alphons erneuerte daher das Reichsstatut, und der aragonische Geschichtschreiber legt ihm bei dieser Gelegenheit eine Äußerung in den Mund, in welcher er mit stolzem Sinne die Freiheit der Aragonier der Servilität des castilianischen Volkes entgegensetzt. Als nämlich Eleonore sagte, ihr Bruder in Castilien würde sich nie auf eine solche Weise gefügt haben, sondern vielmehr jedem, der ihm dazu gerathen, den Kopf abschlagen lassen, antwortete ihr Alphons, das lasse sich in Aragonien nicht thun, der König von Castilien gebiete über Unterthanen, der König von Aragonien aber über freie Staatsbürger.

Alphons scheint gleichwohl nachher diesen edeln und freien Worten entgegen gehandelt zu haben; denn er verfolgte Viele, welche auf die Zurücknahme der Schenkungen gedrungen hatten, und ließ mehrere von ihnen hinrichten. Die Unzufriedenen halfen sich damit, daß sie den Infanten Peter zu offener Feindschaft gegen seinen Vater und dessen Gemahlin trieben. Zwar wurden Vater und Sohn nachher mit einander wieder ausgesöhnt, aber zwischen dem Letzteren und der Königin dauerte die Feindschaft fort. Peter

hatte ganz offenbar die Absicht, beim Tode seines Vaters die Schenkungen desselben einzuziehen, und die Königin traf ihre Maßregeln, um ihn daran zu hindern. Sie verband sich zu diesem Zwecke mit einem der Großen, Peter von Ererica, und mit ihrem Bruder, dem König von Castilien.

Unter solchen Umständen bestieg Peter IV. 1336 den Thron. Seine lange Regierung (1336—1387) war ein fast ununterbrochener Krieg, in welchem er mit der Festigkeit und Ausdauer eines finsteren, kräftigen Despoten den ritterlichen Sinn seines freien Volkes zu beugen suchte. Sie begann mit einem Angriff auf die Besitzungen der verwittweten Königin und ihrer beiden Söhne, gegen welchen diese von den Castilianern und von Peter von Ererica unterstützt wurden. Zwei Jahre lang dauerte der Krieg, und er wäre noch länger fortgesetzt worden, wenn nicht die Rüstungen der Mohammedaner unter Abul Hassan (s. S. 376), welche das ganze christliche Spanien mit großer Gefahr bedrohten, den despotischen König zur Nachgiebigkeit gezwungen hätten. Er schloß einen Vertrag, und gestand in demselben nicht nur der Königin Wittwe und ihren Söhnen alle von ihrem Gemahl und Vater ihnen geschenkten Besitzungen zu, sondern gewährte auch dem Peter von Ererica Verzeihung und ließ die verhaßten Freunde der Eleonore frei. Doch erfüllte er die Bedingungen dieses ihm abgedrungenen Vertrages nur ungern und unvollständig.

Kriege mit den Mohammedanern, Streit mit und um Sardinien und Korsika beschäftigten hierauf den König, bis ein neuer Zwist mit seiner Familie große Bewegungen im Innern des Reiches hervorrief. Er wollte seiner Tochter Constanza wegen, welche lange sein einziges Kind blieb, das bestehende aragonische Erbfolgerecht umstoßen, das den Brüdern des Königs den Vorrang vor dessen Töchtern gewährte. Im Jahre 1347 erklärte er Constanza für seine Nachfolgerin, und verlangte nicht allein, daß ihr als solcher gehuldigt werde, sondern er entfernte damals auch alle höheren Beamten, die sich dessen weigerten, von ihren Stellen. Dieses Verfahren des Königs war zugleich ein schreiender Eingriff in das Recht seines Bruders Jakob und eine harte Tyrannei gegen die Reichsbeamten; die Verfassung von Aragonien bot aber dem Infanten und seinen Anhängern ein Mittel dar, sich gegen

despotische Willkür zu schützen. Die Aragonier hatten nämlich, wie die Polen, das Recht, Verbindungen zur Vertheidigung ihrer Rechte zu schließen, wenn sie dieselben von ihrem Könige beeinträchtigt glaubten. Die aragonischen Großen schlossen daher mit dem Infanten Jakob eine Union gegen Peter. Ihrem Beispiele folgten unmittelbar darauf die Barone von Valencia, wiewohl dort Peter von Exerica auch eine Conföderation zu Gunsten des Königs zu Stande brachte. Die beiden gegen den König gebildeten Verbindungen vereinigten sich sogar zu einer einzigen Union. Diese unterhandelte dann mit dem Könige, wobei die Unirten zwar alle Formen der Ehrfurcht und Ergebenheit wahrten, aber darum nicht weniger entschlossen und trotzig auftraten. Peter mußte eine große Reichsversammlung in Saragossa halten und der Union, welche auch die Ernennung seiner Räthe verlangte, nicht nur alles, was sie forderte, zugestehen, sondern sie sogar dadurch, daß er ihr viele Festungen zum Unterpfand übergab, als eine rechtmäßige Macht neben der seinigen anerkennen. Seine Zugeständnisse waren jedoch durch die Noth erzwungen, und zwei von seinen Anhängern, der Erzbischof von Tarragona und der Majordomus, Bernardo de Cabrera, gaben ihm einen scheinbaren Rechtsgrund zum Eidbruch an die Hand, indem sie behaupteten, es verstehe sich bei allen Versprechungen des Königs ganz von selbst, daß dieselben nur in so fern gültig seien, als sie mit den monarchischen Einrichtungen und den Grundgesetzen des Reichs übereinstimmten. Zugleich gelang es dem Cabrera, einen Theil der aragonischen Ritterschaft von der Union abzuziehen und zu einer Gegenverbindung zu bewegen. An dieser Conföderation, welche die Sache der Monarchie gegen die Vielherrschaft vertheidigen wollte, nahm auch der mächtigste unter den aragonischen Großen, Lopez de Luna, Theil; jedoch knüpfte derselbe seinen Beitritt an die ausdrückliche Bedingung, daß nicht nur alle bestehenden Rechte und Freiheiten der Aragonier aufrecht erhalten würden, sondern daß auch ihm selbst seine zu diesem Zwecke geschlossene Verbindung mit der Union vorbehalten bleibe. Auch die Catalonier zeigten sich dem König ergeben.

Jetzt suchte Peter einen Rechtsgrund, um seine Anhänger gegen die Union ins Feld führen zu können. Er fing wohl hauptsächlich

aus dieser Ursache in der Versammlung der aragonischen Stände einen heftigen Zank mit seinem Bruder Jakob an, und es wäre dabei vielleicht zu einem blutigen Kampfe der beiden Parteien gekommen, wenn sich damals nicht gezeigt hätte, daß die Mitglieder der Union einander selbst nicht recht trauten. Die Ständeversammlung ward unfreundlich entlassen, und Peter begab sich hierauf nach Barcellona, um die Catalonier gegen die Union von Aragonien und Valencia in Bewegung zu setzen. Er hatte kaum die catalonischen Stände zusammengerufen, als auch sein Bruder Jakob mit vier Abgeordneten der Union von Valencia auf dieser Versammlung erschien. Der Infant starb jedoch unmittelbar nach seiner Ankunft. Man schrieb den plötzlichen Tod desselben allgemein der Veranstaltung des Königs zu, und es ist nach allen Anzeichen in der That höchst wahrscheinlich, daß Peter seinen Bruder hatte vergiften lassen. Jetzt brach in allen drei Reichen der Bürgerkrieg aus, bei welchem die catalonischen Stände nicht gerade bedeutende Anstrengungen für das monarchische Princip ihres Königs machten, dieser aber dagegen um so mehr durch die zu seinen Gunsten in Valencia und Aragonien gebildeten Conföderationen unterstützt ward. Seine Gegner ließen den älteren Sohn der Eleonore, Ferdinand, aus Castilien kommen, um ihn an Jakob's Stelle der Tochter des Königs entgegenzusetzen. Nachdem Peter eine Zeitlang ohne Glück gestritten hatte, sah er sich endlich genöthigt, der Union von Aragonien und Valencia nachzugeben und sogar Ferdinand als seinen Nachfolger anzuerkennen. Die Gegen-Union jedoch, welche nach und nach stärker geworden war, setzte unter wechselndem Glücke den Kampf fort. Er selbst nahm dabei die Miene an, als wenn er zwischen beiden Theilen neutral bleiben wolle, bis endlich Lopez de Luna eine Macht zusammengebracht hatte, welche der Union überlegen war. Jetzt erklärte Peter die Sache desselben wieder öffentlich für die seinige. Lopez erfocht gleich darauf in der Schlacht bei Epila (1348) einen Sieg, der den Ausgang des Krieges entschied; denn die Union erlitt eine so furchtbare Niederlage, daß es dem Könige leicht ward, den Bund seiner Gegner zu sprengen. Die vornehmsten Herren der Union wurden gefangen, auch Ferdinand fiel in die Gewalt der Hülfstruppen, welche Alphons XI. von Castilien dem König Peter

gesandt hatte, er ward aber von diesen sogleich nach Castilien geschickt, weil sie mit Recht fürchteten, sein grausamer Stiefbruder möchte ihn ermorden lassen.

Der Sieg bei Epila stellte nicht blos das königliche Ansehen in Aragonien wieder her, sondern er hatte auch eine wesentliche Verbesserung der Reichsverfassung zur Folge. Peter ließ durch den Justicia ein Gericht halten und nach dem Urtheilsspruche desselben viele Glieder der ersten Familien Aragoniens hinrichten. Hierauf wurden vor den versammelten Cortes zuerst die der Union ertheilten Privilegien, durch welche in Aragonien ebenso, wie in Ungarn und Polen, eine ritterliche Anarchie hatte eingeführt werden sollen, vernichtet, und der König selbst zerschnitt eines derselben mit eigener Hand. Nachdem so das gesetzlich anerkannte Waffenrecht der Großen aufgehoben war, wurde nicht nur eine allgemeine Amnestie verkündet, sondern auch das Verhältniß zwischen König und Volk auf gesetzmäßige Weise bestimmt und durch einen von Peter geleisteten Eid alle wesentlichen Rechte der Nation gesichert. Der König schwor nämlich vor den Ständen, daß er die bestehenden Gesetze, sowie die Freiheiten und Gewohnheiten des Landes beobachten wolle, und daß ohne ordentlichen gerichtlichen Proceß niemand an Leib und Leben gestraft oder gefangen gehalten werden solle. Zugleich ward von den Ständen beschlossen und vom Könige genehmigt, daß denselben Eid alle künftigen Könige und alle Reichsbeamten leisten sollten. Endlich erhielt damals der Justicia von Aragonien das große Ansehen, durch welches sein Amt als eine zwischen König und Ständen und zwischen diesen selbst richtende Gewalt sowohl für beide Theile, als auch für die Ruhe des Reiches und für die Freiheiten der Nation erst recht wohlthätig geworden ist. Von dieser Zeit an kam es, wie der Geschichtschreiber Zurita sagt, in Aragonien dahin, wohin man es während des Mittelalters im ganzen übrigen Europa niemals bringen konnte, daß nämlich Gesetze und richterlicher Spruch mehr vermochten, als die Gewalt der Waffen.

Als Peter mit den Unirten in Aragonien fertig war, wandte er sich gegen die Union von Valencia. Auch diese erlag ihm trotz aller ihrer Tapferkeit in mehreren Gefechten, die Hauptstadt des Landes mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben, und der

grausame Tyrann würde, wie er selbst in den von ihm hinterlassenen Denkwürdigkeiten ausspricht, die größte Stadt seiner Reiche und eine der schönsten und volkreichsten des damaligen Europa überhaupt dem Erdboden gleich gemacht und diesen, damit er unbebaut bliebe, mit Salz bestreut haben, wenn ihn nicht die dringenden Vorstellungen seines Staatsrathes auf andere Gedanken gebracht hätten. Auffallend wird es in unseren Zeiten, wo dergleichen nicht selten ist, keineswegs scheinen, daß Peter nach seinem Einzuge in Valencia in der Kathedrale der Stadt eine lange Rede über seine Barmherzigkeit hielt, und dennoch, wie er selbst in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, gleich darauf eine Anzahl Unirte mit kannibalisch ausgesonnener Grausamkeit zu Tode quälen ließ. Einigen von ihnen wurde glühendes Metall von der Glocke, welche die Glieder der Union zur Versammlung gerufen hatte, in den Mund gegossen. Als diese Hinrichtungen geschehen waren, ward er nach dem von ihm selbst gebrauchten Ausdruck gnädig, weil nach der Ausrottung der Unirten Stille im Lande gewesen sei. Um dieselbe Zeit besiegelte der grausame Tyrann auch die Ausrottung der aragonischen Nebenlinie von Majorca durch die Hinrichtung seines Anverwandten Jacob II., dessen unglückliches Schicksal bereits oben (S. 276) dargestellt worden ist. Der Sohn dieses hingerichteten Königs, Jacob III., nahm den ihm überlassenen leeren Königstitel an, und ward nachher in Castilien und Neapel eine bedeutende Person.

5. Portugal, Castilien und Aragonien bis auf den Tod Peter's des Grausamen.

In Portugal und Castilien drehte sich in jenen Zeiten das Schicksal des Reiches hauptsächlich um die Vielweiberei, welche an den Höfen beider Länder ebenso eingeführt war, wie bei den früheren maurischen Fürsten von Spanien oder bei den Merowingern (s. Th. V. S. 317 f.), und dort ebenso, wie in dem Reiche der Letzteren, blutige Kriege veranlaßte. Dionysius von Portugal (s. S. 358) gerieth mit seinem Sohne, Alphons IV., in Streit, weil er zum Nachtheil desselben seinen Nebensohn, Alphons Sanchez, auf jede Weise bevorzugte. Es entstand daraus zweimal ein Krieg zwischen Vater und Sohn, und Portugal zerfiel in zwei

Theile, deren einer von Dionysius und Alphons Sanchez, der andere von Alphons besetzt ward. Beide Male kam es zwar zu einer Aussöhnung, der Streit würde aber wohl auch zum dritten Male ausgebrochen sein, wenn nicht Dionysius 1325 gestorben wäre.

Die Thronbesteigung des Königs Alphons IV. (1325—1357) führte sogleich einen neuen Krieg mit Alphons Sanchez herbei; es gelang aber der Königin Wittwe, die beiden Halbbrüder miteinander auszusöhnen, und Alphons Sanchez, der jedoch einige Jahre nachher starb, ward sogar der Vertraute des Königs. Es war hohe Zeit gewesen, daß der Bürgerkrieg aufhörte; denn die Nation befand sich im Zustande der Auflösung und Verwilderung, und König Alphons hatte große Mühe, das Faustrecht wieder abzuschaffen, welches in Portugal ebenso, wie in Deutschland, herrschend geworden war. Nachdem ihm dies gelungen war, suchte er sich durch eine doppelte Heirath mit Castilien enge zu verbinden; er vermählte seine Tochter Maria mit dem castilianischen König Alphons XI., und verlobte seinen Sohn Peter I. mit Blanca, der Tochter eines Infanten von Castilien. Diese zwiefache Verbindung ward aber gleich anfangs eine Quelle unversöhnlicher Feindschaft der beiden Nachbarstaaten. Alphons von Castilien mishandelte um seiner Geliebten, Eleonore de Guzman, willen seine Gemahlin, und veranlaßte dadurch den König von Portugal, auch die für seinen Sohn bestimmte castilianische Prinzessin zu verstoßen und diesen dagegen mit Constanza, der Tochter von Alphons XI. Feind, Johann Emanuel, zu verloben. Bei dem Heirathsvertrag mit dem Letzteren ward eine Bedingung gemacht, wie sie nur im Orient, wo die Vielweiberei herrschend ist, die regierenden Herren von Unterthanen, denen sie ihre Töchter verloben, zu fordern pflegen; Peter mußte sich nämlich in einem besonderen Artikel verpflichten, keine andere Gemahlin neben der Constanza zu haben und diese allein als solche zu behandeln. Daß der König von Castilien Peter's Braut lange Zeit an der Abreise nach Portugal hinderte, ist bereits gesagt worden; es bedurfte besonderer Unterhandlungen, an welchen auch der König von Aragonien Theil nahm, bis die Trennung des Verlöbnisses der Blanca zugestanden und Constanza aus Castilien entlassen wurde. Das Schicksal der Letzteren war ebenso traurig, als das der portugies-

ischen Infantin Maria in Castilien. Wie diese von ihrem Gemahl und dessen Nebenweib, Eleonore de Guzman, hart und kränkend behandelt wurde, so erhielt Constanza bald nach der Vermählung (1340) an der von ihr mitgebrachten Hofdame, Ignez de Castro, eine Nebenbuhlerin, welche ihr das Leben sehr verbitterte. Ihr Loos war um so trauriger, da Ignez de Castro ihr nicht blos als Verwandte, sondern auch als Freundin nach Portugal gefolgt war. Constanza starb 1345 im tiefsten Kummer, und so groß war damals der Unfug mit der Vielweiberei in jenen Ländern, daß von diesem Augenblicke an die ganze Geschichte von Portugal zwanzig Jahre hindurch eine Geschichte der Ignez de Castro ist. Auch in Castilien drehte sich unter Alphons XI. und unter seinem Sohne Peter dem Grausamen das Schicksal des Reiches um die Geschichte der königlichen Geliebten und ihrer Kinder. Überhaupt gleicht die damalige Geschichte von Castilien, Portugal und Aragonien während einer Reihe von Jahren ganz der Geschichte der Pelopiden oder der Merowinger (s. Th. I. S. 177 und 204 und Th. V. S. 316 f.).

Mitten in dieser anscheinend traurigen Zeit wetteiferten die Portugiesen und Castilianer um den Ruhm, neue Länder im Weltmeer zu entdecken und zu erobern. Besonders zeichneten sich die Ersteren unter Alphons IV. durch einen Unternehmungsgeist und durch eine Ausbreitung der Schifffahrt und des Handels aus, die uns kaum glaublich wären, wenn sie nicht durch ausdrückliche Zeugnisse bekundet würden. Der Pabst gerieth sogar darüber mit Portugal in Streit, weil er sich damals schon für den rechtmäßigen Eigenthümer aller neu entdeckten heidnischen Länder ausgab. Die Portugiesen entdeckten nämlich unter Alphons die canarischen Inseln, und der Pabst ließ sich einfallen, diese gleich einem Reiche im Monde an einen halb französischen, halb spanischen Prinzen, Ludwig von Clermont, den Sohn des bekannten spanischen Prätendenten Alphons de la Cerda, zu verschenken. Die Könige von Portugal und Castilien widersetzten sich jedoch dieser Anmaßung, und da Ludwig weder Geld noch eine hinreichende Kriegsmacht hatte, um die Inseln erobern zu können, so zerrann die päbstliche Schenkung in ein Nichts. Übrigens erfahren wir durch einen aragonischen Chronikschreiber, daß auch die Portugiesen die Schiff-

fahrtkunst von den Genuesen erlernt hatten und bei ihnen Schiffe und Admiräle mietheten.

In Castilien folgte auf Alphons XI. (1350) dessen Sohn Peter der Grausame, welcher damals noch nicht ganz sechszehn Jahr alt war. Dieser begann seine Regierung mit Freveln und Verbrechen, und der Fortgang derselben entsprach bis zu seinem Tode dem Anfange so sehr, daß Peter mit vollem Recht den angegebenen Beinamen erhalten hat. Doch macht der spanische Geschichtschreiber Mariana in Bezug auf die Grausamkeiten vieler südeuropäischen Fürsten des Mittelalters überhaupt die richtige Bemerkung, daß in Italien und Spanien der Übermuth der verwilderten Ritterschaft nur durch mörderische Mittel bekämpft werden konnte. Auch darf nicht übersehen werden, daß die Chroniken, welche Peter's Geschichte erzählen, unter einer ihm feindlichen Dynastie geschrieben worden sind, und Alles im ungünstigsten Lichte und mit der Absicht, das Gemüth des Lesers gegen den Tyrannen zu erbittern, dargestellt haben. Freilich bleibt Peter nichts desto weniger ein Ungeheuer. Sein Vater hatte mit verschwenderischer Hand Grafschaften, Städte und Reichthümer an die Kinder der Eleonore de Guzman verschenkt, dies veranlaßte gleich nach Peter's Thronbesteigung eine grausame Verfolgung der Eleonore und ihrer Kinder. Diese Verfolgung ging indessen nicht sowohl von dem jungen König, als vielmehr von dessen Mutter, der portugiesischen Prinzessin Maria, aus, welche mit der Wuth einer Furie ihre Nebenbuhlerin zu quälen und zu verderben suchte. Die von Alphons begonnene und dem erwünschten Ziele bereits nahe gebrachte Belagerung von Gibraltar (s. S. 378) ward sogleich aufgegeben, damit der junge König nach Sevilla gehen und die verhaßte Eleonore aus ihrem Zufluchtsorte an den Hof locken könne, wo sie gemordet werden sollte. Eleonore ging in die ihr gelegte Schlinge, wurde festgehalten und nachher auf Veranstalten der rachsüchtigen Königin Mutter hingerichtet. Sie hinterließ sieben Söhne und eine Tochter; diese waren insgesammt von ihrem Vater reichlich bedacht worden, am meisten der älteste Sohn, Heinrich, welcher den dem königlichen Hause vorbehaltenen Titel eines Grafen von Trastamara führte. Auf die Ermordung der Eleonore folgten sogleich andere Gräuelthaten, und wiewohl man

diese anfangs weniger dem Könige zuschrieb, als vielmehr seiner Mutter und ihrem treuen Anhänger, Johann Alphons von Albuquerque, so zeigte sich doch bald, daß Peter nicht blos zu Gräueln erzogen, sondern auch mit einer unmenschlichen Seele geboren sei. So groß auch die Entartung der spanischen Fürsten jener Zeit war, so übertraf doch Peter durch seine Tiger-Natur und durch die Dauer seiner Tyrannei sogar die Despoten des Orients. Er beging unerhörte Freveltaten, trotzte allen göttlichen und menschlichen Gesetzen, und blieb nichts desto weniger vierzehn Jahre lang allen seinen Gegner überlegen; ja, er hätte sich auch zuletzt noch gegen sie behauptet, wenn er nicht für jeden guten Rath taub gewesen wäre. Seine Geschichte zeigt uns übrigens, wie die der Visconti (s. S. 331 u. 358), besonders deutlich, daß die Päbste zwar frommen und schwachen Regenten ungemein furchtbar waren, gegen gottlose und zugleich kräftige Tyrannen aber weder der Religion noch der gedrückten Menschheit zu helfen vermochten. Alle päbstlichen Ermahnungen, Drohungen und Interdicte scheiterten an Peter's unbeugsamen Sinne; der Pabst mußte sogar, um das Übel nicht noch ärger zu machen, alles, was er gegen ihn gethan hatte, wieder zurücknehmen und einen Schleier darüber werfen, daß sich der König von Castilien weder um ihn, noch um die christliche Religion bekümmerte.

Peter's Mutter Maria und Johann Alphons von Albuquerque, welche seine ersten Schritte auf der Bahn der Verbrechen leiteten, brachten durch den Versuch, ihn vermittelst neuer Bande ganz an sich zu fesseln, bald sich selbst um ihren Einfluß. Maria bewog ihren Sohn, um an Frankreich eine Stütze zu erhalten, zu einem Ehebündniß mit Blanca, der Tochter des Herzogs von Bourbon; Albuquerque führte dem Könige, als derselbe sich in Maria de Padilla, die Tochter eines castilianischen Großen, verliebt hatte, diese zu, um dadurch seinen Einfluß zu befestigen. Beide täuschten sich: die Mutter ward dem Sohne wegen der von ihr eingeleiteten Heirath tödtlich verhaßt, und Albuquerque sah sich bald durch die Verwandten der Padilla verdrängt. Nur mit Widerstreben entschloß sich Peter zur Vermählung mit Blanca, nachdem diese Prinzessin bereits vier Monate vorher in Valladolid, der damaligen Hauptstadt des Reiches, angekommen und Peter die ganze Zeit über absichtlich

im Süden geblieben war. Schon am nächſten Tage nach der Hochzeit verſtieß er die neue Gemahlin wieder und kehrte zur Padilla zurück. Bald darauf ließ er Blanca in Haft nehmen und ſo ſtrenge bewachen, daß ſogar ſeine Mutter ſie nicht beſuchen durfte. Die unglückliche Fürſtin war nachher in Folge dieſer abſcheulichen Behandlung bis zu ihrem Tode der Mittelpunkt aller Unruhen im Reiche. Zuerſt benutzte Albuquerque ihr Mißgeſchick, um ſich den Einfluß wieder zu verſchaffen, den er durch die Verwandten der Padilla, beſonders durch ihren Oheim, Ferdinand de Hineſtroſa, verloren hatte. Er machte mit dem Großmeiſter des Calatrava-Ordens und vielen anderen angeſehenen Herren eine Verſchwörung, deren ausgeſprochener Zweck darin beſtand, daß man den König zwingen wollte, Blanca wieder als Gemahlin anzunehmen. Die Sache wurde jedoch entdeckt, und der König benutzte ſie, um gegen die caſtilianiſchen Großen zu wüthen. Albuquerque ſelbſt und der Großmeiſter waren glücklich genug geweſen, über die Grenze zu entkommen; Peter nahm aber dafür an den unſchuldigen Unterthanen des Erſteren Rache, und ließ den Letzteren, nachdem er ihn durch Verſtellung zur Rückkehr bewogen hatte, in Haft nehmen und ſo lange peinigen, bis derſelbe das Großmeiſterthum niedergelegt hatte. An ſeiner Stelle mußte das Ordenskapitel den Bruder der königlichen Geliebten, Diego de Padilla, wählen. Dieſer neue Großmeiſter regierte nachher das Reich in Verbindung mit ſeinem Oheim Hineſtroſa. Ein anderer Bruder ward, obgleich er ſeiner unehelichen Geburt wegen und als verheiratheter Mann aus kanoniſchen Gründen gar nicht wahlfähig war, durch den Willen des Königs zum Großmeiſter des Ordens von St. Jago gemacht, nachdem der bisherige Großmeiſter dieſes Ordens, ein Sohn der Eleonore de Guzmann, gewaltſam abgeſetzt worden war.

Um die Gebote der Religion und der Kirche bekümmerte ſich der König Peter ebenſo wenig, als um die Geſetze und Gefühle der Menſchlichkeit. Dies zeigt ſich beſonders bei Gelegenheit einer neuen Liebſchaft, welcher Peter zu derſelben Zeit nachhing, als Padilla über ihr Verhältniß zum König plötzlich Reue fühlte oder heuchelte und den Entſchluß faßte, ſich in ein Kloſter zurückzuziehen. Er hatte ſich in Johanna de Caſtro, die junge Wittwe des

Diego de Haro, Fürsten von Biscaja, verliebt, und als diese dem Antrage zu einer ungesetzlichen Verbindung widerstand, machte er ihr, um seinen Zweck zu erreichen, einen förmlichen Heirathantrag, obgleich er mit der damals noch lebenden Blanca gesetzlich vermählt war und, wie er selbst später eidlich versicherte, auch mit Padilla insgeheim einen ehelichen Bund geschlossen hatte. Die verblendete Fürstin ließ sich weder durch den Charakter des Wütherichs, noch durch das Schicksal der Blanca abschrecken, und ging auf Peter's Antrag ein. Dieser fand zwei Bischöfe, die sich, entweder um dem König gefällig zu sein oder durch seine Drohungen geschreckt, dazu hergaben, die Vermählung mit Blanca für ungültig zu erklären, und ein dritter Geistlicher trug, auf diese Erklärung gestützt, kein Bedenken, die neue Ehe einzusegnen. Der Pabst Innocenz VI. sandte freilich auf die Nachricht davon sehr heftige Schreiben an den König und an die beiden Bischöfe; Peter fragte aber so wenig nach seinem Zorn, daß er vielmehr die neue Gemahlin gleich nach der Trauung wieder verstieß und zur Padilla zurückkehrte, deren Bußfertigkeit nur eine dem Pabst gespielte Posse gewesen zu sein scheint. Das Letztere ist um so wahrscheinlicher, da der Tyrann kurz vorher den Pabst Innocenz VI. auf eine noch empörendere Weise betrogen hatte. Als nämlich Innocenz den Versuch gemacht hatte, durch drohende Schreiben die Verbindung mit der Padilla aufzulösen, hatte Peter einen marokkanischen Prinzen zu einer scheinbaren Bekehrung und zur Absendung eines heuchlerischen Schreibens an Innocenz bewogen, und dann mit Beziehung darauf den Pabst gebeten, ihm selbst geistliche Subsidien zu gewähren und die Fahne der römischen Kirche zu überschicken, damit er zur Ausbreitung des christlichen Glaubens einen großen Kreuzzug zu Stande bringe. Der Pabst hatte, als er den Lügenbrief erhielt, sogleich allen Groll vergessen, und nicht nur an Peter freundlich und ermunternd, sondern auch an den mohammedanischen Schelm, dessen sich dieser zu seinen Zwecken bediente, mit wahrhaft possierlicher Freudigkeit geschrieben. Freilich erkannte Innocenz den Betrug bald, und ließ ein Interdict gegen Peter ergehen; die Castilianer waren aber so verwildert, und es stand bei ihnen so schlimm um das Christenthum, daß Innocenz bei diesem Schritte die größte Vorsicht anwenden mußte, um nicht dem

christlichen Cultus selbst zu schaden: er empfahl seinem Legaten, das Interdict wieder aufzuheben und völlige Absolution zu ertheilen, sobald der König und seine Geliebte auch nur äußerlich Reue zeigten.

Wenn auf diese Weise der Zorn des Pabstes dem gottlosen Tyrannen wenig furchtbar war, so schreckte ihn um so mehr eine Verbindung, welche gleich nach der Verstoßung der Johanna de Castro in seinem Reich entstand. Die mächtigen Familien der Castro und Haro schlossen, um die Entehrung der Johanna zu rächen und dem jungen Wüstling Schranken zu setzen, mit anderen Großen und mit dem aus der Fremde zurückkehrenden Albuquerque einen Bund, an dessen Spitze Heinrich von Trastamara gestellt wurde. Auch die sogenannten freien Städte Castiliens oder die achtzehn Städte, welche auf den Reichsversammlungen gleiche Rechte mit dem hohen Adel hatten, schlossen sich an den Bund an, und dieser gewann dadurch, daß er der Blanca Sache zu der seinigen machte, sowohl den König von Frankreich, als auch den Pabst. Die Verbündeten verlangten mit den Waffen in der Hand, daß Peter Blanca wieder als Gemahlin annehme und Padilla nebst allen ihren Verwandten vom Hofe und von den Ämtern entferne. Er wies ihre Forderung stolz zurück, sah sich aber bald aufs Äußerste gebracht. Blanca wußte sich zu Toledo, wo sie seit kurzem gefangen saß, in eine heilige Freistätte zu flüchten, und wurde dann von den Bürgern der Stadt in Schutz genommen; zwei Infanten, die es bisher mit dem Könige gehalten hatten, verließen ihn; sein treuester Anhänger, Hinestrosa, gerieth in Gefangenschaft; Peter selbst wurde in einer Stadt enge eingeschlossen und zuletzt genöthigt, sich nach Toro zu den Verbündeten zu begeben und mit ihnen zu unterhandeln. Diese sahen ihn als ihren Gefangenen an, und er schien jetzt unrettbar verloren zu sein; er half sich aber durch seine gewöhnlichen Mittel, Verstellung, Grausamkeit und Verrath. Er gab allem, was man verlangte, nach, machte auf diese Weise seine Feinde sicher, und gewann dann, um die Stimmung des Volkes zu seinen Gunsten zu ändern und den Bund zu trennen, durch feierliche Versprechungen den Pabst. Er hatte ganz richtig gerechnet; denn bald folgte seine Tante Eleonore, die verwittwete Königin von Aragonien, mit ihren Söhnen dem Beispiele des Pabstes, und die allgemeine Ständeversammlung wurde in die

Stadt Burgos verlegt, deren Bürgerschaft die Toledaner bitter haßte und nicht ungern sah, wenn diese den Zorn des Königs fühlen mußten. Noch ehe die Reichsversammlung eröffnet wurde, ersah sich Peter auf einer Jagd die Gelegenheit, aus der Gewalt der Verbündeten zu entfliehen. Hierauf mußte sein Schatzmeister der Jude Simeon Levi, durch gerechte und ungerechte Mittel für die Herbeischaffung von Geldsummen sorgen, mit denen er sich Söldner und Anhänger erkaufte. Als die Reichsversammlung gehalten wurde, wagten nur wenige von den Verbündeten derselben beizuwohnen; in um so größerer Zahl erschienen die Anhänger Peter's, und diese bewilligten ihm, nachdem er versprochen hatte, Blanca wieder als Gemahlin anzunehmen, Geld und Truppen zum Kampfe gegen seine Feinde. Er wandte sich zuerst voll Rachgier gegen die Stadt Toledo. Sie erlag der Übermacht und floß bald in Blut. Die unglückliche Blanca riß der Wütherich aus ihrer heiligen Freistätte; er konnte zwar wegen des in Burgos gegebenen Versprechens nicht wagen, sie sogleich zu ermorden, ließ sie aber nach Siguenza in Verwahrung bringen und dort später erdrosseln. Von Toledo richtete Peter seinen Rachezug gegen die Stadt Toro, in welcher Heinrich von Trastamara die Hauptmacht der Gegner vereinigt hatte. Hier fand er mehr Widerstand, doch mußte auch diese Stadt nach einer über ein Jahr dauernden Belagerung ihre Thore öffnen (1356). Heinrich und seine Freunde retteten sich hierauf in das Ausland, und der Tyrann war bald wieder Herr des ganzen Reiches.

Gegen Peter IV. von Aragonien unterstützte der castilianische König die Ansprüche des Halbbruders desselben, Ferdinand (s. S. 382); es bestand deshalb zwischen beiden Fürsten Feindschaft, und die Unzufriedenen unter Heinrich von Trastamera fanden dort stets Aufnahme. Peter IV. hatte aber zugleich auch mit den Genuesen und in Sardinien Krieg zu führen, und sah sich dadurch mehrmals zu einem Waffenstillstand genöthigt, welcher dann jedes Mal benutzt ward, um die ritterliche Militärherrschaft fester zu begründen. Endlich rief ein Vorfall, den der castilianische König für eine persönliche Beleidigung nahm, einen bedeutenden Krieg hervor. Der König von Frankreich erbat sich nämlich wegen seines Krieges mit England von dem Beherrscher Aragoniens catalonische

Schiffe und Seeleute, welche damals zu den vorzüglichsten in Europa gehörten. Peter IV. schickte ihm eine kleine Flotte, welche durch die Meerenge von Gibraltar nach der Seine-Mündung segeln sollte. Unterwegs traf der aragonische Admiral in einem castilianischen Hafen zwei genuesische Handelsschiffe, und erklärte sie als Fahrzeuge einer feindlichen Macht für gute Prise. Dadurch und durch Gewaltthätigkeiten, die jener Admiral nachher an der Nordküste von Spanien übte, fühlte sich Peter von Castilien empfindlich beleidigt. Er ließ sogleich auf alles aragonische und catalonische Eigenthum Beschlag legen, verlangte zu seiner Genugthuung die Auslieferung des aragonischen Admirals, und begann, als diese verweigert ward, einen Krieg, welcher mit einigen kurzen Unterbrechungen viele Jahre hindurch geführt ward. Während dieses Krieges bilden die Gräuelthaten der drei kräftigen Tyrannen, welche damals Castilien, Aragonien und Portugal beherrschten, den Hauptinhalt der Geschichte der drei Reiche. Einige derselben müssen hier erzählt werden, um den Charakter jener Zeiten, Gegenden und Regenten anschaulich zu machen. Wir beginnen mit Castilien.

Unmittelbar nach der Eroberung von Toro suchte Peter der Grausame die Gefangenschaft eines seiner Halbbrüder, Johann, zu benutzen, um sich der wegen ihrer Schönheit berühmten Gemahlin desselben zu bemächtigen. Er ließ ihr sagen, daß, wenn sie recht eilig zu ihm nach Sevilla komme, ihr Gemahl ihr übergeben werden solle, schickte aber sogleich einen Eilboten ab, um Johann tödten und seinen Leichnam der betrogenen Frau überliefern zu lassen. Diese ahnte jedoch des Königs Absicht, floh in ein Kloster, und soll sich, als der König sie hier aufsuchte, furchtbar entstellt haben, damit sie nicht ein Opfer seiner Wollust werde. Einen anderen Halbbruder, den ehemaligen Großmeister des Ordens von St. Jago, ließ er mit Keulen erschlagen, weil er ihn zugleich mit Johann von Aragonien, einem Sohne der nach Castilien geflüchteten Stiefmutter Peter's IV., verrätherischer Absichten beschuldigte. Johann von Aragonien aber, der in seine Heimath geflohen war, ließ sich durch die hinterlistigen Vorspiegelungen des Tyrannen zur Rückkehr nach Castilen verlocken, und ward vor Peter's Augen erschlagen. Die Gemahlin und Mutter desselben wurden zuerst auf

eine Festung gebracht und kurze Zeit nachher hingerichtet. Drei andere Halbbrüder des Königs und der ältere Bruder des gemordeten Johann, Ferdinand, hatten sich nebst vielen Unzufriedenen nach Aragonien geflüchtet; sie rüsteten dort ein Heer, brachen in Castilien ein und lieferten den königlichen Truppen eine Schlacht, in welcher diese völlig geschlagen wurden, und Peter's Feldherr, Hinestrosa, das Leben verlor (1359). Peter rächte die erlittene Niederlage durch die Ermordung seiner beiden jüngsten Halbbrüder, die er schon seit langer Zeit gefangen hielt, und von welchen der Eine erst vierzehn, der Andere achtzehn Jahre alt war. Auch die unglückliche Blanca ließ er 1361 im Gefängniß ermorden. Wenige Wochen vorher hatte er über den Juden Simeon Levi, der ihm bis dahin zu seinen Erpressungen gedient hatte, ein furchtbares Gericht ergehen lassen. Simeon Levi ward zuerst einer Summe von fünf Millionen Piaster, sowie seiner vielen kostbaren Stoffe und Geräthe beraubt und dann der grausamsten Folterung unterworfen, damit er anzeige, wo seine übrigen Schätze versteckt seien; er ließ sich aber lieber zu Tode martern, als daß er sich hierzu verstanden hätte. Den mohammedanischen Fürsten Abu Saib, der sich zum König von Granada aufgeworfen hatte, und nachher gegen seine Unterthanen bei den Castilianern Schutz suchte, täuschte Peter durch einen feierlich beschworenen Vertrag; Abu Saib begab sich auf Peter's Einladung mit seinem Hofstaat und seinen großen Reichthümern zu ihm nach Sevilla, und ward zuerst freundlich empfangen und bewirthet, unmittelbar darauf aber nach einem förmlichen Beschluß des königlichen Rathes getödtet; Peter selbst gab ihm den ersten Lanzenstich. Der treulose Tyrann gewann durch diesen Mord nicht nur unermeßliche Schätze, sondern er verhalf auch für andere große Summen dem rechtmäßigen König von Granada, der sich ebenfalls nach Castilien geflüchtet hatte, wieder zur Herrschaft und zwang ihn, Hülfstruppen zum Kriege mit Aragonien zu stellen. Bei allen diesen Frevelthaten und Grausamkeiten beobachtete der Wütherich, so oft er einen Waffenstillstand mit Aragonien für nöthig hielt und dazu der päbstlichen Vermittelung bedurfte, die kirchlichen Ceremonien mit großer Sorgfalt, schrieb freundliche Briefe an den Pabst, und zeigte sich als gläubigen und gehorsamen Sohn der Kirche; sobald er aber wieder die Übermacht hatte,

that er, was er wollte, und achte des Pabſtes und ſeines Interdicts. Wir finden daher auch diejenigen Kirchenhiſtoriker, welche das Walten der Vorſehung auf eine handgreifliche Weiſe und in einzelnen Erſcheinungen darzuthun ſtreben, in großer Verlegenheit, weil es ihnen ſchwer hält, zu erklären, warum Gott, der nach ihrer Theorie den Tyrannen zuletzt durch die Hand eines Brudermörders ſtrafte, ihm damals die Verfolgung und Tödtung ſo vieler unſchuldigen Menſchen geſtattete. Auch gegen die Geiſtlichen übte Peter Frevel und Mord. Er ließ einen Mönch, der ihm eine warnende Erſcheinung des heiligen Dionyſius verkündigt hatte, lebendig verbrennen, ließ einen anderen Geiſtlichen am Tiſche des Großmeiſters vom Calatrava-Orden erſchlagen, machte einen Mordanſchlag auf den Erzbiſchof von Toledo, den erſten Geiſtlichen des Reiches, und erzwang, als derſelbe glücklich entflohen war, nicht nur ſeine Abdankung, ſondern ſetzte auch einen Mann, den er ſelbſt ausgewählt hatte, an ſeine Stelle.

In Portugal fielen damals ähnliche Gräuel vor, wie in Caſtilien. Der Thronerbe dieſes Reiches, Peter I., hatte neben ſeiner Gemahlin Conſtanza eine Geliebte, Ignez de Caſtro, welche nebſt ihren Brüdern und den von ihr herbeigezogenen Caſtilianern ſeiner ausſchließlichen Gunſt genoß und, nachdem Conſtanza 1345 bei der Geburt eines Sohnes, des ſpäteren Königs Ferdinand, geſtorben war, von Peter ganz und gar als ſeine Gemahlin behandelt wurde. Jedermann glaubte, daß Beide insgeheim mit einander vermählt ſeien. Nur der König Alphons IV. wollte von dieſer Ehe nichts wiſſen, und als Ignez kurz nach einander vier Kinder geboren hatte, glaubten er und ſeine Räthe den Staat und die Rechte des Sohnes der Conſtanza ſo ſehr gefährdet, daß ſie Maßregeln ergriffen, welche für das Leben der Ignez verderblich zu werden drohten. Peter barg daher ſeine Gemahlin und deren Kinder in einem Kloſter zu Coimbra als einer heiligen Freiſtätte, welche damals ſelbſt die größten Miſſethäter gegen Verfolgung ſchützte. Nichts deſto weniger faßte Alphons mit ſeinen Räthen den Beſchluß, Ignez tödten zu laſſen, und zwar im Beiſein des Königs, damit die Urheber des Mordes gegen Peter's Rache geſchützt wären. Alphons reiſte, als Peter einer Jagd wegen ſeine Gemahlin auf mehrere Tage verlaſſen hatte, mit ſeinen Räthen

und vielen Rittern nach Coimbra. Er begab sich von diesen begleitet in das Kloster, ward aber durch die Thränen der unglücklichen Ignez und durch den Anblick seiner Enkel so erschüttert, daß er unentschlossen wieder hinweg ging und noch einmal eine Rathsversammlung hielt. Seine Räthe, besonders Alvar Nugnez, Pedro Coelho und Diego Pacheco, drangen auf die Ausführung des beschlossenen Mordes, und der König gab hierauf wirklich den Befehl dazu. Die genannten drei Männer vollbrachten dann die schauderhafte That mit eigener Hand (1355). Peter gerieth über die Ermordung seiner Gemahlin in einen Schmerz, welcher keine Schranken kannte und im Fortgang der Zeit zu einer Art Raserei ward. Er begann einen offenen Krieg mit seinem Vater, und wurde dabei von seinen Getreuen und von den Brüdern der Ermordeten so kräftig unterstützt, daß Alphons schon nach wenigen Wochen eine Aussöhnung suchen mußte. Diese ward durch den Vertrag von Canaveses bewirkt, in welchem der Vater dem Sohne einen Antheil an der Regierung zugestand, und dagegen der Sohn sich verpflichtete, an den Mördern der Ignez, so wie an allen anderen Freunden und Rathgebern des Königs keine Rache zu nehmen. Der König selbst überzeugte sich jedoch bald, daß Peter's Schmerz und sein wilder Charakter ihm nicht erlauben würden, Wort zu halten, und rieth deshalb, als er zwei Jahre nachher starb, noch auf dem Todbette den drei Mördern der Ignez, schnell das Reich zu verlassen. Sie folgten seiner Aufforderung und flohen nach Castilien.

Peter I. (1357—1367) begann seine Regierung damit, daß er mit Peter dem Grausamen von Castilien einen Bundesvertrag schloß. Es war dabei hauptsächlich auf Aragonien abgesehen, mit dessen Beherrscher beide Könige entzweit waren; auch schickte Peter seinem neuen Bundesgenossen bald nachher eine Flotte zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen die Aragonier. Die enge Verbindung mit Portugal brachte aber den grausamen König von Castilien im Jahre 1360 auf den Gedanken, die Rachgier und Mordlust des portugiesischen Königs zur Befriedigung der seinigen zu benutzen. Er machte diesem das Anerbieten, ihm die drei Mörder der Ignez, welche selbst noch nach dem Abschlusse des Bündnisses in Castilien Schutz gefunden hatten, auszuliefern, wenn er ihm da-

gegen drei nach Portugal entflohene castilianische Großen überlassen wolle. Peter von Portugal ging auf den Vorschlag ein, und die Letzteren wurden ausgeliefert und in Sevilla hingerichtet; von den Mördern der Ignez dagegen fielen nur zwei in die Gewalt ihres Königs, der dritte, Pacheco, entkam mit Hülfe eines Bettlers, dem er oft Almosen gegeben hatte, und floh verkleidet nach Frankreich, wo ihn Heinrich von Trastamara in sein Gefolge aufnahm. Ihn erkannte später der König von Portugal für unschuldig, und es wurden ihm daher bei dessen Tode seine eingezogenen Güter zurückgegeben. Mit den beiden Anderen verfuhr Peter auf eine schauderhafte Weise. Er ließ sie durch ausgesonnene Qualen langsam tödten, und legte sogar, da ihm die Henkersknechte nicht grausam genug waren, an einen von ihnen selbst Hand an. Nachdem er auf solche Weise Rache an den Mördern seiner Gemahlin genommen hatte, suchte er das Andenken der Getödteten an ihrer Leiche und an ihren Kindern zu verherrlichen. Er selbst, mehrere Grafen und ein Bischof schworen, daß Ignez ihm wirklich und mit kirchlicher Einsegnung vermählt gewesen sei, diese Eide und Zeugnisse wurden dann (1360) vor einer großen Reichsversammlung bekannt gemacht und die Kinder der Ignez für rechtmäßige Infanten erklärt. Hierauf nahm Peter zu Ehren seiner Gemahlin eine widerliche Feierlichkeit vor, bei welcher zugleich die Feinde und Verfolger derselben auf kränkende Weise gedemüthigt wurden. Der todte Leib der Ignez ward aus dem Grabe geholt, in prächtige Gewänder gekleidet, mit der Königskrone geschmückt und auf einen Thron gesetzt, und alle Großen des Reiches mußten, zwar nicht, wie viele Nachrichten sagen, die kalte Todtenhand, aber doch den Saum des Kleides küssen. Dann wurde die Leiche mit einem großen Aufwand von Pracht und Ceremonien von Coimbra nach dem Kloster Aliobala gebracht, in welchem Peter's Ahnen ruhten. Der ganze, viele Stunden weite Weg zwischen beiden Orten war mit einer doppelten Reihe von Fackelträgern besetzt, und der Leichenwagen wurde von einem langen Zuge der vornehmsten Herren und der ersten Damen des Reiches begleitet, so daß gewissermaßen das ganze portugiesische Volk Zeuge und Theilnehmer der Verherrlichung der Ermordeten war. Auf der Gruft derselben ließ Peter ein prächtiges Denkmal von Marmor errichten. Sein Leben

war nachher fortdauernd zwischen wilden und rauschenden Vergnügungen, prächtigen Festen, thörichten Verschwendungen, frechen Gewaltthaten und unerhörten Grausamkeiten getheilt.

Die Ceremonien, durch welche der König von Portugal seine Ehe mit Ignez und die Kinder derselben legitimiren wollte, scheinen den König von Castilien auf den Gedanken gebracht zu haben, auf gleiche Weise die 1361 gestorbene Padilla für seine rechtmäßige Gemahlin und ihre Kinder für erbfähige Infanten zu erklären. Wenigstens entspricht das, was 1362 in Castilien geschah, Punkt für Punkt dem, was kurz vorher in Portugal geschehen war. Peter der Grausame betheuerte zuerst öffentlich und feierlich, daß er früher mit ihr, als mit Blanca vermählt gewesen sei, und ließ seine Versicherung durch mehrere Bischöfe und durch andere angebliche Zeugen der Trauung eidlich bekräftigen. Dann ward sein Sohn von der Padilla den Ständen vorgestellt, und diese erkannten ihn nicht allein als Infanten und Thronerben an, sondern sie beschlossen auch, daß, wenn er vor seinem Vater stürbe, das Recht der Nachfolge auf die Töchter der Padilla übergehen solle. Hierauf ließ Peter die Leiche der Padilla aus dem Grabe herausnehmen und nach Astudilla bringen, wo eine eigene Kapelle für sie erbaut wurde. Der zum Erben erklärte Sohn starb schon ein Jahr später, und der König zeigte in der Tollheit seines Schmerzes über diesen Verlust dieselbe Leidenschaftlichkeit, wie in seinen rasenden Grausamkeiten. Der jesuitische Geschichtschreiber Mariana scheut sich bei der Gelegenheit nicht, den schrecklichen Tyrannen wegen der damals gegebenen Verfügung, daß er selbst einst im Mönchskleide neben Gemahlin und Sohn beigesetzt werden solle, einen frommen und gottesfürchtigen Mann zu nennen; er will uns also bereden, blinden Aberglauben für Religion zu halten, obgleich Religion, um diesen Namen zu verdienen, jeden Gedanken des Lebens leiten muß, und die Mönchskutte oder das Küssen des Kreuzes einem Räuber, Mörder, Ehebrecher und Wütherich nicht im mindesten höheren Werth verleihen kann. Unmittelbar nach dem Tode des Infanten brachte Peter die Stände des Reiches dahin, daß sie dessen älteste Schwester, Beatrix, zu seiner Nachfolgerin erklärten. Diese Infantin wurde gleich darauf, als endlich wieder auf kurze Zeit ein Frieden mit Aragonien zu Stande kam,

dem aragonischen Thronerben verlobt, während Peter selbst eine aragonische Prinzessin heirathen und die von ihm eroberten Städte als Mitgift behalten sollte (1363).

Beide Verabredungen blieben unausgeführt, und der Frieden selbst wurde schon nach kurzer Dauer wieder gebrochen; nur ein geheimer Artikel desselben ward, wiewohl blos zur Hälfte, erfüllt. Dieser bestand darin, daß Peter IV. von Aragonien sowohl seinen Halbbruder Ferdinand, den einzigen noch lebenden Sohn der castilianischen Prinzessin Eleonore, als auch Heinrich von Trastamara, der in der letzten Zeit nach Aragonien gekommen war und am Kriege Theil genommen hatte, umbringen lassen sollte. Der Erstere war für Peter den Grausamen der gefährlichste von Beiden, weil alle Unzufriedenen in und außerhalb Castilien ihn als denjenigen betrachteten, den man als rechtmäßigen Erben ihres Thrones den Kindern der Padilla entgegensetzen müsse. Er war aber auch seinem Bruder, dem König von Aragonien, verhaßt und lästig; denn er hatte bald den Letzteren an Peter den Grausamen, bald diesen an jenen verrathen. Die Art seiner Ermordung zeigt uns den orientalischen Charakter der Menschen, der Reiche und der Klimate, von denen wir hier handeln, um so mehr, als der Mord im Rathe des Königs von Aragonien berathen und beschlossen ward. Nicht blos der Graf von Cabrera, der Erste unter dem hohen Adel dieses Reiches, welcher lange Zeit das Vertrauen des Königs allein besaß, später aber, als wäre eine Nemesis in diesen Dingen, selbst grausam gemordet wurde, sondern auch Heinrich von Trastamara nahmen persönlich am Morde Theil. Für den Letzteren war der Untergang Ferdinand's das Mittel zu seiner Erhebung; denn alle Feinde Peter's des Grausamen mußten sich, wenn jener weggeräumt war, an ihn als Prätendenten anschließen. Der aragonische König lud seinen Bruder freundlich zu sich ein, und bewirthete ihn brüderlich; kaum war dieser aber auf sein Zimmer gegangen, als ein Staatsbote zu seiner Gefangennehmung abgeschickt ward. Ferdinand widersetzte sich mit Berufung auf die aragonischen Gesetze der Verhaftung, und nun wurden Gewaffnete gesandt, an deren Spitze Heinrich von Trastamara stand. Der Infant und seine Freunde wehrten sich tapfer, erlagen aber endlich doch ihren Mördern. Übrigens ward der König von

Aragonien seit diesem Brudermorde in seinem Reiche ebenso gehaßt, als die Könige von Castilien und Portugal längst in den ihrigen gewesen waren. Bald nachher wollten er und sein Verbündeter, der König Karl der Böse von Navarra, auch den Grafen von Trastamara ermorden lassen, weil Peter der Grausame sich erbot, dem Ersteren unter dieser Bedingung alle eroberten Städte Aragoniens zurückzugeben; allein Heinrich hatte, als der König auf einem Schlosse des Don Johann Ramirez sein Vorhaben ausführen wollte, achthundert Castilianer bei sich, und Johann Ramirez war ein Mann, dem die mehr Ehre galt, als die Gunst der Könige und der Gewinn von baarem Gelde. Das gemeinschaftliche Interesse führte kurze Zeit nachher wieder eine Vereinigung zwischen Heinrich von Trastamara und den beiden treulosen Königen herbei; doch wandte Heinrich, ehe er sich zu einer Zusammenkunft mit ihnen verstand, die größte Vorsicht an. Peter von Aragonien mußte seine Treue durch die heiligsten Eide, durch Geißeln und Unterpfänder, ja sogar durch die Auslieferung eines seiner Söhne verbürgen, und mit Karl dem Bösen kam Heinrich ungeachtet aller Eide und Bürgschaften desselben nicht eher zu einer Unterredung zusammen, als bis alle navarresische Hauptleute die Sicherheit seiner Person aufs heiligste beschoren hatten.

Der Zweck der neuen Verbindung beider Könige mit Heinrich war eine Theilung von Castilien. Dieser Plan ward besonders von der aragonischen Königin betrieben, während der Graf von Cabrera, der beste Staatsmann im Reiche, ihn lächerlich fand. Die Königin verband sich deshalb mit Karl dem Bösen und mit den Grafen von Trastamara und Ribagorza zu Cabrera's Sturz, und dieser ward, obgleich er die Erziehung des Königs geleitet und zur Zeit der Union ihn aus großen Gefahren gerettet hatte, in einen gehässigen Proceß verwickelt, grausam gefoltert und, ohne eines Verbrechens überführt oder zu seiner Vertheidigung gehört worden zu sein, nach einem vom Könige selbst öffentlich gesprochenen Urtheil als Hochverräther grausam hingerichtet. Die Ausführung des Plans selbst verzögerte sich, bis man zwei Jahre später auf den Gedanken kam, sich dazu der sogenannten Compagnieen oder jener ritterlichen Abenteurer zu bedienen, welche in ganz Frankreich und Italien aus dem Kriege ein Handwerk machten, und als

abgehärtete, geübte, tapfere, zugleich aber auch durch Rauben und Morden verwilderte Soldaten weder Gott noch Menschen fürchteten (s. S. 203). Diese Krieger, an deren Spitze damals Bertrand dü Guesclin und der Marschall von Boucicault ihren großen, unter den Franzosen bis zum heutigen Tage fortlebenden Ruhm erwarben, bestanden theils aus französischen Rittern, theils aus deutschen, brabantischen, flämischen und anderen Kriegern, die sich in italiänischen Kriegsdiensten bereichert hatten, theils aus den nach dem Frieden von Bretigny (s. S. 296) entlassenen englischen und französischen Söldnern. Einige dieser Banden hatten es zuletzt (1364) im Dienste des französischen Königs Karl V. unter Bertrand dü Guesclin den König von Navarra bekriegt und um einen großen Theil seines Landes gebracht, und waren dann nach der Bretagne geschickt worden, um den französischen Prinzen Karl von Blois im Kampfe mit Johann von Montfort (s. S. 268 u. 299) zu unterstützen; hier hatten sie aber durch den berühmten englischen Heerführer Jean Chandos, welcher an der Spitze gasconischer und englischer Abenteurer dem Grafen von Montfort zu Hülfe geeilt war, eine furchtbare Niederlage erlitten. Karl von Blois und die Blüthe des ihm und dem französischen König ergebenen Theils der normännischen und bretagnischen Ritterschaft waren dabei ums Leben gekommen und Bertrand dü Guesclin in Gefangenschaft gerathen. Diese Niederlage führte einen Frieden zwischen Karl von Navarra und Karl von Frankreich herbei, und da der Letztere sich jetzt der räuberischen Schaaren zu entledigen suchte, der Erstere aber und seine Verbündeten, Peter von Aragonien und Heinrich von Trastamara, sich ihrer gegen Castilien zu bedienen wünschten, so vereinigte man sich dahin, daß Bertrand dü Guesclin aus der Gefangenschaft losgekauft werden sollte, um die Compagnieen zu einem Zuge nach Spanien zu bewegen. Von dem sehr bedeutenden Lösegelde, welches Jean Chandos verlangte, zahlten Karl von Frankreich und Heinrich von Trastamara zwei Drittel, den Rest gab der Pabst Urban V., welcher das beabsichtigte Unternehmen als eine Art von Kreuzzug gegen Peter den Grausamen eifrig unterstützte. Durch den Namen Bertrand's, unter dessen Führung die Banden des Sieges gewiß waren, und durch die großen Summen, die ihm der König von

Frankreich zur Bezahlung für ihren Abzug aus Frankreich gab, wurde das furchtbare Raubgesindel herbeigezogen, und selbst von den Waffengenossen des schwarzen Prinzen und des Jean Chandos schlossen sich viele aus Begierde nach Abenteuern, Beute und Ruhm unter John Caverley's Führung dem Unternehmen an. Ehe die wilden Horden nach Spanien zogen, führte Bertrand sie zuerst nach Avignon und nach anderen Orten von Süd-Frankreich, damit sie sich dort auf Kosten des Pabstes und der Einwohner bereicherten. Urban V. bot ihnen, als sie drohend eine ansehnliche Summe von ihm forderten, Absolution wegen ihres Raubens, Sengens und Mordens an; sie gaben ihm aber die höhnische Antwort, sie könnten ganz gut seiner Absolution, aber schlechterdings nicht seines Geldes entbehren. Der Pabst mußte darauf baare zweimalhunderttausend Goldgulden zahlen, hielt sich jedoch dadurch schadlos, daß er diese Summe nachher von der französischen Geistlichkeit erhob. Von Avignon zog das wilde Heer, dem sich übrigens in Toulouse eine ziemliche Zahl angesehener und wackerer Ritter anschloß, brandschatzend und plündernd durch Languedoc und Roussillon nach Catalonien. Sie bestanden, als sie hier ankamen, aus zehn- bis zwölftausend tüchtigen Reitern. Ohne Rücksicht darauf, daß sie in Freundes Land waren, bezeichneten sie ihren weiteren Zug durch Mord und Brand.

Als Heinrich von Trastamara, welcher den Titel eines Königs angenommen hatte, in Castilien erschien, strömte ihm Alles zu. So groß war der Haß gegen seinen Bruder. Nichts desto weniger hätte sich dieser behaupten können, wenn er nicht von seinem bisherigen Glück verblendet gewesen wäre. Man rieth ihm, dem heranziehenden Räuberheere mehr Geld zu versprechen, als Heinrich und Peter von Aragonien geben konnten; er war aber zu geizig dazu, obgleich seine in Aragonien gemachten Eroberungen diese Summe völlig aufgewogen haben würden. Ohne Schwertstreich wurden diese Eroberungen ihm wieder entrissen, in Castilien empfing man Heinrich überall als König, die Städte ernannten denselben mit Berufung auf das ihnen von der Westgothen-Zeit her gebührende Wahlrecht an Peter's Stelle zum König, und dieser mußte zuerst nach Portugal und, als er hier nicht zugelassen wurde, nach Gallicien entfliehen (1366). Die Ritterschaft dieser Provinz schien

sich anfangs seiner annehmen zu wollen; Peter ließ aber den Erzbischof des Landes und seinen Dechanten ermorden, um sich ihrer Schätze zu bemächtigen, und nun wurde er auch von dort vertrieben. Er floh über das Meer nach Guyenne zu dem schwarzen Prinzen. Die einzigen Großen, welche ihm ihre Treue bewahrten und auf der Flucht folgten, waren die Brüder der Ignez de Castro. Von seinen ungeheueren Schätzen hatte er nur einen geringen Theil mit sich nehmen können, den Rest hätte er theils in Castilien versteckt, theils auf mehrere Schiffe gebracht, welche gleich nachher seinem Halbbruder überliefert wurden.

Peter fand in Guyenne Schutz und Hülfe. Er stand schon seit längerer Zeit mit den Engländern in näherer Verbindung, und Eduard III. hatte seit 1362 drei Verträge mit ihm geschlossen, in welchen ihm der Besitz seiner Staaten verbürgt und Schutz gegen seine Feinde zugesagt worden war. Eduard's Sohn, der schwarze Prinz, hatte deshalb schon vorher die gascognischen und englischen Vasallen, welche sich zu Bertrand's und Heinrich's Schaaren gesellten, durch heftige Drohungen davon abgemahnt. Jetzt versprach er dem vertriebenen König Hülfe, und rief alle seine Dienstleute, welche mit Bertrand gezogen waren, aus Castilien zurück. Sie gehorchten seinem Gebote, weil bei der Wiedereinsetzung des grausamen Tyrannen noch mehr Ruhm und Geld zu gewinnen war, als vorher bei seiner Vertreibung. Peter hatte dem schwarzen Prinzen für seine Hülfe fünfmalhunderttausend Goldgulden, sowie die Abtretung des ganzen Landes Biscaja und mehrerer anderer Herrschaften angeboten, und der englische Prinz hatte daraufhin einen Vertrag mit ihm abgeschlossen, ohne zu bedenken, daß Peter noch nie Wort gehalten habe. Den Bannerherren, Rittern und Söldlingen, welche zu des Prinzen Fahnen strömten, versprach Peter einen ungewöhnlich hohen Sold. Mit der Bezahlung sah es freilich so schlecht aus, daß Peter noch vor der Eröffnung des Krieges, nachdem er all sein mitgebrachtes Geld ausgegeben hatte, eine kleine Summe von dem Prinzen borgen mußte. Auch der König von Navarra, Karl der Böse, schloß, nachdem er sich vom Bunde mit Heinrich und den Aragoniern losgesagt hatte, ein Bündniß mit Peter; er bewies sich aber dabei ebenso tückisch, kleinlich und verschlagen, als der schwarze Prinz sich damals wie

immer, ritterlich und königlich zeigte. Karl ließ sich für den Durchmarsch des englischen Heeres durch sein Land und für seine bewaffnete Hülfe eine Summe Geld zahlen und eine andere Summe nebst einigen biscajischen Städten versprechen, trat aber gleich nachher auch mit Heinrich von Trastamara in Unterhandlung, und übernahm für Geld und für die Überlassung mehrerer Grenzstädte die Verpflichtung, dem englischen Heere den Durchgang zu versagen. Als er darauf Beiden seine Versprechungen erfüllen sollte, half er sich durch eine neue Niederträchtigkeit, bei welcher Bertrand dü Guesclin's Vetter, Olivier de Manny, den man eine der Blüthen der Ritterschaft nannte, sich als Werkzeug gebrauchen ließ. Olivier de Manny mußte den König von Navarra aufheben und festhalten, damit er als Gefangener für nichts verantwortlich sei, und je nach der Wendung des Krieges sich für die Erfüllung des einen oder anderen Vertrags entscheiden könne.

Das Heer, welches am Ende des Jahres 1366 unter des schwarzen Prinzen Führung durch die Pässe von Roncesvalles gegen Castilien zog, vereinigte alles in sich, was im vierzehnten Jahrhundert auf den Ruhm der Tapferkeit, der Übung in den Waffen, der Kriegserfahrung und der Strategie den ersten Anspruch hatte. Es enthielt die Blüthe der Ritterschaft von Guyenne und Gascogne, die trefflichen Streiter der Bretagne und den Kern der englischen Ritter, die von des schwarzen Prinzen Bruder, dem Herzog von Lancaster, geführt wurden. Heinrich konnte diesem Heere nur zwölftausend Reiter entgegenstellen, welche theils aus Castilianern seines Anhangs, theils aus Aragoniern des Grafen von Ribagorza, theils aus dem Reste der Banden Bertrand dü Guesclin bestanden. Von den Letzteren waren nur die französischen Söldner in Castilien zurückgeblieben, die Anderen hatte man, als sie nach der Vertreibung Peter's nicht mehr nöthig zu sein schienen, theils entlassen, theils waren sie, sobald sie von des schwarzen Prinzen drohenden Abmahnungsbriefen Kenntniß erhalten hatten, von freien Stücken abgezogen. Jetzt nahmen Tausende dieser Söldner im englischen Heere Dienst, um mordend und raubend denselben König zu vertreiben, den sie sechs Monate früher raubend und mordend eingesetzt hatten. Bei ihrer Rückkehr aus Spanien führten sie auf französischem Gebiete mit

dem Herzog von Anjou, der ihnen den Durchmarſch verweigerte, einen förmlichen Krieg, und nahmen in mehreren blutigen Treffen ſo viele von ſeinen Leuten gefangen, daß das Löſegeld für dieſelben eine ungeheuere Summe betrug, obgleich viele der gefangenen Ritter, welche auf das eidliche Verſprechen der Zahlung entlaſſen worden waren, ſich durch den Pabſt von ihrem Eid entbinden ließen und nichts zahlten.

In dem Kriege zwiſchen Heinrich und dem ſchwarzen Prinzen gab Bertrand dü Guesclin den Beweis, daß er nicht, wie die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, ein bloßer Haudegen war, ſondern eigentliche Feldherrntalente beſaß. Er drang nämlich darauf, Heinrich ſolle jede Schlacht vermeiden, weil das feindliche Heer aus Mangel an Geld und Lebensmitteln ſich bald von ſelbſt werde auflöſen müſſen. Dies ſchien Heinrich's ritterlichem Sinne ſchimpflich, er lagerte ſich, ſobald der ſchwarze Prinz über den Ebro gegangen war, bei Nareja unweit Vittoria und Navarete den Feinden gegenüber. Der entſcheidenden Schlacht, welche hier am 3. April 1367 geliefert wurde, ging ein kurzer Briefwechſel zwiſchen Heinrich und dem ſchwarzen Prinzen voran, der durch Inhalt und Form von der ritterlichen Bildung und der Feinheit des Tones in Guyenne einen ſehr vortheilhaften Begriff gibt. Die Schlacht ging für Heinrich durch die Schuld ſeines Bruders, Don Tello, auf deſſen Rath er ſie begonnen hatte, verloren; ſein Heer ward theils zuſammengehauen, theils zerſtreut, theils gefangen. Er ſelbſt würde ſeines ſchwer gepanzerten Streitroſſes wegen in die Hände des Feindes gefallen ſein, wenn ſich nicht einer aus ſeinem Gefolge für ihn geopfert und ihm ſein Pferd überlaſſen hätte. Er entkam nach Frankreich; ſein Bruder Don Sancho aber, ſowie der Graf von Ribagorza und Bertrand dü Guesclin waren unter den Gefangenen. Peter der Grauſame zeigte ſchon auf dem Schlachtfelde wieder ſeine alte Natur: er ſuchte ſich der gefangenen Caſtilianer zu bemächtigen, um ſie zu tödten, ließ ſich aber doch durch die Rückſicht auf die gegen den ſchwarzen Prinzen eingegangene Verbindung, niemand ohne gerichtliches Urtheil umzubringen, anfangs noch einigermaßen zurückhalten. Wegen der anderen Bedingungen des Vertrages machte er ebenfalls ſogleich Schwierigkeiten. In Betreff der verſprochenen Zahlungen erk

ſchuldigte er ſich mit der augenblicklichen Unmöglichkeit, und der ſchwarze Prinz mußte ſeine Schätze erſchöpfen und ſich mit Schulden belaſten, um den geworbenen Rittern Wort zu halten. Nach Biscaja ſchickte Peter freilich wegen der Abtretung dieſes Fürſtenthums an die Engländer die nöthigen Befehle; er that es aber nur, weil er recht gut wußte, daß die Einwohner des Landes ſie nicht erfüllen würden. Der ſchwarze Prinz knüpfte deshalb für den Fall, daß mit dem Könige von Caſtilien nicht zum Ziele zu kommen ſei, Unterhandlungen mit Aragonien an; doch ward am Ende auch Peter der Grauſame in den mit dieſem Reiche geſchloſſenen Vertrag aufgenommen. Der König von Aragonien verſprach, den heimkehrenden engliſchen Truppen den Durchmarſch durch ſein Land zu geſtatten und Heinrich von Traſtamara, wenn er einen neuen Angriff auf Caſtilien unternehmen wollte, nicht durch Aragonien und Catalonien ziehen zu laſſen. Übrigens erlag der fünfte Theil des engliſchen Heeres dem ſpaniſchen Klima und der ungewohnten Lebensweiſe, und der ſchwarze Prinz ſelbſt erkrankte ſo ſchwer, daß er ſich nie mehr ganz erholen konnte.

Peter der Grauſame, den die Caſtilianer wieder als König anerkannt hatten, war durch ſeine Vertreibung nicht beſſer geworden, obgleich er jetzt von dem beleidigten engliſchen Prinzen und von den betrogenen Söldnerbanden keine Hülfe mehr zu hoffen hatte. Bald rief der Druck des Tyrannen eine ſo große Erbitterung hervor, daß ſowohl einzelne Städte, als auch ganze Provinzen von ihm abfielen. Heinrich von Traſtamara konnte daher ſchon fünf Monate nach der Schlacht bei Nareja einen neuen Angriff auf Peter verſuchen. Er erſchien, vom franzöſiſchen König insgeheim unterſtützt, im September auf ſpaniſchem Boden, wurde von den aragoniſchen Vaſallen ungehindert durch ihre Thäler und Päſſe hindurchgelaſſen, und machte ſo raſche Fortſchritte, daß er, noch ehe Peter in Sevilla die Nachricht von ſeiner Ankunft in Caſtilien erhalten hatte, ſchon im Beſitz der Stadt und Feſte Burgos war. Doch blieb ein Theil des Reiches dem König Peter treu, und da beide Parteien mit großer Erbitterung fochten, ſo zog ſich die Entſcheidung über das Schickſal desſelben anderthalb Jahre hinaus. Beide Theile hatten feſte Punkte, an welchen die Angriffe der Gegner ſcheiterten. Gegen das Ende des Krieges

erschien auch Bertrand du Guesclin mit etwa fünftausend Abenteurern und Rittern wieder bei dem Grafen von Trastamara. Er war als Gefangener des schwarzen Prinzen mit nach Guyenne geführt und später unter Umständen, welche die militärische Duellanten-Tapferkeit und die ritterliche Gesinnung des schwarzen Prinzen in ein helles Licht setzen, freigelassen worden. Es drohte nämlich damals ein neuer Krieg zwischen den Franzosen und Engländern auszubrechen, und da die Letzteren jedes Lösegeld für Bertrand zurückwiesen, so verbreitete sich das Gerücht, daß dies nur aus Furcht vor ihm geschehe; der schwarze Prinz ließ ihn hierauf sogleich frei, weil er nicht das Ansehen haben wollte, als ob er sich vor irgend einem Menschen in der Welt fürchte. Bertrand gab bei der Gelegenheit seinem Gegner in der Art des Prahlens und Tuttens, das an der Garonne einheimisch ist, nichts nach; der Prinz erlaubte ihm, den Betrag des Lösegeldes selbst festzusetzen, und Bertrand bestimmte, um seinen Gegner an Stolz und Großmuth zu überbieten, die ungeheuere Summe von hunderttausend Livres, welche nachher seine Freunde in der Bretagne darliehen und König Karl V. von Frankreich ihnen ersetzte. Gleich nach seiner Freilassung zog Bertrand im Dienste des Herzogs Ludwig von Anjou nach der Provence, um dieses Land der Königin Johanna von Neapel zu entreißen. Das Unternehmen hatte aber keinen Fortgang und wurde daher bald wieder aufgegeben. Dies fiel in dieselbe Zeit, als Heinrich von Trastamara Bertrand's und seiner Banden bedurfte. Der Herzog von Anjou gab den Räubern eine Summe, damit sie Languedoc räumten, und sie zogen hierauf nach Castilien, wo sie kurz vor der Zeit ankamen, als Peter seinem Bruder ein entscheidendes Treffen liefern wollte.

Heinrich von Trastamara hatte die Stadt Toledo lange Zeit vergebens angegriffen, bis er sie endlich nach einer auch im Winter fortgesetzten Belagerung im zweiten Monat des Jahres 1369 aufs Äußerste brachte. Um dieselbe Zeit hatte der König von Navarra einige Städte am oberen Ebro zur Übergabe gezwungen, und Heinrich's Bruder, Don Tello, machte drohende Bewegungen in Biscaja. Peter wurde dadurch angetrieben, das Äußerste zu wagen, und da er überdies den Entsatz von Toledo zugleich als Ehrensache und als entscheidend für den Besitz von

Castilien betrachtete, so faßte er ungeachtet der geringen Kriegsmacht, welche er aufbieten konnte, den kühnen Entschluß, es mit seinem Gegner in offenem Felde aufzunehmen. Dadurch wurde das Ende des Krieges herbeigeführt. Nachdem Peter alles, was ihm lieb und werth war, in einer Feste geborgen hatte, brach er nach Toledo auf, Heinrich zog ihm mit Zurücklassung einer kleinen Abtheilung seines Heeres entgegen, und in der Nähe von Montiel trafen dann beide Brüder mit sehr ungleichen Kräften auf einander. In der Schlacht, welche dort geliefert ward (März 1369), stritt Peter selbst mit ausdauernder Tapferkeit, sein Heer wurde aber völlig geschlagen und zerstreut. Er rettete sich in ein nahe gelegenes Schloß, welches jedoch schlecht versorgt und schlecht befestigt war. Heinrich ließ, damit ihm sein Bruder nicht entgehen könne, rund um das Schloß eine Mauer erbauen, Peter aber knüpfte mit Bertrand dü Guesclin Unterhandlungen an, um ihn oder seine Hauptleute auf dieselbe Weise zu gewinnen, wie ihre Genossen, die italienischen Condottieri, damals alle Tage gewonnen zu werden pflegten. Dies benutzte man, um sich seiner Person zu bemächtigen; denn ihn zu ermorden dachte man doch wohl gleich anfangs nicht. Bertrand that, als wenn er auf die Anträge eingehen wolle, und forderte, daß Peter sich Nachts heimlich in sein Zelt begebe, um mit ihm abzuschließen. Der getäuschte Tyrann kam; Bertrand brach zwar sein gegebenes Wort nicht, ließ aber Heinrich kommen, und dieser stieß sogleich seinem Bruder mit dem Dolch ins Gesicht, worauf Peter ihn schnell faßte und zu Boden warf. So weit sind die Berichterstatter über die gräßliche Geschichte einig; der Ausgang wird verschieden erzählt. Einige sagen, Bertrand habe dem unterliegenden Heinrich wieder aufgeholfen, und dieser habe dann seinen Bruder mit dem Dolche durchbohrt; Andere berichten, der Vicomte von Roccaberti habe, um Heinrich zu retten, dem König Peter einen Dolchstich gegeben, und dieser sei nachher von seinem Bruder vollends getödtet worden (23. März 1369). Heinrich von Trastamara oder, wie er als König genannt wird, Heinrich II. wurde nach Peters Tode sogleich allgemein anerkannt, und suchte durch eine vortreffliche Regierung das Andenken der seitherigen Tyrannei und seines eigenen Brudermords zu verwischen.

In Portugal war während des castilianischen Bruderkriegs

(1367) der König Peter I. gestorben, dessen schändliche Grausamkeiten seine Landsleute und mit ihnen sogar ein neuerer deutscher Geschichtschreiber als heilsame Strenge rühmen, weil die über alles Maß große Leidenschaftlichkeit dieses Mannes auch den Frevlern unter den Beamten, Geistlichen und Mächtigen verderblich ward. Sein Nachfolger war Ferdinand, der einzige Sohn, den er in rechtmäßiger Ehe erzeugt hatte. Dieser fand Portugal in einem so blühenden Zustande, daß es kaum mit einem anderen europäischen Reiche verglichen werden konnte, mag man nun auf den Reichthum des Königs oder auf die Blüthe der Gewerbe, des Landbaues, der Künste und des Handels Rücksicht nehmen. Es lagen z. B. im Thurme zu Lissabon allein außer anderen Münzen und Kostbarkeiten achtmalhunderttausend Goldstücke und viermalhunderttausend Silbermarken; im Hafen dieser Stadt zählte man nicht selten vierhundertfünfzig Kauffahrteischiffe, und es wurden dort einmal in einem einzigen Herbst zwölftausend Tonnen Wein eingeladen. Ferdinand's Regierung war von kurzer Dauer (bis 1383), und nach ihm gelangte auch in Portugal ein König, welcher nicht aus rechtmäßiger Ehe entsprossen war, auf den Thron. Die Geschichte Ferdinands und seines Nachfolgers hängt ebenso, wie die Geschichte des castilianischen Königs Heinrich II., mit den englischen Angelegenheiten unter Richard II. enge zusammen; wir werden daher erst weiter unten auf Beide zurückkommen. Hier ist nur noch das Band zu bezeichnen, welches Castilien mit England verknüpfte. Von den Töchtern Peter's des Grausamen und der Padilla starb die älteste, Beatrix, kurze Zeit nachher, als ihre Verlobung mit dem aragonischen Thronerben wieder rückgängig geworden war. Die beiden anderen, Constanza und Isabella, nahm der Vater auf seiner Flucht mit nach Guyenne, wo er sie bei seiner Heimkehr als Geißeln für die vom schwarzen Prinzen geliehenen Gelder zurücklassen mußte. Sie wurden nachher nach England geschickt, und hier nahm ein Bruder des Letzteren, Johann, Herzog von Lancaster, die Ältere, Constanza, und ein anderer Bruder, Edmund, Herzog von York, die Jüngere, Isabella, zur Gemahlin. Beide Prinzen erheiratheten mit ihnen den Anspruch an die castilianische Krone, welche in Ermangelung ehelicher männlicher Thronerben an die weiblichen hätte übergehen sollen.

V. Das westliche Europa in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts.

1. Karl V. von Frankreich und Eduard III. von England.

Der Frieden von Bretigny (s. S. 296) unterbrach den Krieg zwischen Frankreich und England nur auf einige Jahre, und selbst während dieser kurzen Zeit machten die sogenannten Compagnieen, sowie die Ritter der Normandie und die vom Kriege lebenden Herren in Bretagne und Languedoc fortwährend Raubzüge in das fremde Gebiet. Der Wiederausbruch des Krieges zwischen den beiden Reichen selbst ward mittelbar durch den Zug veranlaßt, welchen der schwarze Prinz zu Gunsten Peters des Grausamen nach Castilien unternommen hatte. Dieser Zug nöthigte den englischen Prinzen zu Ausgaben, die seine Kräfte weit überstiegen; denn als Peter die den Rittern für ihre Hülfe versprochenen Summen nicht hergab, zahlte der Prinz, edel und großmüthig wie immer, Alles und ließ zu diesem Zwecke nicht allein sein Silbergeräth einschmelzen, sondern er sah sich dadurch auch zu Erpressungen genöthigt, welche einen neuen Krieg mit Frankreich veranlaßten. Er schrieb nämlich in den englisch-französischen Besitzungen, die ihm sein Vater, Eduard III., mit fast unabhängiger Gewalt anvertraut hatte, eine drückende Steuer aus, gegen diese widersetzten sich die Vasallen in Gascogne, und da der Prinz nichts desto weniger auf seiner Forderung bestand, so benutzten sie den Umstand, daß Eduard nicht einem Artikel des Friedens von Bretigny gemäß den Ansprüchen an den französischen Thron förmlich entsagt

hatte, als einen erwünschten Vorwand, um die Hülfe ihres früheren Oberlehensherrn, des Königs von Frankreich, anrufen zu können. Sie behaupteten, die Oberlehensherrlichkeit des französischen Königs bestehe noch fort, weil die Aufhebung derselben an jene Entsagung des englischen Königs geknüpft gewesen sei. Übrigens wurden die Franzosen in den englischen Besitzungen nicht blos durch den Steuerdruck zu diesem Schritte getrieben, sondern sie waren auch von Anfang an gegen die Engländer erbittert, weil dieselben schon damals sich durch Brutalität und durch einen nur eine gewisse Gattung von Menschen zum Umgange duldenden Hochmuth auszeichneten. Die Ritter und Herren der Gascogne verklagten also den schwarzen Prinzen vor dem französischen Parlament als dem höchsten Gerichtshofe des Reiches (Juni 1368). Der französische König, Karl V., benahm sich bei der Gelegenheit mit jener zögernden Schlauheit, die man bei ihm Weisheit genannt hat (s. S. 291). Er schob die Erklärung, ob er sich in die Sache einlassen wolle, eine Zeitlang hinaus, weckte unterdessen den Patriotismus seiner Franzosen auf jede Weise, schloß mit Heinrich von Trastamara, welcher damals seinen letzten Krieg gegen Peter den Grausamen führte, ein Schutz- und Trutzbündniß, ließ darauf scheinbar nach dem Rechte eine öffentliche Untersuchung über seine Verbindlichkeit gegen England anstellen, und lud endlich im Oktober den schwarzen Prinzen in aller Form vor seinen Richterstuhl. Dieser gab jedoch den Boten Karl's die Antwort, er werde erscheinen, aber an der Spitze eines Heeres. Seit dieser Zeit begannen die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England aufs neue; doch beschränkten sich dieselben noch eine Zeitlang auf Neckereien und Raubzüge einzelner Vasallen. Erst in der Mitte des nächsten Jahres (1369) erfolgte eine förmliche Kriegserklärung von Seiten Karl's V. Eduard nahm hierauf den Titel eines Königs von Frankreich aufs neue an, und wurde dagegen nebst seinem Sohne durch einen Ausspruch des französischen Pairs-Gerichts aller französischen Lehen für verlustig erklärt.

Der Krieg ward im ersten Jahre wie eine Ritterfehde geführt; man verwüstete gegenseitig das Land durch Mord und Brand, schleppte diejenigen Einwohner, welche Lösegeld bezahlen konnten, mit sich fort und hieb die anderen nieder. Besonders hart mußten

die Bürger von Limoges büßen, als sie den Franzosen ihre Stadt überliefert hatten. Der schwarze Prinz bestrafte sie dafür mit unerhörter Grausamkeit, durch welche die Engländer vollends verhaßt wurden: er ließ die Stadt, nachdem er sie wieder eingenommen hatte, plündern und zerstören und mehr als dreitausend Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, an einem Tage niedermetzeln. Der Hauptvortheil war und blieb auf Seite der Franzosen; denn obgleich die Engländer im Felde meistens siegten, so wurden doch ihre Gegner überall von den Einwohnern, ihren Landsleuten, unterstützt, und besetzten eine Stadt und eine Gegend nach der anderen. Überdies fiel einer der besten englischen Führer, Jean Chandos (s. S. 286), schon 1369 in einem Gefechte, König Eduard selbst war alt, der schwarze Prinz mußte sich seiner Krankheit wegen des beschwerlichen Ritterdienstes enthalten und schon im Anfange des Jahres 1371 nach England heimkehren. Dagegen ernannte Karl V. im Herbst 1370 Bertrand dü Guesclin zum Connetable des Reiches oder zum Oberbefehlshaber der ganzen französischen Kriegsmacht, und Heinrich von Castilien wurde dadurch, daß der Herzog von Lancaster als Gemahl einer Tochter Peter's des Grausamen dessen Reich in Anspruch nahm und sich sogar König von Castilien nannte, zur nachdrücklichsten Unterstützung des französischen Königs bewogen. Heinrich schickte ihm seine Flotte, welche den Engländern schon aus dem Grunde überlegen war, weil sich viele Genuesen, die erfahrensten Seeleute jener Zeit, auf ihr befanden. Andererseits nahm freilich der Herzog der Bretagne, Johann von Montfort, für England Partei, er wurde aber deshalb von seinen Unterthanen verlassen und durch Olivier du Clisson, Bertrand dü Guesklin's Waffenbruder, nicht nur zur Flucht nach England genöthigt, sondern auch fast seines ganzen Herzogthums beraubt. Der Krieg ward von den Franzosen staatsklug, von den Engländern ritterlich, tapfer und trotzend geführt. Die Letzteren durchzogen, ohne im Felde Widerstand zu finden, ganze Provinzen, litten aber Mangel, weil sich Alles in die Burgen und Städte zurückzog; sie verloren viele Menschen und Pferde, und schifften sich, sobald die Dienstzeit abgelaufen oder das Geld zur Bezahlung des Soldes erschöpft war, wieder ein; dann erst begannen die Franzosen ihre Unternehmungen, und besetzten einen

Ort nach dem anderen. Auf diese Weise war es im Anfange des Jahres 1374 dahin gekommen, daß die Engländer nur noch Calais, Bordeaux, Bayonne und eine Anzahl kleiner Plätze an der Dordogne besaßen. Obgleich ihnen unter diesen Umständen ein Waffenstillstand sehr nachtheilig sein mußte, so waren sie doch genöthigt, ihn unter lästigen und nichts weniger als ehrenvollen Bedingungen anzunehmen. Pabst Urban V. war der Vermittler desselben. Er hatte sich vorher, weil er gar gern einen Kreuzzug gegen die osmanischen Türken zu Stande bringen wollte, vergebens Mühe gegeben, den Frieden zwischen Frankreich und England herzustellen. Endlich gelang es ihm mehrmals einen kurzen Waffenstillstand zu vermitteln, welcher nachher auf längere Zeit erneut und von Eduard III. bis zu seinem Tode gehalten wurde.

Dieser Waffenstillstand beraubte den ritterlichen König von England nicht nur aller durch seinen Sohn und durch ihn selbst in Frankreich errungenen Vortheile, sondern Eduard mußte auch die Beschützung seines jüngeren Sohnes, des Titularkönigs von Castilien, und seines alten Bundesgenossen, des Herzogs der Bretagne, aufgeben. Karl V. von Frankreich dagegen, welcher gar keine kriegerischen Eigenschaften besaß, erreichte vermittelst eben desselben Vertrags das Ziel seines ganzen autokratischen Strebens. Über diesen König sind die Franzosen, von Patriotismus und nationalem Eifer hingerissen, lange einig gewesen, sie haben ihn übermäßig gelobt; in neuerer Zeit hat einer ihrer Geschichtschreiber, Mably, auf Urkunden gestützt, ihn ebenso übertrieben getadelt. Von den Vorwürfen, welche Mably diesem verschlagenen, tückischen Könige macht, sind zwei unstreitig begründet und vorzugsweise hervorzuheben, weil sie sich auf Schritte und Handlungen desselben beziehen, welche für Frankreich selbst verderblich waren. Sie betreffen seine finanziellen Maßregeln und sein Verfahren gegen die Stände. In Hinsicht auf die Finanzen gebrauchte Karl weder, wie manche Herren jener Zeit, jemals Gewalt, noch nahm er seine Zuflucht zu der von seinen Vorfahren so oft angewandten Münzverfälschung, weil er sehr sparsam war und deshalb solcher Maßregeln nicht bedurfte; dagegen benutzte er mit großer Schlauheit jede Gelegenheit zur Bereicherung, und erhob Steuern, ohne die Stände zu fragen. Da er nicht geizig war, sondern vielmehr

die zusammengetriebenen Gelder großmüthig verwendete, und überhaupt manches Gute und Nützliche that, so ließ man sich dies gefallen, ohne daran zu denken, daß alles, was auf der Persönlichkeit eines Regenten beruht, zugleich mit seiner Person verschwindet. Mit Karl's Finanzmaßregeln hängt auch sein Verfahren gegen die Stände des Reichs enge zusammen; denn er nahm zu jenen Willkürlichkeiten größtentheils nur deshalb seine Zuflucht, weil er den Ständen ihren Antheil an der Gesetzgebung und an dem Besteuerungsrechte zu entziehen und die Übermacht der Feudalherren niederzudrücken suchte. Die Provinzialstände versammelte er nur, wenn er Geld brauchte, und ihre Einmischung duldete er blos dann, wenn er sie durchaus nicht hindern konnte. Die allgemeine Ständeversammlung suchte er, durch die während seiner Regentschaft gemachten Erfahrungen geschreckt, offenbar ganz so zu gebrauchen, wie man jetzt auf dem Festlande Europa's die Ständekammern gebraucht; dazu waren aber im Mittelalter die Leute noch zu wenig civilisirt, und die allgemeinen Stände wurden daher, nachdem dieser Versuch mißglückt war, von Karl gar nicht mehr berufen. Auf der einen Seite war ihm dies freilich zu verzeihen, weil er, um die Einheit des Nationalgefühls in den wiedervereinigten Provinzen wieder herzustellen, nach Einheit in den Regierungsmaßregeln streben mußte und, um Unruhen zu verhindern und den äußeren Feind abzuwehren, einer militärischen Gewalt bedurfte; auf der anderen Seite raubte er aber dadurch in einer Zeit, wo die Regenten keine stehenden Heere hatten, seinen Einrichtungen Festigkeit und Dauer. Durch ihn kam, weil er die Stände scheute, ein Theil der gesetzgebenden Gewalt an die Parlamente oder an die königlichen Gerichte (s. S. 24); denn er zuerst bediente sich derselben, um den königlichen Verordnungen dadurch das Ansehen von Gesetzen zu geben, daß sie in die Bücher der Parlamente eingetragen und durch diese statt durch die Stände bekannt gemacht wurden. Selbst das berühmte Grundgesetz, durch welches Karl 1375 die Mündigkeit der französischen Könige in das vierzehnte Jahr setzte, wurde nicht von den Ständen, sondern von den Parlamenten proklamirt, und die Letzteren haben sich später besonders auf diesen Vorgang berufen, wenn man sie bei ihrem Widerspruch gegen drückende Verordnungen darauf hinwies, daß

sie gerichtliche, nicht repräsentirende Versammlungen seien. Zu Karl's Zeit dachte freilich niemand daran, wie verderblich seine vom Ansehen der höchsten Gerichte unterstützte Eigenmacht als Beispiel den Nachkommen werden könne; denn er gebrauchte sie vorzugsweise, um den gedrückten Unterthanen der großen Herren zu ihrem Rechte zu verhelfen.

In Hinsicht auf das Letztere ist Karl von Mably nicht ganz mit Recht getadelt worden. Dieser wirft ihm vor, er habe den verderblichsten Theil des Feudalwesens, nämlich die militärische Verfassung und drohende Stellung der Ritterschaft, befestigt und neu begründet, anstatt sie, wie nachher Ludwig XI. that, zu untergraben und zu schwächen; allein Karl war hierin von den Forderungen der Zeit und von dem Bedürfniß einer stets schlagfertigen Ritterschaft abhängig. Er verordnete, daß jeder Inhaber eines Lehens seine Leute unablässig in den Waffen üben und zum Kriege bereit halten müsse, und munterte auch die unbegüterten Adeligen auf, den Krieg fortwährend als ihr einziges Gewerbe anzusehen, indem er dasselbe durch freigebige Belohnungen zum einträglichsten machte. Er erhob dadurch namentlich den güterbesitzenden Adel zu einer vom Könige unabhängigen Kriegsmacht, welche unter erblichen Anführern stand und jeden Augenblick sowohl gegen einander selbst, als auch gegen den König ins Feld ziehen konnte. Er gab ferner dem Adel überhaupt, der doch dem Könige trotzte, die Bürger und ihr Gewerbe verachtete und die Bauern als Lastthiere betrachtete, kräftigere Haltung und festeren Bestand. Wie wenig dies seine Absicht war, kann man unter Anderen daraus ersehen, daß er zuerst den vielen reicheren Bürgern von Paris das Recht, adelige Güter zu besitzen, ertheilte; er gab ihnen also einen Rang unter der Ritterschaft. Auch von seinem Verfahren gegen die großen Vasallen läßt sich mit einigem Rechte dasselbe sagen, was von dem besseren Theile seiner Verordnungen überhaupt ebenso, wie von den meisten Regierungsmaßregeln unserer Tage, gesagt werden kann: Alles war für den Augenblick berechnet und verschwand wie dieser und mit ihm. Karl beugte die Pairs und die größeren Vasallen wieder unter die königliche Gewalt; sie wurden aber bald mächtiger und übermüthiger als zuvor, bis endlich Karl's Urenkel, Ludwig XI.,

eine ähnliche Radikalkur an ihnen versuchte, wie in unseren Tagen Sultan Mahmud an den Janitscharen. Die Oberherrlichkeit der Könige über die großen Vasallen war, wie besonders das Beispiel der Grafen von Flandern und der Herzöge von Bretagne zeigt, zur bloßen leeren Form geworden. Karl stellte mit Hülfe seines Bruders, des Herzogs Ludwig's von Anjou, in Languedoc, sowie durch Benutzung des Streites zwischen dem schwarzen Prinzen und den gascomischen Vasallen in den wiedervereinigten Provinzen das königliche Ansehen wieder her, zog, als sein Oheim, der Herzog von Orleans, kinderlos starb, dieses Land zum Krongut, und demüthigte den Herzog der Bretagne, welcher seiner Lehenspflicht zuwider sich mit den Engländern verbunden hatte. Es schien folglich, als wenn durch ihn die königliche Macht neu und fester begründet werden sollte; allein er selbst vereitelte dies wieder, und begründete umgekehrt einen stärkeren Einfluß der Großen auf die Regierung, weil er die Zahl der Pairs vermehrte und mächtigen Großen Antheil an den usurpirten Privilegien gab. Er vernichtete dadurch alle die Vortheile, welche die Könige aus einer zur Zeit der Schlacht bei Poitiers von den Ständen erzwungenen Verordnung, durch die alle Krongüter für unveräußerlich erklärt waren, hätte ziehen können. Die Parlamente erkannten später sehr gut den Fehler, welchen Karl und seine Nachfolger begangen hatten; sie kamen immer wieder auf jenes, nicht aus dem königlichen Kabinet, sondern aus dem Willen der ganzen Nation hervorgegangene Gesetz zurück, und stützten sich auf dasselbe, als sie auf gerichtlichem Wege wieder an den Staat brachten, was die Könige leichtsinnig verschleudert und die großen Herren, besonders die Prinzen, immer wieder an sich gerissen hatten.

Was man auch an Karl's V. Verfahren tadeln und wie viel auch seinen Einrichtungen an Dauerhaftigkeit abgehen mag, er hatte wenigstens den Ruhm, alles, was in seiner Jugend verloren gegangen war, wieder gewonnen und das unter seinem Vater fast völlig vernichtete Ansehen des königlichen Namens wiederhergestellt zu haben. Eduard III. von England dagegen verlor auch in seinen letzten Jahren den ganzen Ruhm eines langen Lebens. Eduard hatte offenbar den Bogen seiner Macht überspannt, er hatte mehr

geleistet, als er der Natur seiner Mittel nach leisten konnte. Das übersah man, so lange er oder sein Sohn, der schwarze Prinz, an der Spitze der Ritterschaft glänzte und sie mit Ruhm berauschte; man fühlte es aber nachher doppelt, als der König selbst im Alter kindisch schwach, sein ältester Sohn krank und seine Familie unter sich heftig entzweit ward. Sechs Jahre lang schleppte der schwarze Prinz ein sieches Leben dahin, sein Sohn, Richard II., auf den also voraussichtlich die Krone bald übergehen mußte, war noch ein Kind, und doch konnte damals, wo Alles persönlich war, von einem Kinde die Regierung nicht geführt werden. Darauf gründete einer der jüngeren Söhne Eduard's, der Herzog von Lancaster, seinen Plan sich einzudrängen; er hatte zwar glücklicher Weise wenig Fähigkeiten, rief aber doch durch seinen Ehrgeiz Zwistigkeiten und Kabalen hervor, welche bis zum Tode des schwarzen Prinzen den König betrübten und das Reich verwirrten. Diese unglücklichen sechs Jahre wurden ebenso, wie die ganze Zeit der zwar rühmlichen und kräftigen, aber auch gewaltsamen und drückenden Regierung Eduard's, in der Folge mit Recht eine glückliche Zeit genannt, weil alles, was für die damalige Gegenwart verderblich war, den Nachkommen Heil brachte. Der kriegerische Regent gab der englischen Verfassung durch die öftere Berufung des Parlaments und durch die Benutzung desselben zu seinen Bedrückungen mehr Ansehen und Festigkeit, als alle die früheren schwachen Könige durch die ihnen abgezwungene Bestätigung der Pergamente ihrer Vorgänger. Die früheren Regenten ließen, wenn sie nicht gerade Geld nöthig hatten, Jahre lang das Parlament nicht zusammenkommen, und die Verfassung ward vergessen; Eduard brauchte während seiner fünfzigjährigen Regierung jedes Jahr bedeutende Summen, und berief daher das Parlament nicht weniger als siebenmal. Dadurch ward dieses erst recht fest gegründet. In der früheren Zeit Eduard's hatte das Parlament noch so wenig Ansehen gehabt, daß dieser energische und despotische König sich bei der Verwaltung die größten Willkürlichkeiten erlauben konnte; in den letzten Jahren seines Lebens aber fing das Parlament an, förmlich die Regierung zu führen. Den Anlaß und das Mittel dazu gab die kindische Schwäche des Königs und die Zwietracht der beiden Prinzen. Der alte König überließ sich ganz fremden

Einflüssen, und war besonders von einer Geliebten, Alice Perrers, abhängig. Diese Frau misbrauchte ihr Verhältniß zum König im höchsten Grade, und ging in der Verachtung der öffentlichen Meinung noch weiter, als man selbst jetzt den Damen unserer großen Städte zu gehen erlaubt. Sie brachte den König dahin, daß er ihr nicht bloß allen Schmuck und alle Kleinodien seiner verstorbenen Gemahlin schenkte, sondern auch die Regierungsgeschäfte überließ; sie erschien sogar zum großen Ärger der Nation in den Obergerichten, und nahm an den Verhandlungen derselben Theil, um sie nach ihrem Sinne zu leiten. Gegen ihren Einfluß und gegen die Pläne des Herzogs von Lancaster bediente sich der schwarze Prinz des Parlaments als eines Werkzeuges, und dieses erhielt in Folge davon eine Stellung und eine Macht, die es weder vorher jemals gehabt hatte, noch nachher bis zum siebenzehnten Jahrhundert unter energischen Regenten jemals hatte. Wegen seiner kühnen Schritte gegen Alice und gegen die königlichen Beamten hat man dieses Parlament mit dem Namen des guten bezeichnet. Es verfolgte nicht blos die Minister und Finanzbeamten gerichtlich, sondern nöthigte auch den Herzog von Lancaster und die königliche Geliebte, den Hof zu verlassen; ja, es ließ sich durch den schwarzen Prinzen sogar bewegen, dem König einen Rath von zwölf Personen zur Seite zu setzen oder mit anderen Worten ihn gewissermaßen für kindisch zu erklären und eine Art vormundschaftlicher Regierung aufzustellen.

Bei dem Tode des schwarzen Prinzen (1376) ward leicht ein neues Parlament zusammengebracht, welches alle diese Verfügungen wieder umstieß. Der Herzog von Lancaster und Alice Perrers kehrten an den Hof zurück, der Rath der Zwölfe wurde abgeschafft, und an die Stelle des wackeren Peter de la Marche, welcher das vorige Parlament trefflich geleitet hatte, ernannte man eine Creatur des Herzogs zum Sprecher des neuen. Die Mehrheit des Parlaments war und blieb zwar dem Herzog und der Alice feindlich, sie mußte aber geschehen lassen, was Beide im Namen des Königs verordneten, und sogar eine neue harte Steuer bewilligen. Dagegen mochten das Parlament und die Nation aus Furcht vor Lancaster's Ehrgeiz den jungen Sohn des schwarzen Prinzen, Richard II.,

zum Gegenstand ihrer besonderen Fürsorge. Richard ward zuerst zum Prinzen von Wales ernannt, oder mit anderen Worten noch bei Lebzeiten seines Großvaters als Thronfolger anerkannt. Dann brachte man ihn, als Eduard in Richmond auf dem Todbette lag, von dort zu seiner Sicherstellung in die Stadt, und der ganze Hof folgte ihm sogar. Der größte Herrscher des Mittelalters war daher im Augenblick seines Todes (Juni 1377) von allen Menschen verlassen; denn auch Alice war, statt ihrem Wohlthäter die Augen zuzudrücken, davon gegangen, nachdem sie vorher dem Sterbenden die Ringe vom Finger gezogen hatte. Wenige Monate nach Eduard's Tode ward ein neues Parlament berufen, dieses bestand größtentheils aus Mitgliedern des sogenannten guten Parlaments, und stellte den Sprecher desselben, welcher zuletzt im Kerker gesessen hatte, an seine Spitze. Alice Perrers wurde auf Veranstalten des Parlaments vor Gericht gezogen und, obgleich man ihr wohl Unverschämtheit, Habsucht und Gemeinheit, aber kein gerichtlich strafbares Verbrechen vorwerfen konnte, mit der Verbannung und dem Verlust ihres Vermögens bestraft. Da der neue König, Richard II., erst elf Jahre alt war, so entstand über die Regentschaft ein Zwist zwischen Lancaster, seinen Brüdern und dem Parlament, welcher die Kraft und Einheit der Regierung brach, so daß England den Anstalten, die Frankreich beim herannahenden Ende des Waffenstillstands bereits gemacht hatte, keine ähnlichen Rüstungen entgegen setzen konnte. Dagegen gewann das Parlament an Einfluß und Macht, was die Regierung an Ansehen und Kraft verlor. Der König war in den nächsten Jahren nicht alt genug, um selbst zu regieren, und nicht jung genug, um sich einer unbedingten Vormundschaft zu unterwerfen, wenn auch Jemand dagewesen wäre, der die Regierung mit Weisheit und Klugheit hätte führen können. Das Palament stand bald unter dem Einfluß des einen, bald unter dem des anderen von Richard's Vatersbrüdern. Von diesen und den Großen abwechselnd gegen einander oder auch gegen die Regierung gebraucht, gewann dasselbe daher großes Gewicht, übernahm eine ganz neue Rolle, und führte, wie die gedruckten Protokolle seiner Beschlüsse zeigen, eine sehr heftige Sprache.

2. Frankreich während der letzten Zeit Karl's V. und der ersten Jahre Karl's VI.

Karl V. von Frankreich hatte längst alle Vorkehrungen getroffen, um die Verlegenheiten eines Regierungswechsels in England benutzen zu können. Schon fünf Tage nach Eduard's III. Tode begann er daher den Krieg mit England von neuem. Er schickte sogleich seine Flotte aus, um die Seeküste Englands plündern und verheeren zu lassen, und stellte zu Lande fünf Heere auf, welche theils die noch übrigen englischen Burgen und Städte in Frankreich erobern, theils den beiden Bundesgenossen des Feindes, dem Herzoge der Bretagne und dem König von Navarra, zuvorkommen sollten. Da diese beiden Fürsten mit dem Herzog von Lancaster, welcher den Titel König von Castilien angenommen hatte, im Bunde standen, so erhielt Karl gleich anfangs an Heinrich II. von Castilien einen treuen Verbündeten. Der König von Navarra, Karl der Böse, blieb übrigens seinem Charakter bis zum Tode getreu, und suchte durch Verrath, sowie zuweilen durch Gift und Dolch zu erlangen, was auf geradem Wege nicht erreichbar war. Er stand damals mit Karl V. in sehr freundlichen Verhältnissen, hatte aber zugleich insgeheim mit England einen Vertrag geschlossen, und ließ durch einige seiner Leute, besonders durch seinen Vertrauten Jakob de la Rue, den er mit seinem Erbprinzen an den französischen Hof gesandt hatte, Kabalen anspinnen. Seine verrätherischen Anschläge wurden jedoch entdeckt und vereitelt. Karl V. ließ damals, gestützt auf den üblen Ruf des Königs von Navarra und auf die bei dessen Leuten gefundenen Papiere, in dieser Sache ein Kriminalverfahren einleiten, welches von vorn herein nichtig war, weil zwar, wie aus den Acten des Processes hervorgeht, von Karl dem Bösen allerlei strafbare Absichten verfolgt worden waren, der Thatbestand der Hauptbeschuldigung aber nie erwiesen worden ist. Man wollte in jenen Papieren nicht nur eine verrätherische Correspondenz mit England gefunden haben, sondern man bewies auch aus denselben, sowie aus den erpreßten Geständnissen der Verhafteten, daß diese den Auftrag gehabt hätten, den französischen König vergiften zu lassen. Die Angeklagten wurden daher hingerichtet. Übrigens rechtfertigt jedenfalls das

ganze Leben Karl's des Bösen den Verdacht eines beabsichtigten Meuchelmordes. Suchte er doch zu derselben Zeit auch den König von Castilien durch Verführung seiner Befehlshaber zu verderben! Die Folge war, daß die Castilianer ihm einen Theil von Navarra wegnahmen, und die Franzosen seine in Frankreich gelegenen Länder und Burgen besetzten. Er suchte in seiner Noth Hülfe bei den Engländern, und erhielt sie durch den Einfluß des Herzogs von Lancaster, mit welchem er schon seit langer Zeit in Verbindung stand; doch trauten auch die Engländer ihm so wenig, daß er ihnen damals die wichtige Stadt Cherbourg, die er noch vom letzten Frieden her besaß, auf drei Jahre als Unterpfand überlassen mußte (1378).

Diese Stadt fiel schon im folgenden Jahre nach einer ruhmvollen Vertheidigung in die Gewalt der Franzosen. Die Engländer waren überhaupt, so lange Karl V. lebte, vom Glücke nicht begünstigt, und zogen nicht allein in der Normandie, sondern auch in der Bretagne überall den Kürzeren; Karl verscherzte aber durch die unverständige Begünstigung seines Bruders Ludwig von Anjou und durch sein Verfahren gegen den Herzog der Bretagne einen großen Theil seines Glückes, und gab zugleich die erste Veranlassung zu den Unruhen, welche nach seinem Tode Frankreich zerrütteten. Der habsüchtige und despotische Herzog von Anjou, welchem Karl die Statthalterschaft in Languedoc übertragen hatte, gebrauchte seine Gewalt auf die drückendste Weise. Er erfocht durch die Ritter, von denen es damals überall wimmelte, und welche jedem, der sie bezahlte, ihren Arm liehen, an der Dordogne große Vortheile über die Engländer, verschaffte sich aber das dazu nöthige Geld durch die ungerechtesten und härtesten Steuern. Es brach darüber in Montpellier ein Aufstand aus, welcher mit entsetzlicher Grausamkeit gedämpft wurde, und die ganze Provinz Languedoc würde sich empört haben, wenn nicht Karl noch wenige Monate vor seinem Ende seinen Bruder abgerufen hätte. Den Herzog der Bretagne, Johann von Montfort, welcher nach England geflohen war und nur noch eine einzige Stadt in seinem Herzogthum besaß, klagte der König von Frankreich vor dem Pairs-Gerichte der Felonie oder Lehensuntreue an, verletzte aber bei der Vorladung desselben die gebührende Form, so daß man sie als

nicht geschehen betrachten konnte. Alle Pairs außer dem Grafen von Flandern erschienen bei diesem Gerichte, der König selbst hielt vor ihnen eine lange, von einem seiner Juristen gefertigte Anklage-Rede, und es erfolgte ein Urtheilsspruch, nach welchem die Bretagne dem Herzog entrissen und unbedingt mit Frankreich vereinigt werden sollte. Karl ließ hierauf Johann von Montfort's Vasallen, welche schon lange unzufrieden mit ihm waren, auffordern, die in seinem Namen besetzt gehaltenen Orte zu übergeben. Sie verweigerten diesem Befehl den Gehorsam, weil sie ihren Zwist mit ihrem Herzog nicht auf diese Weise benutzt sehen wollten. Sie wollten nicht einen schwachen Oberherrn mit einem übermächtigen vertauschen, sondern ihren Erbherzog behalten und nur das Verhältniß zu ihm so eingerichtet haben, daß sie im Nothfall beim Könige von Frankreich als ihrem Oberlehnsherrn Schutz und Hülfe gegen ihn finden könnten. Das gerichtliche Verfahren scheiterte daher an der Unmöglichkeit, den Urtheilsspruch in Ausführung zu bringen. Zwar wagte in Paris selbst, wohin man jene Vasallen zur Anhörung des einseitigen Urtheils berufen hatte, nur ein einziger von ihnen zu protestiren, sie traten aber gleich nachher zusammen, um der Besitznahme ihres Landes durch französische Truppen und der thörichter Weise damit verbundenen Einführung französischer Steuern zuvorzukommen. Nachdem sie sowohl unter einander, als auch mit der geringeren Ritterschaft und mit den Bürgern der Städte eine Verbindung geschlossen hatten, protestirten sie förmlich gegen den Urtheilsspruch, ließen ihren Herzog durch Deputationen auffordern, sich von den Engländern zu trennen, um derentwillen sie ihm allein den Gehorsam aufgekündigt hätten, und versprachen ihm in diesem Falle nicht allein Gehorsam, sondern auch bewaffnete Hülfe. Fast die ganze Bretagne erhob sich in Masse, die vom französischen Könige zur Besitzergreifung gesandten Commissäre mußten das Herzogthum räumen, und Johann von Montfort ward, als ihn der durch ritterliche Tapferkeit und durch Feldherrntalente ausgezeichnete Robert Knolles in sein Land zurückführte, mit allgemeiner Freude empfangen. Auf diese Weise verhalf Karl V. selbst dem Herzog der Bretagne gerade dadurch, daß er ihn seines väterlichen Erbes gänzlich berauben wollte, wieder zum Besitze desselben. Im nächsten Jahre, kurz vor Karl's V.

Tode, schickten die Engländer sogar ein beträchtliches Hülfsheer unter dem Grafen von Buckingham, dem jüngsten von Richard's II. Vatersbrüdern, welcher später Herzog von Gloucester ward, in die Bretagne; die Erscheinung desselben gab aber den Angelegenheiten der Bretagne eine für Frankreich günstige Wendung, weil die Bretagner durchaus nichts von den Engländern wissen wollten.

Zwei Monate vor Karl V. starb auch der Connetable des Reiches, Bertrand du Guesclin. Seine letzte Waffenthat war ein Angriff auf die in Languedoc gelegene feste Burg von Randon gewesen, welche von den Engländern mit außerordentlicher Tapferkeit vertheidigt wurde. Nach der romantischen Erzählung, die man noch immer wiederholt findet, hätte die englische Besatzung von Randon, um Bertrand's Tapferkeit zu ehren, die Schlüssel der Burg auf sein Grab gelegt, und ein achtbarer historischer Sammler, Villaret, hat dies ein der edeln heroischen Zeiten würdiges Denkmal genannt; es ist aber jetzt urkundlich bewiesen, daß es sich mit dieser rührenden Geschichte gerade so verhält, wie mit hundert anderen; die Burg war schon vor Bertrand's Tode den Franzosen übergeben worden. Die Connetable-Würde erhielt der ausgezeichnete Waffenbruder Bertrand's, Olivier du Clisson.

Beim Tode Karl's V. (1380) gerieth das französische Reich durch die Verfügungen, welche der mit dem Beinamen des Weisen geehrte König wegen der Minderjährigkeit seines Sohnes, Karl VI. (1380—1422), getroffen hatte, in große Verwirrung. Karl hatte schon früh Bestimmungen über eine vormundschaftliche Regentschaft gemacht, weil ihm gesagt worden war, er habe Gift erhalten und werde sterben, sobald eine Fistel zugehe, durch deren Wiedereröffnung ihn Kaiser Karl's IV. Leibarzt einmal gerettet hatte. Wegen der Unmündigkeit seiner beiden Söhne, von denen der ältere bei des Vaters Tode noch nicht volle zwölf Jahre alt war, hatte Karl V. eine Einrichtung der Verwaltung vorgeschrieben, welche so schlau berechnet und so zusammengesetzt war, daß sie unmöglich ausgeführt werden konnte. Von den drei Vatersbrüdern des jungen Königs sollte der älteste, Ludwig von Anjou, hauptsächlich die Verwaltung leiten, der zweite, Johann von Berry, ein Mann ohne Bedeutung, in unbestimmter Weise Antheil an derselben haben, und der dritte, Philipp der Kühne, dem sein Va-

ter 1361 das durch den Tod der älteren herzoglichen Linie an die Krone heimgefallene Herzogthum Burgund gegeben hatte, für die Person des Königs Sorge tragen. Als vierter Vormund war ihnen der wegen seiner Mäßigung gepriesene Herzog von Bourbon beigegeben. Außerdem hatte Karl V. einen aus einundvierzig Geistlichen, Großbeamten, Parlamentsräthen, Rittern und Pariser Bürgern bestehenden Vormundschaftsrath bestellt, ohne dessen Zuziehung die Prinzen nichts beschließen dürften; diese Einundvierzig wurden aber nachher nie zusammenberufen. Von den Vormündern war Ludwig von Anjou nur darauf bedacht, auf jede Weise Schätze zu sammeln, um einen Zug nach dem Königreich Neapel thun zu können, dessen Krone er für sich in Anspruch nahm. Der verstorbene König hatte deshalb das viele von ihm aufgehäufte Gold und Silber einmauern lassen, und von dem Orte, wo es verborgen war, nur dem Schatzmeister Savoisy Kenntniß gegeben; er selbst vereitelte aber die dabei gehegte Absicht durch den Mißgriff, daß er dem habgierigen Herzog eine fast königliche Gewalt ertheilte. Ludwig zwang gleich nach Karl's V. Tode den Schatzmeister durch angedrohte augenblickliche Hinrichtung, ihm das Geheimniß zu verrathen, und seitdem wurde weder von jenen Schätzen, noch von allen anderen dem Herzog übergebenen königlichen Geldern jemals wieder etwas vernommen. Übrigens brach auch schon vor der Krönung des Königs ein heftiger Zwist zwischen dem herrschsüchtigen Regenten und den Herzögen von Berry, Burgund und Bourbon aus. Um denselben ohne Waffen zu schlichten, nahm man das Parlament in Anspruch, und dies nöthigte den Regenten, dem königlichen Ansehen Vieles zu vergeben. Damit wenigstens einer von seinen Mitvormündern entfernt werde, ertheilte Ludwig dem ganz unfähigen Berry in einer Zeit, wo alles auf Persönlichkeit ankam, die Statthalterwürde in der kaum erst beruhigten Provinz Languedoc mit fast unbeschränkter Gewalt. Der Herzog von Burgund wollte nicht geringer sein, und erhielt daher in den ihm von Karl V. angewiesenen Besitzungen in der Normandie ebenfalls sehr ausgedehnte Vorrechte.

Da Ludwig von Anjou nur seine eigene Bereicherung im Auge hatte, so hörte er auf, den abenteuernden Rittern und den um Sold dienenden Compagnieen die Gelder zu zahlen, welche Karl V. ihnen mit freigebiger Hand gespendet hatte. Diese verbreiteten sich

deshalb gleich Heuschrecken über das Land, und peinigten den Bürger und Landmann ebenso, wie sie nach dem Frieden von Bretigny gethan hatten (s. S. 330). Dazu kam noch, daß der Druck der Abgaben, besonders aber die Art, wie sie seit Karl V. erhoben worden, das Land endlich zur Verzweiflung brachte, da oft das Fünffache der eigentlichen Steuer den Pflichtigen zur Last fiel. Jetzt, wo das Erpreßte nicht mehr, wie vorher, zum Besten des Landes angewendet ward, fühlte man erst das Verderbliche von Karl's egoistischer Herrschsucht, von seiner engherzigen Furcht vor den Ständen und von seiner Begünstigung der Blutsauger und ihres Gewerbes. Die Unzufriedenheit schien so gefährlich, daß sich der Herzog Regent bei Gelegenheit eines Aufstandes in Paris unbesonnener Weise entschloß, auf einmal alle von Karl V. ohne Zustimmung der Stände ausgeschriebenen Steuern aufzuheben. Dies nöthigte ihn natürlich, die Stände zu berufen, denen er dann, um sie zu gewinnen, alle ihre früheren Rechte bestätigen mußte (Januar 1381). Da die von ihnen bewilligte neue Steuer nicht hinreichte, so ließ er bald nachher die abgeschafften Abgaben aufs neue erheben, rief dadurch, wie wir später sehen werden, bedenkliche Unruhen hervor, mußte deshalb die Stände noch einmal berufen, und gerieth, als sie sich seinem Willen nicht fügten, mit einem großen Theile der Nation in Kampf.

In den auswärtigen Angelegenheiten war Ludwig bis auf seinen neapolitanischen Zug vom Glücke begünstigt. Er schloß zuerst einen für Frankreich vortheilhaften Vertrag mit Castilien. Dann zog er politischen Nutzen aus dem Streite Peter's IV. von Aragonien mit dem Sohne des letzten Königs von Majorca (s. S. 384), welcher einen Versuch zur Wiedererwerbung seines väterlichen Reiches machte und den Regenten von Frankreich um Hülfe anging. Ludwig von Anjou gab für hunderttausend Guldgulden, welche Peter ihm zahlte, seinen Schützling auf, und bereicherte dadurch seine neapolitanische Kriegskasse. Endlich verhalf ihm ein glücklicher Umstand auch zum Frieden mit dem Herzog der Bretagne. Dieser ward nämlich durch seine Vasallen, welche von der Verbindung mit den Engländern durchaus nichts wissen wollten, gezwungen, mit dem Regenten zu unterhandeln, und verstand sich 1381 zur Anerkennung der Oberlehensherrlichkeit des französischen Königs; doch

wurde in dem mit ihm geschlossenen Vertrage ausdrücklich erklärt, daß seine Unterwerfung unbeschadet der Rechte, der Verfassung und der Gewohnheiten der Bretagne geschehe. Dieser Vorbehalt machte freilich die Bretagne zu einem selbstständigen Staate, welcher nur noch der Form nach zu Frankreich gehörte; die Franzosen hatten aber doch wenigstens für die nächste Zeit den Vortheil, daß der Nationalfeind die Bretagne verlassen und nach England zurückkehren mußte. Dies erfolgte für Frankreich zur günstigsten Zeit, weil gerade damals im Inneren des Reiches bedenkliche Unruhen ausbrachen. Der Herzog von Berry war zum Statthalter von Languedoc ernannt worden; die Bewohner dieser Provinz hatten aber kurz vorher durch Ludwig von Anjou, welcher lange Zeit Statthalter gewesen war, so viel leiden müssen und waren mit dem Grafen von Foix, welchen Karl V. an dessen Stelle gesetzt hatte, so sehr zufrieden, daß sie sich der Einführung Berry's förmlich widersetzten. Sie bestanden auf der Beibehaltung ihres seitherigen Statthalters um so nachdrücklicher, weil sie, seit Ludwig von Anjou die Compagnieen entlassen hatte, nicht allein der Wuth dieser Räuber ausgesetzt waren, sondern weil auch der Graf von Armagnac, einer der größten Vasallen von Languedoc, welcher einen Theil jener Söldner an sich gezogen hatte, ein Schwager des neu ernannten Statthalters war. Die Stände der Provinz versammelten sich zu Toulouse, forderten den Grafen von Foix auf, seine Stelle zu behalten, und sagten ihm ihre Unterstützung zu. Dieser gab daher dem Regenten in einem Briefe den trotzigen Bescheid, daß er zwar alle Achtung vor dem Könige habe, daß er aber nie einen unbeschränkten Gewalthaber, wie nach seiner Verfügung der Herzog von Berry sein solle, in Languedoc dulden werde. Jetzt erschien freilich der Herzog von Berry mit einem Heer, er erlitt aber bei Revel eine vollständige Niederlage. Er setzte nichts desto weniger den Kampf fort, und beide Theile, die königliche Partei und die des Grafen von Foix, verwüsteten eine Zeitlang das unglückliche Land, bis der Pabst die Vermittelung übernahm und im December 1381 einen Frieden zu Stande brachte, durch welchen Berry in den Besitz der Statthalterschaft gelangte.

3. Unruhen in Flandern und in Frankreich, welche aus dem Emporkommen des Bürgerstandes und dem Widerstreben gegen geistlichen und weltlichen Druck entstanden.

Die Geschichte der Unruhen, welche am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, als man Bürgerfreiheit neben der Ritterherrschaft gründen wollte, in England, Frankreich und Deutschland ausbrachen, und der blutige Kampf in Italien, wo zu eben der Zeit die Bürgerfreiheit durch Tyrannen und Söldner vernichtet ward, beweisen auf gleiche Weise, wie richtig Dante schon im Anfange des Jahrhunderts den Untergang von Gesetz und Ordnung aus dem Untergange der monarchischen Obergewalt in Kirche und Staat hergeleitet hatte. Diesen ganzen Zeitraum hindurch erzählt die Geschichte Frankreichs und Englands nur von bürgerlichen Kriegen zwischen den Herren und Rittern der verschiedensten Gegenden des Reiches, von Aufständen der Bürgerschaft gegen Herren und Ritter, durch welche diese auf mannichfache Weise bedrängt oder beengt wurden, und von der wilden Wuth des niederen Volkes, das unter regellosem Drucke völlig erlag. Auch die Kirche wurde damals in beiden Reichen erschüttert; der Reichthum und die Üppigkeit des Klerus erweckten demselben in England wie in Frankreich erbitterte Feinde, und selbst gegen die hierarchische Lehre der Kanonisten erhob sich besonders in England sehr heftiger Widerspruch. Wir beginnen die Geschichte dieser Bewegungen in Flandern.

Karl V. hatte die Grafschaft Flandern von neuem und fester als vorher an Frankreich zu knüpfen gesucht. Er hatte die Tochter des Grafen Ludwig III. (s. S. 273), welche als einziges Kind die künftige Erbin des Landes war, mit seinem Bruder, Philipp dem Kühnen von Burgund, vermählt. Da jedoch der Graf in seinem freien Staate weniger vermochte, als die Städte, welche neben den italiänischen die betriebsamsten und bevölkertsten in Europa waren und jede für sich einen nur dem Namen nach vom Landesherrn abhängenden Freistaat bildeten, so hatte Karl sich bemüht, auch diese zu gewinnen und von einer engen Verbindung mit England, zu der besonders die Genter geneigt waren, abzu-

halten. Er hatte zu diesem Zwecke Lille, Douay und Orchies, welche früher mit Frankreich vereinigt worden waren, wieder an Flandern zurückgegeben. Nachher war ein Krieg zwischen den Gentern und Brüggern entstanden, in welchem der Graf Ludwig mit seiner Ritterschaft für die Letzteren Partei genommen hatte. Dieser Kampf dauerte nach Karl's V. Tode noch immer fort. Die Darstellung desselben gehört jedoch der Specialgeschichte an; hier muß eine allgemeine Andeutung genügen. Die Genter, furchtbar durch Zahl, Reichthum und Einfluß, sandten mächtige und oft auch gut geübte Heere ins Feld, welche zum Theil aus Gent selbst, zum Theil aus den Orten gezogen wurden, wo die Weber, Brauer und anderen Arbeiter der großen Fabrikherren wohnten. Der Krieg ward zuweilen durch Friedensschlüsse geendigt, jedes Mal aber gleich wieder begonnen; man lieferte sich blutige Treffen, und ganze Städte und Gegenden wurden geplündert und verwüstet; selbst die angrenzenden Länder Brabant, Lüttich und Holland nahmen mehr oder weniger am Kriege Theil. Eine ganz neue Gestalt erhielt der Kampf der Genter mit den Brüggern und ihren Vertretern, dem Grafen und der Ritterschaft, seit dem Januar 1382, wo die unter den Fahnen von Gent vereinigte Volksmacht den Sohn des ehemaligen Demagogen Jakob von Artevelle (s. S. 265 u. 269), Philipp von Artevelle, aus der Verborgenheit hervorzog; denn durch diesen ward der Krieg als demokratische Bewegung für Frankreich so bedenklich, daß man für gut fand, den König selbst an der Spitze der französischen Ritterschaft gegen die übermüthigen Fläminger auszuschicken. Man wird diese Bedeutung der flandrischen Unruhen erst recht zu würdigen wissen, wenn man sich die gleichzeitigen Erscheinungen in anderen Gegenden und Ländern ins Gedächtniß zurückruft. Damals ging in der Schweiz das Ritter- und Herrenthum ganz unter, im nördlichen Deutschland erhielt die Hanse, im südlichen der Bund der rheinischen, fränkischen und schwäbischen Städte das Übergewicht über den Kaiser und die Ritterschaft, ja, selbst in allen französischen Städten regten sich die Bürger und wurden nachher auf harte, grausame Weise unterdrückt. Dies führt uns zunächst auf die bürgerlichen Bewegungen in Frankreich und auf ihre Veranlassung zurück.

Ludwig von Anjou hatte, als die ihm von den Ständen be-

willigte Steuer nicht ausreichte, die thörichter Weise erlassenen alten Abgaben wieder herstellen wollen und, um den Schein zu haben, als wenn dies mit Zustimmung der Stände geschehe, eine Art Notabeln-Versammlung in seinen Palast berufen. Diese fügte sich zwar seinem Wunsche nicht, willigte aber dagegen in eine neue Steuer, welche Ludwig alsdann im Reiche ausschreiben ließ. Die Erhebung derselben erregte jedoch in Paris, Rouen, Amiens und anderen Städten heftige Unruhen, man widersetzte sich ihr endlich überall, und in den Städten von Nord-Frankreich, besonders in Rouen und Paris, schien sich alle Ordnung aufzulösen. Die niedere Volksklasse, des monarchischen und ritterlichen Druckes müde und von Demagogen aufgereizt, ergriff die Waffen, tödtete oder vertrieb die Steuerbeamten, mishandelte die Reichen und übte schändlichen Unfug. Man hat diesen Aufständen den Namen des Krieges der Maillotins gegeben, weil sich damals der aufrührische Pöbel in Paris der im Stadthause aufbewahrten Waffen bemächtigte, unter denen auch viele Maillets- oder schwere bleierne Streithämmer waren. Ludwig sah sich durch die von Tag zu Tag bedenklicher werdende Lage der Dinge genöthigt, die neue Steuer wieder aufzugeben; er nahm aber dagegen den Krieg mit England und die Nothwendigkeit, den durch die Unruhen entstandenen Ausfall in den Einnahmen zu decken, zum Vorwand, um die Stände des nördlichen Frankreichs zusammenzurufen und von ihnen Hülfe zu fordern (April 1382). Die Stände wollten jedoch von neuen Auflagen nichts hören, und entschuldigten sich damit, daß sie zu einer Steuerbewilligung keine Vollmacht hätten. Als Ludwig sie gleich nachher noch einmal berief, blieben die meisten Mitglieder aus, um nicht genöthigt zu sein, sich auf seine Geldforderungen einzulassen. Jetzt war der Herzog Regent genöthigt und einigermaßen auch berechtigt, Gewalt zu gebräuchen; denn da die Stände der offenbaren Noth des Reiches nicht abhelfen wollten, so war keine andere Wahl, als entweder den Staat untergehen zu lassen oder die Mittel zu seiner Erhaltung auf jede mögliche Weise herbeizutreiben. Ludwig beschloß, den zwar weniger zahlreichen, aber der rohen Masse in jeder Hinsicht überlegenen streitbaren und unterrichteten Theil der Nation um sich zu sammeln und unter dem Vorwand, als wolle er die Ordnung herstellen, große

Summen zu seinem neapolitanischen Zuge zu erpressen. Das grausame und unverständige Benehmen des Pöbels erleichterte ihm die Erreichung seiner Absichten, da man nothwendiger Weise den gewohnten und systematischen Druck der neuen wilden Unordnung vorziehen mußte. Ludwig bot also die militärische Ritterschaft auf, und da er den König an ihre Spitze treten ließ, so durfte niemand zurückbleiben. Die Stadt Rouen, gegen welche man zuerst zog, konnte einem solchen Angriff nicht widerstehen. Die Herren und Ritter rückten ein und nahmen eine schreckliche Rache; sie zerstörten einen Theil der Stadt und wütheten gräusam gegen die Bürger (April 1382). Hierauf erlaubte Ludwig seinen aus rohen Söldnern und Abenteurern bestehenden Kriegsschaaren, zuerst in der Umgegend von Paris und dann in der Stadt selbst nach ihrer gewohnten Weise zu hausen, und diese richteten so furchtbare Verwüstungen an und peinigten Schuldige und Unschuldige so grausam, daß die Pariser die geforderte Summe von hunderttausend Goldgulden, welche nach dem gegenwärtigen Münzfuß etwa auf eine Million und einmalhunderttausend Franken zu veranschlagen ist, zuletzt gern zahlten, damit nur der König ihnen Gnade gewähre und wieder in ihre Stadt komme. Diese Summe floß übrigens, wie alles Andere, größtentheils in die Kriegskasse des Herzogs von Anjou, welcher endlich (1382) seinen so lange gerüsteten Zug nach Neapel antrat. Durch die Entfernung des bisherigen Hauptes der Regentschaft kam diese in die Hand Philipp's des Kühnen von Burgund, welcher dann, als Gemahl der künftigen Erbin von Flandern, die Kräfte des Reiches ebenso gegen Flandern richtete, wie der Herzog von Anjou die Schätze und Einkünfte des Staates für einen Zug nach Neapel verwendet hatte.

Auch im Süden des Reiches war ein Zustand der Anarchie eingetreten. Dort war es nicht blos die Empörung von Städten, welche das Reich mit Auflösung bedrohte, sondern die Provinzen wurden zugleich durch innere Kriege und durch die Raubzüge abenteuernder Banden verwüstet. Die Letzteren hausten so arg, daß der Graf von Foix, als er einst vierhundert dieser Räuber gefangen nahm, sie insgesammt hängen oder ersäufen ließ, sich durch solche Hinrichtung in Masse allgemein beliebt machte. Doch half dies nichts; viele Burgen blieben von den wilden Schaaren

besetzt, und die Brüder der Getödteten verübten aus Rachgier und Zorn um so größere Grausamkeiten. Wenn es aber auch möglich gewesen wäre, die Banden ganz zu vernichten, so würde dadurch die Ruhe doch nicht hergestellt worden sein. In vielen Städten und Gegenden des Landes verweigerte man dem Herzog von Berry fortwährend die Anerkennung als Statthalter; die Bürger von Beziers, der bedeutendsten Fabrikstadt des Südens, ermordeten einst über siebenzehn königliche Beamte, die Stadt Narbonne führte zwei Jahre lang einen verwüstenden Krieg mit einem der Großen des Landes, und endlich rief ein Beschluß der Stände von Languedoc auch noch einen Bauernkrieg hervor. Diese gewährten nämlich dem Herzog von Berry eine so drückende Steuer, daß die Bauern deshalb die Waffen ergriffen. In großen Schaaren durchzogen dieselben das Land, und verübten bis über Avignon hinaus schreckliche Verwüstungen. Selbst der Pabst wurde dann von ihnen hart bedrängt. Die Franzosen haben übrigens diesem Kriege den Namen des Lumpen- oder Schuftenkrieges (guerre des coquins oder im Provinzialausdruck des tuchins) gegeben.

In Flandern schien gerade zu derselben Zeit, als die Bürgerschaften von Paris und Rouen durch die französische Ritterschaft gewaltsam niedergedrückt worden waren, die Demokratie ebenfalls völlig besiegt zu sein. Die Genter waren von dem Grafen Ludwig und der Ritterschaft aufs Äußerste gebracht worden, Ludwig hatte ihnen jede Möglichkeit der Zufuhr abgeschnitten, und konnte den Tag, an welchem der großen Bevölkerung der Stadt der Unterhalt ausgehen würde, so sicher berechnen, daß er mit seinen Reisigen ganz ruhig in Brügge lag; allein er selbst brachte sich wieder um jeden Vortheil, indem er, als die Genter Unterhandlungen anknüpften, auf unbedingter Unterwerfung bestand und mit grausamer Rache drohte. Die Genter sahen sich in ihrer Noth nach einem Rettungsmittel um, und fanden es in dem Umstande, daß die Bürger von Brügge, welche den Grafen bis dahin unterstützt hatten, in zwei Parteien zerfallen waren. Auf diesen Zwist gründete Philipp von Artevelle den Plan eines Rettungsversuches seiner Vaterstadt. Er wählte aus der Genter Bürgerschaft fünftausend rüstige und geübte Männer aus, ließ diese durch Dominikaner und Franziskaner religiös und patriotisch begeistern, und

brach, nachdem sie öffentlich gelobt hatten, entweder zu siegen oder zu sterben mit ihnen gegen Brügge auf. Ganz unerwartet erschien er in der Nähe dieser Stadt und schlug ein Lager auf. Auf die Nachricht davon zogen die Bürger von Brügge eilig und ohne Ordnung gegen die Genter zu Felde, und der Graf schloß sich mit seinen Rittern an die undisciplinirte Menge an. Bei Beverhout kam es im Mai 1382 zu einer Schlacht, deren Ausgang vorherzusehen war. Die fünftausend Genter waren geübte und geordnete Truppen, die Bürgermacht von Brügge dagegen war so, wie die aus Krämern, Handwerkern und Arbeitern bestehenden Bürgergarden immer waren, weil Geschäfte des Friedens ihren Leib und dem Heroismus ganz fremde Speculationen ihre Seele beschäftigten; sie brach sich daher, obgleich sie an Zahl den Gentern siebenfach überlegen war, an der geschlossenen Ordnung derselben, und riß fliehend die gut geübten achthundert Lanzen des Grafen mit sich fort, oder machte doch das ritterliche Anstürmen derselben durch ihre Gegenwart unmöglich. Die Genter setzten den geschlagenen Feinden nach, und drangen, ohne dabei irgend einen Verlust zu erleiden, mit ihnen in die Stadt ein. Hier wußten sie die Zwietracht der Bürger geschickt zu benutzen. Ein Theil der Zünfte nahm für sie Partei und revolutionirte die Stadt; die Anhänger des Grafen und seine Ritter wurden in den Straßen angegriffen, zwei- bis dreitausend derselben kamen ums Leben, die Übrigen retteten sich wie sie konnten, und der Graf selbst entfloh, nachdem er sich eine Zeitlang in einem Bürgerhause versteckt gehalten hatte, nach Lille. Unmittelbar nachher schlossen sich fast alle flämische Städte an Artevelle's demokratische Republik an.

Zum Glück für den vertriebenen Grafen erhielt gleich nachher sein Schwiegersohn, Philipp von Burgund, durch Ludwig's von Anjou Abzug nach Neapel den Haupteinfluß in der Regentschaft Frankreichs, und Artevelle beleidigte durch einen an Karl VI. geschriebenen Brief die französische Ritterschaft, welche so eben erst in Paris und Rouen den tief verachteten Bürgerstand zu Boden geschlagen hatte. Es ward sogleich ein Reichszug gegen Flandern beschlossen, und der ganze französische Adel strömte zusammen, um den jungen König auf seinem ersten Kriegszuge zu begleiten. An

der Spitze des französischen Heeres stand der wackere Connetable Olivier dü Clisson, es war den Schaaren Artevelle's in jeder Hinsicht überlegen, und die niederländische Ritterschaft schloß sich an die Franzosen an; nichts destoweniger erwartete der Genter Demokrat bei Roosebeeke unweit Ypern in einer dem französischen Heere günstigen Gegend den Angriff desselben. Wahrscheinlich vertraute er, wie die Brügger bei Beverhout, auf die große Zahl seines unritterlichen Volkes. Die schlecht disciplinirten Schaaren wurden von den Rittern leicht getrennt und zerstreut, Artevelle selbst blieb in der Schlacht, und von seinem Heere kamen, wie es heißt, mehr als zwanzigtausend Mann ums Leben (27. November 1382). Die unmittelbare Folge dieser Niederlage war, daß die von den Gentern besetzten oder zu ihnen übergegangenen Städte dem Sieger ihre Thore öffneten. Gent selbst dagegen, an dessen Spitze nach Artevelle's Tode Ackermann trat, rüstete sich zum Widerstand, und die späte Jahreszeit, sowie die Zusammensetzung des französischen Reichsherres und die Rücksicht auf die schuldige Dienstzeit der Vasallen erlaubten nicht, daß man den jungen König so lange in Flandern zurückhalte, bis Gent durch eine regelmäßige Belagerung eingenommen sei. Die Franzosen kehrten daher wieder heim, und die Genter traten jetzt, um den Krieg fortsetzen zu können, mit England in Verbindung.

Philipp von Burgund, Johann von Berry und die anderen Herren, welche für den jungen König regierten, benutzten ihren Triumph über die flämische Bürgerschaft, um sich an der französischen zu rächen. Sie führten das aus Flandern zurückkehrende Heer in die bedeutendsten Städte von Nord-Frankreich, und bestraften den demokratischen Übermuth der Bürgerschaften auf eine so grausame Weise, daß es fast schien, als wenn Karl's Oheime ihren Neffen absichtlich zum Tyrannen erziehen wollten. Unter dem Vorwand, daß die Pariser Bürger noch immer gegen die Regierung conspirirten und heimlich Abgeordnete an die flämischen Demokraten abgeschickt hätten, führte man den König und die Reichsmacht zuerst gegen die Hauptstadt des Reiches. Dem siegenden Heere wagten die Pariser nicht ihre Thore zu verschließen. Dieses hielt hierauf seinen Einzug gerade so, als wenn es in das erstürmte Gent einziehe. Schrecken und Entsetzen erfüllte alle Ge-

müther. Zuerst wurden die an den Thoren errichteten hölzernen Bollwerke und die in den Straßen gemachten Einrichtungen zu Barricaden zerstört; dann ging es an die Bürger selbst. Dreihundert der reichsten wurden verhaftet und von Zeit zu Zeit einige derselben hingerichtet, um die Anderen zu schrecken und so das Äußerste von ihnen zu erpressen; außerdem mußten alle Waffen abgeliefert werden. Vergebens legte die alte Herzogin von Orleans, König Johann's Schwester, so wie die ganze Pariser Universität Fürbitte ein; statt die Strafen und das Verfahren zu mildern, ward man mit jeder Woche strenger und härter. Das Schrecklichste war, daß dies Alles dem Volke nothwendig als eine Art von Tortur vorkommen mußte, durch welche man Steuern erpressen wolle; denn nachdem durch gerichtliche Verfolgungen und durch Hinrichtungen Alles eingeschreckt war, wurde im Namen des Königs eine Steuerverfügung erlassen, welche das Volk endlich unter das Joch brachte, dessen es sich bis dahin erwehrt hatte. Man führte nämlich ohne Zustimmung der Stände alle Abgaben aus Karl's V. Zeit wieder ein, und erklärte geradezu, daß die Bestimmung der Steuern eine rein königliche Sache sei, und daß darüber nur von den Parlamenten verhandelt werden solle. Gleich nachher ward die Stadtverfassung von Paris wesentlich geändert, und den Bürgern das Wahlrecht in Bezug auf die Magistratspersonen genommen. Das Ärgste folgte nach und schreckte um so mehr, je feierlicher und ungewöhnlicher die Art seiner Bekanntmachung war. Der König ließ das Volk versammeln, und nachdem der Kanzler eine Rede gehalten hatte, welche jedermann in Todesangst versetzte, ward für die noch übrigen Gefangenen Gnade verkündigt. Die Gnade wurde aber so gegeben, daß sie selbst den Zeitgenossen als ein blutiger Hohn erschien; denn die Gefangenen mußten ihre Freilassung mit ihrem ganzen Vermögen bezahlen. Auch viele andere Bürger der reichen Klasse wurden ihrer Habe beraubt und förmlich an den Bettelstab gebracht. Die ganze Art, wie man damals in Paris hauste, hätte nicht ärger sein können, wenn statt des Königs und seines ritterlichen Heeres Mongolen, Türken oder Araber plötzlich über Frankreich hereingebrochen wären. Dessen ungeachtet ward durch dieses Verfahren nur äußerst wenig für die königliche Schatzkammer ge-

wonnen; die erpreßten Summen wurden, nach dem Bericht eines ehrlichen und schlichten Zeitgenossen, größtentheils zur Bezahlung der gemietheten Raubschaaren bestimmt, deren man sich zur Ausführung der grausamen Maßregeln bedient hatte, die Anführer derselben behielten aber Alles für sich, und die Miethlinge begannen deshalb nachher wieder ihre Raubzüge im Lande.

Auf gleiche Weise wurde unmittelbar darauf in Rouen verfahren. Auch bei dieser Gelegenheit blieb die Staatskasse leer, weil Burgund und Berry die erpreßten Summen unter sich theilten. Man mußte deshalb auch die herrschende Unzufriedenheit bald durch eine neue drückende Steuer vermehren. Ein königlicher Befehl verordnete nämlich eine allgemeine jährliche Abgabe von dem Einkommen und Besitzthum der Steuerpflichtigen, zu welchen Adel und Geistlichkeit nicht gehörten. Natürlich waren durch alle diese Maßregeln die Unruhen nur zum Schein gedämpft, und die Regentschaft hatte sich und den jungen König nur verhaßt gemacht. Nichts desto weniger glaubte man jetzt wieder an den Krieg mit England denken zu dürfen.

4. Spanien und Portugal in der nächsten Zeit nach Peter dem Grausamen.

Heinrich II. von Castilien brachte vom ersten Augenblick seiner Thronbesteigung an die traurige Weise, wie er zur Herrschaft gelangt war, durch seine vortreffliche Regierung in Vergessenheit. Es ward daher später auch allgemein beklagt, daß seine Regierung so kurz dauerte (1369—1379), während sein Zeitgenosse, der Tyrann Peter IV. von Aragonien, fast zwei Menschenalter hindurch regierte. Heinrich hatte gleich anfangs schwere Kämpfe zu bestehen, weil sowohl seine beiden Nachbarn, die Könige von Aragonien und Portugal, als auch Eduard's III. Bruder, Johann von Lancaster, aus dem Umstande, daß er nicht in rechtmäßiger Ehe erzeugt sei, Vortheil zu ziehen suchten. Der genannte englische Prinz war, wie bereits (S. 405) angegeben worden ist, Gemahl der ältesten Tochter Peter's des Grausamen, gründete darauf ein Erbrecht an die castiliſanische Krone, und hatte seit Peter's Ermordung den Titel König von Castilien angenommen, konnte aber wegen der Lage der Dinge in England sein Recht nicht sogleich

geltend machen. Ferdinand von Portugal erhob ebenfalls Ansprüche an die Krone von Castilien, weil er als Enkel einer castilianischen Prinzessin, der Gemahlin Alphons des Vierten, der einzige männliche Sprößling der castilianischen Königsfamilie aus rechtmäßiger Ehe sei. Er verband sich daher schon im Jahr 1369 mit dem habsüchtigen König Peter IV. von Aragonien und mit Mohammed von Granada, welcher dem vorigen castilianischen Könige unzählige Schaaren leichter Reiter zu Hülfe geschickt hatte und seit dem Untergange desselben raubend in Castilien umherzog. Der Letztere schadete dem König Heinrich so wenig, daß selbst die maurischen Geschichtschreiber fast keine einzige That ihrer Landsleute in diesem Kriege aufzuzählen wissen. Auch Ferdinand von Portugal führte den Krieg auf nachlässige Weise, und Peter von Aragonien war durch seine Bemühungen, den ihm ganz unnützen Besitz von Sardinien gegen die Genuesen und gegen die Einwohner der Insel selbst zu behaupten, ebenfalls gehemmt. Gegen den Letzteren fand übrigens Heinrich einen Bundesgenossen, der im Inneren von Aragonien selbst Unruhen zu erregen drohte. Dieser Bundesgenosse war der aragonische Prinz Jakob III., der Sohn des unglücklichen letzten Königs von Majorca (s. S. 384). Jakob war nach seines Vaters Hinrichtung von Peter IV. vierzehn Jahre lang in Haft gehalten worden, hatte, als er endlich aus derselben entkommen war, den Titel eines Königs von Majorca angenommen, und war nachher (1363) dritter Gemahl der neapolitanischen Königin Johanna I. geworden. Sein roher, abenteuerlicher Sinn hatte jedoch gleich anfangs Zwietracht zwischen ihm und seiner Gemahlin erzeugt; er war deshalb bald wieder aus Neapel abgezogen, und hatte sich nach Castilien zu Peter dem Grausamen begeben, mit dessen Hülfe er sein väterliches Reich wieder zu erobern hoffte. Dort war er Gefangener Heinrich's II. geworden, als dieser 1365 seinen Bruder an der Spitze französischer Banden angriff. Johanna hatte ihn nachher zwar für ein Lösegeld von vierzigtausend Dukaten wieder losgekauft, er verließ sie aber bald zum zweiten Male, und ging nach Frankreich, wo er, unterstützt, vom Herzog von Anjou, einen Zug gegen Aragonien rüstete.

Der König von Castilien hatte in dem Kriege mit seinen beiden Nachbarn noch den besonderen Vortheil, daß die von Peter

dem Grausamen aufgehäuften Schätze in seine Hände gefallen waren. Mit diesen und mit einer von den Ständen des Reiches gewährten ansehnlichen Beisteuer entledigte er sich zunächst der dem Bertrand du Guesclin und seinen Banden gemachten Versprechungen; er bezahlte ihnen nicht allein den ausbedungenen Sold, sondern kaufte auch die Herrschaften und Städte zurück, die er ihnen vertragsgemäß hatte abtreten müssen. Ferdinand von Portugal und Peter von Aragonien schadeten dem castilianischen Könige im Felde nicht; denn der Erstere führte den Krieg so schlecht, daß ein portugiesischer Geschichtschreiber sagt, er würde besser gethan haben, wenn er ihn gar nicht angefangen hätte, und der Letztere entzweite sich in Folge eines Betruges mit seinem Bundesgenossen, indem er die Subsidien, welche dieser zahlte, zu seinen eigenen Zwecken verwendete. Andererseits gab sich Pabst Urban V. im Jahr 1370 angelegentliche Mühe, den Frieden auf der Halbinsel wiederherzustellen. Die allgemeine Politik ward nämlich im Mittelalter auf dieselbe Weise von dem römischen Hof diplomatisch geleitet, wie gegenwärtig durch gewisse Hauptmächte Europa's; das Ansehen der Päbste erhielt dadurch auch eine politische Bedeutung, weil es unter dem unaufhörlichen Geräusche der Waffen nur auf moralischer Macht beruhte, und weil durch die diplomatische Thätigkeit Rom's die Verbindung zwischen allen christlichen Staaten erhalten und nicht selten Blutvergießen verhindert ward. Urban schickte nicht nur zwei Legaten nach Spanien, sondern er schrieb auch dringende Briefe an die Könige von Castilien, Aragonien und Portugal und an die Gemahlinen der beiden Ersteren. Doch gelang es ihm damals nicht Frieden zu stiften. Dagegen kam gleich nach seinem Tode ohne die Vermittelung der Legaten eine Übereinkunft zwischen Ferdinand und Heinrich zu Stande (1371). Der von Beiden geschlossene Vertrag setzte außer der Zurückgabe aller genommenen Plätze auch die Vermählung des noch unverheiratheten portugiesischen Königs mit der Tochter Heinrichs von Castilien fest. Dieser Frieden zerfiel jedoch gleich nachher wieder in sich selbst, weil Ferdinand ebenso, wie einst sein Vater Peter I. (s. S. 381 und 391), der Sklave einer Leidenschaft ward und, obgleich auf sein Gesuch Heinrich von Castilien ihn von der eingegangenen Heirathsverpflichtung entband, dadurch Anlaß zu

neuem Zwiste gab. Ferdinand lernte bald nach dem Friedensschluß Leonore Tellez, die Gemahlin eines der ersten portugiesischen Herren, kennen, faßte eine heftige Leidenschaft zu ihr, und da er gewohnt war, seinen Neigungen jede religiöse oder moralische Rücksicht nachzusetzen, so ruhte er nicht, bis Leonore ihm Gehör schenkte. Sie verstieß ihren Gemahl, ihre Ehe ward gegen den Willen der Geistlichkeit getrennt, und der König vermählte sich mit ihr, so laut auch Klerus und Volk ihren Unwillen darüber äußerten.

Bald nachher schloß sich Ferdinand an den Herzog von Lancaster an, und trieb dadurch Heinrich von Castilien zum Bunde mit den Franzosen, denen seine Flotte in ihrem englischen Kriege wesentliche Dienste leistete. Die Verbindung zwischen Portugal und England, welche im Sommer 1372 ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß zur Folge hatte, konnte dem ersteren Reiche nur schaden, weil der König von England zu sehr von dem französischen Kriege in Anspruch genommen war, als daß er an Castilien hätte denken können. Heinrich von Castilien brach mit einem zahlreichen Heere in Portugal ein, die Portugiesen wichen vor ihm zurück, und eine Stadt nach der anderen fiel in seine Gewalt. Bei diesem Zuge verdient zur Ehre der Spanier, welche sonst ihre Kriege mit afrikanischer Grausamkeit führten, ein einzelner Umstand besonders hervorgehoben zu werden. Heinrich verläugnete nämlich beim Angriff auf Coimbra die der spanischen Nation, wie dem Zeitalter des Ritterthums eigenthümliche Galanterie gegen das weibliche Geschlecht so wenig, daß er sie sogar gegen die verhaßte Leonore Tellez bewies und ihr zu Gefallen seinen Kriegsplan änderte. Er hätte nothwendig die Stadt Coimbra angreifen müssen, zog aber, als er erfuhr, daß Leonore dort ihre Niederkunft erwarte, sogleich wieder ab, nachdem er der schönen Dame ein freundliches castilianisches Compliment hatte sagen lassen. Er wandte sich gegen Lissabon, und begann, sobald die castilianische Flotte im Tajo erschienen war, eine Belagerung dieser Stadt. Nachdem er Lissabon einen ganzen Monat hindurch hart bedrängt hatte, gelang es endlich dem Legaten, welchen Urban's V. Nachfolger, Gregor XI., geschickt hatte, einen Frieden zwischen Portugal und Castilien zu vermitteln (Mai 1373). Bei dieser Gelegenheit bewährte der

König von Castilien, wie bei jeder anderen, zugleich seine großen Herrscher-Eigenschaften und seinen edeln ritterlichen Sinn; denn obgleich er das Land seines Feindes besetzt hatte und sogar die Hauptstadt desselben ernstlich bedrohte, so machte er doch keine anderen Forderungen, als die, welche er auch vorher gemacht haben würde. Er verlangte blos, daß Ferdinand den nach Portugal enflohenen Castilianern, welche ihn nicht als rechtmäßigen König anerkennen wollten und Castilien öfters durch Streifzüge beunruhigt hatten, den Aufenthalt in seinem Reiche verbiete. Der König von Portugal versprach dies, entsagte außerdem seiner Verbindung mit England, und trat dagegen dem zwischen Castilien und Frankreich bestehendem Bunde bei. Beide Könige schlossen unmittelbar darauf noch ein Angriffsbündniß gegen Peter von Aragonien, welcher castilianische Grenzstriche besetzt hielt und den König von Portugal durch seinen Betrug mit den Subsidiengeldern erbittert hatte.

Peter von Aragonien kam durch die Verbindung Heinrich's und Ferdinand's sehr ins Gedränge; denn er lag damals wegen der Insel Sardinien mit den Einwohnern derselben und mit den Genuesen im Streit, und ward jetzt zugleich von den Castilianern und von dem Titularkönig des Reiches Majorca angegriffen. Er entschloß sich daher auch bald zu einem Frieden mit Heinrich. Der Letztere erlangte, was er allein gesucht hatte: er erhielt die castilianischen Herrschaften, deren sich Peter bemächtigt hatte, zurück, und zahlte dagegen eine Summe Geld für den Schaden, den er im Kriege angestiftet hatte. Außerdem wurde damals sein Sohn und Erbe, Johann I., mit einer Tochter Peter's verlobt. Jakob von Majorca ward ein Opfer dieses Friedens; der aragonischen Übermacht nicht gewachsen und von allen Seiten eingeschlossen, konnte er sich kaum der Gefangennehmung entziehen. Er floh nach Castilien, wo er bald nachher mit gebrochenem Herzen starb.

Nachdem Heinrich alle während der inneren Unruhen verlorenen Gebiete an Castilien zurückgebracht hatte, machte er auch Biscaja zu einer Provinz des Reiches, und zwar so, daß es nicht wieder getrennt werden konnte, und daß dadurch kein Recht verletzt wurde. Er zog nämlich dieses Fürstenthum beim Tode seines Bruders, der es besessen hatte, ein, und erklärte der Tochter Ferdinand's

de la Cerda, welche in Frankreich den Herzog von Alençon geheirathet hatte und Biscaja für ihre Kinder als rechtmäßiges Erbe in Anspruch nahm, er wolle es diesen als Lehen übertragen, wenn sie nach Spanien kämen. Er wußte recht gut, daß die Söhne des Herzogs von Alençon nicht dem französischen Reich entsagen würden, um Spanier zu werden, und konnte folglich, als dies nicht geschah, das Fürstenthum rechtlicher Weise an sich ziehen. Auch gegen die Einwohner desselben bewies er seine Gerechtigkeit und Mäßigung, da er ihnen ihre alten Rechte bestätigte. Dem König von Navarra entriß er zwar die Städte, die derselbe in Biscaja besetzt hatte, er entschädigte ihn aber durch eine Summe Geld für die auf die Befestigung derselben verwendeten Kosten. Heinrich schonte überhaupt, wenn er durch Geld einen Krieg vermeiden konnte, das Blut seiner Unterthanen. Dies nöthigte freilich auch ihn, zu dem traurigen Mittel zu greifen, dessen sich die Regierungen des Mittelalters da zu bedienen pflegten, wo man sich in unserer Zeit durch Anleihen hilft, nämlich zur Verschlechterung der Münzen. Außerdem schmälerte er die unmittelbaren Besitzungen der Krone dadurch sehr, daß er, um Freunde und Anhänger zu gewinnen, mit einer Freigebigkeit, die man fast Leichtsinn nennen konnte, Landschaften, Städte und Burgen verschenkte. Der Geschichtschreiber Mariana hat aber diese übermäßige Großmuth Heinrich's recht gut aus politischen Gründen erklärt. Heinrich selbst sah wohl ein, daß er dem augenblicklichen Zwecke das künftige Schicksal der Regenten habe nachsetzen müssen, und gab deshalb noch auf dem Todenbette seinen Nachfolgern eine Weisung, wie sie es anzufangen hätten, um alle veräußerten Fürstenthümer und Herrschaften ohne Aufsehen wieder an die Krone zu bringen; denn er verordnete in seinem Testament, daß diese Herrschaften nur auf die Kinder, nicht auf die Seitenverwandten der Besitzer vererbt werden dürften.

Heinrich's II. Sohn und Nachfolger, Johann I. (1379—1390), gewann ebenso, wie sein Vater, durch Milde, Gerechtigkeit und Güte der Castilianer volle Gunst, hatte aber dessen ungeachtet manche Schwächen und verwendete viele Summen auf nutzlose Kriege. Gleich nach seinem Regierungsantritt ward er in Streitigkeiten mit Portugal verwickelt, welche dem Herzog von Lancaster Gelegenheit gaben, die Anspüche seiner Gemahlin auf

Caſtilien endlich einmal ihrem Ziele näher zu bringen. Johann hoffte den Umſtand, daß Ferdinand von Portugal nur eine einzige rechtmäßige Tochter, Beatrix, aber keinen Sohn hatte, benutzen zu können, um Portugal und Caſtilien in einer nahen Zukunft zu vereinigen; er ſuchte zu dieſem Zweck eine Verlobung ſeines Sohnes Heinrich und der Beatrix zu Stande zu bringen, obgleich dieſer erſt ein Jahr alt war. Johann erreichte zwar ſeine Abſicht, allein gleich nachher verbündete ſich der König von Portugal, trotz der lächerlichen Verabredung, mit den beiden engliſchen Prinzen, welche die Töchter Peter's des Grauſamen geheirathet hatten. Ferdinand ſchloß mit denſelben zwei Verträge, in welchen eine gemeinſchaftliche Bekriegung Johann's I., verabredet, das Recht des Herzogs von Lancaſter an die Krone Caſtiliens anerkannt, und die Erbin von Portugal dem Sohne des mit der jüngeren Tochter Peter's des Grauſamen vermählten Prinzen Edmund zur Ehe verſprochen wurde (1380). Johann von Caſtilien hatte nicht ſobald von dieſen Verträgen Nachricht erhalten, als er in Portugal einbrach. Er ſchlug die portugieſiſche Flotte und eroberte die Feſtung Almeida. Die unter Edmund's Führung gelandeten engliſchen Truppen drangen zwar nachher mit den Portugieſen vereinigt in Caſtilien ein, ſie betrugen ſich aber nach ihrer gewohnten Art ſo brutal gegen Freund und Feind, daß Ferdinand ſelbſt nach zwei Jahren ihrer los zu werden und ſich deshalb mit dem Könige von Caſtilien abzufinden ſuchte. Er traf mit dieſem eine Übereinkunft, nach welcher zwiſchen beiden Reichen Frieden ſein, und die Erbin von Portugal mit einem caſtilianiſchen Prinzen verlobt werden ſollte; doch wurde dazu nicht der Prinz Heinrich, ſondern deſſen jüngerer Bruder, Ferdinand, auserſehen, damit Portugal künftig nicht mit Caſtilien vereinigt werde. Edmund konnte mit ſeinen eigenen Truppen den Krieg nicht fortſetzen, und kehrte deshalb wieder nach England zurück. Bald nachher ſtarb Johann's Gemahlin, und nun wurde jene Verabredung dahin abgeändert, daß er ſelbſt ſich mit der für ſeinen Sohn beſtimmten Prinzeſſin vermählte. Nach dem neuen Vertrage, welcher damals geſchloſſen wurde, ſollte die Krone von Portugal dem Kinde zufallen, welches in dieſer Ehe würde geboren werden; wenn aber die Ehe kinderlos bliebe und auch die andere Tochter, welche Ferdinand

hatte, keine Nachkommen hinterlaſſe, ſo ſollte Portugal an Johann kommen.

Dieſe Verabredung hatte nicht ſowohl den Zweck, die Abſichten des Königs von Caſtilien, als vielmehr die herrſchſüchtigen Plane der Leonore Tellez zu fördern, welche die Rolle der Königin ſpielte, deren Verbindung mit Ferdinand aber nicht als eine rechtmäßige Ehe anerkannt wurde. Leonore ſah die Geſundheit ihres Gemahls ſchwinden und ſeinen Tod herannahen, ſie wollte daher deſſen Brüder, Johann und Dionyſius, von der ihnen gebührenden Nachfolge ausſchließen und mit Hülfe des caſtilianiſchen Königs die Regentſchaft an ſich bringen. Leonore gehörte zu der furchtbaren Klaſſe von Weibern, deren Character wir im Norden glücklicher Weiſe nur aus gerichtlichen Verhandlungen kennen, und die wir daher, um nicht in der Vorſtellung von der menſchlichen und beſonders von der weiblichen Natur irre zu werden, als Ausnahmen oder als unglücklich organiſirte Weſen anſehen können. Sie hatte, ſeitdem ſie ihrem rechtmäßigen Gemahl untreu geworden war, eine ganze Reihe von Verbrechen begangen. Sie hatte namentlich den Infanten Johann, der mit ihrer Schweſter vermählt war, auf eine grauſame Weiſe unſchädlich zu machen gewußt. Sie verdächtigte nämlich die Treue ſeiner Gemahlin, und ſpiegelte ihm zugleich die Hoffnung vor, daß er, wenn er derſelben los wäre, die Hand der Beatrix und damit die Nachfolge auf dem Thron erhalten werde. Johann ließ ſich täuſchen, mordete ſeine Gemahlin mit eigener Hand, und mußte deshalb aus dem Reiche fliehen. Er fand in Caſtilien, wo damals noch Heinrich II. herrſchte, Gaſtfreundſchaft und Schutz; als jedoch Johann I. König ward, ſah ihn dieſer als einen Mitbewerber an, nahm ihn in Haft, und benutzte ſeine Gefangenſchaft zur Abſchließung eines geheimen Vertrags mit Leonore, obgleich ſeine Räthe ihn vor den Kabalen derſelben warnten und beſonders darauf aufmerkſam machten, wie unſicher der Grund ſei, auf den er baue. Leonore verpflichtete ſich, Johann's I. Gemahlin, Beatrix, unmittelbar nach Ferdinand's Tode als deſſen Nachfolgerin ausrufen zu laſſen; Johann dagegen verſprach, daß Leonore dann die Regentſchaft ſo lange führen ſolle, bis der von Beatrix zu hoffende Sohn mündig geworden ſei. Dieſer Vertrag war noch vor der Vermählung des caſtilianiſchen Königs ge-

schlossen worden. Wenige Monate nach derselben starb der König von Portugal (Oktober 1383).

Leonore ließ sogleich die Königin von Castilien und ihren Gemahl zu Beherrschern des Reiches ausrufen, und übernahm für sich selbst die Regentschaft; allein ihr ganzer Plan scheiterte an dem Geiste des portugiesischen Volkes. Man kannte ihre Kabalen und haßte sowohl sie selbst, als auch ihren Liebhaber Aveyro, mit welchem sie seither ganz öffentlich in anstößiger Vertraulichkeit gelebt hatte; man wollte sich daher ihre Herrschaft nicht aufdringen lassen. Zwar befanden sich die beiden einzigen rechtmäßigen Thronerben, die Infanten Johann und Dionysius, in der Gewalt der Castilianer, da auch der Letztere sich schon längst nach Castilien geflüchtet hatte; allein es erhob sich gegen Leonore sogleich ein anderer gefährlicher Nebenbuhler, der Großmeister des Ritterordens von Avis, Johann, ein natürlicher Sohn des Königs Peter I. Dieser wollte die Umstände benutzen, um die Regierung und wo möglich auch die Krone an sich zu bringen. Er stieß den verhaßten Günstling der Königin in ihrem Palast mit eigner Hand nieder, und erschien dadurch bei einer Nation, welche von Moral und von Mord ganz andere Ansichten hatte als wir, nicht nur als Rächer der Ehre seines verstorbenen Halbbruders, sondern auch als Vertheidiger der Volksrechte. Nachdem er hierauf die Königin gezwungen hatte, aus der Residenz zu fliehen, ward er schon drei Monate nach Ferdinand's Tod zuerst vom tobenden Volke und dann auch vom Adel zum Regenten und Defensor des Reiches erwählt. Es war ihm dabei nichts so sehr zu Statten gekommen, als die Verbindung der Leonore mit dem castilianischen König und die drohenden Rüstungen des Letzteren; denn die Portugiesen waren, weil es die Rettung ihrer Nationalität galt, fast einstimmig in ihrer Wahl gewesen. Der neue Regent trat übrigens anfangs nur als Stellvertreter des noch ungeborenen Sohnes der Beatrix auf, bahnte sich aber durch schlau gewählte Mittel den Weg zum Throne. Seine Herrschaft hatte mit einem Morde begonnen, und wurde dadurch weiter geführt und befestigt, daß er alle Freunde der Königin und der Legitimität absetzte und ihres Eigenthums beraubte, allen denjenigen dagegen, welche seine Sache zu der ihrigen machten, die erledigten Stellen und die eingezogenen

Güter gab. Johann folgte hierin dem Rathe eines Bürgers, der ihm geſagt hatte: „Wollt ihr von mir einen Rath annehmen, der eure Sache fördern wird, ſo gebt weg, was nicht euer iſt, verſprecht, was ihr nicht habt, und verzeiht dem, den ihr nicht ſtrafen könnt!“ Auf dieſe Weiſe verſchaffte ſich Johann einen ſo ſtarken Anhang, daß die Portugieſen, wie die Franzoſen der neueſten Zeit, ſich ſogar ſchweren Abgaben unterwarfen, um den von der Nation gerufenen Gründer einer neuen Dynaſtie in den Stand zu ſetzen, den erledigten Thron für ſich zu behaupten.

Das Volk und die Bürgerſchaft waren die Hauptſtützen des Regenten. Der Adel oder mit anderen Worten die Militärmacht ſchien anfangs nicht geneigt, ſich für die neue Regierung aufzuopfern; die drohende Vereinigung mit Caſtilien weckte aber einzelne Helden zum Kampfe für die Nationalunabhängigkeit, und da der caſtilianiſche König zum Unterſchied von dem Regenten nichts zu verſchenken hatte, ſo wandte ſich bald auch der Adel, von dem anfangs ein Theil ſich an die Caſtilianer angeſchloſſen hatte, dem Regenten ganz zu. Im Anfang des folgenden Jahres (1384) rückte König Johann von Caſtilien, welchen Leonore dringend um Hülfe gebeten hatte, von ſeiner Gemahlin begleitet in Portugal ein. Er war kaum mit Leonore zuſammengekommen, als er ſie, mit oder ohne Recht, einer Verſchwörung beſchuldigte und in ein caſtilianiſches Gefängniß bringen ließ. Jetzt hatte er die ganze Königsfamilie in ſeiner Gewalt; das konnte ihn aber bei den Portugieſen nicht empfehlen und gewährte nur dem Regenten Nutzen. Die Portugieſen waren, obgleich ſie ſehr hartnäckig kämpften und ihre Feſtungen überall vertheidigten, den Caſtilianern im Felde nicht gewachſen, auch ihre Flotte ward geſchlagen, und Johann von Caſtilien belagerte endlich ſogar Liſſabon zu Waſſer und zu Lande. Schon hatte er eine nahe liegende Feſtung erobert und die Stadt durch das Abſchneiden der Zufuhr aufs Äußerſte gebracht, als eine anſteckende Krankheit in ſeinem Heere ſolche Verwüſtungen anrichtete, daß er ſich in Eile nach Caſtilien zurückziehen mußte. Die Gefahr, in welcher Liſſabon und das ganze Reich geweſen waren, mußte in der Nation den Wunſch erregen, ihre Unabhängigkeit gegen das Ausland geſichert zu ſehen; dies benutzte der Regent zu ſeinem Vortheil. Er hatte bisher immer behauptet,

daß er das Reich für den zu erwartenden Erben der Beatrix verwalte und blos gegen die Caſtilianer ſtreite; auch erkannten die Commandanten der Feſtungen und ein Theil des Adels entweder nur Beatrix und ihren künftigen Sohn oder einen der in Caſtilien gefangen gehaltenen Infanten als Thronerben an. Der Regent verſammelte daher im März 1385 die Cortes zu Coimbra, um die Dankbarkeit der Nation für ſich in Anſpruch zu nehmen. Der eigentliche Zweck der Berufung war vorauszuſehen, und die Erreichung desſelben hatte keine große Schwierigkeit: das Volk mishandelte jeden, der dem Regenten entgegen war; der berühmte portugieſiſche Juriſt Johann des Regras, ein Schüler des Bartolus (ſ. S. 233 f.), bot ſeinen Scharfſinn und ſeine Gelehrſamkeit auf, um zu beweiſen, daß die Anſprüche der Beatrix und der beiden Infanten unbegründet ſeien, und daß die Nation bei einer Erledigung des Thrones das Recht habe, ſich einen König zu wählen; der Regent ſelbſt that alles, was bei ſolchen Gelegenheiten zu geſchehen pflegt, und ſpielte zuletzt auch noch die Rolle des Spröden. Nach wenigen Wochen war das ganze Schauſpiel der Debatten zu Ende gebracht, und der Regent wurde am 6. April ohne Widerſpruch zum König erwählt.

Der neue König, Johann I., hatte ſchon während der Belagerung von Liſſabon einen Vertrag mit England und beſonders mit dem Herzog von Lancaſter, deſſen Recht an den caſtilianiſchen Thron er anerkannte, geſchloſſen. Als daher Johann von Caſtilien, von den Franzoſen unterſtützt, aufs neue in Portugal einbrach, ſchickte der Herzog von Lancaſter den Portugieſen fünfhundert Mann Hülfstruppen. Dieſe beſtanden größtentheils aus engliſchen Bogenſchützen, den berühmteſten in Europa, und erſchienen gerade in dem Augenblick, als Johann I., kühn und tapfer wie er war, den Entſchluß gefaßt hatte, die Feinde nicht in Liſſabon zu erwarten, ſondern ihnen entgegen zu ziehen und im Felde eine Entſcheidung zu ſuchen, obgleich ſein Heer an Zahl um drei Viertheile ſchwächer war, als das der Caſtilianer. Bei Aljubarota, vier Meilen von Liſſabon wurde im Auguſt 1385 die entſcheidende Schlacht geliefert, die zugleich den Grund zu jener Macht und zu jenem Ruhme legte, welche die kleine portugieſiſche Nation unter Johann und ſeinen Nachkommen im fünfzehnten

Jahrhundert erlangte. Der bei Aljubcrota erfochtene glänzende Sieg iſt deshalb auch im Andenken des Volkes geblieben, und ward noch im vorigen Jahrhundert als der Anfang der wiederhergeſtellten Nationalunabhängigkeit jedes Jahr allgemein gefeiert. Die Caſtilianer kehrten nach ihrer Niederlage über die Grenze des Reiches zurück. Johann von Portugal ſchob die weitere Verfolgung derſelben bis zur Ankunft des Herzogs von Lancaſter auf, und benutzte die Zwiſchenzeit, um durch Eroberung derjenigen Feſtungen, welche noch immer im Namen der Beatrix behauptet wurden, Herr in ſeinem eigenen Lande zu werden. Nachher unterſtützte er den Herzog von Lancaſter gegen den caſtilianiſchen König, und knüpfte dadurch, daß er eine Tochter desſelben aus erſter Ehe, Philippa, zur Gemahlin nahm, das Bündniß mit ihm noch enger. Die gemeinſchaftliche Unternehmung der Portugieſen und Engländer ſcheiterte aber, weil die Caſtilianer dieſelbe Feſtigkeit und Einheit des Nationalgeiſtes bewieſen, welche vorher in Portugal den Angriff der Fremden vereitelt hatte. Die Bewohner von Caſtilien zeigten ſich ſogar noch einträchtiger und ausdauernder, als die Portugieſen; keine Stadt öffnete den Fremden ihre Thore, keiner der Großen ging zu dem Prätendenten über. Dieſer mußte eilig nach Portugal zurückweichen. Er trat hierauf mit ſeinem Gegner in Unterhandlung, und ſchloß endlich (1387) zu Bayonne einen förmlichen Friedensvertrag, in welchem er ſeinen Bundesgenoſſen, den König von Portugal, ſich ſelbſt überließ. In Gemäßheit dieſes Vertrags verlobte der Herzog von Lancaſter ſeine Tochter Catalina, welche ihm von der caſtilianiſchen Prinzeſſin geboren worden war, mit dem Sohne und Erben des caſtilianiſchen Königs, Heinrich III., und übertrug ihr als Mitgift ſeine und ſeiner Gemahlin Anſprüche an Caſtilien; dagegen wurden ihm die Kriegskoſten erſetzt, und ſeine Gemahlin erhielt als Infantin von Caſtilien nicht nur eine jährliche Apanage von vierzigtauſend Goldfranken, ſondern auch zur Entſchädigung für das ihr gebührende Erbtheil ihres Vaters eine Anzahl Städte und Herrſchaften. Übrigens wurde damals dem Infanten Heinrich III. der Titel **Prinz von Aſturien** gegeben, und zugleich verordnet, daß auch alle künftigen Erbprinzen von Caſtilien dieſen Titel führen ſollten.

Portugal und Caſtilien, ſetzten nach dem Frieden von Bayonne ihren Krieg noch einige Jahre in der Weiſe der Ritterfehden fort; ſie wurden aber des fruchtloſen und koſtſpieligen Kampfes, welcher nur ihre Ritterſchaft bereicherte, bald müde, und ſchloſſen 1389 einen Waffenſtillſtand. Obgleich dieſer von keiner Dauer war, ſo ward er doch nach einigen Monaten wieder auf drei Jahre erneuert und dann auf weitere fünfzehn Jahre verlängert. König Johann von Caſtilien ſtarb 1390, König Johann von Portugal dagegen lebte noch weit in das nächſte Jahrhundert hinein.

5. Innere Unruhen in England während der Minderjährigkeit Richard's II.

Nach Eduard's III. Tode, mit welchem eine ganz neue Periode der engliſchen Geſchichte beginnt, drohten des jungen Königs Charakter und ſeiner Vatersbrüder Herrſchſucht und Habgier dem engliſchen Reich ebenſo viel Unglück, als das Betragen der Prinzen, welche damals den franzöſiſchen Staat beherrſchten, dieſem Reiche brachte. Auch wurde um jene Zeit England ebenſo, wie Frankreich, durch Unruhen aller Art in einem Zuſtande völliger Anarchie verſetzt. Dieſe Unruhen hatten ihren Grund theils in der Kindheit und Schwäche des Königs Richard II. und in dem Charakter ſeiner Oheime, theils aber auch in dem Umſtande, daß die unterſte Volksklaſſe von den Vortheilen, welche die Verfaſſung dem Bürgerſtande gewährte, ausgeſchloſſen war, und von Seiten des Adels und der Geiſtlichkeit den härteſten Druck erdulden mußte. Die beiden erſten Stände der Nation erlaubten ſich in gleich großem Maße einen Misbrauch ihrer Gewalt, das gedrückte Volk richtete daher, als es ſich der ſchweren Laſt ihres Drucks gewaltſam zu entledigen ſuchte, ſeine Wuth gegen Beide. Dazu kam noch, daß das Licht, welches in dieſem Jahrhundert in Italien aufgegangen war, ſich allmählig den Ländern mittheilte, die mit Italien in Verbindung ſtanden oder doch in den dortigen Lehranſtalten und in den Schriften der Männer, welche die neuere Wiſſenſchaft und Poeſie ſchufen, ihre Bildung ſuchten und fanden. Jene Unruhen waren alſo zugleich von politiſcher und von religiöſer Natur; die Unfähigkeit des Volkes aber, die ihnen mitgetheilten Stellen der Bibel zu verſtehen, ſowie die Unfähigkeit der als Lehrer auftreten-

den Priester, sie ihnen gehörig zu erklären, verleitete die empörten Massen zu so tollen Ausschweifungen, daß die eng verbundene Hierarchie und Ritterschaft die Bewegungen nicht nur leicht wieder unterdrückte, sondern daß auch das Schicksal des Landvolkes nachher noch härter wurde, als es gewesen war.

Das wiedererwachende Studium des Alterthums, die in Italien durch den allmäligen Untergang der Verfassung, Einrichtung und Sitte des Mittelalters hervorgebrachte Bewegung und der dort vollendete Übergang in die neuere Zeit hatten sich am Ende des vierzehnten Jahrhunderts schon mehr oder minder ausgebreitet, und es traten auch in England einige kühne Gegner der Hierarchie auf, welche predigten, was Dante und sogar Petrarcha, wenn er einmal mit dem römischen Hofe nicht zufrieden war, gesungen hatten. Diese Männer erhoben sich daher nicht blos gegen die Entstellung der apostolischen Kirchenverfassung und gegen das entartete Leben der Geistlichen, sondern auch gegen die Irrthümer der Kirchenlehre. Sie eiferten aber zugleich auch wider das Übermaß der unverständig ausgedachten, schlecht vertheilten und durch Blutsauger erhobenen Auflagen, welche den niederen Theil des Volkes erdrückten, ohne die Regierung dauernd zu bereichern. Die Ritterschaft turnirte, sang und tanzte, prunkte und schwelgte, und befehdete sich raubend auf Unkosten der Bauernschaft, welche neben oder unter ihren Burgen in stallähnlichen Hütten angesiedelt war. Die Geistlichkeit machte es in ihrer Weise ebenso; ihre Rohheit hatte schon unter Eduard III. einen so hohen Grad erreicht, daß dieser kräftige König manchmal eingreifen und das weltliche Gut der Kirche mit Beschlag belegen mußte, um Bischöfe und geistliche Behörden durch Gewalt dahin zu bringen, daß sie wenigstens den gröbsten Freveltaten des Klerus steuerten. Wir sehen z. B. aus einem Schreiben Eduard's, daß 1371 das Kapitel der Paulskirche in London diese zu einem förmlichen Bierhause oder zu etwas noch Ärgerem gemacht hatte, und durch die rücksichtslose Strenge des Königs zur Ordnung gewiesen werden mußte. Während die Geistlichkeit in Schwelgerei lebte, Kirchen baute und mitunter Himmel und Hölle prächtig an die Wände derselben malen ließ, machte sie ihren Dienstpflichtigen durch harten Druck das irdische Leben zur Hölle. Dies weckte die neuen Pro-

pheten, welche freilich, um ihre leidenden Brüder zu trösten, die Aussprüche der Bibel oft wunderlich und verkehrt genug den Dogmen und Ceremonien der Kirche entgegenstellten.

Das Letztere gilt besonders von den Predigten des mehr durch unverständigen Eifer, als durch Kenntnisse ausgezeichneten Mönchs John Ball, welcher schon seit 1356 umherziehend predigte, und nach Art der heutigen Methodisten bald da bald dort den Armen das göttliche Wort als Trost und Ermunterung verkündigte. Er gehörte wahrscheinlich zu der strengeren Franziskaner-Secte, deren Häupter Ludwig dem Baiern so gute Dienste gegen den Pabst geleistet hatten (s. S. 145). John Ball trat hauptsächlich gegen Mönche und Weltgeistliche, gegen Ritterschaft und Reichthum auf, und stellte dem Volke Freiheit und Gleichheit als den Grundsatz der christlichen Offenbarung und als den Inhalt der Geschichte des jüdischen Volks, sowie der ersten Christen und ihrer Apostel dar. Dies geht schon aus dem Verse hervor, den die leibeigenen Bauern, an welche er seine Predigt richtete, nachher zu ihrem Wahlspruche machten:

Als Adam pflügt' und Eva spann,
Wo war wohl da ein Edelmann?

Neben John Ball predigte seit 1360 auch John Wicliffe, welcher später Professor an der Universität Oxford war, das Evangelium der Apostel statt des Systems der gelehrten Theologen; Beide unterschieden sich aber ebenso sehr durch ihren Charakter als durch ihre Stellung von einander. John Ball war ein eifernder, gemeiner und im Ganzen ungelehrter Mönch, John Wicliffe ein angesehener Pfarrer und Gelehrter, welcher gewandt, behutsam und mitunter sehr schlau verfuhr, mit der Dialektik und Scholastik der Schulen jener Zeit ausgerüstet war, und es deshalb in den gelehrten Klopffechtereien, die man Disputationen nannte, mit jedem Gegner aufnehmen konnte. Wicliffe richtete sich anfangs ausschließend gegen den Misbrauch der Kirchengewalt, gegen den Reichthum und die Üppigkeit des weltlichen Klerus und gegen die Ausartung des Mönchthums. Später griff er aber auch die wesentlichen, erst im Mittelalter aufgestellten kirchlichen Dogmen, besonders die Lehre von der Brodverwandlung im Abendmahl, mit

gelehrten und philosophischen Gründen an, und bildete sich eine Art Mönchsorden, die sogenannte Gesellschaft der armen Geistlichen, welche seine Sätze in allen Grafschaften predigte. Diese umherziehenden Apostel eiferten überall gegen Aberglauben und Mönchthum. Sie verbreiteten zugleich eine Übersetzung, welche Wicliffe zuerst von einzelnen Theilen der Bibel und dann von der ganzen heiligen Schrift gemacht hatte, um diese der sogenannten Tradition entgegenzusetzen. Auch John Ball trat zu ihnen über, sobald Wicliffe durch Gelehrsamkeit, Ansehen, Freunde und Schüler als Haupt einer Secte geachtet wurde.

Die Umstände waren damals in England einer Reformations-Predigt ungemein günstig; denn Johann von Lancaster nahm die der römischen Lehre entgegenstrebenden Geistlichen in Schutz, und das Parlament handelte nach den von ihnen aufgestellten Grundsätzen. Auch konnte, wie schon die frühere Geschichte zeigt, nur in England der Hierarchie eine Schranke gesetzt werden, weil dort König und Nation, wenn ihre Beschlüsse Bestand haben sollten, in Verbindung handeln mußten, die Pfaffen und der Pabst aber ohne das Volk stets machtlos waren. Vergebens erließ Gregor XI. ein heftiges Schreiben gegen Wicliffe und seine Lehren, vergebens ordnete er 1377 ein geistliches Gericht gegen ihn an; die beiden angesehensten Männer in England, der Herzog von Lancaster und Percy, Graf von Northumberland, entzogen Wicliffe, als er gerichtet werden sollte, durch ihren Schutz dem Urtheilsspruche der erbitterten Geistlichen und der Wuth des fanatischen Volkes. Doch rettete sich Wicliffe damals trotz des Schutzes der beiden ersten Herren nur dadurch, daß er sich hinter einen Wall von Beschränkungen, Erklärungen und Vorbehalten versteckte, und den eigentlichen Papismus unberührt zu lassen schien. Auch hüllte er seitdem denjenigen Theil seiner Lehre, den er anfangs mit John Ball gemein hatte, daß nämlich eine erbliche Macht und ein erblicher Landbesitz mit dem Glauben der Apostel unvereinbar seien, in ein Halbdunkel ein. Um so nachdrücklicher bestand er dagegen auf dem Satze, daß die Geistlichen keinen Landbesitz und keine weltliche Macht haben dürften. Diese Lehre war großen Herren, wie Percy und Lancaster, ebenso sehr erwünscht, als der Ritterschaft und den Gutsbesitzern; denn sie erhielten dadurch eine geistliche Stütze und wissen-

schaftliche Gründe für manche Gewaltthätigkeit, die sie sich gegen die Glieder des Klerus erlaubten, sowie für ihr fortdauerndes Bestreben, dem Pabste und der Hierarchie Schranken zu setzen. Als nun gar beim Tode Gregor's XI. (1378) zwei einander als Feinde verfolgende Päbste gewählt wurden, und diese, um sich die Mittel zum Kampfe gegen einander zu verschaffen, den Glauben an die Kirchengewalt und an mechanischen Gottesdienst auf gewissenlose Weise misbrauchten, und als zu gleicher Zeit das Parlament für den jungen König Richard eine Art vormundschaftlicher Regierung bestellte, war Wicliffe durch die Umstände noch weit mehr als vorher begünstigt, und konnte eine ganz andere Sprache führen. Die Erpressungen, welche durch die Kirchenspaltung in England veranlaßt wurden, reizten nicht blos den größten Theil der Aristokratie, deren jüngere Söhne auf Pfründen und Pfarreien angewiesen waren, sondern jetzt trat auch der vom König gefürchtete Lancaster ganz öffentlich als Beschützer der Lehre auf, durch welche Wicliffe die Dogmen, den sittlichen Zustand und die Hierarchie der Kirche verbessern wollte. Auch das Parlament that um diese Zeit (1380) sehr entschiedene Schritte gegen den Mißbrauch, welchen Pabst und Hierarchie im Reiche trieben. Es verbannte alle fremden Mönche aus dem Lande, weil sie Lehren predigten, welche mit dem, was jeder Engländer mit der Muttermilch einsauge, im Widerspruche ständen. Es erließ außerdem das Gebot, daß der Pabst keine englische Pfründe mehr an Ausländer verleihen dürfe, und da das englische Parlament dem Oberhaupt der Kirche nicht gebieten konnte, so wurde dieser Acte eine Bestimmung hinzugefügt, die es jedem Fremden, welchem der Pabste etwa eine Pfründe geben würde, unmöglich machte, Vortheil daraus zu ziehen: es ward nämlich jedem Engländer verboten, Pfründen und geistliche Güter von einem Fremden zu pachten oder in dessen Namen zu verwalten.

Während der angesehene, gelehrte und gewandte Pfarrer Wicliffe durch den Schutz der großen Herren der ersten Verfolgung glücklich entging, erlag der polternde, gemeine Mönch John Ball der Gewalt des geistlichen Gerichtes, weil er, wie man sich jetzt ausdrückt, die Lehre des Communismus predigte, und sich daher zugleich die Reichen, die Mächtigen und die Pfaffen zu Feinden machte. Er wurde zur Verantwortung gezogen und, da niemand

ihn schützte, auf Befehl des Erzbischofs in einen Kerker geworfen, aus welchem er nie mehr herausgekommen sein würde, wenn ihm nicht ein weit verbreiteter Volksaufstand die Freiheit wieder verschafft hätte. Dieser Aufstand brach aus, als die unter der vormundschaftlichen Regierung sich selbst überlassene Aristokratie und Geistlichkeit die Masse der Leibeigenen durch übermäßigen Druck zur Verzweiflung getrieben hatte. Die nächste Veranlassung zur Empörung gab der klägliche Zustand der Finanzen unter einem jungen Könige, wie Richard II. damals war. Das Parlament hatte schon früher, um der Verlegenheit der Regierung abzuhelfen, eine neue Kopfsteuer zugestanden; diese war aber, wie das im Mittelalter gewöhnlich geschah, auf eine solche Weise erhoben worden, daß nur die Einnehmer und Pächter der Steuer sich bereicherten, und dagegen die Staatskasse leer blieb. Es mußte also, um den Ausfall zu decken, eine neue, noch drückendere Steuer ausgeschrieben werden, welche dann dadurch, daß die Regierung sich mit den Pächtern und Einnehmern zum Verderben der Armen verband, einen Volksaufstand veranlaßte. Die Pächter und Einnehmer erdrückten nämlich auch jetzt wieder das Volk und betrogen die Regierung, und der König stellte sie nicht etwa vor Gericht, sondern er handelte mit ihnen über eine in seine Kasse zu bezahlende Summe, und fand sich so zu seinem Vortheil mit den Blutsaugern ab. Diese suchten sich für die dem König gegebenen Gelder an dem Landvolk zu erholen, und verfuhren dabei mit unerhörter Frechheit und Unmenschlichkeit. Jetzt gerieth das ganze Land in Gährung, und eine schwere Kränkung, die sich die Steuerbeamten in Kent an der Familie des Schieferdeckers Walter oder, wie er gewöhnlich genannt wird, des Wat Tyler erlaubten, trieb die Sache zum Ausbruch (1381). Wat Tyler jagte zuerst die Einnehmer, die ihn gepeinigt hatten, fort, und forderte dann das Volk auf, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Bald erhoben sich überall die niederen Volksklassen, und Wat Tyler stand nach kurzer Zeit an der Spitze einer aus allen Gegenden zusammengeströmten Menge von Landleuten, Handwerkern und Arbeitern. Diese beschlossen nach London zu ziehen, um vom König die Aufhebung des ganzen herrschenden Systems zu verlangen. Sie befreiten auf ihrem Zuge den Volksprediger John Ball, und dieser predigte nun in einer Sprache, wie sie in unseren Tagen unter den Franzosen Lamennais in gewisser Hin-

sicht führte: er drang auf eine gänzliche Umgestaltung der Dinge, auf Abschaffung aller Lasten, Vertheilung des Eigenthums und Vertilgung der Reichen und Vornehmen. Auch setzten die erbitterten zahlreichen Schaaren das, was John Ball lehrte, sogleich in Ausführung: sie plünderten die Güter des Adels, verbrannten die Lehensrollen und mordeten schonungslos die Beamten. Gegen den König selbst hatten sie nichts im Sinn, vielmehr wollten sie sich seines Ansehens bedienen, um ihren Zweck zu erreichen; desto heftiger waren sie gegen den eigentlichen Regenten, den Herzog von Lancaster, erbittert. Als sie von Wat Tyler, John Ball und einem anderen Geistlichen, Jack Straw, geleitet, in die Nähe von London gekommen waren, lagerten sie sich auf der Höhe von Blackheath und waren dreist genug, durch Abgeordnete den König zu sich zu entbieten. Richard, welcher nur eine geringe Anzahl Ritter, und zugleich den verhaßten Erzbischof von Canterbury, sowie den Steuer-Commissär, den Haupturheber der letzten drückenden Maßregel, bei sich hatte, folgte der Aufforderung, und fuhr die Themse hinab zu den Empörern; als er aber in ihre Nähe gekommen war, wagte er sich nicht zu ihnen ans Land, sondern kehrte wieder um. Hierauf brach die erbitterte Menge sogleich nach London auf (12. Juni 1381).

Der Magistrat von London wollte dem wilden Haufen die Thore verschließen, der Pöbel der Stadt gab dies aber nicht zu, und vereinigte sich mit den Einziehenden, welche dann zwei Tage lang plündernd, mordend und zerstörend in der Stadt hausten. Der König flüchtete sich mit seinen Räthen in den Tower, ward aber hier enge eingeschlossen. Er hatte nicht Energie genug, um wie der rüstige Lordmajor Walworth ihm rieth, an der Spitze seiner Ritter und der Londoner Bürgerschaft, welche zur Vertheidigung ihres Eigenthums bereit war, über das Gesindel herzufallen, und sah sich schon nach zwei Tagen durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen, den Empörern die Abschaffung der Kopfsteuer, sowie die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Frohndienste im ganzen Reiche zu versprechen. Ja, er mußte ihnen sogar seine Getreuen preisgeben: einige hundert mit Piken und Prügeln oder auch gar nicht bewaffnete Leute drangen in den Tower ein, schleppten den Erzbischof und den Steuer-Commissär

heraus und ermordeten Beide. Der König stellte den Empörern über die ihnen gemachten Zugeständnisse eine Acte aus, er versprach auch noch Anderes, wie die Aufhebung der Jagd- und Fischerei-Rechte, und die empörten Haufen blieben beisammen, um die Ausfertigung der darüber zu gebenden Urkunden abzuwarten. Auf den Rath seiner Umgebung zog Richard dann am 15. Juni mit seinem Gefolge aus dem Tower, um mit den Anführern im Angesicht alles Volkes zu unterhandeln. Er blieb in einiger Entfernung von den empörten Haufen stehen, und Wat Tyler begab sich, wiewohl erst nach einigem Bedenken, zu ihm. Dies benutzten mehrere muthige Männer im königlichen Gefolge, um die empörte Menge des einzigen Mannes zu berauben, welcher nicht nur überwiegendes Ansehen bei ihr besaß, sondern sich auch in dem französisch-englischen Kriege Kriegserfahrung erworben hatte und eine Sache zu leiten verstand. Der Lordmajor Walworth durchbohrte dem Wat Tyler, sobald derselbe vor den König getreten war, die Kehle, und einige Ritter hieben ihn dann vollends zusammen. Den Vorwand zum Meuchelmorde nahm man daher, daß Wat Tyler mit seinem kurzen Schwerte allerlei drohende Bewegungen gegen den König hin gemacht haben sollte. Zwar erhob sich die durch den Mord ihres Führers erbitterte Menge sogleich in Wuth, Richard aber rettete sich und seine Umgebung durch einen bei ihm sonst nicht gewohnten Zug von Geistesgegenwart. Er ritt sogleich gegen die tobenden Schaaren hin, und rief ihnen mit besänftigenden Worten zu, der Getödtete sei ein Verräther und Räuber gewesen, er selbst wolle ihr Führer sein. Die Massen folgten ihm unwillkürlich, und er führte sie aus der Stadt hinaus an einen Ort, wo sie von den Gerüsteten angegriffen werden konnten. Hier erschien dann unter Walworth die geübte Bürgermacht von London und zugleich mit ihr die vom größten englischen General jener Zeit, Robert Knolles, geführten Schaaren der Reisigen. Obgleich diese Mannschaften nur aus wenigen Leuten bestanden, so war doch damals, wie immer, eine kleine Zahl regulärer Truppen vielen Tausenden ungeübten Volkes überlegen. Die aufrührerische Masse wurde in wenigen Augenblicken besiegt, und zerstreute sich ebenso schnell, als sie sich früher gesammelt hatte. Gleich darauf widerrief der König alle gemachten Zugeständnisse, und es folgte

dann eine Reihe peinlicher Processe, bei welchen der Oberrichter Tresilian, gleich so vielen Rechtsgelehrten anderer Staaten und Zeiten, seine Wissenschaft und deren Formeln nicht zur Rettung, sondern zur Unterdrückung der Unschuld anwendete, und die richterliche Gewalt zum Mordschwert, die Gerechtigkeit zur Furie machte. Unter den Ersten, welche hingerichtet wurden, waren John Ball und Jack Straw. Das arme Volk kehrte in seine alten Fesseln zurück, und Niemand hatte von dem Aufstande Gewinn, als die vornehmen Herren, welche die Mehrzahl des Parlaments bildeten.

Das Parlament war vom König ersucht worden, den Beschwerden der Landleute abzuhelfen und die drückenden Vorrechte der Grundeigenthümer abzuschaffen; allein die Mitglieder desselben bestanden größtentheils gerade aus solchen Leuten, deren Rechte dadurch geschmälert worden wären, und widersetzten sich daher der Aufopferung der Vortheile, welche den Aufstand hervorgerufen hatten, auf dieselbe Weise, wie die englische Aristokratie unserer Tage der Aufhebung der Korngesetze. Sie wollten freilich nicht öffentlich eingestehen, daß sie dem Volke entgegen seien, sie schoben deshalb die Schuld des Druckes von den Gutsherren auf die Regierung, und benutzten zugleich die Umstände, um sich und ihre Güter von harten Verpflichtungen gegen dieselbe zu befreien. Das Parlament erklärte nämlich, die Unzufriedenheit des Volkes habe ihren Grund nicht in den Dingen, welche die Regierung abgeschafft haben wolle, sondern in den unaufhörlichen Forderungen neuer Auflagen, in den Lieferungen, welche die Hofbeamten für ihre eigenen und des Hofes Bedürfnisse ausschrieben, und in dem von der Regierung geduldeten Unfug der Raubritter, aus denen das königliche Heer bestehe. Das Parlament drang auf die Abschaffung dieser Misbräuche, verweigerte neue Auflagen, und zwang endlich die Regierung, nicht nur alle Forderungen zu gewähren, sondern dies auch feierlich zu verbürgen. Unglücklicher Weise war die Regierung von denen, welche durch die Gunst des jungen Königs oder durch Zufall Antheil an derselben erhielten, schlecht geleitet, und das Parlament erhielt in Folge davon eine Bedeutung, die es bis zum Jahre 1688 stets nur unter schwachen Regierungen hatte; denn unter kräftigen Herrschern war das erst seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ganz aristokratische

England immer wieder monarchisch. So lange Richard II. lebte, finden wir das Parlament, statt daß es rathend und gesetzgebend hätte sein sollen, fast beständig drohend und scheltend und sehr oft im eigentlichen Sinne des Wortes regierend. Das Letztere trat namentlich bald nach dem Volksaufstande ein, als die von dem unmündigen König und der Regierung Begünstigten ungeachtet der gegebenen Zusicherungen bei der alten Weise verharrten, und als deshalb das Parlament sich nicht nur allen Maßregeln der höchsten Gewalt im Reiche widersetzte, sondern zuletzt auch gewissermaßen die ganze Regierung auf einige Zeit an sich riß. Dies hatte einen förmlichen Bruch zwischen Parlament und Regierung zur Folge, und zwar in einem Augenblick, wo auch die englische Kirche mit einer Spaltung bedroht ward.

Wicliffe hatte sich, als ihn der Klerus auf Befehl des Pabstes vor Gericht zog, durch den Schutz der beiden angesehensten Großen und durch seine zu Gunsten des Papismus gemachten Einschränkungen gerettet. Unmittelbar nachher nahm die Zahl seiner Anhänger oder, wie sie gewöhnlich heißen, der Lollharden sehr zu, und Wicliffe begann jetzt im Vertrauen auf den Unwillen des Volkes über den Druck, den die Geistlichen als Besitzer des Zehnten und als Eigenthümer dieser Grundstücke ausübten, dreister zu predigen. Er eiferte jetzt auch gegen die nach und nach herrschend gewordenen, früher unbekannten Lehren vom Abendmahle und von der wunderbaren Wirksamkeit priesterlicher Sündenvergebung, und ein Ereigniß ähnlich dem, welches später unseren Luther zum Reformator der Kirche machte, ward Veranlassung, daß die Zahl seines Anhangs bedeutend zunahm. Der Pabst schickte nämlich kurz vor dem Volksaufstande einen Kardinal-Legaten nach England, der die Vermählung Richard's mit einer Tochter des Kaisers Karl IV. betreiben, hauptsächlich aber durch Ablaß-Verkäufe eine recht große Summe Geld in England zusammenbringen sollte. Dieser Legat muß seinen Auftrag sehr gut ausgeführt haben, da selbst ein gegen Wicliffe sehr erbitterter Geschichtschreiber aus der nächsten Zeit, der Mönch Walsingham, nicht Worte genug finden kann, um seinen Ärger über die Art und den Unfug der päbstlichen Erpressungen auszusprechen. Für Wicliffe's Bestreben mußte ein solcher Misbrauch der hierarchischen Gewalt sehr förderlich sein.

und daraus erklärt sich auch, daß trotz der Verfolgung John Ball's und Anderer seine Predigten über die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung gerade zu der Zeit, als die gehoffte Staatsverbesserung ganz verunglückt war, viel heftiger wurden. Dies deutet auch jener Mönch an, indem er den Aufstand unter Wat Tyler und die über ganz England verbreitete Volksbewegung der Predigt Wicliffe's auf dieselbe Weise Schuld gibt, wie man den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts die französische Revolution oder den sogenannten Rationalisten in Deutschland den Widerstand gegen die Fürsten und ihre Minister zuzuschreiben pflegt. Wicliffe machte damals sieben Sätze bekannt, welche gegen die römische Anmaßungen, gegen die Verleihung englischer Pfründen an Fremde und Kardinäle, gegen die Steuererhebungen des Pabstes, gegen den Ablaß und gegen jede Geldausfuhr aus England gerichtet waren. Die edelsten, auf Menschenwürde und Nationalfreiheiten mit Recht stolzen Engländer erkannten diese Sätze sogleich als Ausdruck ihrer eigenen Gesinnung, und betrachteten daher Wicliffe als den Verfechter ihrer Rechte gegen Pabst und Pfaffenthum. Unter solchen Umständen war es für die schwache Regierung und für die geistlichen Gerichte sehr gewagt, das gegen den Klerus heftig erbitterte Volk durch die Verurtheilung eines beliebten Predigers zu reizen. Außerdem vertheidigten der Kanzler der Universität Oxford, Nikolaus Hertford, und einer der angesehensten Domherren von Leicester Wicliffe's Lehre, indem sie behaupteten, dieselbe gründe sich auf die Bibel, welche Wicliffe, wie später Luther, übersetzt und unter dem Volk verbreitet hatte. Als der Bischof von London eine Verfolgung über die Ketzer verhängen wollte, ward sein Verfahren, nachdem er es kaum begonnen hatte, durch den Lordmajor und die Bürgerschaft gewaltsam gehemmt. Auch der Erzbischof von Canterbury wurde öffentlich verhöhnt, als er das höhere geistliche Gericht einschreiten ließ, und die bürgerliche Polizei rächte sich sogar auf boshafte Weise an den Geistlichen, indem sie die Gesellschafterinnen der Herren vom Klerus einziehen und als gemeine Dirnen öffentlich zur Schau ausstellen ließ. Man mußte daher endlich das Parlament, in welchem die Geistlichen großen Einfluß hatten, zu Hülfe nehmen. Dieses befahl nun zwar 1382, hauptsächlich aus Haß gegen Lancaster, den weltlichen Ge-

richten. durch ein förmliches Gesetz, die geistlichen Gerichte mit allem Nachdruck zu unterstützen; Lancaster's Freunde brachten aber so viele Clauseln in das Gesetz, daß es den Verfolgten leicht war, sich durch gegebene Erklärungen scheinbar dem Ansehen der Kirche zu unterwerfen und so hinter dem Walle scholastischer Spitzfindigkeiten des Mittelalters versteckt ihre eigentliche Meinung zu retten. Wie groß übrigens der Haß der Pfaffen gegen die Verkündiger der evangelischen Lehre und wie vielvermögend der Schutz war, welchen Lancaster diesen gewährte, erkennt man aus dem Schicksal der beiden vornehmsten gelehrten Verfechter der Bibel gegen den Kirchenglauben. Wiclisse blieb unverletzt, weil er (1384) starb, noch ehe sich Lancaster zur Geltendmachung seiner castilianischen Ansprüche aus England entfernt hatte; Nikolaus Hertford dagegen, welcher zuerst durch Lancaster gerettet worden war, wurde nachher während der Abwesenheit desselben von dem geistlichen Gerichte eingekerkert und blieb bis zu seinem Tode in Haft. Die biblische Lehre und die neue Übersetzung der Bibel verbreitete sich gleichwohl zum großen Ärger der Pfaffen im ganzen Lande, es erfolgte fast eine öffentliche Spaltung, und die Zahl der Lollharden wuchs während der steten Streitigkeiten des Parlaments mit den Regierungen zu Tausenden an.

Bei der Niederlage der Bauern vor London hatte man den König eine Hauptrolle spielen lassen. Davon nahm er trotz seiner Minderjährigkeit und Unfähigkeit Veranlassung, seine Minister, welche seither vom Parlament ernannt worden waren und jedes Mal eine Art Oligarchie gebildet hatten, selbst zu wählen und seinen Lieblingen Stellen und Güter zu verleihen. Dies hatte einen Zwist mit dem Parlament und Jahre lang dauernde Streitigkeiten über Verfassung und Regierung zur Folge, welche damals manche Leiden nach sich zogen, dafür aber auch zur Begründung gesetzlicher Freiheit sehr viel beitrugen. Gerade wegen dieser Zwistigkeiten nämlich ward es nöthig, die Repräsentanten der Bürgerschaft in die zur Untersuchung der königlichen Regierung ernannten Ausschüsse des Parlaments, von welchen sie seither ausgeschlossen waren, aufzunehmen; gerade in dieser trüben Zeit ward die Verantwortlichkeit der Minister zum ersten Mal nicht auf tückische Art, sondern auf rechtliche Weise durch einen Kriminalproceß geltend gemacht.

Jede neue Parlamentssitzung führte neue Streitigkeiten herbei, mochte nun der König oder das Parlament den aus einem Kanzler, einem Schatzmeister, einem Siegelbewahrer, einem Oberkammerherrn und einem Oberhofmeister bestehenden Kabinetsrath ernennen, weil es in beiden Fällen mit der Verwaltung gleich schlimm stand. Der junge König gefiel sich in der Pracht eines königlichen Glanzes, und sein Hof, an welchem einige tausend Menschen täglich auf Staatskosten unterhalten wurden, wo allein in der Küche mehrere hundert beschäftigt waren, glich einem orientalischen. Richard war aber nicht nur schwach und verschwenderisch, er entzweite sich auch unvorsichtiger Weise mit seinen beiden Oheimen, Johann von Lancaster und Thomas Buckingham, von welchen der Erstere sich freilich bald nachher wegen seiner Ansprüche auf Castilien für einige Zeit aus dem Reich entfernte (s. S. 446). Er brachte außerdem durch die übermäßige Begünstigung zweier Lieblinge alle Welt gegen sich auf. Diese Günstlinge waren Robert de Veere und Michael de la Pole, zwei junge Männer, welche in dem aristokratischen England schon allein aus dem Grunde verhaßt waren, weil sie keinem vornehmen Hause angehörten und nicht einmal in dem Ritterstande einen Familienanhang hatten. Den Ersteren ernannte Richard 1385 zum Marquis von Dublin und gleich darauf sogar zum Herzog von Irland, auch überließ er ihm gegen eine geringe Abgabe alle Einkünfte dieser Insel; den Anderen, den er schon früher zu seinem Kanzler gemacht hatte, erhob er nicht allein zur Würde eines Grafen von Suffolk, sondern er wies ihm auch einen bedeutenden Jahrgehalt aus der Staatskasse an. Zwar ernannte er, um diese Begünstigung zu beschönigen, zugleich seinen Oheim Thomas Buckingham zum Herzog von Gloceſter, einen anderen Oheim, den bisherigen Grafen von Cambridge, Edmund, zum Herzog von York und Lancaster's Sohn, Heinrich Bolingbroke, zum Grafen von Derby; alles dies konnte aber ihm und seinen Günstlingen um so weniger nützen, da gerade um dieſelbe Zeit Michael de la Pole als Kanzler den groben politischen Fehler beging, daß er, um des Königs Geld zu seinem Privatvortheil verwenden zu können, den Gentern in ihrem Kampfe mit Frankreich die zugesagte Hülfe versagte und sie dadurch nöthigte, sich ihren Feinden zu unterwerfen. Auch war England damals wegen der schlechten

Leitung des französischen Krieges sogar mit einer Landung bedroht; außerdem machten die Schotten, welche mit den Bewohnern der angrenzenden englischen Landstriche in einem ähnlichen Verhältniß standen, wie heut' zu Tage die Bergvölker des Kaukasus mit den Russen, verheerende Einfälle ins Reich, und auch in Irland wußte die Regierung ihr Ansehen nicht aufrecht zu halten, weil die Staatsgelder auf leichtsinnige Weise verschwendet wurden. Alles dies rief 1386 eine Bewegung gegen das Ministerium hervor, an deren Spitze sich der Herzog von Gloceſter stellte. Das Parlament verlangte die Entlassung der Minister, und beschloß sogar, den Grafen von Suffolk vor dem Staats-Tribunal des Oberhauses anzuklagen. Der trotzige König gab auf diese Forderung die übermüthige Antwort, er werde dem Parlament zu Gefallen nicht einmal einen Küchenjungen absetzen, und erklärte bald nachher sogar, lieber, als daß er sich von seinem Parlament Gesetze vorschreiben lasse, wolle er sich mit dem Könige von Frankreich aussöhnen, um mit dessen militärischer Hülfe sein monarchisches Ansehen herzustellen. Das Parlament beharrte jedoch fest auf seiner Forderung, und da die Könige des Mittelalters keine Militärmacht hatten, welche gleich den Heeren unserer Zeit, statt dem Vaterlande zu dienen, den Fürsten angehörte und wesentlich gehorchend war, so sah sich Richard zuletzt gezwungen, nachzugeben.

Der Graf von Suffolk wurde seines Amtes entsetzt und zu einer Geldstrafe verurtheilt, und der König mußte sich zugleich gefallen lassen, daß das Parlament die Regierung auf ein Jahr einem seiner Ausschüsse übertrug, welcher auch alle seitherigen Schenkungen und Anstellungen, ja sogar die Urtheilssprüche, die sich auf die Staatseinnahmen bezogen, prüfen und nach Befinden cassiren sollte. Jetzt suchten sich der König und seine Günstlinge durch das Ansehen und die Rechtsgelehrsamkeit des seit der Unterdrückung des Bauernaufstandes um das Königthum so sehr verdienten Oberrichters Tresilian zu helfen. Richard begab sich mit demselben und mit anderen Freunden nach Nottingham, und ließ insgeheim die Richter von England zu sich entbieten, welche dann, von Tresilian beredet, das Gutachten ausstellten, daß das Verfahren des Parlaments den Grundgesetzen des Reiches widerstreite (August 1387). Mit diesem Rechtsgutachten wollte Richard nicht

eher hervortreten, als bis er die Urheber der Parlaments-Acte, durch welche ihm die Regierung entzogen worden war, hätte ergreifen und vor Gericht stellen lassen; Gloceſter erhielt aber Kunde von dem, was man beabsichtigte, zog mit einem Heere nach London, wohin der König zurückgekehrt war, und nöthigte ihm die Erklärung ab, daß alle die, welche die Ausstellung des Nottinghamer Gutachtens angerathen und betrieben hätten, deshalb vor Gericht gestellt werden sollten. Diese entkamen jedoch glücklich aus London, und der König ließ sie insgeheim auffordern, ein Heer zu seiner Befreiung zu sammeln. Der Herzog von Irland vereinigte auch wirklich fünftausend Mann, und rückte mit denselben gegen London vor, sein Heer ward aber durch eine gute strategische Maßregel des Grafen von Derby, Heinrich Bolingbroke, geschlagen und zerstreut. Jetzt war die Sache der Freunde Richard's verloren. Drei von ihnen, der Herzog von Irland, der Graf von Suffolk und der Erzbischof von York, retteten sich glücklich aus dem Reiche, und kehrten nachher auch nicht wieder zurück; den grausamen Juristen Tresilian aber traf das Schicksal, welches er durch manchen Justizmord verdient hatte: er ward auf Befehl des Parlaments oder vielmehr der Herren, welche dasselbe leiteten und die Regierung jetzt ganz in ihrer Gewalt hatten, hingerichtet. Auch andere Männer traf dasselbe Loos. Verhaftungen, Güter-Einziehungen und Hinrichtungen waren eine Zeitlang an der Tagesordnung, selbst die Oberrichter von England wurden gefänglich eingezogen, und man übte damals ebenso schauderhafte aristokratische Gräuel, wie vorher John Ball und seine Radikalen demokratische geübt hatten. Das Parlament, welches den König wieder unter Vormundschaft stellte und jetzt zugleich die gesetzgebende, richtende und verwaltende Macht in sich vereinigte, verfuhr so tyrannisch und grausam, daß ihm die Nachwelt deshalb den Beinamen des unbarmherzigen gegeben hat. Nach der Entlassung desselben war Gloceſter der eigentliche Regent, weil die vom Parlament eingesetzte Regierungs-Commission ganz unter seinem Einflusse stand, bis nach Verlauf eines Jahres der König einen entscheidenden Schritt that. Richard merkte nämlich bald, wie wenig die Nation mit der Herrschaft der Großen und Prinzen zufrieden sei, und benutzte daher den Umstand, daß er majorenn

war, um sich der aufgedrungenen Vormundschaft zu entledigen. Er hielt im Mai 1389 eine glänzende Versammlung, erklärte vor derselben, daß er jetzt das gesetzmäßige Alter habe und die Regierung selbst übernehmen wolle, und löste die Regentschaft nebst dem vom Parlament ernannten Ministerium auf. Man ward durch das Unerwartete der Sache überrascht, und niemand wagte zu widersprechen, obgleich jedermann fürchten mußte, daß Richard weit mehr nach seinen Launen, als nach den Wünschen, Bedürfnissen, Gesetzen und Sitten des Landes regieren werde.

6. Frankreich und Flandern in der nächsten Zeit nach der Schlacht bei Roosebeke.

Nach dem glänzenden Siege, welchen das französische Reichsheer über die Genter erfochten hatte, und nach der barbarischen Unterdrückung der Städte Paris und Rouen (s. S. 433 ff.) wurden in Langue d'oc oder Südfrankreich ebenso wie in Langue d'oil oder Nordfrankreich drückende Steuern ausgeschrieben, welche nicht nach der seitherigen Gewohnheit durch die Bevollmächtigten der Stände, sondern durch königliche Commissäre vertheilt und erhoben wurden. Dies regte zwar die ganze Bevölkerung von Südfrankreich auf, sie mußte sich aber nichts desto weniger unter dasselbe Joch fügen, dessen sich die Bewohner von Langue d'oil vergebens zu erwehren gesucht hatten. Man benutzte außerdem den mit ritterlicher Macht gedämpften Aufstand der Tüchins (s. S. 431) und die zu gleicher Zeit unterdrückten Bewegungen, welche in den unseren ehemaligen Reichsstädten zu vergleichenden Städten von Südfrankreich ausgebrochen waren, um diese mit dem Schicksal von Paris und Rouen zu bedrohen und ihnen durch den Schrecken Geld abzupressen.

Während auf solche Weise die französischen Bürgerschaften der Königsgewalt und dem streitbaren Adel erlagen, setzten die flämischen ihren Widerstand fort. Die Genter hatten sich nach dem Abzuge des französischen Heeres an die Engländer um Hülfe gewendet, und zwei günstige Umstände verschafften ihnen alsbald den gewünschten Beistand. Ihr Gesuch fiel nämlich gerade in die Zeit, als der kriegslustige brittische Adel nach Beendigung des Bauernkrieges eine andere Beschäftigung suchte, und die Kirchenspaltung bot einem rüstigen englischen Geistlichen, dem Bischof

Heinrich Spenser von Norwich, die ersehnte Gelegenheit dar, einen ritterlichen Kreuzzug gegen die Franzosen zu veranlassen. Die beiden Gegenpäbste waren damals Urban VI. und Clemens VII., von diesen ward der Erstere in England, der Zweite in Frankreich als allein ächter Pabst anerkannt, und Beide kamen im Jahr 1383 auf den gottlosen Einfall, Einer gegen den Anderen das Kreuz predigen zu lassen. In England sammelte sich hierauf wirklich ein Kreuzheer, welches außer dem zahllosen gemeinen Haufen, der bei den Heeren des Mittelalters nie fehlte, einige tausend treffliche Ritter enthielt, und Heinrich Spenser trat unter dem Namen eines Gonfaloniere oder Bannerträgers der Kirche an die Spitze desselben. Anstatt jedoch in Frankreich einzudringen, zogen diese Kreuzfahrer nach Flandern, weniger um den Gentern gegen ihren Grafen und gegen die Franzosen beizustehen, als vielmehr weil sie dort leichter Beute zu machen hofften (Mai 1383). Sie schlugen gleich anfangs den Grafen Ludwig von Flandern. Dieser wandte sich hierauf wieder an seinen Lehensherrn, Karl VI. von Frankreich, um Hülfe. Der französische König bot sogleich das Reichsheer auf, und die Vasallen folgten seinem Rufe um so zahlreicher, als es nicht blos einen Reichskrieg, sondern zugleich einen Kreuzzug zu Gunsten des französischen Pabstes galt. Die kleine Schaar der Engländer war dem großen französischen Heere durchaus nicht gewachsen, sie nahm es aber doch mit demselben im offenen Kampfe auf; denn ihr König hatte versprochen, mit der englischen Reichsmacht nachzufolgen. Richard hielt indessen nicht Wort. Dagegen schickte er seinen Oheim Lancaster ab, um wegen eines Friedens oder Waffenstillstandes zu unterhandeln. Dieser kam im Anfang des Jahres 1384, wenige Tage nach dem Tode des flandrischen Grafen Ludwig III., in dem Dorfe Lolinghen zu Stande, und schloß auch die Bundesgenossen beider Mächte, nämlich die Schotten und Castilianer von der einen und die Genter von der anderen Seite, in sich. Die Art, wie Graf Ludwig ums Leben kam, verdient in Beziehung auf den Zustand der Sitten jener galanten ritterlichen Zeiten, auf den Charakter und den Ton unter den ersten Herren des französischen Reiches bemerkt zu werden. Ludwig zankte sich eines Tages mit dem Herzog von Berry, dem Oheim

des franzöſiſchen Königs, wegen der Lehensabhängigkeit der Grafſchaft Boulogne von Flandern, und der Herzog warf ihm dabei mit ſolcher Heftigkeit ein Meſſer in den Leib, daß ſein Leben nicht zu retten war.

Der Krieg dauerte, ungeachtet des Waffenſtillſtandes, mittelbar in Flandern und an der ſchottiſchen Grenze fort, weil die Republikaner von Gent ſich den von den Engländern für ſie eingegangenen Bedingungen nicht fügen und die ſchottiſchen Herren und Ritter, welche aus Krieg und Raub ein tägliches Geſchäft machten, ihre Raubzüge nach England nicht aufgeben wollten. Gegen die Letzteren unternahm der Herzog von Lancaſter einen koſtſpieligen, aber unglücklichen Kriegszug. Er gerieth dabei mit dem tapferen Sohne des Grafen von Northumberland, Heinrich Percy, welcher wegen ſeiner ritterlichen Eigenſchaften den Beinamen Heißſporn erhalten hat, in tödtliche Feindſchaft. Percy vermochte nämlich die Grenzfeſtung Berwick nicht gegen die Schotten zu vertheidigen, und wurde deswegen auf Lancaſters Betreiben vor das Pairs-Gericht geſtellt, welches ihn ſeiner Ehren und Lehen verluſtig erklärte. Er verſchaffte zwar nachher dem König jene Feſtung wieder, und wurde vollſtändig begnadigt, blieb aber deſſen ungeachtet ein Todfeind Lancaſter's. In Flandern verweigerten die Genter dem Herzog Philipp von Burgund, welcher als Schwiegerſohn Ludwig's III. die Grafſchaft in Anſpruch nahm, ihre Anerkennung, ſie breiteten ſich ſogar mit Hülfe ihres Bundesgenoſſen, des Grafen von Hennegau, weiter aus, und ihr Oberhaupt, Ackermann, war mächtiger, als viele Fürſten jener Zeit.

Als der Waffenſtillſtand zwiſchen Frankreich und England 1385 abgelaufen war, ſchlug Karl VI. von Frankreich jeden Antrag zur Verlängerung desſelben aus, und faßte ſogar den Beſchluß, mit der Reichsmacht nach England überzuſetzen. Es ward unter dem Admiral, Johann von Vienne, eine Flotte ausgerüſtet, und eine Schaar ritterlicher Abenteurer, an deren Spitze Ingelram von Coucy ſtand, ſollte auf derſelben einſtweilen nach Schottland gebracht werden. Dieſe kam dort gerade in dem Augenblick an, als die Engländer zur Rache für die Raubzüge ihrer Nachbarn alles Ackerland und ſelbſt alle Wälder von Südſchottland in eine kahle Öde verwandelt hatten. Die gelandeten Franzoſen

geriethen daher in Noth und Mangel, und kamen dann mit den Schotten selbst in Streit. Nichts desto weniger machten Beide einen gemeinschaftlichen Raubzug nach England, und hausten hier so arg, daß endlich die ganze englische Reichsmacht gegen sie aufgeboten wurde. Die Franzosen kehrten, noch ehe dieses Heer in Schottland erschien, nach Hause zurück, der schottische König aber zog sich in das Innere seines Landes und wartete dort, bis die Dienstzeit der englischen Vasallen verflossen sei. Die Engländer drangen verheerend bis nach Edinburg; sobald aber nach dem Ablauf der Dienstzeit ihr Heer sich auflöste, folgten ihnen Schwärme schottischer Raubritter, welche französische Subsidien erhalten hatten, auf dem Fuße nach. Die beabsichtigte große Unternehmung der Franzosen gegen England wurde zuerst durch verschiedene Umstände und dann besonders dadurch verzögert, daß Philipp von Burgund die Reichsmacht von Frankreich gegen die Genter gebrauchen wollte, um mit ihr entweder das ererbte Flandern zu erobern oder doch eine friedliche Übereinkunft zu erzwingen. Der König selbst zog an der Spitze des Heeres nach Flandern, und nahm sogleich die kurz vorher von den Gentern eroberte Stadt Damme ein. Hierauf verschaffte Philipp von Burgund durch seine Anhänger in Gent den Gegnern der Engländer die Oberhand, und bewirkte auf diese Weise, daß Ackermann und zwei andere dem neuen Grafen ergebene Bürger den Auftrag erhielten, mit diesem zu unterhandeln. Da Philipp ein Mittel fand, seine oder vielmehr seiner Gemahlin Ehre mit dem Vortheil der fast unabhängig gewordenen flandrischen Städte zu vereinigen, so kam endlich im Herbste 1385 ein Frieden zu Stande. Dem Herzog Philipp wurden die Rechte zuerkannt, die dem Grafen von Flandern über seine freien Städte gebührten, und welche denen des deutschen Kaisers über die Reichsstädte zu vergleichen waren; dagegen ertheilte Philipp den Gentern und den mit ihnen verbündeten Städten nicht blos die Bestätigung ihrer alten Freibriefe, sondern er gab ihnen auch noch neue dazu.

Jetzt wurde der Plan einer Landung in England aufs neue betrieben, und mit noch größeren Kosten als vorher eine zweite Ausrüstung von Heer und Flotte gemacht (1386). Allein das Unternehmen unterblieb, weil der Herzog von Berry erst dann

beim Heere eintraf, als man wegen der Herbststürme an keine Überfahrt mehr denken konnte. Dies war um so schlimmer, als damals unter den Engländern die oben erwähnten Unruhen ausgebrochen waren, und die Schotten bei einem neuen Einfall in England die Verwüstung ihres Landes durch Rauben und Brennen und durch siegreiche Kämpfe, in welchen unter Andern auch Heinrich Percy gefangen genommen ward, doppelt und dreifach gerächt hatten. Der Connetable Olivier dü Clisson beschämte im folgenden Jahre den französischen König und seine Oheime, da er ein Heer von dreitausend Rittern ausrüstete, um für sich allein einen Kriegszug nach England zu machen. Zum Glück für die Engländer ward er durch den Herzog der Bretagne, Johann von Montfort, an der Ausübung seines Vorhabens gehindert. Johann von Monfort, welcher seine Lehensverbindlichkeit gegen Frankreich nicht anders ansah, als die deutschen Herzöge und Markgrafen die ihrige gegen den Kaiser, hatte zwar den Zug nach Flandern mitgemacht, war aber nichts desto weniger mit Lancaster in Verbindung geblieben, und haßte den Connetable, dem auch die Herzöge von Berry und Burgund sehr abgeneigt waren. Er ließ daher Olivier dü Clisson, der sein Vasall war, treuloser Weise verhaften, im Gefängniß mit dreifachen Ketten belasten und jeden Tag mit dem Tode bedrohen, bis derselbe in die Forderung des Herzogs, ihm eine Anzahl Burgen und hunderttausend Goldfranken zu geben, einwilligte. Darüber geriethen natürlich auch die Rüstungen dü Clisson's in's Stocken, und die bereits versammelten Truppen mußten wieder entlassen werden. Eine Genugthuung wurde übrigens dem Connetable wegen der Kabalen der Herzöge von Berry und Burgund erst im folgenden Jahre gewährt, und auch dann nur halb: der Herzog von Bretagne ward nämlich blos gezwungen, ihm die Burgen zurückzugeben, und brauchte das ihm abgepreßte Geld sogar erst innerhalb vier Jahren in Terminen zu bezahlen. Mit England ward 1388 ein Waffenstillstand geschlossen, welcher nachher mehrmals verlängert wurde.

Wenn, wie das Verfahren gegen Johann von Montfort zeigt, die königliche Regierung in Frankreich zu wenig Kraft hatte, um dem schwächeren Unterthan gegen einen mächtigen Vasallen zum Rechte zu verhelfen, so fand sie sich dagegen stark genug, die-

jenigen zu berauben, welche ihr Eigenthum nicht selbst zu vertheidigen vermochten. Auf diese Weise ward nach dem Tode Karl's des Bösen von Navarra (1387), der sich trotz seiner Verbrechen im Besitze seiner französischen Güter behauptet hatte, dessen junger Sohn und Nachfolger, Karl III., der Edle, beraubt. Die Regenten von Frankreich benutzten nämlich den Tod des Ersteren, um gegen den unschuldigen Sohn das zu thun, was sie gegen den schuldigen Vater nicht gewagt hatten, und führten ihr Vorhaben auf hinterlistige Weise aus. Sie stellten sich, als wüßten sie nicht, daß Karl der Böse gestorben sei, machten ihm den Proceß wegen vieler Verbrechen, verurtheilten ihn, und zogen in scheinbar rechtlicher Form alle seine Güter ein, die man sonst seinem unschuldigen Sohne nicht wohl hätte vorenthalten können.

Der König von Frankreich war damals noch immer nur dem Namen nach mündig, und die Verwaltung ward fortwährend von Bourbon, Berry und Burgund geführt. Die beiden Letzteren gebrauchten den jungen König für ihre persönlichen Zwecke und opferten diesen jede andere Rücksicht auf. Übrigens war Philipp von Burgund der Hauptregent. Der Herzog von Berry erschien nur von Zeit zu Zeit bei Hofe. Er hielt sich meistens in seiner Statthalterschaft Languedoc auf, wo er, wie sein Vorgänger Ludwig von Anjou, Geld zu sammeln suchte. Er benahm sich dort auf solche Weise, daß das Land ganz zu Grunde gerichtet ward, und daß ihm Karl endlich (1389) die Stelle eines Statthalters nehmen mußte. Der Zustand von Languedoc glich unter ihm dem Zustand vieler deutschen Länder. Der Herzog trieb die Einwohner durch Erpressungen zur Verzweiflung oder zur Auswanderung; jede Burg war ein Raubnebst; ritterliche Abenteurer durchzogen und brandschatzten das Land; die Engländer verheerten von den Burgen aus, die sie in Limousin, Auvergne und Quercy besetzt hatten, diese Provinzen, und statt sie zu bekämpfen, kaufte sie der Herzog mit hundertfünfzigtausend Goldfranken ab.

Ein Jahr vor der Absetzung des Herzogs von Berry kam Karl VI. auf denselben Gedanken, welchen um die nämliche Zeit Richard II. in England ausführte. Er übernahm plötzlich die Regierung, behielt von seinen drei Vormündern nur den Herzog von

Bourbon bei ſich, und entfernte die beiden Anderen vom Hof und von den Geſchäften (1388). Mit dieſem Schritte, den das Volk nach ſeiner Gewohnheit jubelnd begrüßte, war auch die Entlaſſung der von Berry und Burgund angeſtellten Beamten und die Einſetzung eines neuen Staatsrathes verbunden.

VI. Italien und Deutſchland von Urban V. an bis auf das Concil zu Piſa.

1. Neapel und Sicilien.

Im neapolitaniſchen Reiche waren bald nach der misglückten Unternehmung, welche Johanna I. und ihr Gemahl, Ludwig von Tarent, gegen Sicilien gemacht hatten (ſ. S. 203), innere Unruhen entſtanden. Einer der Brüder Ludwig's maßte ſich mehr Gewalt an, als ihm gebührte, die Barone des Reiches befehdeten einander, und des Königs Vetter, Ludwig von Durazzo, empörte ſich, weil er nicht genug Einfluß zu haben glaubte; die zu den Beſitzungen der Johanna gehörende Provence war ſchon längſt ein Raub der Söldnerbanden. Mitten in dieſer Verwirrung ſtarb Ludwig von Tarent (1362). Er hatte ſeine ausſchweifende Gemahlin ſtreng in Schranken gehalten, ihr keinen Einfluß auf die Staatsgeſchäfte eingeräumt, und ſich ſogar erlaubt, ſie wie ein gemeines Weib körperlich zu züchtigen. Johanna wollte daher, als ſie ſich nach einem dritten Gemahle umſah, nur einen ſolchen Mann wählen, welcher ebenſo unter ihr ſtände, wie ſie unter Ludwig geſtanden hatte. Dieſen glaubte ſie in dem aus der ſpaniſchen Geſchichte bekannten Prinzen Jakob III. von Majorca (ſ. S. 436) zu finden. Jakob nahm wegen ſeiner Armuth, welche für ihn bei dem Streben Majorca wieder zu erobern doppelt drückend war, nicht nur den Antrag der Königin Johanna, de-

ren Reize die Zeit längst verwischt hatte, gern an, sondern er ließ sich auch die dabei von Johanna gemachten Bedingungen gefallen. Er sollte weder den Titel eines Königs von Neapel, noch irgend einen Antheil an der Verwaltung des Reiches erhalten. Er gerieth jedoch, als er kaum nach Neapel gekommen war (1363), mit seiner Gemahlin und deren Anverwandten in Zwietracht, begab sich schon im folgenden Jahre, um Majorca zu erobern, wieder nach Castilien und ward dort Gefangener Heinrich's von Trastamara. Seine Gemahlin kaufte ihn für vierzigtausend Dukaten wieder los, er gab aber auch nachher trotz des Unwillens, den er dadurch bei Johanna erregte, seinen alten Plan nicht auf, und lebte mit ihr in der größten Zwietracht. Johanna suchte ihn von seinem abenteuerlichen Ehrgeiz durch ein Mittel zu heilen, welches ganz demjenigen entsprach, das ihr voriger Gemahl angewendet hatte, um ihre Sinnlichkeit in Schranken zu halten: sie ließ ihn einsperren und hielt ihn mehr als sechs Monate in Haft. Der Erfolg war in beiden Fällen derselbe: Ludwig von Tarent besserte durch seine Schläge seine Gemahlin nicht, und Jakob verlor im Gefängniß seine unruhige Natur nicht. Er begab sich nach Frankreich und unternahm von dort aus einen neuen Zug gegen Aragonien, nach dessen unglücklichem Ausgang er 1374 in Castilien starb.

Johanna hatte schon 1367 durch die Rückkehr ihres Freundes, des Pabstes Urban V., nach Rom eine neue Stütze erhalten; sie war aber fast zu gleicher Zeit auch von einer neuen Gefahr bedroht worden. Ambrosius Visconti, ein natürlicher Sohn des mailändischen Tyrannen Barnabas, hatte die Bande Hawkwood's (s. S. 330) an sich gezogen, und war, nachdem er Toscana und den Kirchenstaat furchtbar verheert hatte, in das Neapolitanische eingefallen. Johanna verband sich gegen diese Räuber mit Urban; der Letztere nahm eine große Schaar Abenteurer in Sold, sie selbst rief die Vasallen ihres Reiches unter die Waffen, und das vereinigte päbstliche und neapolitanische Heer errang im Herbst 1369 einen vollständigen Sieg über Ambrosius. Dieser ward selbst gefangen und seine Bande zersprengt. Johanna gab ihn bald wieder frei, und Ambrosius spielte nachher aufs neue eine Hauptrolle bei den Kriegen und Verwüstungen Oberitaliens.

Der Pabst dagegen ließ sechshundert gefangene Söldner des Ambrosius theils sogleich, theils nachher hinrichten. Er selbst und die Königin mußten aber, wenn sie Ruhe haben wollten, andere Raubschaaren in ihre Dienste nehmen. Dies lockte aus allen Gegenden Europa's, in welchen Raub und Ritterthum mit einander verbunden waren, neue Schaaren nach Italien, und der alte Pabst Urban wurde dort so bedrängt und war endlich der ewigen Unruhen und Entbehrungen, denen er sich in Rom unterwerfen mußte, so müde, daß er noch kurz vor seinem Ende den dringenden Bitten der französischen Kardinäle nachgab und 1370 nach Avignon zurückkehrte. Freilich sah es dort und in der Provence überhaupt noch ärger aus, als in Italien; denn Johanna war in Neapel zu sehr beschäftigt, um an jenes Land denken zu können, und Raub, Verwüstung und Anarchie herrschten daselbst in solchem Grade, daß die provenzalischen Stände 1367 den Landleuten hatten befehlen müssen, alle nicht durch Mauern oder Burgen geschützte Dörfer zu verbrennen und sich in die befestigten Orte zu begeben.

Im Neapolitanischen war seit der Niederlage des Ambrosius die Ruhe auf einige Zeit gesichert. Johanna machte auch dem noch immer fortdauernden feindlichen Verhältniß zum Reiche Sicilien ein Ende. Friedrich III. von Sicilien (s. S. 203) war ein schwacher, kränklicher, halb blödsinniger Mann, und hatte in seinem eigenen Lande genug zu thun; denn er behauptete sein Ansehen nur durch die vielen catalonischen Abenteurer (s. S. 111), welche nach und nach auf der Insel angesiedelt worden waren, und diese hatten mit dem sicilianischen Adel, besonders mit der Familie Chiaramonti, unaufhörliche Fehden, in welchen beide Theile wie Räuber hausten. Friedrich verstand sich daher 1372 zu einem Frieden mit Johanna. Er erkannte ihr Recht auf sein Reich an, und gestattete ihr nicht nur, daß sie sich fernerhin Königin von Sicilien nenne, während er selbst den Titel König von Trinakria annahm, sondern er erklärte sich auch für einen Vasallen des Reiches Neapel und des römischen Stuhles, und verpflichtete sich gegen Beide zu einem jährlichen Tribut. Daß unter diesen Umständen der nach Urban's V. Tod (1370) gewählte Pabst Gregor XI. den Vertrag bestätigte und zugleich den seit langer Zeit auf Sicilien ruhenden Fluch (s. Th. VII. S. 332) zurücknahm, versteht sich von selbst.

Doch machte Gregor dabei in Betreff der geistlichen Stellen, Güter und Pfründen so harte Bedingungen, daß Friedrich III. sich erst nach zwei Jahren entschließen konnte, dem Vertrag mit ihm und Johanna durch öffentliche Bekanntmachung Gesetzeskraft zu geben.

Den zwischen Sicilien und Neapel geschlossenen Friedensvertrag nahm Johanna's alter Gegner, Ludwig der Große von Ungarn (s. S. 192, 198—202), zum Vorwand eines neuen Streites mit Johanna. Er weigerte sich standhaft, Friedrich III. als König von Sicilien anzuerkennen, und forderte von Johanna die Abtretung der Provence und anderer Länder. Um ihn zu beschwichtigen, ernannte Johanna, welche keine Kinder hatte, einen Prinzen ihres Hauses, der von Ludwig sehr begünstigt wurde und, wie es schien, zu seinem eigenen Erben in Ungarn bestimmt war, zu ihrem künftigen Nachfolger. Dieser Prinz war Karl der Kleine, ein Neffe des früher (S. 192 u. 199) unter dem Namen Karl von Durazzo angeführten Schwagers der Johanna und seit kurzem Gemahl der Margaretha, der einzigen Tochter und Erbin des Letzteren. Ludwig machte zwar hierauf seine Forderungen nicht weiter geltend, Johanna konnte aber weder ihm noch dem Prinzen Karl, welcher bald wieder nach Ungarn zurückkehrte, trauen. Sie suchte daher durch eine vierte Vermählung eine neue Stütze zu erhalten, und sah sich zu diesem Zwecke nach einem tapferen Manne um, welcher unter den Abenteurern, aus denen die italiänischen Heere damals bestanden Ansehen hätte, und im Nothfall eine Kriegsmacht leicht zusammenbringen und gehörig anführen könne. Man empfahl ihr einen der bekannten Haudegen jener Zeit, den Prinzen Otto von Braunschweig, welcher zuerst Ritter des deutschen Ordens gewesen war, dann in Paris bei König Johann den Helden gemacht, und hierauf in Italien als Condottieren-Hauptmann dem Pabste und dem Markgrafen von Monferrat gedient hatte (s. S. 332). Johanna bot ihm, wie einst dem unglücklichen Könige von Majorca, ihre Hand, nicht aber auch ihr Reich an, und obgleich jene ohne dieses bei einer bereits fünzig Jahre alten Frau wenig Anlockendes hatte, so ging doch Otto auf den Antrag ein: Er vermählte sich 1376 mit Johanna, erhielt den Titel eines Herzogs von Tarent, und ward, da er nichts als seinen Degen besaß, mit diesem Fürstenthum und mit einigen anderen Gütern belehnt.

Zwei Jahre später (1378) starb Gregor XI., und es begann die große Kirchenspaltung, welche ganz Europa verwirrte und auch auf das Schicksal von Neapel einen unmittelbaren Einfluß äußerte. Die Kardinäle, unter denen elf Franzosen waren, wählten bei Gregor's XI. Tod Urban VI. zum Pabste. Dieser beleidigte gleich anfangs durch sein gewaltsames Verfahren die Mehrzahl der Kardinäle, sowie die Königin von Neapel und das römische Volk. Zwölf Kardinäle trennten sich daher im Einverständniß mit Johanna, die sich durch Urban's inniges Verhältniß zu Karl dem Kleinen und zum ungarischen König mit einem Kriege bedroht sah, von den übrigen, und wählten zu Anagni einen neuen Pabst, Clemens VII., der sich dann zuerst nach Neapel begab und hierauf in Avignon seinen Sitz aufschlug. Beide Päbste verfolgten einander sogleich mit Bannflüchen, und Urban richtete auch gegen Johanna seine Waffen. Er that sie in den Bann, ließ das Kreuz gegen sie predigen, und nahm Condottieren-Schaaren in seinen Sold, um sich zuerst den Kirchenstaat, in welchem sein Ansehen wenig galt, zu unterwerfen und dann gegen Neapel zu ziehen. Zugleich reizte er Ludwig von Ungarn gegen Johanna auf, und trieb ihn an, Karl den Kleinen mit einem Heere nach Neapel zu schicken. Dies ward anfangs durch einen Krieg Ludwig's mit den Venetianern verhindert; im Jahre 1381 aber waren die mit diesen angeknüpften Friedensverhandlungen nicht sobald ihrem Ziele nahe gebracht, als Karl an der Spitze eines Heeres über Rom, wo ihn der Pabst Urban feierlich mit Neapel belehnte, nach Unteritalien zog. Otto von Braunschweig war während dieser Zeit zwischen der Sorge für Johanna's Reich und für die Markgrafschaft Montferrat, deren junger Regent unter seiner Vormundschaft stand, getheilt, und konnte weder hier noch dort mit seiner gesammten Söldnerschaar erscheinen. Er that nachher das Unmögliche, um seine Gemahlin zu retten, scheiterte aber an der Niederträchtigkeit und Treulosigkeit des neapolitanischen Volkes. Auch beschleunigte Johanna selbst durch einen unbesonnenen Schritt, den sie schon früher gethan hatte, ihren Sturz. Sie hatte nämlich kaum von den Anstalten des ungarischen Königs Nachricht erhalten, als sie (um 1379) den aus der französischen Geschichte bekannten Herzog Ludwig von Anjou (s. S. 432 ff.) an Sohnes Statt an-

nahm und dadurch Karl den Kleinen unversöhnlich erbitterte. Dieser neu ernannte Erbe ihres Reiches ward, gerade als er ihr hätte nützlich sein können, durch seine im Namen Karl's VI. übernommene Regentschaft in Frankreich zurückgehalten, während die von Johanna im Sommer 1380 bekannt gemachte Verfügung, durch welche er zum Erben von Neapel eingesetzt wurde, den Prinzen Karl um so mehr erbittern mußte, als nicht nur er, sondern auch seine Gemahlin wegen ihrer Abstammung von Ludwig's des Heiligen Bruder Karl I., dem Stifter des älteren Hauses Anjou, alle Ansprüche dieses Hauses in sich vereinigte.

Als Karl, von Urban und dem ungarischen König unterstützt, in das Reich Neapel eindrang, wurden Otto und das getreue Häuflein der unter ihm dienenden Söldlinge von den Neapolitanern eben so schändlich verrathen, wie dies seit Manfred's Zeit allen Königen jenes Reiches im Augenblick der Gefahr geschehen ist. Otto und sein Mündel, Johann von Montferrat, mußten an der Grenze, wo sie tapfer fochten, schnell zurückweichen, weil sie sich von den Neapolitanern verlassen sahen und dadurch in Gefahr kamen, vom Feinde umgangen zu werden. Gleich nachher wiederholte sich der Verrath in der Hauptstadt des Reiches. Otto und Johann von Montferrat wollten diese vertheidigen, aber ebendieselben Leute öffneten dem Feinde die Thore (Juli 1381). Die beiden tapferen Vertheidiger der Königin zogen sich mit ihren Leuten nach Aversa zurück, Johanna selbst floh in die Burg von Castell Nuovo, welche sogleich von Karl belagert wurde. Johanna hoffte auf Rettung durch die provenzalische Flotte, die sie bereits nach Neapel beschieden hatte. Diese säumte aber, und Otto's kühne Versuche, die Burg zu entsetzen, wurden vereitelt. Die Königin mußte daher capituliren. Sie schloß mit Karl eine Übereinkunft, nach welcher sie sich, wenn bis zu einem bestimmten Tage kein Entsatz komme, ihm ergeben sollte. Otto versuchte noch einmal das Äußerste, um seine Gemahlin zu retten. Er wagte am letzten Tage des Termins einen verzweifelten Angriff; allein der Markgraf Johann verlor dabei das Leben; er selbst ward schwer verwundet und, höchstwahrscheinlich von einem neapolitanischen Verräther unter seinen Leuten, gefangen genommen, und seine Truppen ergriffen hierauf die Flucht. Am folgenden Tage

mußte sich Johanna dem Sieger ergeben. Die so lange und so sehnlich erwartete provenzalische Flotte erschien erst vier Tage später. Otto blieb einige Jahre in Karl's Haft, seine Gemahlin aber ward 1382, als der von ihr zum Erben eingesetzte Ludwig von Anjou endlich mit einem Heere in Italien erschien, getödtet. Über die Art ihrer Ermordung weichen die Nachrichten von einander ab; nach der einen wäre sie erdrosselt, nach der anderen unter Federbetten erstickt worden. Karl selbst läugnete nicht, daß er sie habe tödten lassen, nur entschuldigte er sich mit einem ausdrücklichen Befehle des ungarischen Königs, welcher ihm geboten habe, keinen von denen, die an Andreas Ermordung Antheil gehabt (s. S. 193), am Leben zu lassen. Übrigens ereilte die späte, der Sünde mit lahmem Fuße nachfolgende Strafe die Königin Johanna zu einer Zeit, wo sie ihre Bildung besser anwandte, als in früheren Jahren. Johanna hatte seit dem Tode ihres zweiten Gemahles (Ludwig's von Tarent) mit Weisheit und Mäßigung regiert, und sich sogar gegen Karl den Kleinen, als dieser bereits in feindlicher Absicht nach Rom gekommen war, dadurch freundlich erwiesen, daß sie seiner Gemahlin Margarethe und seinen beiden Kindern, Ladislaus und Johanna II., erlaubte, sich zu ihm zu begeben. Auch Karl war ihr anfangs in ihrer Haft sehr freundlich begegnet, Johanna hatte sich aber dadurch nicht im mindesten täuschen lassen; denn als die Befehlshaber der zu spät angekommenen provenzalischen Flotte zu ihr in das Gefängniß gekommen waren, sprach sie gegen dieselben aus, daß ihr ein trauriges Ende bevorstehe. Dessen ungeachtet hatte sie nicht bewogen werden können, ihre Verfügung zu Gunsten des Herzogs von Anjou zurückzunehmen.

Ludwig von Anjou hatte mit den in Frankreich erpreßten Geldern Tausende von Rittern in Sold genommen, und führte, als er endlich nach Italien aufbrach, ebenso, wie einst Richard von Cornwallis in Deutschland (s. Th. VII. S. 412 f.), ganze Wagen voll Geld mit sich. Wer Geld hatte, fand damals überall, besonders in Italien, Leute genug, welche bereit waren, ihm zu dienen. Als Ludwig daher, vom Pabst Clemens unterstützt, 1382 über die Alpen gelangte und durch Italien marschirte, wuchs sein Heer gleich einer rollenden Lawine. Er sammelte auf diese Weise eine Kriegsmacht, welche den Truppen Karl's wenigstens um das

Dreifache überlegen war. Auch fehlte es dem Heere Ludwig's nicht im geringsten an Tapferkeit und an militärischer Übung. Dagegen besaß er selbst ebenso wenig die Talente eines Feldherrn, als die eines Regenten, während Karl im Kriegswesen sehr erfahren war. Auch hatte der Letztere auf die Nachricht von dem ihm drohenden Angriffe die vorzüglichsten Banden und die besten Führer derselben in Dienst genommen. Diese waren Alberich da Barbiano, welcher an der Spitze einer italiänischen Söldnerbande stand, und Hawkwood, der bekannte Führer der großen englischen Compagnie.

Als Ludwig von Anjou durch die Abruzzen in Karl's Reich eingedrungen war, sammelten sich viele angesehene Neapolitaner um ihn, weil die Gunst der ersten Familien des Landes sich in der letzten Zeit wieder der Königin Johanna zugewendet hatte, der man wegen ihrer späteren Verdienste die früheren Schwächen ihres Geschlechtes und die Laster ihrer Jugend verzieh. Beide Gegner mußten ihrer Finanzen wegen eine schnelle Entscheidung im Felde wünschen; aber Karl schenkte dem Rathe seiner zwei Söldnerführer, welche zum Zögern riethen, Gehör. Diese wählten ihre Stellungen so gut und richteten ihre Bewegungen so ein, daß Ludwig anderthalb Jahre lang (vom Herbst 1382 bis zum Frühling 1384) in den Küstenprovinzen Capitanata und Terra di Bari, so wie in den campanischen Grenzgebirgen aufgehalten ward, und nicht nur seine lange gesammelten Schätze völlig erschöpfte, sondern auch durch die Winterkälte in den Gebirgen und durch den Mangel an Pflege Tausende von Pferden und seine besten Streiter verlor. Als daher im April 1384 beide Heere bei Barletta schlagfertig einander gegenüber standen, hatten sich Ludwig's Reihen sehr verdünnt, und eine offene Feldschlacht schien nur zum Vortheil seines Gegners ausfallen zu können. Nichts desto weniger widerriethen Alberich und Hawkwood dieselbe, weil sie nach dem Grundsatze der Condottieri die sichere Wirkung des Zauderns dem unsicheren Glanz eines Treffens vorzogen. Dieser Rath setzte den König Karl, welcher bereits, der Sitte seiner Zeit gemäß, seinen Gegner zur Schlacht hatte herausfordern lassen, in Verlegenheit. Er beschloß daher, einen dritten berühmten Feldherrn zu Rathe zu ziehen. Er ließ Otto von Braunschweig aus seinem Gefängnisse ins Lager

führen, und fragte ihn um seine Meinung. Auch Otto widerrieth, nachdem er Stellung und Heer betrachtet hatte, die Schlacht, und erklärte sogar, daß Ludwig's Heer ebenso gewiß im offenen Kampfe siegen werde, als es sich, wenn man zaudere, von selbst auflösen und zerstreuen werde. Die Meinung der drei Feldherren bestätigte sich, als Karl mit wenigen Heeresabtheilungen ein Treffen versuchte: die Franzosen trugen den Sieg davon. Karl wich daher jetzt einem entscheidenden Kampfe aus, und setzte den Krieg in der bisherigen Weise fort. Ludwig mußte seine Truppen bald nach verschiedenen Gegenden hin vertheilen, weil es ihm an allen Bedürfnissen fehlte, und der Krieg zog sich ohne Entscheidung den ganzen Sommer durch hin. Im Herbst erlag endlich der Herzog von Anjou dem Klima, den Beschwerlichkeiten des Krieges und dem Kummer; doch behaupten einige Berichterstatter, wie dies bei solchen Todesfällen gewöhnlich ist, er sei durch Gift umgekommen, andere, er sei an der Pest gestorben (September 1384). Zum Erben seiner Ansprüche an Neapel und an die Provence hatte er seine beiden Söhne, Ludwig II. von Anjou und Karl von Maine, ernannt; für diese war aber an das erstere Reich vor der Hand gar nicht zu denken, weil Ludwig's Heer sich nach seinem Tode fast gänzlich auflöste, und nur wenige feste Orte von seinen Anhängern besetzt blieben, und um die Provence mußten sie mit der Partei Karl's, welcher wegen seiner Abstammung von dem Stifter des neapolitanisch-provenzalischen Hauses Anjou, Karl I., gerechtere Ansprüche hatte, einen Krieg führen.

In Neapel wurde Karl der Kleine oder König Karl III. nach seines Gegners Tod mit großem Jubel empfangen. Er erkannte selbst an, daß Otto von Braunschweig durch seinen Rath ihm den Thron gesichert habe, und entließ ihn daher ohne Lösegeld aus der Haft. Dagegen zerfiel er aus Gründen, welche unten in der Geschichte der Päbste jener Zeit angegeben werden sollen, mit Urban VI., der ebenfalls Vieles dazu beigetragen hatte, daß Karl den Besitz des neapolitanischen Reiches erlangte. Dieser ward deshalb sogar nebst seiner Gemahlin in den Bann gethan. Dabei hausten in seinem Reiche immerfort zügellose Banden, welch vorgaben, den Erben Ludwigs oder dem Pabste zu dienen. Nichts desto weniger verließ Karl, von der Aussicht auf den Besitz der

ungarischen Krone geblendet, ein Land, welches durch seine Entfernung zugleich inneren und äußeren Feinden preisgegeben wurde. Er segelte 1385 mit Alberich da Barbiano und einer Anzahl Getreuer nach Dalmatien und Kroatien, wo er sich früher im Dienste Ludwigs des Großen als Ban oder Fürst die Bevölkerung sehr geneigt gemacht hatte, und ließ Gemahlin, Sohn und Tochter in Neapel zurück.

König Ludwig der Große, welcher Ungarn und Polen unter seiner Herrschaft vereinigt hatte, war 1382 mit Hinterlassung zweier Töchter, Maria und Hedwig, gestorben, von denen die Erstere mit Siegmund von Böhmen, dem nachherigen deutschen Kaiser, verlobt, die Andere aber noch ledig war. Ein als gültig anerkanntes Gesetz über die Nachfolge war weder in Ungarn noch in Polen vorhanden, und eine von Ludwig kurz vor seinem Tode mit einigen Magnaten beider Reiche getroffene Verabredung konnte nur für die, welche Theil daran genommen hatten, bindend sein. Nach dieser Verabredung sollten die beiden Kronen an Ludwig's ältere Tochter, Maria, übergeben, und seine Wittwe, Elisabeth, in der ersten Zeit die Regentschaft führen. Die Polen verlangten aber die jüngere Tochter, Hedwig, und waren durchaus nicht zur Annahme der Maria zu bewegen, weil sie keine Königin wollten, die nicht nebst ihrem Gemahle beständig im Reiche bliebe. Elisabeth mußte deshalb, nachdem sie lange vergebens widerstrebt hatte, Hedwig nach Polen reisen lassen. Hier vermählte man dieselbe 1386 gegen ihren Willen mit dem rohen und häßlichen Großfürsten Jagiel oder Jagello von Litthauen, weil man durch diese Verbindung endlich Ruhe vor einem wilden Nachbarvolke erlangen konnte (s. S. 88). Doch mußte Jagiel vorher das Christenthum und zwar das römische annehmen und auch seine rohen Litthauer in den Schoß der abendländischen Kirche treiben, obgleich alle seine Nachbarn außer den Polen dem griechischen Christenthum angehörten. Auf diese Weise wurden 1386 Polen und Litthauen vereinigt, und es regierte seitdem über beide Länder eine lange Reihe mächtiger Könige, welche, von Jagiel und Hedwig abstammend, die Jagellonen genannt werden. In Ungarn wurde Ludwigs des Großen Verfügung anfangs befolgt, Maria als Königin oder vielmehr nach ungarischer Sitte als König aus-

gerufen, Siegmund, ihr Verlobter, mit dem Titel eines Reichsbeschützers geschmückt und Elisabeth als Regentin anerkannt. Allein die Letztere war ohne Charakter oder Grundsatz, ihre Tochter Maria ein Kind, Siegmund zugleich ein Fremder und ein schlecht erzogener, unerfahrener junger Mann, und der Palatin des Reiches, welcher alle Geschäfte hätte leiten sollen, Nikolaus von Gara, hatte eine mächtige Partei gegen sich, weil er durch die Gunst der Elisabeth vom Range eines niederen Edelmannes zum Magnaten und zur höchsten Stelle des Reiches emporgehoben worden war.

Unter diesen für seinen Ehrgeiz günstigen Umständen kam Karl der Kleine, welcher als der nächste männliche Verwandte Ludwig's des Großen und wegen einer früheren Verfügung desselben einen Anspruch an die ungarische Krone hatte, in Dalmatien an. Von hier aus trat er, während Siegmund, um Hülfe zu holen, nach Böhmen gegangen war, mit Elisabeth und ihrer Tochter, sowie mit der Partei, welche Beiden entgegen arbeitete und sich seiner wider sie bedienen wollte, in Unterhandlung. Nachdem er ein ganzes Vierteljahr lang Alles gehörig vorbereitet hatte, begab er sich nach Ofen. Elisabeth und Maria suchten ihn, er sie zu überlisten. Jene reisten ihm daher entgegen. Sie zogen mit ihm feierlich in die Stadt ein; er gab ihnen aber schon gleich anfangs seinen Sinn dadurch zu erkennen, daß er nicht im königlichen Schlosse einkehrte. Gleich am folgenden Tage ließ er sich von seinen Anhängern zum Gubernator des Reiches ausrufen, und nahm dann als solcher, nicht als Gast der Königin, seine Wohnung im Schlosse, das er von seinen Italiänern und Kroaten besetzen ließ. Von diesem Augenblick an waren Elisabeth und Maria gewissermaßen seine Gefangenen. Er suchte Maria zur Entsagung zu bewegen; als diese sich aber hartnäckig weigerte, schrieb er einen Reichstag aus, auf welchem ihn dann seine Partei zum König ausrufen ließ (31. December 1385). Gewaltthätigkeit übte Karl gegen die beiden Damen nicht, er ließ sie vielmehr im Schlosse wohnen und ihren Hofstaat, ja sogar die Wache ihrer Getreuen behalten. Darauf gründeten Elisabeth und ihr Günstling, Nikolaus von Gara, einen Mordplan, in dessen Anlage und Ausführung sich der Charakter des bosniakischen Volkes, welchem die verwitt-

wete Königin und der Reichs-Palatin angehörten, recht deutlich zu erkennen gibt. Man erwirkte von Karl die Erlaubniß, daß Nikolaus eines Tages mit einer Anzahl roher Dienstleute in den Schloßhof kommen durfte, um sich, wie vorgegeben ward, bei den Königinnen für eine anzutretende Reise zu verabschieden. Zu derselben Zeit ward Karl arglistig in die Wohnung der beiden Damen gelockt. Als er, von Alberich da Barbiano und einem ungarischen Fürsten begleitet, sich hier eingefunden hatte, erschien plötzlich Nikolaus mit einigen Leuten, und einer von diesen hieb ihm sogleich ins Haupt, so daß die beiden Damen über und über mit Blut bespritzt wurden. Karl's Begleiter vertheidigten ihn zwar in so weit, daß er sich in seine Gemächer retten konnte; diese waren aber blos von Kroaten bewacht, während Alberich's Söldner sich in der Stadt zerstreut hatten. Die Ersteren wurden von den Leuten des Palatin übermannt und Karl festgenommen. Nikolaus ließ ihn schwer verwundet, wie er war, in einen Kerker werfen, dann in die Festung Wissegrad bringen und hier nach vierzehn Tagen harter Haft ermorden (Februar 1386). Auch von Karl's italiänischen Söldern wurde ein Theil getödtet, die Mehrzahl derselben aber rettete sich mit Alberich nach Dalmatien. Des ermordeten Königs Leiche blieb lange Zeit unbeerdigt, weil er in Urban's Banne gestorben war.

In Neapel und in der Provence hatte Karl's Wittwe, Margarétha, mit großen Hindernissen zu kämpfen. Sie sollte nach dem Tode ihres Gemahls die Regierung im Namen ihres zehnjährigen Sohnes, Ladislaus, führen, und hatte doch zugleich eine mächtige Partei und die zwei Päbste gegen sich; von diesen war Urban schon längst ein Todfeind ihres Gemahles gewesen, und sein Gegenpabst, der Franzose Clemens VII., that alles Mögliche, um die Freunde und Anhänger Ludwig's von Anjou für dessen Sohn, Ludwig II., zu bewaffnen. Die Provence fiel fast ganz in die Gewalt der Anhänger des jüngeren Hauses Anjou, und auch in Neapel, wo die mächtige Familie der Sanseverino an der Spitze von Ludwig's Partei stand, schien die Sache des jungen Ladislaus verloren zu sein. Ludwig's II. Mutter, Maria von Blois, welche von der Provence her die Partei ihres Sohnes leitete, nahm Otto von Braunschweig in ihre Dienste,

und schickte ihn an der Spitze eines Heeres mit unumschränkter Vollmacht nach Neapel. Hier stand bereits Alles so günstig für Ludwig, daß die Anhänger desselben sogar eine Regierungs-Commission, deren Haupt Thomas Sanseverino war, hatten einsetzen können, und kaum war Otto mit seinen Truppen erschienen, als Margarethe und ihr Sohn aus einem Castell der Stadt Neapel, in welchem sie sich noch gehalten hatten, vertrieben wurden und in Gaëta Schutz suchen mußten. Auch in der Provence wurden jetzt alle Städte, welche der Margaretha und ihrem Sohne anhingen, genöthigt, sich dem jüngeren Hause Anjou zu unterwerfen. Maria selbst verdarb aber bald nachher durch einen unbesonnenen Schritt wieder alles, was die Freunde ihrer Familie Gutes für sie in Neapel gethan hatten. Sie schickte nämlich den Herrn von Montjoye als Oberstatthalter nach Neapel, und beleidigte dadurch Otto von Braunschweig und die Sanseverino so sehr, daß der Erstere mit seinen deutschen Reisigen zu Ladislaus überging, und die Letzteren sich auf ihre Güter in Calabrien zurückzogen, von wo sie unbekümmert um die beiden streitenden Könige den Krieg für sich allein fortsetzten. Andererseits zogen sich Margarethe und ihr Sohn, welche in Gaëta an Geldmangel litten und folglich nicht Truppen genug hatten, auf eine schändliche Weise aus dieser Verlegenheit. Man vermählte nämlich den jungen Ladislaus mit Constantia, der Tochter des reichsten Herrn in Sicilien, und nahm mit dem Gelde derselben die Compagnieen Hawkwood's, Alberich's da Barbiano und Otto's von Braunschweig in Dienst; sobald aber das Geld der Constantia ausgegeben war, ließ sich Ladislaus nicht nur von ihr scheiden, sondern nöthigte sie auch mit Gewalt, den Grafen Andreas von Capua zu heirathen.

Das Kriegsglück schwankte zwischen den beiden Häusern Anjou hin und her, je nachdem die Finanzen des einen oder des anderen besser standen, bis der Tod des Pabstes Urban VI. (1389) eine Wendung veranlaßte. Der an Urban's Stelle erwählte Neapolitaner, Bonifacius IX., ein im Kriegswesen und in der Politik ebenso erfahrener, als zur Leitung der Kirche untauglicher Mann, erklärte sich für Ladislaus, nahm die Bannflüche seines Vorgängers zurück, und schickte sogar Truppen nach Gaëta. Zwar stritten

nachher Ladislaus und sein Gegner Ludwig II., welcher 1390 selbst nach Neapel kam, noch Jahre lang mit einander; allein der rüstige Pabst Bonifacius bewirkte, daß nach und nach immer mehr Große des Reiches sich dem Ersteren unterwarfen, daß auch das Haus Sanseverino mit ihm ausgesöhnt ward, und daß beim Tode Otto's von Braunschweig die Krone wieder in den Besitz des Fürstenthums Tarent gelangte, durch dessen Verleihung dann einer der mächtigsten Anhänger des jüngeren Hauses Anjou zum Abfall gebracht wurde. Endlich eroberte Ladislaus die Hauptstadt des Reiches (1399 oder 1400), und als das schändliche Volk dem Prinzen Ludwig Alles bis auf den letzten Heller abgelockt hatte, ging auch der Rest der Großen dahin über, wo Geld und Vortheile zu erlangen waren. Der Krieg wurde zwar später erneut, am Ende blieb aber doch Ladislaus Herr im Reiche. Übrigens ist dieser Krieg für die spätere Geschichte Neapel's bis zur neuesten Zeit noch durch den besonderen Umstand wichtig, daß die zahllosen, dem ganzen Staate verderblichen Rechte neapolitanischer Barone hauptsächlich in den damals mit denselben geschlossenen Verträgen befestigt oder neu begründet wurden. —

Im Reiche Sicilien war während der letzten fünfundzwanzig Jahre des vierzehnten Jahrhunderts die Verwirrung und Verwilderung nicht geringer, als in Neapel. Der an Körper und Geist sieche König Friedrich III. starb 1377, nicht lange nach dem Friedensvertrage, in welchem er von Neapel und vom römischen Stuhl als rechtmäßiger Beherrscher anerkannt worden war. Er hinterließ eine unmündige Tochter, Maria, und hatte ihr in einem Testament das Reich vermacht, jedoch mit der Clausel, daß dasselbe, im Fall Maria ohne Erben stürbe, an seinen natürlichen Sohn Wilhelm, und bei dessen kinderlosem Tode an den König von Aragonien fallen solle. Der Letztere behauptete jedoch als nächster männlicher Verwandter ein besseres Erbrecht, als Maria, zu haben, und die Großen gaben ihm bald Gelegenheit dasselbe geltend zu machen. Die königliche Gewalt war in Sicilien ein bloßer Schatten geworden, jede Stadt gehorchte einem der Barone als Statthalter oder als Herrn, und diese Barone theilten sich in Parteien, an deren Spitze irgend eine der reicheren Familien stand. Nach dem Tode Friedrich's bildeten sich drei Haupt-

parteien, deren Häupter der Reichsverweser Don Artal von Alagon, der natürliche Sohn Friedrich's, Wilhelm, und Manfred aus dem Hause Clermont waren. Jede von diesen drei Parteien, welche an Stärke ziemlich gleich waren, wollte über die Hand der Prinzessin verfügen, damit der neue König ihr allein sein Ansehen verdanke und sie allein begünstige. Peter IV. von Aragonien eilte daher um so mehr, ein Reich an seine Familie zu ziehen, für dessen einzigen rechtmäßigen Erben er sich hielt. Er schenkte dasselbe 1380 seinem zweiten Sohne, Martin von Monblanc, der es dann sogleich an seinen Sohn, Martin den Jüngeren, abtrat. Maria ward, als Don Artal sie mit einem Visconti vermählen und deshalb gewaltsam nach Mailand bringen wollte, von den Aragoniern gerettet und 1382 nach Spanien gebracht. Hier vermählte sie sich in demselben Jahre, in welchem Peter IV. starb (1387), mit Martin dem Jüngeren, der französische Pabst, Clemens VII., krönte ihren Gemahl als König von Sicilien, und der ältere Martin rüstete in Aragonien eine Flotte, um seinen Sohn und seine Schwiegertochter in ihrem Reiche einzusetzen. Doch verzögerte sich die Abfahrt der Aragonier nach Sicilien bis zum Jahre 1392. Während dieser ganzen Zeit war auf Sicilien jede Spur der Monarchie verschwunden, und vier mächtige Barone hatten, von dem römischen Pabst, Bonifacius IX., unterstützt, nicht nur die Herrschaft an sich gerissen, sondern 1391 auch einen Bund geschlossen, vorgeblich um die Rechte der jungen Prinzessin zu vertheidigen, in der That aber um unter diesem Vorwande den vom französischen Pabst begünstigten Gemahl derselben und seinen Vater von der Insel abzuhalten.

Die Kraft dieses oligarchischen Bundes beruhte hauptsächlich darauf, das man sich in Sicilien vor dem fürchtete, was man dort catalonischen Einfluß und catalonische Herrschaft nannte. Martin von Monblanc brachte jedoch ein tüchtiges Heer mit, und hatte schon vor seiner Ankunft einige sicilianische Barone zu gewinnen gewußt. Der Adel und die Ritterschaft Aragoniens waren nämlich, da ihr König Johann I., Martin's Bruder, keineswegs einen rüstigen Sinn zeigte, gern mit Martin auf Abenteuer ausgezogen, und dieser hatte den Sicilianern durch vorausgeschickte Unterhändler erklären lassen, sein Sohn habe sich von dem un-

rechtmäßigen französischen Pabste zu dem römischen, den die Sicilianer als den ihrigen erkannten, gewendet. Als daher die Aragonier in Sicilien landeten, wurde die Insel bald unterworfen, und schon im Herbst (1392) waren Maria und ihr Gemahl allgemein als Herrscher anerkannt. Kaum waren jedoch Heer und Flotte wieder abgezogen, um die aragonische Herrschaft in Sardinien zu befestigen, als ein allgemeiner Aufstand erfolgte. Der Graf von Monblanc, welcher in Sicilien zurückgeblieben war, hatte nämlich gleich nach der Besitznahme der Insel die Maske abgeworfen, und sich wieder für den französischen Pabst erklärt. Dadurch hatte die kaum erst besiegte Gegenpartei neue Kraft gewonnen, Martin wurde in kurzer Zeit aus allen Städten außer Messina, Syrakus und Catania getrieben, und zum Unglück konnte oder wollte sein Bruder, der König von Aragonien, ihn nicht unterstützen, weil damals auch Sardinien abgefallen war, und zu gleicher Zeit von Granada aus ein Krieg drohte. In dieser Noth suchte und fand Martin von Monblanc die Hülfe, die er von seinem Bruder vergebens erwartete, bei einem seiner Freunde. Bernardo de Cabrera nahm gegen Verpfändung seiner catalonischen Güter bei verschiedenen Handelshäusern die für jene Zeit außerordentlich große Summe von hundertfünfzigtausend Goldgulden auf, warb mit diesem Gelde eine Kriegsmacht, und brachte dieselbe am Ende des Jahres 1393 nach Sicilien. Jetzt begann ein blutiger Krieg, der mit großer Grausamkeit gegen die Barone geführt wurde, und an welchem auch die im nächsten Jahr erscheinende aragonische Flotte Theil nahm. Doch rief gerade diese Grausamkeit einen stärkeren Widerstand hervor, und Cabrera mußte noch manchen harten Kampf bestehen, ehe im Jahre 1396 der Krieg beendigt werden konnte. Ja, die Insel würde sich vielleicht selbst dann noch nicht unterworfen haben, wenn nicht Martin von Monblanc durch den im vorhergehenden Jahre erfolgten Tod seines Bruders König von Aragonien geworden wäre, und seine Gemahlin ihm hierauf sogleich ein Heer und eine Flotte zugesandt hätte. Jetzt erst verzagten die sicilianischen Barone, und suchten jeder für sich mit Martin über vortheilhafte Bedingungen übereinzukommen.

Martin kehrte im December 1396 nach Aragonien zurück, nach-

dem er für seinen Sohn und dessen Gemahlin einen Regentschaftsrath eingesetzt hatte, dem ein getreuer Vasall, Ramon von Moncado, als Präsident vorstand, und zu welchem außerdem noch der Bischof von Catania, sowie verschiedene Aragonier und Catalonier gehörten. Die Königin Maria starb schon 1402 und ihr Gemahl 1409; Sicilien fiel darauf dem Vater desselben zu, und blieb fortan mit Aragonien vereinigt.

2. Geschichte Ober- und Mittelitaliens von Urban's V. Rückkehr nach Rom bis auf Pabst Bonifacius IX. und Beginn der großen Kirchenspaltung.

In der Lombardei war zu derselben Zeit, als in Mittelitalien Florenz immer höher emporstieg und Pisa immer mehr an Macht und Gewicht verlor, das Haus Visconti die Hauptmacht geworden. Im Beginn der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hatten zwei Männer dieses Hauses, Barnabas und Galeazzo II., mit einer allen göttlichen und menschlichen Dingen Hohn sprechenden Politik durch Söldner, die mit dem Schweiß der Unterdrückten bezahlt wurden, und durch jene eiserne Consequenz, welche nachher von Machiavelli als ächte Staatsklugheit gepriesen wurde, ihre Herrschaft fest gegründet (s. S. 330 f.). Mit beiden Männern war die Kirche in stetem Streite, und ungeachtet der 1364 zwischen ihnen und dem römischen Stuhl zu Stande gebrachten Aussöhnung (s. S. 337) hatten sich Barnabas und Galeazzo diesem gleich nachher wieder so furchtbar gemacht, daß der päbstliche Feldherr Albornoz im Jahre 1367, noch ehe sich Urban V. von Viterbo nach Rom begab, die Feinde der Visconti in einen Bund vereinigen mußte, und daß Urban im folgenden Jahre aufs neue einen ohnmächtigen Bannstrahl gegen beide Tyrannen schleuderte. Jenes Bündniß ward zwischen Urban, dem Kaiser Karl IV., dem ungarischen König Ludwig dem Großen und den Häusern Carrara, Este und Gonzaga geschlossen. Karl übernahm dabei die Verpflichtung, noch einmal in einem Heere nach Italien zu ziehen; er ward aber durch sein Streben, an Deutschlands Ostgrenze für sich und seine Nachkommen ein großes germanisch-slavisches Reich zu gründen, diesseit der Alpen zurückgehalten. Er suchte damals seinen Sohn Wenzel, den er schon als Knaben zum König von

Böhmen ernannt hatte, unablässig durch Erbverbrüderungen, durch Kauf oder durch Tausch zu bereichern, und begab sich nicht eher nach Italien, als bis er die Ober- und Nieder-Lausitz, einen großen Theil von Schlesien, sowie Herrschaften und Güter in vielen anderen Gegenden des Reiches an sein Haus gebracht hatte. Er würde seinen zweiten Römerzug sogar noch länger aufgeschoben haben, wenn nicht die Herren von Mailand neue Verbindungen geschlossen und neue Vergrößerungsplane entworfen hätten. Galeazzo hatte damals den englischen Prinzen Lionel (s. S. 332), der jedoch bald nachher starb, nach Italien gezogen und mit seiner Tochter vermählt, und Barnabas bedrohte nicht nur Reggio und Mantua, sondern er begünstigte auch das Unternehmen seines natürlichen Sohnes Ambrosius, welcher mit achttausend Mann Toscana und den Kirchenstaat verwüstete, und dann in das Neapolitanische einfiel, wo er durch die vereinigte Macht des Pabstes und der Königin Johanna völlig geschlagen wurde (s. S. 470).

Der Kaiser, welcher endlich im April 1368 mit einem Heere nach Italien aufbrach, verfuhr wieder gerade so, wie auf seinem ersten Römerzug; er focht mit diplomatischen Waffen statt mit dem Schwerte, erpreßte Geld von seinen Anhängern und ließ sich von den Feinden bestechen. Auch sein Freund, der Platoniker und Rhetor Petrarcha, benahm sich diesmal auf die gewohnte Weise. Die Visconti wollten sich des glatten Hofmannes zu diplomatischen Zwecken bedienen, sie schmeichelten daher seiner Eitelkeit durch große Ehrenbezeugungen, und schickten ihn im Juni als Unterhändler an den Kaiser und an den Pabst. Der eitle Mann täuschte sich jedoch diesmal über den Zauber des Glanzes, den sein mystisches, schwärmerisches Wesen um ihn verbreitet hatte: weder der Pabst noch der Kaiser ließen sich mit ihm ein. Karl machte sich schon auf seinem Zuge durch das Veronesische verächtlich, blieb dann in der ihm befreundeten Stadt Mantua so lange liegen, bis er sie ausgesogen hatte, und schloß hierauf einen Waffenstillstand mit den Visconti, von denen er bei dieser Gelegenheit Geld nahm. Auf seinem weiteren Zuge ließ er sich in Lucca, in Pisa und überall anderwärts kleine Geldsummen geben, mußte nichts destoweniger bei einem Florentinischen Kaufmann seine Krone für sechzehnhundert Goldgulden versetzen, was man in dem da-

mals ungemein reichen Inhalt sehr anstößig fand, und erhielt nachher, damit er nur schnell wieder abziehe, von der Stadt Siena die zur Einlösung dieser Krone erforderliche Summe. Dabei ließ er auf dem ganzen Zuge durch seine Kanzlei eine große Zahl Diplome ausstreuen; auch gab man in Worten seinen Forderungen nach, in der That aber blieb die alte Anarchie nicht nur bestehen, sondern sie ward sogar noch ärger. Wer erkennen will, daß ebenso im Mittelalter, wie in unseren Tagen, die Geschichte, die den guten Deutschen diplomatisch und officiell mitgetheilt wurde, ganz verschieden von dem war, was wirklich vorging, der braucht nur den Stand der Dinge, wie er aus den italiänischen Chroniken hervorgeht, mit den Briefen, welche Karl nach Deutschland schrieb, und mit den langen ehrenvollen Friedensverträgen, die er dahin schickte, zu vergleichen.

In Rom, wo Karl im Oktober eintraf, dachte er blos an Ceremonien und äußere Ehrenbezeugungen, und der Pabst freute sich ungemein, als er den Kaiser auf den Mechanismus des Cultus so sehr erpicht sah, daß derselbe z. B. beim Hochamt eifrig die Geschäfte des kaiserlichen Subdiakonats verrichtete. Auch wollte und erlangte Karl im Grunde nichts weiter als die Krönung seiner Gemahlin. Im December verließ er Rom wieder. Er verfuhr nachher in Mittel- und Oberitalien wieder ebenso, wie auf der Herreise. In Siena, wo er zwischen den Einwohnern Friede stiften wollte, wäre er bei einem Volksaufstande beinahe erschlagen worden, und ließ sich seine Verzeihung für eine beträchtliche Summe abkaufen. In Lucca sicherte er freilich den Bürgern die Unabhängigkeit, die sie nach langer Unterdrückung durch die Pisaner erlangt hatten, und diese Stadt ehrte ihn dafür durch ein Denkmal und durch das Gepräge ihrer Münzen als den Wiederhersteller ihrer Freiheit; allein bei seinem Abzuge gab er dieselbe Stadt dem Kardinal Guido von Montfort als Unterpfand für fünfzigtausend Goldgulden, die ihm der Pabst geliehen hatte, und dieser Kardinal wich nachher nicht eher, als bis sich die Luccaner mit einer weit größeren Summe gelöst hatten. Als Karl während seines Aufenthaltes in Lucca Miene gemacht hatte, sich des Pabstes thätig anzunehmen, beeilten sich die Viconti, Unterhandlungen anzuknüpfen und (Februar 1369) mit dem Kaiser und dem Pabst

einen Frieden zu schließen, den sie nach der Entfernung des Ersteren sogleich wieder zu brechen entschlossen waren. Auch hatte Karl kaum den italiänischen Boden verlassen (August 1369), als Barnabas durch Hawkwood, der in seine Dienste getreten war, die Florentiner angreifen ließ und wieder, wie früher, Religion, Kirche und Völkerrecht verhöhnte. Barnabas fiel daher nach einigen Jahren aufs neue in den Bann, verachtete und verspottete aber auch jetzt wieder die geistlichen Waffen des Pabstes. Daß er indessen damals die beiden Kardinäle, welche ihm die Bannbulle überbrachten, gezwungen habe, dieselbe im Angesichte des ganzen Volkes zu verzehren, ist aus guten Gründen zu bezweifeln. Auch beruht diese Angabe nur auf der Versicherung eines sehr unzuverlässigen Chronikschreibers.

Schon ein Jahr nach Karl's Entfernung faßte auch der Pabst den Entschluß, wieder nach Avignon zurückzukehren, und wenn man bedenkt, daß durch die Erscheinung des Kaisers der traurige Zustand Italien's nicht im geringsten geändert worden war, so wird man dies sehr begreiflich finden. In Italien drohte auf der einen Seite der König von Ungarn mit seinen rohen Horden, auf der anderen Barnabas mit seinen Banden, der Pabst selbst konnte ohne Söldner sein Gebiet nicht behaupten, und doch waren diese Söldner ihren Freunden ebenso lästig, als ihren Feinden. In Avignon dagegen lebten Pabst und Kardinäle ruhiger und angenehmer, als in Rom. Urban V. schenkte daher im Herbst 1370 den dringenden Bitten seiner französischen Kardinäle Gehör, und begab sich nach Avignon zurück. Hier starb er schon am Ende desselben Jahres.

Sein Nachfolger, Gregor XI., gehörte einer der angesehensten Familien von Südfrankreich an, und war zugleich ein guter Theolog und ein gelehrter Kenner des römischen Rechtes. Auch dieser Pabst hatte an den Visconti seine ärgsten Feinde. Schon im Jahre 1372 wüthete der Krieg zwischen den Letzteren und Gregor's italiänischen Bundesgenossen aufs neue, und das Geld, welches der Pabst durch Kreuzpredigten gegen die Osmanen zusammenbringen ließ, mußte gebraucht werden, um einen Hawkwood und einen Otto von Braunschweig mit ihren Schaaren in päbstliche Dienste zu nehmen. Bann und Interdict wurden wieder gegen die mailändischen Tyrannen erlassen, und Kardinäle zogen an der

Spitze räuberischer Banden in Italien umher; aber Barnabas und Galeazzo lachten der geistlichen, wie der weltlichen Waffen Gregor's, und wenn auch, wie die päbstlichen Annalisten versichern, viele Burgen von den Truppen desselben wirklich erobert wurden, so war am Ende doch nichts gegen die Visconti ausgerichtet. Merkwürdig ist es übrigens, daß sich schon zur Zeit dieses Krieges, also noch ehe die Kirchenspaltung erfolgte, unter dem besseren Theile des Volkes eine der Hierarchie sehr feindliche Stimmung zeigte. Diese Gesinnung findet man nicht nur in den gleichzeitigen, meist satyrischen Gedichten der Deutschen, Franzosen und Engländer, sondern auch eine Chronik von Piacenza spricht sie aus; der Verfasser derselben, welcher nach Sprache und Styl dem Volke angehörte, sagt sogar geradezu, alles Unglück der Zeit rühre von dem Streben der Päbste nach weltlicher Macht her, und die Visconti hätten alle Unfälle, welche ihnen zustießen, dadurch verdient, daß sie vorher den Päbsten zur Erweiterung ihrer Macht behülflich gewesen wären.

Im Jahre 1375 gab das Verfahren der erobernden Legaten, welche noch ärger hausten, als die Anführer der Banden oder als die Visconti, dem Krieg eine für den Pabst bedenkliche Wendung. Einer von den Legaten wollte nämlich die Umstände benutzen, um mehrere Städte, welche seit längerer Zeit den Florentinern gehört hatten, an sich zu bringen. Dies machte die Letzteren ernstlich um ihre Freiheit besorgt. Sie traten deshalb mit den mailändischen Tyrannen in Verbindung, ließen den Ruf Demokratie! Demokratie! von Stadt zu Stadt, von Land zu Land erschallen, verbündeten sich mit den reichen und unabhängigen Republiken Siena, Lucca, Arezzo und Pisa, und bestachen einen Hawkwood und andere Hauptleute der Kirche, daß sie zuerst unter allerlei Vorwänden ihre Pflicht versäumten und dann in den Dienst der Feinde des Pabstes übertraten. Die ganze Romagna, die Marken, das Herzogthum Spoleto, die Campagna di Roma und zuletzt auch Bologna fielen von der tyrannischen Gewalt der Legaten ab, welche die Schützlinge des römischen Stuhls und ihre Habe räuberischen Söldnerbanden preisgegeben hatten, und schlossen sich an den Freiheitsbund der Florentiner an. Bei diesen unerfreulichen Geschichten von Abfall, Grausamkeit und Blutvergießen bietet uns

eine Stelle der kurz zuvor erwähnten Chronik einen Trost dar; denn sie zeigt uns Enthusiasmus für Freiheit, große Thätigkeit, männlichen Sinn für Selbstständigkeit, kurz Bewegung, Leben und rege Kraft in Gegenden, deren damals freie Bewohner jetzt von Spenden der Geistlichen, von Almosen der Reichen, vom Raube oder von den Reisenden leben, und nur moralischen Tod, Aberglauben, Sklavensinn und Armuth zur Schau tragen. Der geistigen Entwickelung und der Freiheit scheinen nur solche Zeiten günstig, in welchen die Verwaltung mangelhaft, Polizei und stehende Heere unmöglich sind, in denen aber der Druck einen Gegendruck hervorruft und der Enthusiasmus die Leidenschaft entzündet. Im alten Griechenland war es ebenfalls nicht anders. Dasselbe gilt von der Lombardei, wo damals der Despotismus der Visconti strenge Polizei hielt, und Ordnung, Zucht, Wohlstand, Gewerbe, Künste und Wissenschaften förderte. Ackerbau, Kanalwesen und Bewässerung wurden dort wissenschaftlich und systematisch getrieben, Paläste erbaut, Denkmäler errichtet, Wettrennen, Spiele und Feste gehalten und glänzende Preise ausgetheilt; bei dem Allem war aber die Regierung ohne Schaam und ohne Grundsatz, und die Geschichte, die es immer nur mit der Person der Regierenden und mit ihren Umgebungen zu thun hat, weiß blos schauderhafte Dinge zu berichten. Das Nämliche läßt sich von allen anderen Regentenhäusern sagen, auch vom Hause Scala in Verona. Dort gab Can della Scala in demselben Jahre, in welchem die Florentiner ihren großen Freiheitsbund errichteten, noch auf dem Todbette den Befehl, seinen gefangen gehaltenen Bruder zu ermorden, weil derselbe seinen beiden natürlichen Söhnen Verderben bringen konnte. Damit aber niemand den Getödteten für lebendig ausgebe und auf diese Weise jenen die Herrschaft streitig mache, so ließ Can die Leiche des Ermordeten öffentlich ausstellen. Dann nahm er die Sacramente und starb nach seinem und seiner Zeitgenossen Glauben selig. So weit war es damals mit der christlichen Religion gekommen!

Um die gefallenen Städte, besonders Bologna, wieder zu erobern, ließ Gregor durch den Kardinal Robert von Genf, welcher nachher beim Beginn der großen Kirchenspaltung unter dem Namen Clemens VII. der erste Gegenpabst ward, ein neues

Söldnerheer werben. Die Geſchichte dieſer Raubſchaar und ihres Kampfes um Bologna (1376) zeigt am beſten, wie es damals in Italien herging, und auf welche Weiſe zugleich die Visconti und die Gottloſen, die man die Kirche nannte, verfuhren. Barnabas ſuchte ſich unter dem Vorwand der Hülfeleiſtung Bologna's zu bemächtigen, und trat zu dieſem Zweck insgeheim mit einer Anzahl Bürger in Verbindung; die Sache wurde aber entdeckt, die ſchlau angebotene Hülfe abgelehnt und eine große Zahl der angeſehenſten Bürger theils enthauptet, theils verbannt. Unterdeſſen waren Robert's Schaaren nach einem verheerenden Zuge durch die Lombardei vor Bologna angelangt. Sie wütheten hier weit und breit, ſowie bald auch in Toscana mit ſolcher Grauſamkeit und Zerſtörungsluſt, daß dadurch eine allgemeine Bewegung gegen die weltliche Macht der Kirche hervorgerufen ward, und daß Gregor gleich nachher nöthig fand, nach Italien zurückzukehren, damit ſich nicht die ſämmtlichen Unterthanen der Kirche an den Bund der Freiheit anſchließen möchten. Ehe der Pabſt dies that, ließ er ſeinen Zorn auf eine unerhörte Weiſe an den Florentinern aus. Er war über ſie und ihren Freiheitsbund ſo erbittert, daß er um ſie beſſer bekriegen zu können, ſich ſogar mit den gottloſeſten aller Tyrannen ausſöhnte. Er ſchloß einen Vertrag mit den Visconti, hob den gegen ſie geſprochenen Bann auf, überließ ihnen Vercelli und über hundert Burgen im Gebiet von Piacenza, Pavia und Novara, und erhielt dagegen ſeinerſeits eine baare Summe von zweimalhunderttauſend Goldgulden. Dann verſuchte er gegen die Florentiner dieſelben geiſtlichen Maßregeln, welche einſt einem ſeiner Vorgänger gegen die Venetianer ſo gut gedient hatten (ſ. S. 111 f. und 138); die Demokraten von Florenz benahmen ſich aber mit mehr Feſtigkeit und Muth, als die Ariſtokraten von Venedig. Durch einen in der ganzen Welt, beſonders in Südfrankreich, wo ſich Tauſende von Florentinern aufhielten, verkündigten Bannſpruch gab Gregor nicht nur das Vermögen und die Perſon aller Florentiner jedem ohne Ausnahme preis, ſondern er erklärte auch ſie und ihre Nachkommen für ehrlos und für unfähig, irgend ein Amt zu bekleiden. Ja, der Statthalter Chriſti ſuchte ſogar die Chriſten zu zwingen, den unglücklichen Verfolgten die erſte Pflicht der Menſchlichkeit zu verweigern; denn er bedrohte in derſelben

Bulle alle Staaten und alle einzelnen Personen mit Strafe, wenn sie sich nicht der Florentiner und ihrer Güter überall, wo sie derselben habhaft werden könnten, bemächtigten. In sehr vielen Gegenden, besonders in England, nahm man das päbstliche Gebot zum Vorwande der Beraubung und Mishandlung der Florentiner. In Pisa und Genua dagegen weigerte man sich, das Gastrecht zu verletzen und dem Pabste zu Gefallen die angesehensten Handelsleute zu vertreiben; beide Staaten wurden dafür mit dem Banne belegt. Wenn man dieses Verfahren des Pabstes gegen die Florentiner, sowie die unerhörten Grausamkeiten, welche von den päbstlichen Miethlingen unter den Augen und zum Theil auf ausdrücklichen Befehl des Kardinals Robert begangen wurden, ins Auge faßt, und zugleich bedenkt, daß nach Gregor's Tode derselbe Wütherich Robert zum Statthalter Christi ernannt ward, so ist es leicht zu begreifen, warum damals alle Welt sich laut über den Verfall der Kirche beklagte, und ernstlich danach strebte, vom Papismus zum Christenthum zurückzukehren.

Die von den Miethlingen Robert's begangenen Gräuel waren so arg, daß selbst diejenigen Berichterstatter, welche treue Anhänger der Kirche und des Pabstes waren, sie nicht läugnen konnten. Daher waren denn auch die päbstlichen Waffen jeder Art gegen die Florentiner ohnmächtig, der von diesen geschaffene Bund erstarkte, und die Freiheit schien unter Blut und Trümmern wieder aufzuleben; sie ward für Geld von denselben Banden geschützt, die sie für Geld unterdrückt hatten, und man erstaunt über die Thätigkeit und den Fleiß der jetzt in Trägheit und Servilität schlummernden Bürger von Mittelitalien. Auch Rom war erwacht, die Oberherrschaft des Pabstes über diese Stadt war nur noch ein leerer Schein, die Römer wurden von zwölf obrigkeitlichen Personen regiert, und diese ließen gleich nachher den Pabst Gregor, als er aus Frankreich zurückkehrte, nicht eher in ihre Stadt ein, als bis er ihnen eine Art Unabhängigkeit zugesichert hatte. Dieselbe römische Regierung lehnte daher auch, weil sie sicher war, Alles vom Pabste erlangen zu können, das Anerbieten der Florentiner ab, als ihnen diese einen Theil ihrer Truppen schicken wollten. Gregor selbst erkannte endlich, daß er nicht säumen dürfe, wenn er die Reste der weltlichen Macht des päbstlichen

Stuhles retten wolle; er nahm daher auf die Gegenvorstellungen seiner französischen Kardinäle keine Rücksicht, und entschloß sich ohne lange Berathschlagungen zur Rückkehr nach Italien. Im September 1376 schiffte er sich zu Marseille ein, und schon im ersten Monat des folgenden Jahres kam er in Rom an. Obgleich es bei seinem Einzuge nicht an Pomp und Jubel fehlte, so empfand Gregor doch bald, daß er sehr wenig Macht habe. Er brachte daher unter dem Vorwande der Luftveränderung den größten Theil des Jahres in Anagni zu. Von dort aus suchte er zunächst die kleinen Dynasten, welche gleich den türkischen Pascha's sich aus päbstlichen Statthaltern zu unabhängigen Herren gemacht hatten, zu gewinnen. Dies gelang ihm am Ende des Jahres mit dem Präfecten von Vico. Auch die Bolognesen unterwarfen sich nach langen Unterhandlungen dem Pabste, jedoch so, daß dieser nur die Oberhoheit über Bologna erhielt und die Unabhängigkeit der Stadt zugestand. Unterdessen hatten die vom Kardinal Robert angeführten päbstlichen Miethlinge auf eine ganz unmenschliche Weise gegen die Bürger von Cesena gewüthet, weil diese sich ihrer Raubsucht zu widersetzen wagten. Die rohen, blutgierigen Horden metzelten viertausend Menschen nieder, vertrieben achttausend aus der Stadt, plünderten Privatgebäude und Kirchen, und erlaubten sich unerhörte Frevel gegen jedes Alter und Geschlecht. Der Krieg war für die Gegenden, in welchen er geführt ward, so verderblich und die Unterhaltung der zügellosen Banden, mit denen er geführt werden mußte, so kostspielig, daß sogar Barnabas Visconti die Herstellung des Friedens wünschte und den florentinischen Bund mit dem Pabste auszusöhnen suchte. Es gelang ihm, Unterhandlungen zwischen beiden Theilen zu Stande zu bringen; diese waren aber kaum begonnen worden, als sie durch den Tod Gregor's XI. (März 1378) plötzlich wieder abgebrochen wurden.

Gleich nach dem Tode dieses Pabstes begann das große Schisma der abendländischen Kirche oder die lang dauernde, für das Schicksal der Kirche so wichtige Spaltung der päbstlichen Gewalt. Als Gregor starb, waren sechs Kardinäle noch in Avignon, weil sie ihm nicht hatten nach Rom folgen wollen. Unter den übrigen befanden sich elf Franzosen, ein Spanier und nur vier Italiäner. Diese sechszehn Kardinäle versammelten sich zur Wahl eines neuen

Pabstes, welche unter den obwaltenden Verhältnissen nur sehr schwierig und stürmisch sein konnte. Das römische Volk verlangte tobend und lärmend, daß nicht blos kein Franzose, sondern daß auch ein Römer gewählt werde, und sechs Kardinäle sahen sich durch die drohende Haltung des Volkes genöthigt, in der Engelsburg eine Zuflucht zu suchen. Die Übrigen nahmen hierauf die Wahl vor, und wählten zwar nicht einen Römer, aber doch einen Italiäner, den Calabresen Prignano, welcher den Namen Urban VI. annahm. Dieser hatte die Römer gegen sich, weil sie einen ihrer Geistlichen verlangt hatten, und war den Franzosen nicht angenehm, weil sie einen Pabst aus ihrer Nation gewollt hatten; doch blieb ungeachtet der unregelmäßigen Art seiner Erwählung Alles ruhig. Die Kardinäle der Engelsburg fanden sich bei den anderen ein, obgleich sie die Burg fortdauernd durch einen der Ihrigen besetzt halten ließen; auch gaben die sechs Kardinäle von Avignon ihre Zustimmung. Allein bald nachher beleidigte Urban durch sein Betragen die französischen Kardinäle, und führte dadurch die Kirchenspaltung herbei. Er begünstigte das römische Volk, behandelte alle Kardinäle mit Heftigkeit und sogar mit Grobheit, erklärte gleich anfangs, daß er die seit Jahrhunderten verfallene Zucht der päbstlichen Hofgeistlichkeit wieder herstellen wolle, und ergriff Maßregeln, welche eine unerbittliche Strenge in der Durchführung dieser Absicht verriethen. Zu gleicher Zeit beleidigte er die Gesandten, durch welche ihm Johanna I. von Neapel zu seiner Wahl Glück wünschen ließ, und unter denen sich ihr eigener Gemahl, Otto von Braunschweig, befand. Dies trieb die Königin zu einer Verbindung mit den sehr erbitterten französischen Kardinälen, welche die Engelsburg in ihrer Gewalt hatten, und bei einem entscheidenden Schritt gegen Urban auch der Unterstützung des Königs von Frankreich gewiß sein konnten. Unter dem Vorwand der Hitze entfernten sich zwölf Kardinäle aus Rom; sie nahmen die päbstlichen Kostbarkeiten und die dreifache Krone mit, und begaben sich nach Anagni. Von hier aus äußerten sie zuerst in einer mit Urban geführten Correspondenz bescheidene Zweifel über die Rechtmäßigkeit seiner Wahl, dann nahmen sie eine förmliche Prüfung derselben vor, zugleich zogen sie eine Söldnerschaar an sich, und nachdem endlich Urban zur Beseitigung des drohenden

Bruches die bei ihm gebliebenen Kardinäle nach Anagni gesendet hatte, ward der letzte Schritt gethan und seine Wahl für nichtig erklärt. Hierauf begaben sich die Kardinäle zu dem Grafen von Fondi, der ihnen seinen Schutz angeboten hatte, und nahmen eine neue Pabstwahl vor. Diese fiel (20. September 1378) auf den seiner Unmenschlichkeit und Blutgier wegen berüchtigten Kardinal Robert von Genf, der sich den Namen Clemens VII. gab. Die nächste Folge dieser Wahl war ein ärgerliches Toben Urban's gegen Clemens und eine grausame Verfolgung der Fremden in Rom durch Urban und durch die Römer. Rom ward zum Kriegsschauplatz: die Bürger mordeten die Freunde der Kardinäle und die fremden Geistlichen, unter welchen nur die Deutschen ziemlich verschont blieben. Außerdem verfolgten beide Päbste sich und ihre Kardinäle mit Bannflüchen; Urban hatte nämlich sogleich ein neues Kardinal-Collegium ernannt. Clemens hielt sich in der nächsten Zeit zu Fondi auf. Er ward nur von Neapel, Spanien und Frankreich anerkannt, das übrige Europa hielt zu Urban. Beide Päbste suchten nachher ihr Recht nicht blos durch geistliche Waffen und durch gelehrte juristische Abhandlungen, die sie schreiben ließen, zu vertheidigen, sondern sie warben auch Söldnerschaaren gegen einander.

Diejenigen Staaten Italiens, welche nicht durch die Unruhen und Fehden litten, die das große Schisma der Kirche veranlaßte, empfanden die Folgen des Streites der beiden Stadtrepubliken Venedig und Genua. Die Fehde, welche aus diesem Streit entstand, nennt man den Krieg von Chioggia. Sie dauerte von 1378 bis 1381, und brachte die venetianische Republik an den Rand des Unterganges. Die Ursache dieses Krieges ist in der fortdauernden Eifersucht der Seemächte Venedig und Genua zu suchen; doch nahmen außer den beiden Republiken auch Franz von Carrara, welcher Padua beherrschte, Ludwig von Ungarn, der Patriarch von Aquileja, die Herren della Scala von Verona und der rüstige Herzog Leopold II. von Östreich, welchem bei der Theilung mit seinen Brüdern die an das Venetianische grenzenden Lande zugefallen waren, sowie Barnabas Visconti und Andere am Kampfe Theil, der zuletzt Genannte auf Seiten der Venetianer, die Ersteren dagegen als Bundesgenossen Genua's. Zu Lande ward

der Krieg durch fremde Miethlinge und durch die rohen Horden des ungariſchen Königs geführt, und Oberitalien war wieder der wilden Wuth von Barbaren preisgegeben, während zu gleicher Zeit in Mittelitalien die beiden Päbſte einander mit Söldnerſchaaren bekämpften, und in Unteritalien Johanna ebenfalls mit fremden Banden ſich und ihr Reich vertheidigte. Zur See waren im erſten Jahre die Venetianer glücklich; im Winter machten aber die Genueſen große Anſtalten, um die Venetianer in ihren Lagunen ſelbſt zu beunruhigen, und die Ariſtokratie von Venedig verwarf zu ihrem Unglück den Rath ihres Admirals, Vettor Piſani, der im Herbſt nach Venedig zurückkehren wollte. Piſani mußte die See halten und in Pola überwintern. Hier ſuchte ihn im Frühjahr die genueſiſche Flotte auf, und es kam dann zwiſchen den Hauptflotten beider Staaten zu hartnäckigen Kämpfen, welche für den Gang des Kriegs entſcheidend waren und drei Männer aus dem genueſiſchen Hauſe Doria unſterblich gemacht haben. Lucian Doria griff Piſani's Flotte bei Pola an (Mai 1379), er verlor aber das Leben, und ſein Admiralſchiff wurde von den Venetianern genommen. In dieſem Augenblick, wo ſich der Sieg für Piſani zu entſcheiden ſchien, traf Lucian's Bruder, Ambroſius Doria, mit einer Verſtärkung ein, und erfocht einen vollſtändigen Sieg; Piſani entkam mit nur ſieben Galeren, die Genueſen machten zweitauſend Gefangene, unter denen ſich vierundzwanzig Glieder des großen Rathes von Venedig befanden, und die meiſten dieſer Gefangenen wurden zur Rache für den getödteten genueſiſchen Admiral kaltblütig niedergehauen. Gleich nachher erſchien Peter Doria mit einer neuen Flotte vor Venedig, ward vom Lande her durch Franz von Carrara kräftig unterſtützt, griff die ſchützende Mauer von Chioggia an, eroberte dieſen Ort, den man als das Bollwerk von Venedig betrachtete, mit Sturm, machte Tauſende zu Gefangenen, und trieb die Venetianer endlich auch aus Malomocco. Der venetianiſche Senat verzagte und bat demüthig um Frieden, erhielt aber eine ſchnöde Antwort; denn die Genueſen entehrten ihren Sieg durch Übermuth und Unverſtand, und brachten ſich dadurch ſelbſt um ihr Glück. Sie hatten dem Herrn von Padua verſprochen, ihm Chioggia zu überlaſſen, hielten aber aus Habſucht und Verblendung nicht Wort, weil ſie, was doch un-

möglich war, sich dort behaupten zu können glaubten. Die Nähe der verhaßten Feinde und Handels-Nebenbuhler belebte den Patriotismus der Venetianer doppelt, diese machten ungeheuere Anstrengungen, und der Krieg zog sich hierauf zuerst in die Länge, dann aber wurden die Genuesen aus Chioggia und den anderen besetzten Punkten vertrieben. Nachdem darauf der Krieg noch eine Zeitlang gedauert hatte, wurden zur Beendigung desselben nach einander zwei Kongresse in Ciudella gehalten, und erst auf dem zweiten gelang es 1381, sich über einen Frieden zu verständigen.

Unterdessen hatte Pabst Urban VI. durch den in seine Dienste genommenen Bandenführer Alberich da Barbiano die Soldtruppen seines Gegners Clemens VII. völlig besiegt (1379), und die Engelsburg, deren Besitz die Kardinäle des Letzteren seither noch immer behauptet hatten, war dem Ersteren übergeben worden. Clemens hatte sich darauf in Fondi nicht mehr sicher geglaubt und in Neapel eine Zuflucht gesucht; hier war aber das Volk so sehr für den anderen Pabst eingenommen, daß es Clemens in seinem Palast enge einschloß und mit dem Tode bedrohte. Der tobende Volkshaufen zwang sogar die Königin Johanna, sich für Urban auszusprechen, und Clemens mußte nach Fondi zurückkehren. Von hier rettete er sich alsbald nach Avignon, wo er dann seinen bleibenden Sitz aufschlug. Er lebte dort im Ganzen ruhiger, als sein Gegner Urban in Rom. Dieser zog sich selbst einen Unfall nach dem anderen zu; denn er war so leidenschaftlich, hart und grausam, daß man in allen seinen Handlungen den ächten Calabresen erkennt. Zuerst ward er in Rom selbst von einer Heerschaar der Johanna bedrängt, und rächte sich dadurch, daß er diese Königin in den Bann that und Karl den Kleinen gegen sie herbeizog (s. S. 473). Nachher zerfiel er wieder mit diesem, weil Karl zwei Neffen Urban's, die sich nur durch Sittenlosigkeit und Gewaltthätigkeit auszeichneten, nicht, wie er einst versprochen hatte, mit Ehren und Gütern bedenken wollte. Zu derselben Zeit gerieth Urban auch mit seinen Kardinälen in einen so heftigen Zwist, daß diese sich sogar von ihm trennten, als er gegen ihren Rath Rom verließ und nach verschiedenen Orten umherzog. Er wurde dadurch vollends erbittert, und erließ, als wenn der hohe Klerus nicht schon genug

verachtet wäre, Ausschreiben gegen sie, in welchen er von jedem Einzelnen die ärgerlichsten Dinge ans Licht brachte.

Im Herbst des Jahres 1383 begab sich Urban zum großen Verdrusse Karl's des Kleinen nach Neapel. Hier ward er von Letzterem zuerst scheinbar freundlich aufgenommen, dann aber in einer Art freier Haft gehalten, bis die Kardinäle sich für ihn verwendeten. Nachher verstand sich Karl sogar dazu, dem einen von Urban's Neffen, Franz Butillo, welcher wegen eines schweren Verbrechens zum Tode verurtheilt worden war, nicht nur die Strafe zu erlassen, sondern ihm auch die früher versprochenen Herrschaften zu geben. Karl bedurfte des Pabstes damals, weil Ludwig I. von Anjou und sein Anhang noch furchtbar waren. Urban überreichte dem Könige die Fahne der Kirche zum Kampfe gegen Ludwig, den er als einen Schützling des Gegenpabstes schon früher in den Bann gethan hatte. Während aber Karl im Felde lag, wollte Urban den Herrn im neapolitanischen Reiche spielen, weil dasselbe ein päbstliches Lehen sei. Er mischte sich in alle Angelegenheiten der Regierung, und trieb seine Anmaßung so weit, daß ihn endlich Karl's Gemahlin in der Stadt Nocera einschließen und durch ihre Söldner bedrängen ließ. Dabei hörte Urban nicht auf, seine Kardinäle und Geistlichen hart und grausam zu behandeln. Einer von diesen veranlaßte deshalb einen der berühmtesten Kanonisten, Bartholin von Piacenza, ein Rechtsgutachten zu geben, dem zufolge man gegen einen halsstarrigen, jeden Rath verschmähenden Pabst gerichtlich verfahren dürfe. Dadurch ward Urban noch mehr erbittert. Er ließ fünf Kardinäle, die er im Verdacht hatte, dieses Gutachten unterschrieben zu haben, zuerst in das tiefe Loch einer Cisterne und dann in einen engen Kerker werfen, in welchem sie nicht einmal ausgestreckt liegen konnten. Sie wurden sogar, um sie zum Geständniß ihrer Schuld zu bringen, mehrmals auf grausame Weise gefoltert. Dasselbe Schicksal hatte der Bischof von Aquila. Urban's Geheimschreiber, der ehrliche Deutsche Dietrich von Niem, der uns dies Alles berichtet, versuchte in Verbindung mit den übrigen Kardinälen vergebens, den grausamen Mann auf andere Gedanken zu bringen; Urban hatte, wie Dietrich sich ausdrückt, ein Pharaonen-Herz und ließ sich gleich dem Löwen die Beute nicht aus dem Rachen reißen. Mit

Karl kam es endlich zu einem vollständigen Bruch; dieser belagerte den Pabst, der ihn dagegen täglich verfluchte, in Nocera, und ließ ihn Tag und Nacht mit Kanonen beschießen. So arg übrigens dies Alles auch war, so machte es doch auf den festen Glauben des Volkes durchaus keinen Eindruck, und ein Neapolitaner des fünfzehnten Jahrhunderts erzählt uns ausführlich den ganzen Verlauf dieser Begebenheiten, ohne im geringsten etwas Auffallendes darin zu finden. Nach einer fünfmonatlichen Belagerung ward Urban endlich durch die Anhänger des jüngeren Hauses Anjou befreit und nach Salerno geleitet (September 1385). Er schleppte die gefangenen Kardinäle in Ketten mit sich, und ließ unterwegs den durch viele Qualen gelähmten Bischof von Aquila, als er das schnelle Reiten nicht aushalten konnte, ohne Weiteres todtschlagen.

Auf einer Flotte, die ihm der genuesische Doge Antoniotto Adorno überlassen hatte, schiffte Urban nach Genua. Der Doge war dabei von Eigennutz und Politik geleitet; denn er erwartete von dem Zuströmen der Menschen zu dem Kirchenhaupte große Vortheile für seine Stadt, und hoffte, wenn er den von der einen Hälfte Europa's anerkannten Pabst in seiner Gewalt habe, die Kirchen-Einheit wieder herstellen zu können. Das Letztere wurde sogleich dadurch vereitelt, daß die Mächte, an welche der Doge schrieb, sich auf seine Vorschläge nicht einließen, und auch in Betreff des Ersteren entsprach der Erfolg den Erwartungen der Genuesen nicht. Dagegen machten diese als gute Kaufleute dem Pabste für seine Überfahrt eine hohe Kostenberechnung, und erhielten als Unterpfand ihrer Forderung mehrere Städte. Die gefangenen Kardinäle ließ Urban auch in Genua auf unmenschliche Weise behandeln und endlich geradezu aus dem Wege räumen. Vergebens hatten mehrere andere Kardinäle sie zu befreien gesucht. Diese fielen darauf von Urban ab, und bemühten sich, wiewohl vergebens, einen Proceß gegen ihn einzuleiten; sie selbst waren aber nicht viel besser, als Urban. Einer von ihnen z. B., Pileus von Prato, Erzbischof von Ravenna, verließ den italiänischen Pabst nur, weil er seinen Vortheil dabei fand. Er hatte früher als Legat in Deutschland große Schätze für Urban erpreßt, und trat jetzt, nur um diese Gelder sich zueignen zu können, zu Clemens VII. über. Als Kardinal des französischen Pabstes brachte

er neue Schätze zusammen, begab sich nachher, als Urban starb und dessen Nachfolger aus dem Verkauf von Pfründen und Ablässen ein förmliches Handelsgeschäft machte, wieder zu diesem, und trieb als Legat desselben aufs neue sein Wesen in Deutschland. Man staunt in unseren Zeiten mit Recht über alle diese Dinge; damals sah man dieselben aber ganz anders an. Wie sehr auch Urban und seine Kardinäle sich vergingen, so ward doch von denjenigen ihrer Zeitgenossen, welche den französischen Pabst verwarfen, Alles mit dem Mantel Christi bedeckt; Urban und seine Kardinäle galten ihnen als wirkliche Nachfolger und Stellvertreter der Apostel, und kein Mensch wagte zu bezweifeln, daß jeder, der sie nicht als solche anerkenne oder gar aus der heiligen Schrift einen von der herrschenden Ansicht abweichenden Begriff von Gott, Kirche und Religion aufstelle, des grausamsten Todes würdig sei. So ist das Menschengeschlecht, das sich bald im Dunkel gefällt, bald das Licht misbraucht!

Urban entzweite sich auch mit Antoniotto Adorno, seinem bisherigen Schützer, und mußte im December 1386 Genua verlassen. Er wanderte hierauf von einer Stadt zur anderen, weil man zwar nirgends ihm die Aufnahme versagte, überall aber keine Befehle von ihm annehmen, sondern ihn der Lokalregierung unterordnen wollte. Auch in Genua hatte man gegen ihn und seine Leute die Gesetze der Stadt geltend gemacht. Während so die Italiäner mit einem Manne, wie Urban war, umzugehen wußten, ließen sich die guten Deutschen Alles von ihm gefallen. Sie gaben ihm, um ihr Gewissen zu beruhigen und doch andererseits den bösen Italiäner fern zu halten, die Gelder, mit denen er seine Söldner bezahlte; sie versprachen ihm durch eine Deputation von Fürsten und Prälaten alle möglichen Vortheile, wenn er die Hand bieten wolle, um dem Schisma ein Ende zu machen, und ließen es sich ruhig gefallen, als er ihre Gesandtschaft schnöde zurückwies. Nichts bezeichnet übrigens den Charakter Urban's besser, als daß er nach seiner Vertreibung von Genua seinem durch Laster aller Art gebrandmarkten Neffen Franz Butillo, gerade als man denselben in Perugia wegen eines schamlosen Streiches halb zu Tode geprügelt hatte, die Krone von Neapel zu verschaffen suchte. Karl's des Kleinen Wittwe, Mar-

garetha, hatte alles Mögliche gethan, um Urban zu besänftigen oder wenigstens dahin zu bringen, daß die wegen seines Bannfluches noch immer unbegrabene Leiche ihres Gemahls endlich beerdigt werden dürfe. Sie hatte deshalb auch den nichtswürdigen Neffen des Pabstes, welcher vorher seiner Herrschaft beraubt und eingekerkert worden war, in Freiheit gesetzt und an seinen Oheim gesendet. Urban's harter Sinn ließ sich aber nicht erweichen. Der erzürnte Pabst warb vielmehr ein zahlreiches Söldnerheer, um an dessen Spitze in Neapel einzudringen. Er hatte seinen Zug kaum angetreten, als er durch einen gefährlichen Sturz erkrankte. Er war in Folge davon genöthigt, sein Vorhaben aufzuschieben, konnte nachher seine Söldner nicht länger bezahlen, und mußte deßhalb die Sache ganz fallen lassen. Gedemüthigt und todtkrank begab er sich nach Rom, wo er zur Freude der ganzen Christenheit im Oktober 1389 starb. Da man schon längst von allen Seiten her auf Urban's Absetzung und auf ein allgemeines Concilium zur Beilegung des ärgerlichen Kirchenstreites gedrungen hatte, so eilten seine Kardinäle, einen neuen Pabst zu erwählen, ehe noch irgend einer der Staaten, von welchen er als Pabst anerkannt worden war, auf die Nachricht von seinem Tode geantwortet habe. Schon nach vierzehn Tagen ernannten sie einen Neapolitaner, der sich den Namen Bonifacius IX. gab, zu Urban's Nachfolger.

3. Ober- und Mittelitalien in der nächsten Zeit nach dem Krieg von Chioggia.

Die Hierarchie Rom's sank unter Bonifacius IX. noch viel tiefer, als unter Urban VI., da der neue Pabst ganz offen und ohne Scham Alles käuflich machte, und die Summen, die er durch das Feilbieten geistlicher Stellen und Wohlthaten oder durch offenbaren Betrug erwarb, zur Wiederherstellung der weltlichen Macht des römischen Stuhles anwendete. Dietrich von Niem füllt zwölf ganze Kapitel seiner Geschichte mit der Aufzählung aller der unglaublich kecken Mittel, durch welche Bonifacius Jahre lang das Festland seines baaren Geldes beraubte. Auch die geizige Mutter des Pabstes und seine Brüder trieben ein Gewerbe mit dem Verkaufe von geistlichen Würden, von Pfründen, von

Ehrenstellen und von Sündenvergebung. Ein deutscher Chronikschreiber jener Zeit sagt daher mit besonderer Beziehung auf Deutschland, das päbstliche Ansehen sei durch diesen unerhörten Misbrauch der päbstlichen Gewalt ganz in Verachtung gekommen, und der schon vorher verhaßte Klerus immer tiefer in der öffentlichen Meinung gesunken. Dennoch überwog die Einfalt der Gläubigen, die monarchische Einrichtung der Kirche, so wie das Heer von Mönchen und Weltgeistlichen, das man von Rom aus in Bewegung setzte, alles, was der gesunde Menschenverstand hie und da geltend machte, und Bonifacius erreichte seinen Zweck. Es gelang ihm, den Kirchenstaat wieder zu unterwerfen, und selbst in Rom bemächtigte er sich der hohen und niederen Gerichtsbarkeit wieder.

Während auf diese Weise der Pabst neben den Florentinern wieder die Hauptmacht in Mittelitalien ward, wuchs in Oberitalien die Macht der Tyrannen von Mailand und der schlauen Venetianer, weil weder Kaiser Karl IV. noch sein Sohn und Nachfolger Wenzel sich der kleinen Herren und Städte annahmen. Die Scala in Verona und die della Carrara in Padua, welche das ganze Jahrhundert hindurch ein Gleichgewicht erhalten hatten, gingen ganz unter oder verloren doch ihre Bedeutung. Diese Häuser, sowie die Visconti, die Markgrafen von Montferrat, die Grafen von Savoyen und andere Herrscher Oberitaliens waren allein durch die fremden Krieger, mit welchen die ganze Halbinsel überschwemmt war, mächtig geworden. Nur die Este waren auch wegen ihrer Abstammung zu fürstlichem Ansehen berechtigt; denn diese war und blieb bei den germanischen Völkern von großer Bedeutung, weshalb auch Barnabas und Galeazzo II. Visconti sich Mühe gegeben hatten, durch Heirathsverbindungen mit deutschen, französischen und englischen Fürstenthäusern einen Schein von Legitimität zu erlangen (s. S. 331 f.). Das Haus Scala ging durch Thorheit und Verblendung unter. Es hatte seine frühere Größe dem besten unter allen den Herren verdankt, welche seit Rudolf's von Habsburg Zeit als Vasallen der deutschen Kaiser mächtige Fürsten geworden waren. Der von Dante mit Recht gepriesene siegreiche und edle Can della Scala (s. S. 245 u. Th. VII. S. 387) hatte im Nordosten der Lombardei eine Art Königreich ge-

gründet; denn er herrschte, als er 1329 in der Blüthe der Jahre starb, von Verona bis nach Feltre und Ciudale. Nach seinem Tode bemächtigten sich seine Neffen, Mastin und Albert, der Herrschaft, und als der Erstere 1351 starb, kam dieselbe an seinen Sohn Can Grande, welcher eine Tochter Ludwig's des Baiern zur Gemahlin hatte. Dieser schloß seine beiden Brüder, Can Signore und Paul Alboin, vom Antheil an der Regierung aus, und der Erstere tödtete ihn deshalb 1356 auf offener Straße. Can Signore regierte hierauf eine Zeitlang mit seinem Bruder gemeinschaftlich, ließ denselben aber nachher entweder wegen einer Verschwörung oder unter dem Vorwande derselben einkerkern, und vollbrachte dann, wie bereits (S. 490) erzählt worden ist, noch auf dem Todbette den zweiten Brudermord. Von seinen beiden natürlichen Söhnen, Antonio und Bartolomeo, welche bei seinem Tode (1376) gemeinschaftlich die Regierung übernahmen, trat der Ältere in des Vaters Spuren: er ließ 1381 seinen Bruder ermorden, nach einigen Chroniken tödtete er ihn sogar mit eigener Hand. Er gerieth darüber mit Franz von Carrara, dem Beherrscher von Padua, der ihm sein Verbrechen öffentlich vorwarf, in tödtliche Feindschaft, und dies benutzten, wie wir sehen werden, später die Visconti zum Verderben der Häuser Scala und Carrara. Auch in Mantua herrschten um diese Zeit Meuchelmörder. Guido Gonzaga hatte zu seinen Lebzeiten dem ältesten seiner drei Söhne Ugolino, die Regierung überlassen, welche dieser vortrefflich führte. Die beiden jüngeren Söhne, Ludwig und Franz, ermordeten jedoch ihren Bruder und maßten sich die Herrschaft an, nach der Angabe Einiger zum großen Kummer des alten Vaters, nach Anderen sogar mit dessen Willen (1362).

Die Regierung der beiden Visconti war militärisch und ganz orientalisch, zugleich aber auch ganz national. Nach den Früchten zu urtheilen, sollte man fast glauben, daß eine solche Regierung für jene Gegenden wie für den Orient die heilsamste sei. Barnabas und Galeazzo II. verfuhren wie die kräftigen Tyrannen des Orients, sie waren Beförderer jeder Civilisation, die ihnen nützen konnte, und nur der Sittlichkeit und Freiheit feindselig, weil diese ihrem Egoismus feindlich und fremd waren. Daher erreichten denn unter ihnen Wissenschaft und Kunst, Ackerbau, Gewerbe und

Handel die höchste Stufe. Von ihren Unterthanen hatten die beiden Tyrannen wenig zu fürchten. Die Bürger der Städte und das Landvolk der Ebene waren verweichlicht und schon fast seit hundert Jahren gewohnt, den Krieg denen zu überlassen, die ihn als Handwerk trieben. Diese bildeten für die beiden Tyrannen ebenso, wie jetzt die Heere in den meisten Monarchieen, die eigentliche Stütze ihrer Macht. Sie waren selbst in kleiner Zahl den feigen Bürgern und Bauern stets überlegen; denn sie waren vortrefflich bewaffnet und des Siegés gewohnt, ihre Führer aber besaßen Taktik und Strategie. Barnabas und Galeazzo setzten übrigens ihre Grausamkeiten auch dann noch fort, als sie sich der Freunde der Freiheit längst entledigt hatten. Galeazzo nahm z. B. einst, um sich einen großen Park einzurichten, das Gut eines seiner Unterthanen ohne Weiteres hinweg, und als der Beraubte deshalb einen Anschlag auf ihn machte, ließ er ihn von Pferden zerreißen und seine Familie aus dem Lande jagen. Barnabas hielt ein Heer von fünftausend Jagdhunden, welche bei den reichen Bürgern der Städte einquartirt wurden, ließ jeden, der ein Jagdhund getödtet hatte oder dessen auch nur verdächtig war, martern und verstümmeln, und erlaubte dagegen in seinem Lande für tausend Goldgulden jeden Mord ohne Ausnahme. Galeazzo starb 1378 eines natürlichen Todes; Barnabas aber endete ebenso, wie Alboin und Bartolomeo della Scala und wie Ugolino Gonzaga, durch die Hand seines nächsten Anverwandten. Galeazzo's Sohn, Johann Galeazzo, welcher durch seinen Schwiegervater, den König von Frankreich, Graf von Vertus geworden war (s. S. 331 f.), folgte seinem Vater in der Regierung nach, und sann von Anfang an auf den Sturz seines Oheims und der vier Söhne desselben. Auch Barnabas hegte dieselbe Absicht gegen seinen Neffen. Er suchte ihn zunächst durch eine Doppelheirath zu täuschen, zu der er sich vom Pabst Urban VI. die Dispensation verschaffte. Johann Galeazzo erhielt nämlich Barnabas Tochter Katharina zur Gemahlin, und seine Schwester Violante ward mit dessen Sohn Ludwig vermählt. Barnabas glaubte seitdem seinen Neffen als sichere Beute betrachten zu können. Dieser wußte aber schleichend und heuchelnd den grausamen und heftigen Oheim zu überlisten. Er stellte sich scheu und furchtsam, ging deshalb nie ohne starke

bewaffnete Begleitung aus seinem Palaste, und kam nicht nach Mailand, welches bei der Theilung der Herrschaft unter Barnabas und Galeazzo Beiden gemeinschaftlich geblieben war; dabei schwieg er sogar zu manchen Übervortheilungen, die sich sein Oheim erlaubte, umgab sich mit einem Schein von Aberglauben und Frömmelei, und wallfahrtete an alle Orte, wo Wunder geschahen und Bilder verehrt wurden. Endlich führte er den lange vorbereiteten Schlag gegen Barnabas und dessen Söhne aus. Er trat scheinbar eine Pilgerreise an, welche ihn in der Nähe von Mailand vorbeiführen mußte, und da man gewohnt war, daß er auch als Pilger nur von starker Wache umgeben auszog, so konnte seine militärische Begleitung nicht auffallen. Er hatte diesmal den Kern seiner Miethlinge, vierhundert Lanzen, bei sich und mit den Hauptleuten derselben Alles im Voraus verabredet. Sein Plan war auf die richtige Berechnung gestützt, daß Barnabas und seine Söhne, um Johann Galeazzo's furchtbaren Sinn nicht zu beunruhigen, ihm ohne starke Begleitung entgegen kommen würden. Der schlau ersonnene Streich gelang völlig. Barnabas wurde, als er seinen Neffen am Thor von Mailand empfangen wollte, mit zweien seiner Söhne, Rudolf und Ludwig, gefangen genommen (Mai 1385). Die anderen beiden Söhne entflohen zwar, sie konnten sich aber nirgends behaupten; denn alle Städte huldigten mit Freuden dem neuen Herrscher, weil sie sich längst gesehnt hatten, der grausamen Tyrannei des Barnabas entledigt zu werden. Von jenen beiden Flüchtlingen rettete sich der Eine, Karl, zu seinem Schwager, dem Herzog Leopold II. von Östreich, der Andere, Mastin, ein Kind von zehn Jahren, ward eine Zeitlang von Freunden seines Vaters in Brescia vertheidigt und, als die Stadt sich ergeben mußte, mit dem Versprechen einer monatlichen Pension von tausend Goldgulden nach Venedig entlassen. Mit Barnabas nahm Johann Galeazzo eine Art gerichtlichen Verfahrens vor, und dieser Tyrann ward nach sieben Monaten harter Haft wegen seiner vielen Gräuelthaten, welche sein Neffe alle in einem öffentlich bekannt gemachten Actenstück aufzählte, im Kerker hingerichtet. Das Benehmen des neuen Herrschers im ganzen mailändischen Gebiet wurde von niemand anstößig gefunden; Frankreich verband sich sogar noch enger mit Johann Galeazzo, als es schon vorher mit

ihm verbunden war. Zwei Jahre später ward nämlich Johann Galeazzo's Tochter erster Ehe, Valentine, mit des Königs Karl VI. damals noch unmündigem Bruder, Ludwig von Touraine, verlobt, welcher nachher als Herzog von Orleans eine so merkwürdige Rolle in der französischen Geschichte spielte. Diese Verbindung erhielt im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts eine große politische Bedeutung, als zugleich das Haus der Visconti und die Nachkommenschaft Karl's VI. ausstarben, und ein Enkel der Valentine auf den französischen Thron gelangte.

Gleich nach dem Sturze des grausamen Barnabas ging auch das in Verona herrschende Haus Scala durch die Unbesonnenheit des Brudermörders Antonio della Scala unter. Dieser war in Verona nicht beliebt, und man behauptete außerdem, daß er ein untergeschobener Sohn des Can Signore sei; dennoch begann er 1385, von den Venetianern angetrieben, ein n Streit mit Franz von Carrara, dem Beherrscher von Padua, ohne zu ahnen, daß er ein Opfer der Politik der arglistigen venetianischen Aristokratie sein werde. Franz von Carrara hatte nämlich kurz vorher dem Herzog Leopold II. von Östreich einige Städte in der Trevisaner Mark entrissen, und griff 1385 den Patriarchen von Aquileja und die kleine Republik Udine an. Die Letztere wandte sich an die Venetianer, und diese bewogen hierauf durch Geld und große Versprechungen Antonia della Scala, den Bedrängten Hülfe zu leisten. Franz von Carrara, in politischen Geschäften ergraut und seiner gewohnten Weise treu bleibend, bot anfangs die Hand zur Aussöhnung, obgleich der junge und leidenschaftliche Antonio mit Anspielung auf den Namen seines Vaters und seines Großvaters (Can d. i. Hund) ihm hatte sagen lassen: der alte Fuchs von Padua werde bald von dem jungen Hunde von Verona aus seinem Bau getrieben werden. Allein die Venetianer hintertrieben durch ihre Kabalen die Aussöhnung. Antonio setzte freilich durch seinen Angriff den Herrn von Padua in große Verlegenheit, weil dieser jetzt zugleich auf zwei Seiten seines Landes Krieg führen mußte, und die veronesischen Truppen drängen auch im nächsten Jahre, nachdem sie die paduanische Miliz geschlagen hatten, bis vor die Thore der Hauptstadt; jetzt zog aber Franz von Carrara aus allen Gegenden Banden von Miethlingen herbei, und diese ver-

nichteten mit Einem Schlage alle Hoffnungen des jungen Antonio, welcher bereits der Eroberung von Padua ſicher zu ſein glaubte. Selbſt nach dieſem glänzenden Siege bot Franz die Hand zum Frieden. Allein Antonio ſchien zum Untergange beſtimmt; denn er lehnte jeden Antrag ab, auch ſogar als Franz ihm alle Koſten und jeden erlittenen Verluſt zu erſetzen verſprach. Jetzt wandte der Letztere aufs neue große Summen an, um Hawkwood und andere Condottieren-Führer mit ihren Schaaren nach Padua zu ziehen, und brachte auch den deutſchen Hauptmann, der in Antonio's Dienſten ſtand, durch Geld zum Übertritt. Die vereinigten Söldner erfochten einen neuen Sieg, welcher ebenſo glänzend war, als der erſte. Auch diesmal blieb Franz ſich treu. Er ſah ein, daß er den Herrn von Verona nur in Verbindung mit Johann Galeazzo vernichten könne, daß er in dieſem Falle aber als der Schwächere betrogen werden, und ſich alſo durch einen mit Johann Galeazzo's Hülfe erfochtenen Sieg ſein eigenes Verderben bereiten würde. Er erneute daher ſeine Friedensanträge an Antonio, und als die Venetianer den verblendeten Jüngling wieder in ſeinem Trotze beſtärkten, ließ er ihm mit Hindeutung auf Johann Galeazzo und auf die Venetianer die Aeſopiſche Fabel von dem Froſch und dem Maulwurf, deren gegenſeitige Bosheit ſie Beide zur Beute des Geiers machte, erzählen. Alles war vergeblich, und Franz trat daher endlich mit Johann Galeazzo in Unterhandlung. Der lauernde Tyrann von Mailand hegte ſchon lange den Gedanken, ſowohl Franz als Antonio zu betrügen. Er hatte ſeither den freundſchaftlichſten Verkehr mit dem Letzteren unterhalten, durch die Venetianer war aber Antonio, ohne ihre hinterliſtige Abſicht zu merken, von einem Bunde mit Johann Galeazzo abgehalten worden. Erſt als zwiſchen dieſem und Franz von Carrara ein Vertrag zu Stande gekommen war (1387), gingen dem jungen Manne die Augen auf; denn er gerieth auf die Nachricht davon in Verzweiflung und klagte in ſeinem Schmerze beſonders die Venetianer an. Er ſah jetzt wahrſcheinlich das, was nachher wirklich erfolgte, voraus, daß nämlich Venedig ſeinen Untergang nur abwarte, um dann in Verbindung mit dem Herrn von Mailand auch Franz zu vertreiben. Er wandte ſich an den deutſchen König Wenzel um Hülfe, dieſer ſchickte aber nur einen Bevollmächtigten, keine Kriegs-

macht. Nichts desto weniger gerieth Johann Galeazzo dadurch in große Verlegenheit, weil Antonio dem Abgesandten des Reichsoberhauptes die Stadt und Citadelle von Verona übergeben wollte; der verschmitzte Tyrann wußte sich aber zu helfen. Er hatte mit Bevilacqua, einem Einwohner von Verona, ein geheimes Verständniß angeknüpft, und dieser mußte jetzt die längst gefüllte Mine springen lassen. Bevilacqua veranlaßte einen Aufstand in der Stadt, ehe dieselbe dem königlichen Bevollmächtigten übergeben war, und öffnete den Mailändern ein Thor. Antonio flob nach Venedig, mußte aber, als nachher die Venetianer eine enge Verbindung mit Johann Galeazzo schlossen, diese Stadt wieder verlassen, begab sich in die Romagna, und kam hier im folgenden Jahre (1388) durch Meuchelmord ums Leben. Bevilacqua war, nachdem er Verona verrathen hatte, sogleich nach Vicenza geeilt, welches, dem zwischen Franz von Carrara und Johann Galeazzo geschlossenen Vertrage zufolge, dem Ersteren hätte zu Theil werden sollen. Da diese Stadt schon wegen des nachbarlichen Hasses die Herrschaft der Mailänder der paduanischen vorzog, so hielt es dem Verräther Bevilacqua nicht schwer, sie zu einer schnellen Übergabe an Johann Galeazzo zu bereden. Der Letztere stellte sich zwar, als wenn er geneigt sei, Vicenza dem Vertrage gemäß an Franz zu überlassen, und schickte deshalb häufige Gesandtschaften an ihn, erklärte aber zugleich, die Bürger von Vicenza wollten sich durchaus nicht unter die paduanische Herrschaft begeben, und seine Gemahlin, eine Tochter des Barnabas und der mit diesem vermählten Tante des letzten Scala, in deren Namen er Besitz von der Stadt genommen habe, bestehe auf ihrem Erbrecht. Diese politischen Sophistereien Johann Galeazzo's waren nicht besser und nicht schlechter, als die, welche in den officiellen Zeitungen der neueren Zeit so häufig zu finden sind; denn da noch zwei Söhne des Barnabas am Leben waren, so hätte das Recht an das Erbe der Scala nur für diese geltend gemacht werden können. Johann Galeazzo ließ übrigens neben den leeren Betheuerungen seiner Bereitwilligkeit, Vicenza abzutreten, auch durch eine vicentinische Gesandtschaft die Erklärung abgeben, daß die Stadt seiner Gemahlin durchaus treu bleiben und keine andere Herrschaft zulassen wolle.

Der alte Franz von Carrara fügte sich in die Umstände, die

er längst vorausgesehen hatte, und war zu klug, um einen Mächtigen zu reizen. Das schon lange drohende Verderben kam bald genug auch über ihn. Er suchte, um sich zu retten, mit Udine und dem Patriarchen von Aquileja Frieden zu schließen, der Markgraf Albrecht von Este übernahm die Vermittelung, und im Januar 1388 war auf einem Kongreß bereits Alles bis zum Abschluß geordnet, als Johann Galeazzo seinen Bevilacqua schickte. Dieser schlug den zum Kongreß versammelten Staaten eine Theilung des paduanischen Landes vor, und fand Gehör. Johann Galeazzo, Venedig, Gonzaga von Mántua, die Republik Udine und der Markgraf von Este schlossen einen Theilungsvertrag, und Franz von Carrara war verloren. Die Paduaner hatte er so behandelt, daß von ihnen mehr zu fürchten als zu hoffen war, und Johann Galeazzo hatte schon durch die Gesandten, welche früher wegen der Stadt Vicenza an Franz geschickt worden waren, geheime Verständnisse mit ihnen angeknüpft. Überdies wurde Franz im Augenblick der Noth von seinen Freunden ebenso verrathen, wie er selbst stets Andere verrathen hatte. Seine vertrauten Räthe riethen sogar seinem Sohne, Francesco Novello, den allgemein verhaßten Vater einzukerkern und die Regierung zu übernehmen, was jener jedoch mit Abscheu verwarf. Ohne Geld, ohne Verbündete, ohne Truppen hielt Franz fürs beste, nach der Stadt Treviso, auf deren Dankbarkeit er Anspruch zu haben glaubte, zu gehen und die Regierung von Padua seinem Sohne zu übergeben, weil die Paduaner demselben gewogen schienen. Aber auch dieser Ausweg war erfolglos. Francesco Novello sah sich in Padua, Franz in Treviso von Verrath umgeben, die Festungen des Landes wurden eine nach der anderen von den Mailändern genommen, Franz selbst mußte sich bei der Annäherung der Feinde in die Burg von Treviso zurückziehen, und sein Sohn war schon im Herbst genöthigt, durch eine Capitulation die Stadt Padua an Johann Galeazzo zu überlassen und sich selbst in dessen Hände zu geben. Gleich nachher schloß auch Franz einen Vertrag mit Johann Galeazzo, und lieferte sich mit allem, was er noch besaß, an ihn aus. Obgleich Beide, Vater und Sohn, ihre Ergebung an gewisse Bedingungen geknüpft hatten, so verfuhr doch der schleichende Tyrann von Mailand gegen sie nach seiner gewohnten tückischen Weise:

er ward dem mit ihnen geschlossenen Vertrage weder geradezu ungetreu, noch erfüllte er ihn. Den alten Franz ließ er zuerst einige Jahre in einer freien Haft halten, dann immer enger beschränken und zuletzt auf einer Felsenburg einkerkern, wo derselbe bis zu seinem im Jahre 1394 erfolgten Tode blieb. Seinem Sohne wies Johann Galeazzo, um ihn desto sicherer umgarnt zu halten, eine Burg und ein anständiges Einkommen an. Der junge Mann merkte jedoch, daß Johann Galeazzo die Absicht habe, sich seiner in der Stille zu entledigen, und wußte sich ihm bald durch die Flucht zu entziehen.

Unterdessen sann der feige Beherrscher von Mailand in seiner Residenz Pavia unablässig auf die weitere Ausbreitung seiner Macht. Er traute keinem Menschen, er wagte sich ohne starke Bedeckung nicht einmal aus seinen Zimmern, und diese, namentlich sein Schlafzimmer, wurden ebenso ängstlich bewacht, als man von denen des älteren Dionysius erzählt (s. Th. III. S. 322 f.). Er erschien nirgends an der Spitze seiner Truppen, siegte aber überall durch Arglist. Den Venetianern trat er, um sie vorerst zu beruhigen, die in dem Theilungsvertrage ihnen vorbehaltenen Städte der Trevisaner Mark ab. Dann richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf Bologna und Florenz, nach deren Unterwerfung ihm zur Eroberung von ganz Italien wenig mehr im Wege gestanden hätte. Zu diesem Zwecke benutzte er auch die Niederträchtigkeit des damaligen Herrschers aus dem Hause Este, sowie die Verhältnisse in der Romagna. Auf seinen Rath mordete Albrecht von Este beim Tode seines Bruders Nikolaus dessen ganze Familie, und befleckte dadurch das einzige alte und legitime Herrschergeschlecht der Lombardei mit einem schauderschaften Verbrechen, so daß dasselbe seinen Unterthanen verhaßt und folglich genöthigt wurde mit Johann Galeazzo zu stehen und zu fallen. Die in Ravenna herrschenden Polenta machten sich ebenfalls durch ihre Gräuelthaten verhaßt, und der Adel von Perugia übte Frevel gegen die Bürger. Johann Galeazzo warb daher Truppen, um die Unfriedenheit in beiden Städten zu benutzen. Er machte bei dieser Gelegenheit sogar einen Versuch, Bologna zu besetzen, der nur durch Zufall misglückte. Florenz war indessen seit längerer Zeit das Hauptziel seiner Kabalen, und er hatte sich in Toscana auch schon eine

Partei gemacht, als Francesco Novello von Carrara alle seine Plane vereitelte.

Francesco Novello hatte sich, als er dem Tyrannen glücklich entkommen war, nach vielen Abenteuern zu den Pisanern gewendet, welche ihn zwar freundlich aufnahmen, ihm aber nicht lange Schutz geben konnten, weil Johann Galeazzo drohte. Er war hierauf nach Florenz gegangen, wo seine ganze zahlreiche Familie mit dem Reste ihres Vermögens zu ihm kam (April 1389). Auch von seinem Vater erschien ein Bote, durch welchen dieser ihn auffordern ließ, ohne Rücksicht auf ihn Alles zu wagen, um Padua wieder zu besetzen. Zugleich empfing er von diesem Boten drei Rubinen, welche hundertfünfzigtausend Ducaten werth waren, das Einzige, was der alte Franz den Händen Johann Galeazzo's vorzuenthalten gewußt hatte. Die Florentiner hatten den Flüchtling anfangs kalt aufgenommen, weil sie damals ebenso, wie Bologna, mit Johann Galeazzo über einen Bund unterhandelten; bald wurden ihnen aber die Plane des Letzteren bekannt, und nun vereinigten sie sich mit Bologna zur Unterstützung Francesco's, damit der Tyrann von Mailand an einer anderen Stelle beschäftigt werde. Auf den Rath beider Städte begab sich Francesco zu dem Herzog Stephan von Baiern, der mit einer Tochter des Barnabas vermählt war und also einen persönlichen Grund hatte, sich mit Johann Galeazzo's Feinden zu verbinden. Stephan versprach auch ein Heer zu schicken, wenn Florenz und Bologna den Sold für dasselbe zahlten. Johann Galeazzo erhielt jedoch noch früher, als die Florentiner und Bologneſen, Nachricht von dem Erfolge der Reise Francesco's, und schloß deshalb mit den Gesandten beider Städte, welche schon seit sechs Monaten bei ihm verweilten, schnell den gewünschten Bund. Bologna und Florenz kündigten jetzt durch Boten dem Francesco auf, welcher unterdessen nach Kärnthen gereist war und dort Erkundigungen eingezogen und Verbindungen angeknüpft hatte, um über Friaul einen Versuch gegen das paduanische Gebiet zu machen. Seine Plane schienen jetzt auf einmal vereitelt; denn ohne Geld war an ein baierisches Heer nicht zu denken, und er allein konnte es mit Johann Galeazzo nicht aufnehmen. Dieser zog ihn jedoch selbst aus der Verlegenheit. Johann Galeazzo hatte nämlich nicht sobald erfahren, daß Florenz

und Bologna im Vertrauen auf den mit ihm abgeschlossenen Bund die deutsche Hülfe abbestellt hätten, als er die Maske abwarf, und in Verbindung mit seinen Freunden in der Romagna und in Toscana beide Städte bekriegte. Jetzt schickten diese eilig Gesandte an Francesco, und ließen durch dieselben die mit Stephan geschlossene Verbindung erneuen. Stephan versprach, im Mai mit einem Heere aufzubrechen; da er aber als unzuverlässig bekannt war, so wartete Francesco nicht auf ihn, sondern machte sich mit geringer Begleitung einstweilen auf den Weg nach Friaul, wo seine Freunde insgeheim einige hundert Lanzen für ihn gesammelt hatten. Dabei kam ihm der Umstand sehr zu Statten, daß die Macht und die Aufmerksamkeit des mailändischen Tyrannen nach dem äußersten Süden seines Landes gerichtet waren. Francesco hatte kaum den italiänischen Boden erreicht, als sich von neuem eine unerwartete Schwierigkeit zeigte. Der Patriarch von Aquileja, durch dessen Land er ziehen mußte, erklärte ihm, daß er dies, so gern er wolle, ohne Venedig's Einwilligung nicht zugeben dürfe. Francesco ließ daher durch Abgeordnete die Republik darum bitten, und die Bolognesen und Florentiner unterstützten sein Ansuchen; zugleich schickte aber auch Johann Galeazzo Gesandte nach Venedig, um seinen Feinden entgegen zu arbeiten. Die Venetianer hatten längst ihren Sinn geändert, und wünschten die mailändische Herrschaft aus ihrer Nachbarschaft entfernt zu sehen; sie stellten sich aber ganz neutral, und erklärten, daß sie den Truppen beider Theile den Durchgang gestatten wollten.

Jetzt rückte endlich Francesco gegen das Paduanische vor, nachdem er auch mit der Partei eines Sohnes von Antonio della Scala, des sechsjährigen Can Francesco, welcher in der Romagna lebte und damals nach Venedig gebracht wurde, Abrede getroffen hatte, um seinen Gegner zugleich vom Veronesischen her zu bedrohen. Sobald Francesco das ehemalige Gebiet seines Hauses erreicht hatte, erhob sich überall das Landvolk in Masse, und die Söldner Johann Galeazzo's mußten sich, um nicht abgeschnitten zu werden, hinter die Schanzen von Padua zurückziehen. Bald (Juni 1390) fiel auch diese Stadt in Francesco's Gewalt, das ganze Land und alle kleineren Festen erkannten ihn als ihren Herrn an, und Venedig, Florenz und Bologna schlossen ein Bündniß mit

ihm. Fünfhundert auserlesene Reiter, welche Johann Galeazzo der Besatzung in Padua zu Hülfe gesandt hatte, kamen zu spät; sie retteten ihm aber dagegen Verona, dessen Bewohner sich bereits für den jungen Can Francesco erhoben hatten. Mit unerhörter Grausamkeit stellten sie des Tyrannen Herrschaft in Verona wieder her. Dann zogen sie gegen die Stadt Padua, deren zwei Burgen noch von mailändischen Truppen besetzt waren; die Florentiner und Bolognesen schickten aber, sobald Johann Galeazzo die gegen sie ausgesandten Truppen wegen des Kampfes im Paduanischen und Veronesischen hatte zurückziehen müssen, ihre Söldner dem bedrohten Francesco zu Hülfe, bei welchem unterdessen auch Stephan von Baiern eingetroffen war. Die mailändische Besatzung in den Burgen von Padua mußte aus Mangel an Lebensmitteln abziehen, Francesco behauptete sich in seiner Herrschaft, und das Gleichgewicht war in Ober- und Mittelitalien gegen die wachsende Macht von Mailand wieder hergestellt.

4. Letzte Zeit Karl's IV.

Kaiser Karl IV. betrachtete das deutsche Kaiserthum als Mittel, nicht als Zweck, und verdiente in Rücksicht auf Italien alle die Vorwürfe, mit welchen Dante Rudolf von Habsburg und seinen Sohn Albrecht unverdienter Weise überhäuft hat. Er gewann auf seinem letzten Römerzuge keine andere Ehre, als die einer leeren Ceremonie, die Krönung seiner Gemahlin. In Deutschland vermehrte er durch Verpfändung kaiserlicher oder freier Städte und durch die rastlose Thätigkeit, mit welcher seine Kanzlei Diplome austheilte, die Anarchie und die unaufhörlichen Raubfehden der Ritter und Fürsten.

Um ohne allgemeine Schilderungen und ohne Prunk der Worte die im ganzen Reiche waltende Anarchie anschaulich zu machen, brauchen wir nur einen Blick auf den Zustand der Mark Brandenburg und auf die Lage der Dinge in Schwaben, in Franken und am Rhein zu werfen. Die Ritter oder vielmehr die ritterlichen Räuber, die man Stellmeisen nannte (s. S. 302), machten in der Mark und in Mecklenburg alle Straßen unsicher, nahmen die Waaren weg und beraubten die Nachbarn, und der Markgraf Otto (s. S. 308—310), welcher seit dem Tode seines Bruders,

Ludwig's des Römers, (1365) Brandenburg allein besaß, vermochte so wenig in seinem Lande, daß endlich die Herzöge von Mecklenburg und die Stadt Lübeck die Handhabung der Polizei und der Kriminaljustiz statt seiner übernehmen mußten: diese zerstörten nämlich in einer Gegend der Mark die Raubschlösser, und verfuhren mit den Rittern wie mit gemeinen Straßenräubern. Dadurch wurden freilich die raubenden Herren in anderen Gegenden nicht abgehalten, mit regelmäßigen Heeren Plünderung und Zerstörung zu üben, während ihre Nachbarn, die niedersächsischen Ritter, Otto's Ohnmacht zu Raubzügen in sein Land benutzten, und zu gleicher Zeit von den anderen Seiten her nicht nur rohe Polen in Brandenburg einfielen, sondern auch die pommerischen Herzöge bis zum Jahre 1372 einen verheerenden Fehdekrieg mit Otto führten. Ganz ähnlich war der Zustand anderer Theile des Reiches. Die herrschende Unordnung und die zunehmende Verwickelung der Verhältnisse wurde insbesondere noch durch den Umstand befördert, daß neben den geistlichen und weltlichen Fürsten auch die Städte eine große Bedeutung erhalten hatten. Die sogenannten Reichsstädte hatten Reichthum und Ansehen erlangt, und waren ganz selbstständig geworden, weil sie sich durch eigene Kraft zu schützen wußten, und ihre bewaffnete Bürgermacht das, was ihr an Übung in ritterlichen Waffen abging, durch den Gebrauch großer Büchsen ersetzte. Die meisten von ihnen befanden sich jedoch, wenigstens in Oberdeutschland, in einer eigenthümlichen Lage, weil in ihnen ein Patriciat bestand, welches zum Theil der Ritterschaft angehörte, und wie in Italien liegende Güter und Herrschaften besaß, zum Theil der Stadt einverleibt und durch diese mächtig war. Außerdem bildeten in den meisten Städten gewisse Quartiere oder einzelne Personen und Häuser, welche unter der Gerichtsbarkeit eines bestimmten Bischofs standen, sowie die innerhalb der Mauern liegenden selbstständigen Stifter und Klöster einen förmlichen Staat im Staate, und die Grenze zwischen republikanischer und Municipal-Freiheit, war nicht genau bestimmt. Das Letztere war besonders zur Sprache gekommen, als Karl IV. sein kaiserliches Recht über die Städte, welches sie willig anerkannten, sehr oft finanziell benutzte und gerade den Landherren, denen diese kaiserlichen Städte, wie sie selbst sich gern nannten, entgehen woll-

ten, die Vogtei über sie ertheilte oder auch die Städte selbst zu Pfand gab. Nicht weniger verwickelt war das Verhältniß der reichsunmittbaren und der mittelbaren Ritterschaft, welche mit den Landherren durch Verwandtschaft und Verbindung zusammenhing, weil Beide den meisten Fürsten, die nur erst nach und nach aus ihnen hervorgetreten waren, an Adel ganz gleich standen. Die Ritterschaft nahm mit eben dem Rechte, wie die Fürsten, den Vorzug in Anspruch, ihre Streitigkeiten mit Schwert und Lanze zu entscheiden, und war den Fürsten, welche keine andere Kriegsmacht als diese Ritterschaft selbst hatten, durch enge Verbindung unter sich im Felde gewachsen und oft überlegen. Die Ritter befolgten nämlich das Beispiel der Städte und Fürsten, welche das, was durch Reichsgerichte und durch den Kaiser nicht zu erlangen war, d. h. eine rechtliche Ordnung und die Ausführung der gesprochenen Urtheile, durch Bündnisse zu erlangen suchten; sie setzten diesen Bündnissen ähnliche Verbindungen entgegen, um durch vereinigte Kraft das Faustrecht zu behaupten.

Diese Bündnisse der Ritter knüpften theils Familien, theils Gaue zusammen, theils umfaßten sie ganz entlegene Gegenden. Es bestanden solche unter den verschiedensten Benennungen in Mecklenburg, in Sachsen, in Brandenburg, in Westphalen, in Thüringen, in Hessen, am Rhein, besonders aber in Schwaben wo es keinen bedeutenden Fürsten gab, bis sich die Grafen von Würtemberg durch Raub und Mord übermächtig machten. Es bestand z. B. in Hessen ein Sternenbund, welcher dreihundertfünfundfünfzig Inhaber von Schlössern oder im Ganzen mehr als zweitausend Herren aus Hessen, Westphalen, Franken und der Wetterau umfaßte, und einen aus dem Wappen des Bundes-Hauptmannes, des Grafen von Ziegenhain, entlehnten Stern als Abzeichen angenommen hatte. In Westphalen bestand, wie in Schwaben, ein Bund der Schlägler, welcher eine kleine Keule zum Bundeszeichen hatte; im Breisgau, am Rhein und zum Theil auch in der Wetterau waren die Ritter vom Löwen, in Schwaben die vom St. Wilhelms- und vom St. Georgen-Schild u. s. w. Alle diese Verbindungen betrachteten den Raub ebenso wie die Jagd als ein Vorrecht edler Ritter, und waren besonders gegen die zur Erhaltung ihrer Bürger-Freiheit und ihres Gewerbes und Han-

dels mit einander verbundenen Städte gerichtet. Sie brachten das Reich fast in denselben Zustand, in welchem heut' zu Tage Kurdistan, Arabien und ähnliche Länder sich befinden.

Karl IV. folgte in Bezug auf diese Verhältnisse, wie in allen anderen Dingen, der damals in Italien herrschenden Politik, oder mit anderen Worten, er huldigte dem allgemein anerkannten Princip der neueren Zeit, seine Grundsätze und Maßregeln den augenblicklichen Umständen anzupassen. Bald war er Freund der Städte, begünstigte ihre Bündnisse und befreite sie von Vogtei und Verpfändung, bald wies er wieder bei Geldanlehen seine Gläubiger auf die sparsamen und fleißigen Bürgerschaften an, oder verlieh solchen Landherren, welche diesen am meisten feindlich waren, das Schutz- und Gerichtsrecht über sie. Hauptgegner der Städte war damals Eberhard der Greiner von Würtemberg, sowie nach Karl's Tode Leopold II. von Östreich. Karl hatte, wie oben (S. 307 f.) berichtet worden ist, den Grafen Eberhard zuerst gegen die Städte gebraucht und zum Reichsvogt in Schwaben ernannt, dann aber um der Städte willen bekriegt. Gleich nachher war Eberhard wieder in so gutem Einverständniß mit ihm, daß er von ihm zuerst unter den deutschen Fürsten geschlossene Landeshoheit erlangte, oder von allen Gerichten außer den höchsten Reichsgerichten ausgenommen wurde. Auch erhielt er die ihm zuvor abgenommene Vogtei wieder. An Frieden war seitdem in Schwaben nicht zu denken. Bald nach seiner Aussöhnung mit dem Kaiser gerieth Eberhard mit dem Ritterbunde der Schlägler, der ihn damals durch einen nächtlichen Überfall im Städtchen Wildbad beinahe gefangen nahm, in Krieg, und zog mit den Städten verbündet gegen denselben zu Felde. Unmittelbar nachher bekriegte er wieder die Letzteren, als sich einunddreißig derselben zu einem Bunde gegen die Ritterschaft vereinigten. Er erpreßte bei der Gelegenheit beträchtliche Summen von ihnen, und da er vom Kaiser beauftragt war, des Reiches Steuern von den Städten einzutreiben, so konnte er ganz sicher sein, daß Karl sein Verfahren billigen werde. Die Städte geriethen daher auch in große Bewegung, als Karl 1376 die Erwählung seines Sohnes Wenzel zu seinem Nachfolger von den Fürsten mit Geld und von der Ritterschaft mit glänzenden Festen erkaufte, und dieser Ausgaben wegen die schwäbischen Städte

Weil, Eßlingen und Gmünd, sowie einige Dörfer von Rottweil für vierzigtausend Gulden an Eberhard verpfändete. Achtzehn Städte vereinigten sich zum Widerstand gegen diese Ungerechtigkeit, und der Kaiser zog, um sie zu demüthigen, mit einer Kriegsmacht gegen sie. Er scheiterte aber diesmal vor Ulm fast auf dieselbe Weise, wie er einst vor Zürich gescheitert war (s. S. 312 f.). Er mußte um seiner kaiserlichen Ehre willen froh sein, als die Herzöge von Baiern die Vermittelung übernahmen. Er entbot damals die Städte nach Nürnberg, vorgeblich um die Sache auf dem Wege Rechtens auszumachen, in der That aber um Alles beim Alten zu lassen. Die Städte verharrten daher bei ihrem Widerstande, und Fehden und Verwüstungen wurden so allgemein, daß Karl seinen Sohn Wenzel nach Deutschland schicken mußte, um in seinem Namen Gericht und Recht zugleich gegen die Herren und gegen die Städte geltend zu machen. Glänzend war der Erfolg dieser ersten und einzigen Erscheinung Wenzel's im Reiche, welche blos innere deutsche Angelegenheiten zum Zweck hatte, durchaus nicht, obgleich Wenzel auf kurze Zeit seinen Sitz in Rothenburg an der Tauber nahm, und für Franken, Baiern, Südschwaben und den Mittelrhein einen sogenannten Landfrieden zu Stande brachte (April 1377); denn der Krieg wüthete in Nordschwaben fort, und gerade der kaiserliche Vogt Eberhard zeigte sich damals als den wildesten unter den ritterlichen Räubern. Ein besonders glücklicher Zufall schaffte indessen damals den Städten auf einige Zeit Ruhe: Eberhard's Sohn Ulrich erlitt nämlich bei einem Angriffe auf Reutlingen eine solche Niederlage, daß die Ritterschaft vor der Hand ihren Kampf einstellen mußte, um sich zu erholen. Dies bewog auch den Kaiser zu einem Schritte, welcher den Städten endlich Ruhe und Sicherheit zu verschaffen schien. Weil diese sich nämlich als die Mächtigeren erwiesen hatten, so suchte Karl vor seinem Ende seinem Sohne die Freundschaft derselben zu verschaffen. Er nahm daher (1378) Eberhard dem Greiner die Vogtei wieder ab, übertrug sie dem Freunde und Bundesgenossen der Städte, dem Herzog Friedrich von Baiern, welcher schon die Landvogtei Elsaß hatte, befreite die größeren schwäbischen Städte von der Verpfändung an Eberhard, und ließ ihm nur die kleineren Orte als Unterpfand seiner Schuld.

Während Raub und Verheerung im Reiche wütheten, war Karl fortwährend nur auf die Vergrößerung und Blüthe ſeines Erblandes Böhmen bedacht. Er richtete nach ſeinem zweiten Römerzuge ſein Streben hauptſächlich darauf, ganz Schleſien und den Reſt von Brandenburg mit Böhmen zu vereinigen. Sein Schwiegerſohn Otto, welcher ſeit dem Tode Ludwig's des Römers die Mark Brandenburg allein beherrſchte, hatte im Lande faſt gar kein Anſehen; er war überdies leichtſinnig und verſchwenderiſch, borgte nach und nach eine bedeutende Summe bei Karl, und gewährte demſelben dadurch ein einfaches Mittel, immer mehr Orte der Mark an ſich zu bringen. Endlich zerfiel Otto mit ſeinem Schwiegervater, ſöhnte ſich mit ſeinem Bruder Stephan von Baiern und mit ſeinen Vettern in der Pfalz aus, und ſuchte Alles ſo einzurichten, daß bei ſeinem Tode die Mark Brandenburg an ſeine Anverwandten zurückfallen könne. Karl ſtörte ihn eine Zeitlang in ſeinem Beginnen nicht, weil er nicht rathſam fand, früher mit ihm zu brechen, als bis es ohne Gefahr geſchehen könne. Dies war erſt dann möglich, wenn Karl den König Ludwig von Ungarn, der ſein Feind und mit dem baieriſchen Hauſe verbündet war, entweder für ſich gewonnen oder doch von den Baiern abgezogen hatte. Erſt 1373 gelang es ihm, den ungariſchen König zu einem Waffenſtillſtand auf zwei Jahre zu bewegen, und nun drang er ſogleich an der Spitze eines kleinen Heeres in die Mark ein. Otto und ſein Neffe Friedrich, dem derſelbe bereits als ſeinem Erben in mehreren Städten hatte huldigen laſſen, konnten keinen Widerſtand leiſten, und ſahen ſich bald zu einem Vertrage genöthigt. Dieſer ward im kaiſerlichen Lager bei Fürſtenwalde geſchloſſen, und ſtellte nicht allein das frühere Erbrecht Karl's in Brandenburg wieder her, ſondern entriß auch dem Markgrafen Otto Alles bis auf den Titel und die Rechte eines Kurfürſten, während er dafür nur einen kleinen Jahrgehalt und eine durch Verpfändung von vier Reichsſtädten ihm verbürgte Summe Geld erhielt. Stephan war freilich mit dieſem Ausgang der Sache nicht zufrieden, und fiel plündernd und verheerend in Böhmen ein; aber der Kaiſer ſcheute ſich nicht, ihm ſeine Verwüſtungen damit zu vergelten, daß er das Fauſtrecht gegen ihn in Baiern übte, und ſchon im Oktober (1373) mußte daher auch Stephan den Vertrag von

Fürstenwalde anerkennen. Die Beibehaltung der Kurwürde verleitete den schwachen Otto zu Ausgaben, welche mit seinen Umständen in keinem Verhältnisse standen, er zog sich endlich auf das Schloß Wolfstein in Baiern zurück, wo er mit einer Müllerin seine letzten Tage verlebte, und starb dort tief verschuldet im Jahre 1379. Die Kurwürde hatte er schon mehrere Jahre vor seinem Tod ebenfalls an den Kaiser abgetreten, so daß ihm zuletzt von dem ganzen brandenburgischen Besitze nur noch die Wahlstimme übrig geblieben war. Die Markgrafschaft Brandenburg hatte Karl anfangs mit dem Königreich Böhmen vereinigt, nachher aber trennte er sie wieder von demselben, und gab sie seinem zweiten Sohne, Siegmund.

Während Karl die deutschen Städte entweder der Raubgier der Ritter preisgab oder, wie der Vertrag von Fürstenwalde und sein Verfahren in Schwaben zeigen, zur Förderung seiner Privatvortheile verpfändete, sorgte er in Böhmen mit Eifer und Nachdruck für bürgerlichen Wohlstand, für Sicherheit, für Recht und für Bildung, hob dadurch die Städte dieses Landes, und machte sein monarchisches Recht gegen den Trotz des böhmischen Herren- und Ritterstandes geltend. Böhmen erfreute sich daher unter ihm eines glücklichen Zustandes, welcher freilich nur so lange dauerte, als er lebte; denn nach seinem Tode ward es auch dort ärger als je. Auch die Künste und Wissenschaften, von welchen Karl ebenso wie von Handel und Gewerbe in Italien ganz andere Begriffe erhalten hatte, als seine ritterlichen Landsleute, suchte er nach Böhmen zu ziehen. Er bemühte sich, seine Universität Prag zum Mittelpunkt der in Italien blühenden Wissenschaften zu machen, und berief auch italiänische Künstler dahin. Außerdem hatte er den Gedanken, die Elbe für den böhmischen und brandenburgischen Handel zu benutzen, und den Städten seiner Erblande durch Lübeck einen Antheil am Welthandel zu verschaffen. Die Producte von Böhmen und Brandenburg sollten auf der Elbe über Magdeburg und Lübeck in die Ost- und Nordsee gebracht werden, und Karl's enge Verbindung mit dem Markgrafen von Meißen bürgte dafür, daß die Schifffahrt zwischen jenen beiden Ländern immer offen sein werde. Er hatte Tangermünde im Magdeburgischen zum Stapelplatze ge-

wählt, und reiste, als Alles in Ordnung gebracht war (Oktober 1375), nach Lübeck. Hier hielt er nach seiner gewöhnlichen Weise einen glänzenden Einzug, und erkannte bei der Gelegenheit die Stadt Lübeck laut und öffentlich als einen der fünf Haupt-Freistaaten der damaligen Welt an, indem er ihr den gleichen Rang mit Rom, Venedig, Florenz und Pisa gab, und ihren Senatoren dieselbe Würde zugestand, welche niemand den ganz unabhängigen Staaten von Venedig und Florenz streitig machte. Er redete Bürgermeister und Rath von Lübeck mit dem Namen Herren an, und erklärte laut, dieser Titel gebühre ihnen, weil Lübeck eine der fünf Hauptstädte des römischen Reiches sei.

In Deutschland entschädigte sich Karl für das viele kostspielige Umherreisen und für seine glänzende Hofhaltung dadurch, daß er die Ehrenrechte der kaiserlichen Majestät kaufmännisch benutzte. Er verpfändete zu diesem Zweck nicht nur die ihm unmittelbar untergebenen Städte oder gab sie für Geld den Landvögten preis, sondern er misbrauchte auch seinen gesetzlichen Einfluß bei geistlichen Wahlen. Für das Letztere kann der Streit über das Bisthum Mainz um so mehr als Beispiel dienen, weil derselbe zugleich zeigt, welche traurigen Folgen es hatte, daß eine auf Moral gegründete Religion wie die christliche mit Politik und weltlicher Macht verbunden worden war. Die Mainzer Domherren waren bei der Wahl eines neuen Erzbischofs in zwei Parteien zerfallen, und hatten, die Einen den Speierer Bischof, Adolf von Nassau, die Anderen den Bischof von Bamberg, Ludwig von Thüringen, einen Bruder des Landgrafen von Meißen und Thüringen, gewählt. Wer von Beiden der am wenigsten Würdige war, ist schwer zu sagen; denn offenbar war weder der Eine noch der Andere sittlich, viel weniger also geistlich. Adolf soll seinen Vorgänger vergiftet haben, und wenn dies auch nicht erwiesen sein mag, so ist dagegen doch unläugbar, daß er ein arger Räuber war, und später von Wenzel wegen zweier unerlaubten Zollstätten bekriegt werden mußte; Ludwig war als toller Jäger, Trinker und Tänzer so berüchtigt, daß man, als er endlich bei einer tollen Faschings-Lustbarkeit den Hals brach, seinen Tod dem unmittelbaren Eingreifen des Teufels zuschrieb. Da Beide wegen der mangelnden Vollzähligkeit der Stimmen nur durch die Anerkenn-

ung des Pabstes und des Kaisers zum Besitze des bischöflichen Stuhles gelangen konnten; so wandten sie sich an Karl und Gregor XI. Kaiser Karl, welcher stets mehr von Politik und Aberglauben als von der Rücksicht auf die Moral geleitet wurde, erklärte sich für Ludwig, weil dieser ihm besser dienen konnte, um seinem Sohn Wenzel die Wahl zum römischen König zu verschaffen. Zugleich bewog er auch den Pabst Gregor XI., sich für Ludwig auszusprechen (1374). Adolf hatte jedoch den größten Theil des Mainzer Bisthums besetzt, und ward von der Ritterschaft des Rheins und der Wetterau unterstützt; er achtete daher weder auf seines Kaisers Befehl noch auf den Bann, den der Pabst gegen ihn aussprach, und griff zu den Waffen. So waren jene Zeiten: die Faust mußte über das Recht entscheiden. Es entstand ein mörderischer Krieg, dessen Verheerungen sich vom Rhein bis nach Thüringen ausbreiteten, da Ludwig von seinem Bruder und von der thüringischen und meißnischen Ritterschaft unterstützt wurde. Im folgenden Jahre vermittelte der Kaiser eine Übereinkunft, welche ihm Ludwig's Stimme für Wenzel's Wahl sicherte, die Entscheidung selbst aber hinausschob und unterdessen das Mainzer Land preisgab: jeder sollte den erzbischöflichen Titel einstweilen fortführen und den von ihm besetzten Theil des Bisthums behalten, Ludwig aber sich der Bannbriefe des Pabstes gegen Adolf nicht ferner bedienen.

Im nächsten Jahre (1376) brachte Karl ohne große Mühe die Erwählung seines Sohnes zum römischen König zu Stande. Der brandenburgischen Stimme war er wegen der Abhängigkeit, in welche Otto gekommen war, so sicher, wie seiner eigenen; Ludwig figurirte als Kurfürst von Mainz; der Herzog von Sachsen war sein bester Freund, und die anderen Kurfürsten wurden durch Geld und durch Reichsgüter, welche nie mehr an die deutsche Krone zurückkamen, für des Kaisers Wunsch gewonnen. Auch die Zustimmung des Pabstes erkaufte Karl auf Unkosten der deutschen Nation; denn er ließ ihm durch seinen Sohn eine Urkunde zustellen, deren wesentlicher Inhalt darauf hinausläuft, daß die Abhängigkeit des Reiches vom römischen Stuhle mittelbar anerkannt wurde. Wenzel ward gewählt und gleich nachher mit allem möglichen Aufwand in Aachen gekrönt. Um die guten Deutschen dar-

über zu beruhigen, daß ihr Reich aufs neue an Böhmen verkauft wurde, hatte Karl vorher in einer eigenen Schrift beweisen oder beweisen lassen, wie vortrefflich der gute Wenzel von Schulmeistern mit allerhand Kenntnissen versehen worden wäre, und wie er in der kaiserlichen Kanzlei, wo freilich recht viel geschrieben und gesiegelt ward, stets neben dem Vater hingepflanzt sei. Die Erfahrung hat freilich nachher bewiesen, daß Wenzel bei den langweiligen Schulmeistern stets an das Vergnügen der Jagd und im Staube der Kanzlei an einen guten Trunk gedacht hatte. Die vielen Kosten der Erwählung und Krönung sollten wieder die Städte bezahlen; wir haben aber bereits gesehen, daß diese zur Abwehr entschlossen waren, und daß deshalb der Kaiser von seiner Forderung abstehen mußte.

Obgleich Karl schon lange am Podagra und an anderen Übeln litt, so unternahm er doch am Ende des Jahres 1377 noch einmal, und zwar in Begleitung seines Sohnes Wenzel, eine Reise nach Paris, weil der König Karl V. von Frankreich seiner Eitelkeit dadurch geschmeichelt hatte, daß er ihn in seinem Streite mit England gewissermassen zum Richter machen oder vielmehr sich seiner Entscheidung über die englisch-französischen Angelegenheiten als einer Autorität bedienen wollte. Für den Kaiser war die Reise freilich beschwerlich und kostspielig; ihn trösteten aber die vielen schönen Ceremonien und Ehrenbezeugungen, die man ihm überall erwies, und die Reliquien, welche er unterwegs betrachten und verehren konnte, für den dabei gemachten Aufwand. Dieser war höchst bedeutend, und erschöpfte seine durch häufige Erpressungen und durch manches schmutzige Geschäft gefüllte Kasse so sehr, daß Wenzel nachher keineswegs, wie man oft behauptet hat, einen Schatz von seinem Vater erbte. Karl ward auf Veranstalten des französischen Königs mit Ehren aller Art überhäuft; allein der Letztere trug ängstlich Sorge, daß dadurch ja nicht das Vorurtheil der Oberhoheit eines römischen Kaisers über fremde Könige genährt werde. Weil z. B. ein deutscher Kaiser in deutsche Städte immer auf einem weißen Zelter einzog, so ließ Karl V. seinem Gaste in jeder französischen Stadt ausdrücklich einen Rappen geben. Auch mußten die Beamten, welche den Kaiser empfingen, in ihren Reden ausdrücklich zu verstehen geben, daß sie nicht aus Pflicht-

gefühl gegen den Kaiser oder aus eigener Bewegung, sondern auf Befehl ihres Herrn und in seinem Namen handelten; sie mußten, damit der Kaiser aus seinem feierlichen Empfang nicht das Recht herleite, in Frankreich ebenso wie in Deutschland Ehrenbezeugungen zu fordern, ihre Anreden stets mit den Worten schließen: „So hat es uns der König unser Herr geboten." Übrigens ging Karl erst nach Weihnachten über die französische Grenze, höchstwahrscheinlich weil er das dem Kaiser zustehende Subdiakonat oder das Recht, auf Weihnachten das Evangelium mit dem Schwerte in der Hand zu lesen, sich nicht wollte nehmen lassen; denn er legte auf dieses byzantinische Ehrenrecht einen solchen Werth, daß er es während seiner ganzen Regierung nur ein einziges Mal durch Krankheit gehindert nicht ausgeübt hat. Die Angabe der ihm in Frankreich bereiteten Feierlichkeiten und Ehrenbezeugungen und die Darlegung der Verehrung, welche er unterwegs allen Reliquien erwies, füllen in zwei französischen Chroniken einen ganzen Band; wir übergehen dies Alles aber, um anzudeuten, wie der König von Frankreich den deutschen Kaiser zu seinen Zwecken gebrauchte. Karl V. vereinigte in Paris die deutschen Großen, welche den Kaiser begleitet hatten, mit den französischen zu einer glänzenden Versammlung, um unter des Kaisers und seinem eigenen Vorsitze den Streit mit England wie einen Proceß verhandeln zu lassen. Es ward ganz in der gewöhnlichen Weise eine gerichtliche Komödie gespielt. Der französische König selbst hielt, indem er zugleich die Actenstücke vorlegte, eine zwei Stunden lang dauernde Rede, und der Kaiser, welcher bekanntlich durch seine Abkunft und Erziehung ein halber Franzose war, machte den Dollmetscher und übersetzte den deutschen Großen, was der französische König gesagt hatte. Hierauf ward an den Kaiser die Frage gerichtet, ob er glaube, daß der König von Frankreich Recht habe, und ob er dafür halte, daß derselbe seinerseits Alles gethan habe, um Blutvergießen zu verhindern. Der Kaiser gab den Engländern Unrecht, und erklärte, Frankreich habe schon zu viel gethan. Dann sammelte er wie im Gerichte die einzelnen Abstimmungen der anwesenden Deutschen, welche natürlich ganz zu Gunsten seiner Meinung ausfielen. Diese sonderbare Scene wirkte wie heut' zu Tage ein diplomatischer Zeitungsartikel: den Deutschen wurde dadurch

geschmeichelt, und ihre veröffentlichte Erklärung vertrat die Stelle eines Manifestes.

Gegen Ostern 1378 war der Kaiser wieder nach Deutschland zurückgekehrt, und schon im November erlag er dem Übel, an welchem er lange gelitten hatte. Seine letzte Sorge war der Vertheilung der von ihm ererbten oder erworbenen Herrschaften gewidmet. Sein ältester Sohn, Wenzel, erhielt Böhmen, Schlesien und die Oberpfalz; dem zweiten, Siegmund, war schon früher Brandenburg und die mit diesem Fürstenthum verbundene Kurwürde gegeben worden; der jüngste Sohn, Johann, erbte die Niederlausitz nebst Jauer, Schweidnitz und Görlitz. Den beiden Söhnen seines verstorbenen Bruders Johann Heinrich, Jodokus oder Jobst und Prokopius, überließ Karl die Markgrafschaft Mähren; sein anderer Bruder aber, Wenzel (s. S. 221), blieb in dem ihm schon längst zu Theil gewordenen Besitze des Familieneigenthums Luxemburg.

5. Das deutsche Reich unter Wenzel bis zur Gründung des Herzogthums Mailand (1395).

Die Lage der Dinge war schwierig, als der achtzehnjährige König Wenzel im November 1378 die Regierung des Reiches antrat; denn nicht nur mußte zwischen den deutschen Städten und Landherren, welche im offenen Kampfe mit einander waren, entschieden oder vermittelt und der raubenden Ritterschaft endlich eine Schranke gesetzt werden, sondern die Kirchenspaltung drohte auch das so lange erhaltene Band zwischen Frankreich und dem luxemburgischen Hause gänzlich zu zerreißen, weil der französische König sich für Clemens VII. erklärt hatte, Wenzel und die deutschen Stände aber dem Gegner desselben, Urban VI., treu blieben, welchen Karl IV. noch kurz vor seinem Tode als den ächten Pabst anerkannt hatte. Die Kirchenangelegenheiten blieben indessen in Deutschland auf sich beruhen, bis sie gegen das Ende des Jahrhunderts von Frankreich aus zur Sprache gebracht wurden, und erst im folgenden Jahrhundert veranlaßten sie daselbst blutige Fehden. In der nächsten Zeit gewährten sie dem deutschen Reiche sogar den Vortheil, daß durch sie die Beendigung des von Karl IV. nicht ausgeglichenen Streites über das Bisthum Mainz herbeige-

führt ward. Dies hängt mit den ersten Regentenhandlungen des jungen Königs enge zusammen.

Von den deutschen Fürsten hatte einer, Ruprecht I. von der Pfalz, in Betreff der beiden Päbste sich noch nicht erklärt, zwei andere aber für Clemenes VII. Partei genommen. Diese beiden Fürsten waren Adolf von Nassau, welcher den größten Theil des Bisthums Mainz besetzt hielt und der östreichische Herzog Leopold II. Beide zeichneten sich durch Raubsucht und wüstes Leben vor allen anderen Fürsten aus, und hatten sich blos deshalb gegen den vom Reiche anerkannten Pabst erklärt, damit sie dadurch den Kaiser nöthigten, ihnen in anderen Dingen nachzugeben. Der gefährlichste von Beiden war Leopold. Er besaß der Sitte des habsburgischen Hauses gemäß die östreichischen Lande mit seinem Bruder Albrecht III. gemeinschaftlich, hatte aber dabei auch einen großen Theil derselben zur alleinigen Beherrschung erhalten. Dies waren die Güter im Elsaß, in Schwaben und in der Schweiz, sowie Kärnthen, Krain und andere an Italien grenzende Striche. Leopold suchte nun für seine besonderen Besitzungen den möglich größten Vortheil aus dem Zwiste der beiden Päbste zu ziehen, und schloß zu diesem Zwecke mehrere Verträge mit Clemens VII., während sein ruhiger und edler Bruder, Albrecht, dem er das Leben sehr sauer machte, den vom Reich angenommenen Pabst anerkannte. Indessen konnte Leopold dem französischen Pabste in Deutschland nur wenig nützen, weil er mit Venedig, mit den schwäbischen Städten und besonders auch mit einer Schaar französischer, englischer und gasconischer Abenteurer genug zu thun hatte. Die Letzteren waren 1374 unter einem berühmten französischen Anführer, Ingelram von Coucy (s. S. 464), in Burgund oder in die jetzige wälsche Schweiz eingebrochen, weil Ingelram dort einen Erbschaftsstreit auszumachen hatte; dann waren sie bis nach Luzern hin gedrungen, und die Grafen von Nidau und Kyburg hatten sich aus Haß gegen Leopold ihnen angeschlossen. Sie hatten aber zuerst im Entlibuch und dann zweimal im Berner Lande eine blutige Niederlage erlitten, und Ingelram selbst war hierauf in Folge des großen Verlustes nach Savoyen gezogen, die Hauptmasse seiner räuberischen Ritter dagegen hatte sich in den Elsaß gewendet, und machte hier noch Jahre lang dem Herzog Leopold

zu schaffen. Diesem übertrug Wenzel, um ihn für den italiänischen Pabst zu gewinnen, gegen eine Summe von Mrzigtausend Goldgulden die Landvogtei in Ober- und Niederschwaben. Leopold setzte zwar auch nachher seine Verbindung mit Clemens VII. fort; dies konnte jedoch dem Letzteren nichts nützen, weil der Kaiser sowohl Adolf von Mainz, als den Pfalzgrafen Ruprecht auf die Seite des Gegenpabstes zu ziehen wußte. Ruprecht ließ sich leicht gewinnen, als er sah, daß die übrigen Reichsfürsten bei der Anerkennung Urban's VI. verharrten. Adolf von Nassau wurde dadurch zum Abfall von Clemens gebracht, daß Wenzel seinen Gegner, Ludwig von Thüringen, bewog, ihm das Bisthum und Kurfürstenthum Mainz zu überlassen, und dagegen Erzbischof von Magdeburg zu werden. Freilich war dies für die Kirchenzucht in Deutschland ein schlimmer Ausweg, weil dadurch ein roher räuberischer Graf wie Adolf Primas der deutschen Geistlichkeit wurde, und ein ganz sittenloser Wüstling wie Ludwig das wichtigste Bisthum in Norddeutschland erhielt. Was das Verhältniß zu Frankreich betrifft, so wollte Wenzel zwar die Verbindung mit diesem Reiche nicht geradezu abbrechen, obgleich dasselbe den Gegenpabst anerkannte; aber er war doch genöthigt, sich den Engländern zu nähern, welche ebenso wie Deutschland Urban VI. als rechtmäßigen Pabst angenommen hatten. Er schloß 1381 mit dem englischen König Richard II. ein enges Bündniß gegen die Feinde des römischen Pabstes oder gegen die sogenannten Schismatiker, und gab ihm seine Schwester Anna zur Gemahlin. Für diese Verbindung ließ er sich jedoch eine sehr ansehnliche Summe bezahlen; denn er brauchte viel Geld und wußte nie, woher er es nehmen solle. Übrigens war Wenzel weder rücksichtsvoll gegen die Geistlichkeit, noch abergläubig, wie sein Vater. Er verfuhr vielmehr in seinen Erblanden, so oft es ihm einfiel, militärisch oder auf slavische Weise mit dem Klerus, und zeigte sich in Rücksicht der Lehre als einen Freund der Männer, welche nachher, in Folge der Vermählung seiner Schwester mit Richard, Wicliffe's Schriften nach Böhmen und seine Lehre, soweit sie biblisch war, auf die Katheder und Kanzeln von Prag brachten.

In Bezug auf die Städte schien Wenzel das von seinem Vater zuletzt angenommene System verlassen zu wollen. Er wandte

sich von ihnen ab den Fürsten zu, und gab unter dem Vorwande, die Reichssteuern von ihnen zu erheben, die Städte den Erpressungen der Landherren preis. Dies geht daraus hervor, daß er dem Herzog Friedrich, welcher den Städten gewogen war, die Reichsvogtei in Schwaben nahm, und sie dem Feinde jedes Bürgerwesens, dem Herzog Leopold von Östreich, übertrug. Zum Glück hatte der Letztere damals zugleich mit den Venetianern und mit den Resten von Ingelram's Banden genug zu thun. Die Städte in Schwaben suchten sich dadurch zu schützen, daß sie einen neuen Bund stifteten. Dagegen machte, aber jetzt Eberhard von Würtemberg Anstalt, die verschiedenen zur Erhaltung des Faustrechtes geschlossenen Rittergesellschaften in eine allgemeine Conföderation zu vereinigen. Dies bewog dann nicht nur einen Theil der rheinischen Städte, sondern auch den Pfalzgrafen am Rhein, die Herzöge von Baiern, den Markgrafen von Baden und einige andere friedlichere Herren, sich an den schwäbischen Städtebund anzuschließen, um bei der Ohnmacht des Kaisers und des Reichstages sich selbst zu helfen (1381). Auf solche Weise bildete sich in Schwaben, in Elsaß und am Rhein ein großer Bund, welcher größtentheils aus Städten bestand und ebenso mächtig im Süden war, als die Hanse im Norden. Die Städte misbrauchten aber diesen zur Vertheidigung geschlossenen Bund bald zum Angriff, ihr Übermuth wuchs, und ihre Heere erlaubten sich ähnliche Dinge, wie die Miethvölker der italiänischen Freistaaten. Dadurch wurden Fürsten, Grafen und Herren aufmerksam gemacht, daß auch sie ihre Kraft vereinigen müßten, und das Übel ward bald so arg, daß ganz Süd- und Mitteldeutschland in Blut schwamm. Endlich kam Eberhard von Würtemberg, welcher seither den Städtebund bekriegt hatte, auf den Gedanken, diesen mit seinem Ritterbunde zu vereinigen, damit fortan nicht mehr die Faust, sondern das Recht und unparteiische Schiedsrichter zwischen der Ritterschaft und den Städten entschieden. In Ehingen wurden 1382 auf Eberhard's Veranstalten beide Bündnisse dahin vereinigt, daß die Glieder derselben sich bei allen ihren Streitigkeiten einem gemeinschaftlichen Bundesgericht oder dem Spruche gewählter Schiedsrichter unterwerfen sollten. Obgleich diese Vereinigung vor der Hand nur für ein Jahr geschlossen war und deshalb blos als eine Art von

Waffenstillstand angesehen werden konnte, so war dadurch doch eine Veränderung eingeleitet, welche, wenn man nicht schnell Einhalt that, die monarchische Ordnung des Reiches oder die Macht des Kaisers und der Fürsten lähmen und die republikanische Macht oder den Einfluß der Städte vorherrschend machen mußte. Dies wird einleuchtend sein, wenn wir nur einige wenige in weiter Entfernung von Schwaben gelegene Städte anführen, welche zu dem Bunde gehörten; wir finden unter ihnen Mainz, Frankfurt, Wetzlar, Koburg, Nürnberg, Regensburg, München, Basel, Straßburg u. A.

Nicht blos die Fürsten wurden durch die von den Städten her drohende Gefahr erschreckt, sondern auch Wenzel, der in Böhmen auf der Jagd und beim Trunke die deutschen Reichsgeschäfte ganz vergaß, erwachte aus seinem Schlummer, und reiste noch vor dem Ende des Jahres, für welches die Vereinigung der beiden Bündnisse geschlossen worden war, nach Deutschland. Er hatte die Absicht, einen allgemeinen Landfrieden unter kaiserlicher Autorität an die Stelle desjenigen zu setzen, welcher durch Eberhard und den schwäbischen Bund aufgerichtet worden war. Zu diesem Zweck berief er einen Reichstag nach Nürnberg, wo dann (Februar 1383) ein allgemeiner Landfrieden auf zwölf Jahre befohlen, zur Behauptung desselben das Reich in vier Kreise eingetheilt und für jeden von diesen bestimmte Leiter ernannt wurden. Wenn man das damals in Nürnberg aufgesetzte Actenstück liest, so muß man allerdings in jedem einzelnen Artikel den gesunden, praktischen Sinn einer biederen und bedächtigen Generation anerkennen; dessen ungeachtet blieb das ganze Werk fruchtlos, weil es so eingerichtet war, daß nothwendiger Weise das Mistrauen der Städte erregt werden mußte. Nur mit Landherren war die Sache berathen worden, da sich blos wenige Städte in Nürnberg eingefunden hatten; nur Fürsten hatten Wenzel's Vorschlag angenommen, und nur Fürsten waren in den vier Kreisen zu Wächtern des Rechts, der Polizei und der Befolgung der einzelnen Artikel angeordnet worden; ja, gerade diejenigen beiden Fürsten, welche das Bürgerthum am meisten zu unterdrücken suchten, Eberhard und Leopold, nahmen den Nürnberger Landfrieden zuerst an, und es scheint sogar fast, als wenn das Ganze von ihnen ausgegangen wäre. Auch ließ Wenzel selbst die Städte bald fühlen, was sie

zu erwarten hätten, wenn der in Nürnberg beschlossene allgemeine Reichsbund zu Stande käme und sie also der Willkür der Fürsten überlassen würden; denn er bestätigte Leopold von Östreich als Landvogt von Schwaben, und hob, dem Mainzer Bischof und Domkapitel zu Gefallen, eine der Stadt Mainz drei Jahre vorher ertheilte Freiheits-Acte wieder auf. Die Städte verweigerten daher ihren Beitritt zu den Nürnberger Beschlüssen. Auch Wenzel gab dieselben bald wieder auf, weil man ihn wahrscheinlich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß er durch die neue Landfriedens-Acte sein kaiserliches Ansehen in die Hände der den vier Kreisen vorgesetzten Fürsten gebe. Er kam deshalb gleich im folgenden Jahre wieder nach Deutschland, und berief des Landfriedens wegen einen Reichstag nach Heidelberg (Juli 1384). Daß er hier ungeachtet der angeführten Vorgänge eine ansehnliche Zahl von Abgeordneten der Städte zusammenbrachte, um eine neue, auch den Städten genügende Einrichtung machen zu können, wird besonders dem alten, einsichtsvollen Kurfürsten Ruprecht I. von der Pfalz zugeschrieben. Es ward in Heidelberg eine Friedensordnung verabredet, welche unbeschadet aller früheren Verbindungen vom Juli 1384 an bis zum nächsten Pfingstfeste und dann noch drei Jahre weiter im Reiche beobachtet werden sollte, und den Städten wurde dabei nicht nur gestattet, ihren Bund beizubehalten, sondern sie sollten auch zur Kreisverwaltung und zu dem Bundesgericht zugezogen werden. Allein die Wiedervereinigung derselben mit den Fürsten und mit der Ritterschaft war an die alten Bedingungen geknüpft; denn das Bundesgericht mußte auf die alten Satzungen und auf das in der Theorie fortbestehende Verhältniß halten, verweigerte Steuern mußten also bezahlt und die an Leopold übertragene Landvogtei anerkannt werden. Dies konnten und wollten die Städte sich um so weniger gefallen lassen, als sie durch ihren Bund die stärkere Partei bildeten. Gerade die beabsichtigte allgemeine Vereinigung mußte daher die Veranlassung zu einer allgemeinen Fehde werden. Überdies hatte Leopold von Östreich gerade damals einen Krieg, den er wegen der Trevisaner Mark mit Franz von Carrara führte (s. S. 506), beendigt, und bedrohte jetzt die Städte mit seiner ganzen Macht. Sie verbanden sich daher 1385 in Constanz mit mehreren Städten des südlichsten

Schwabens oder der jetzigen Schweiz, welche damals noch zum Reiche gehörte, aber, nur wenn es vortheilhaft war, Rücksicht auf dasselbe nahm. Diese mit den Urkantonen verbundenen schweizer Städte waren Zuch, Zürich, Bern, Solothurn und Lucern. Auch sie hatten mit den benachbarten Grafen und Rittern, besonders mit dem Oberhaupt und Repräsentanten derselben, Leopold von Östreich, unaufhörliche Streitigkeiten. Bei dem Bunde, den sie mit den schwäbischen Städten zu gegenseitiger Hülfeleistung schlossen, wurden die Letzteren offenbar übervortheilt; denn diese verpflichteten sich, den schweizer Städten überall zu Hülfe zu ziehen, die schweizer Städte sollten aber blos innerhalb eines engen Kreises zum Beistande verbunden sein. Selbst innerhalb dieses Kreises fanden die Letzteren bei drei oder vier Mahnungen, welche nach dem Constanzer Vertrag an sie ergingen, immer einen Vorwand, sich ihrer Verpflichtung zu entziehen. Die deutschen Städte und Bern mit ihnen hielten daher auch bald für rathsam, die Verbindung wieder aufzugeben und sich mit Leopold auszusöhnen, welcher gern die Hand dazu bot, weil ihm Alles daran liegen mußte, den Constanzer Bund zu trennen.

Dies geschah gerade in dem Augenblick, als Leopold nothgedrungen einen Krieg mit den vier Waldstätten beginnen mußte, um zu verhindern, daß diese ihm ohne Unterlaß Einkünfte und Unterthanen entzögen. Die Ritterschaft drückte nämlich in der Schweiz wie in Deutschland ihre Unterthanen mit Frohnden und mit Zöllen. In der letzten Zeit hatten daher die Lucerner öfters die an ihren Grenzen gemachten Zolleinrichtungen zerstört und die Unterthanen der Grafen und Herren in ihr Bürgerrecht aufgenommen. Daraus waren Fehden entstanden, in welchen die Lucerner stets vom ganzen Schweizerbunde unterstützt wurden, und fast immer den Sieg davon trugen, weil die Schweizer zusammenhielten und das deutsche Reich, das seine Glieder hätte schützen sollen, ein leerer Schatten war. Auf diese Weise hatten Leopold und seine besten Freunde Vieles eingebüßt. Endlich trieb die Zerstörung eines festen Ortes, welchen die Lucerner zum Hohn der Grafen und Herren von Grund aus schleiften, diese und ihren Anführer Leopold zu einer vereinten Unternehmung, die jedoch durch die Tollkühnheit, mit der sie begonnen wurde, den Rittern

selbst verderblich ward und den Namen der Schweizer aufs neue in ganz Europa furchtbar machte. Leopold bot nämlich die ganze Ritterschaft der nördlichen Schweiz auf, und führte sie, von einigen tausend elenden Lanzenknechten begleitet, gegen die Schweizer. Bei Sempach traf die Ritterschaft (Juli 1386) auf diese, und begann mit ihrer gewöhnlichen unüberlegten Heftigkeit eine Schlacht, obgleich die Gegend dem geübten, vortrefflich bewaffneten und für Haus und Hof kämpfenden Fußvolk der Kantone durchaus günstig, für die schwer gepanzerten Pferde der Ritter dagegen ganz unwegsam war. Der Ausgang des Kampfes konnte nicht zweifelhaft sein, wiewohl dem Heere Leopold's nur fünfzehnhundert Schweizer gegenüber standen; denn diese waren auserlesene Leute, und hatten vor ihren Feinden nicht nur den Vorzug einer passenden Bewaffnung und großer Beweglichkeit voraus, sondern sie waren ihnen auch an Zahl überlegen, da die von Leopold mitgeschleppten Tausende elender Bauern keine Erwähnung verdienen. Überdies ward die Schlacht gerade im heißesten Monat geliefert, und man brauchte daher, als die Ritter absaßen, um zu Fuße zu kämpfen, dieselben nur umzuwerfen, weil sie sich nicht wieder erheben konnten und unter ihrer eigenen Rüstung ersticken mußten. Daß zweitausend der armen Bauern Leopold's erschlagen wurden, ist keineswegs merkwürdig oder als ein Beweis schweizerischer Tapferkeit anzusehen; dagegen ward es für die Geschichte der Ritterschaft und des ganzen ihr unterworfenen Landes entscheidend, daß sechshundertfünfzig Männer aus den ersten Häusern Deutschlands, unter ihnen Herzog Leopold selbst in der Schlacht blieben. Die Eidgenossen schreiben den Sieg der römischen Heldenthat des Arnold von Winkelried zu, deren Wahrscheinlichkeit zu prüfen ebenso unnöthig als ungerecht sein würde. Er umfaßte, heißt es, die vorragenden Speere der Ritter, drückte sie in seinen Leib, und bahnte auf diese Weise seinen mit Hellebarden und Streitärten gerüsteten Landsleuten den Eingang in die geschlossenen, gepanzerten Reihen ihrer Feinde. Fortgesetzter Krieg, sowie Eroberung und Kauf vergrößerten seitdem den Bund der Schweizer; außerdem schlossen sich viele Herren, Ritter und Ortschaften an denselben an, theils um den Schutz der Kantone zu genießen, theils um den Ruhm derselben und den damit verbundenen Sold der

italiänischen Staaten zu theilen, und auch Bern trennte sich damals wieder von Deutschland. Übrigens erschien die Ritterschaft bald wieder im Felde; sie hatte aber bei Sempach ihre besten Streiter und in Leopold ihren tapferen Führer verloren, und erlitt zwei Jahre nachher (April 1388) bei Näfels von den Glarnern eine neue blutige Niederlage. Dies war der dritte Sieg, der dem Schweizer Fußvolke den Ruf der Überlegenheit über die unbeholfene gerüstete Ritterschaft verschaffte.

Auch für die deutschen Städte war das Treffen bei Sempach mittelbar vortheilhaft, weil sie dadurch Leopold's entledigt wurden. Wenzel bestellte statt seiner einen einfachen Edelmann, der kein fürstliches Gebiet zu bewahren oder zu erwerben hatte, zum Landvogt in Schwaben, und versprach später (1387) sogar, daß er keinen Fürsten mehr zum Landvogt machen wolle. Doch fehlte es an Streitigkeiten zwischen den Fürsten und Städten nicht, und der innere Zustand von Deutschland blieb wie er gewesen war. Wenzel selbst war schon damals unablässig mit der Jagd beschäftigt und gegen Reichsangelegenheiten so gleichgültig, daß er oft einen ganzen Monat lang zu keiner Unterschrift zu bewegen war. Auch kam er in zwei Jahren (1385—1387) nicht ein einziges Mal nach Deutschland, obgleich die Heidelberger Friedensordnung 1388 ihr Ende erreichte, wenn sich nicht der Kaiser Mühe gab, daß sie verlängert ward. Dabei ertheilte er einzelnen Reichsständen, welche zu ihm nach Böhmen kamen, ohne vorher eingezogene Erkundigung Urkunden und Privilegien, so daß diese oft mit anderen im Widerspruch standen und die Verwirrung vermehrten. Die deutschen Fürsten und vor allen der alte Kurfürst Ruprecht I. von der Pfalz sahen endlich ein, daß beim völligen Hinschwinden der Nationaleinheit und beim Mangel aller rechtlichen Ordnung das Reich nothwendig untergehen müsse, und es geschahen daher fast zu gleicher Zeit (1386) zwei Schritte, um das fürstliche und das königliche Ansehen wieder herzustellen. Zuerst schlossen viele Fürsten und Herren, um ihr Recht und ihr Ansehen gegen Willkürlichkeiten und besonders auch gegen die Städte und ihre Söldner zu schützen, ein Schutzbündniß mit einander; dieser Fürstenbund erhielt den an die Justiz der Assassinen erinnernden, dem westphälischen Geheimgerichte eigenen Namen der Vehme, und

hatte auch ungefähr die Einrichtung des westphälischen Vehmgerichts, welches, eine Anomalie wie alles Andere, zuweilen durch einen gerichtlichen Mord an Recht, Gesetz und Ordnung erinnerte (s. S. 152). Dann schickten die Urheber dieses Vehmbundes, welcher am Ende den Kaiser ganz entbehrlich machen konnte, eine Deputation an Wenzel, und ließen ihm nicht nur die Bitte, daß er nach Deutschland kommen möge, vortragen, sondern wahrscheinlich auch zugleich andeuten, man müsse einen König absetzen, der sich um das Reich nicht bekümmere.

Wenzel kam im nächsten Frühjahr (1387) nach Nürnberg, gab aber zugleich zu erkennen, daß er den Fürsten und ihrem Vehmbunde nicht viel Gutes zutraue. Er zeigte sich den Städten sehr günstig, beruhigte sie, wie bereits angegeben ward, wegen der Landvögte, und verbürgte neununddreißig Städten den Heidelberger Landfrieden, wogegen diese ihm ihren Beistand versprachen, wenn die Fürsten den Versuch machen sollten, sich seiner zu entledigen. Dadurch wuchs dann der Trotz und Übermuth der Krämer, Handwerker und Ackerleute und der als Patricier mit ihnen vereinigten Glieder des Ritterstandes, welche die Bevölkerung der Städte ausmachten; es schlossen sich immer mehr Landstädte an die ursprünglich kaiserlichen Städte an, und alle Fürsten und Herren waren von einer städtischen Demokratie gefährdet. Man rüstete sich daher von beiden Seiten um so mehr zum Kriege, als das Ende des Heidelberger Landfriedens herannahte. Zur Verlängerung desselben schrieb Wenzel auf den Herbst eine Versammlung nach Mergentheim aus, zu welcher er jedoch nicht selbst kam, sondern drei seiner Räthe schickte. In dieser Versammlung ward dann auf die Grundlage der Heidelberger Artikel ein neuer Landfrieden bis zum Jahre 1390 zu Stande gebracht. Allein schon vierzehn Tage später wurde derselbe gebrochen, und es entstand ein förmlicher Krieg zwischen den Städten und Fürsten. Der Herzog Friedrich von Baiern-Landshut ließ nämlich im November den Erzbischof Pilgrim von Salzburg, mit welchem er über mancherlei Dinge im Streit lag, bei einem Vergleichsversuche treuloser Weise gefangen nehmen, obgleich derselbe ein Verbündeter der Städte und von ihnen ausdrücklich wegen jener Streitigkeiten in den Mergentheimer Landfrieden aufgenommen worden war. Die Städte nahmen sich ihres Verbündeten an, und

da die baierischen Herzöge unmittelbar nachher auch den Straßenraub gegen alle Waaren und Güter, welche von Bürgern der Reichsstädte durch ihr Gebiet geführt wurden, wieder begannen, so war der Krieg unvermeidlich. Wenzel selbst schickte einen Absagebrief an den Herzog Friedrich, beauftragte die Städte mit der Beschützung und Vertheidigung des Landfriedens, und schickte ihnen, was jedoch nicht einmal ganz gewiß ist, anfangs auch einiges Hülfsvolk aus Böhmen; sonst nahm er aber an dem damals zwischen den beiden Theilen der Nation ausbrechenden Kriege keinen Antheil.

Die sämmtlichen schwäbischen, fränkischen und rheinischen Städte hielten im April 1388 eine Versammlung, und erließen dann, wie es in dem Actenstück heißt, von ihrer Aller wegen eine Kriegserklärung an die Fürsten. Auf diese Weise begann zugleich in Schwaben, in Franken und am Rhein ein Krieg, in welchem beide Theile, die Städte wie die Herren, durch Rauben, Brennen und Morden gegen einander wütheten. Die Städte gebrauchten dabei gemiethetes Volk, das sich den ärgsten Unfug gegen die armen Unterthanen der Fürsten und gegen das Landvolk überhaupt zu Schulden kommen ließ; sie sollen damals während eines einzigen Jahres in Schwaben allein über zwölfhundert Flecken und Dörfer zerstört haben. Dadurch steigerten sie bei ihren Gegnern die Erbitterung bis auf den höchsten Grad, und die sonst unter einander nicht gerade sehr einträchtigen Landherren hielten daher diesmal gegen den republikanischen Übermuth der Städte fest zusammen. Der Vortheil war von Anfang an auf Seiten der Fürsten und Ritter. Diese griffen zu gleicher Zeit in verschiedenen Gegenden ihre Feinde einzeln an; die eigentliche Bürgermacht der Städte konnte nicht beständig im Felde sein, wie die Ritter, deren einzige Beschäftigung die Jagd und der Krieg war; auch hatten die Städte, neben einer allerdings großen Zahl ländlich und bürgerlich Gewaffneter, so wenige ritterlich Geübte unter ihren Truppen, daß sich z. B. in einer der Hauptschlachten dieses Krieges unter den Ulmern nur dreiundachtzig, unter den Baselern nur siebenzig, unter den Nürnbergern nur zweiundsiebenzig und unter den Lindauern gar nur zwei Mann in voller Rüstung befanden. Die fränkischen Städte erlagen ohne eine entscheidende Schlacht einzeln den Waffen des Burggrafen von Nürnberg und des Bischofs von Würzburg,

welchen die Markgrafen von Thüringen und Meißen Hülfe gesandt hatten. Die schwäbischen Städte wurden durch Eberhard von Würtemberg bei Döffingen mit Einem Schlage niedergeworfen (August 1388). Sie hatten kurz vorher einen verheerenden Zug durch Eberhard's und seiner Verbündeten Gebiet unternommen, und belagerten gerade den befestigten Friedhof von Döffingen, wohin das unglückliche Landvolk alle seine Habe gerettet hatte, als Eberhard und sein Sohn Ulrich mit ihrer Ritterschaft zur Rettung und Rache herbeieilte. Das Heer der Städte, welches viertausend streitbare Männer, aber auch ein nur des Raubes wegen mitgezogenes, völlig unbewaffnetes Gesindel von tausend Mann enthielt, leistete tapferen Widerstand, und erschlug sechshundert Feinde, unter denen sich auch Ulrich befand; Eberhard erfocht aber dennoch einen glänzenden Sieg. Fünfzehnhundert Reisige vom Heere der Städte fielen im Kampfe, ihre Anführer und Ritter geriethen entweder in Gefangenschaft oder wurden erschlagen, und nur Wenige retteten sich durch die Flucht. Drei Monate nachher erlitten auch die rheinischen Städte, welche mit gedungenem Gesindel die Pfalz verheert hatten, eine furchtbare Niederlage. Sie wurden bei Worms durch den Pfalzgrafen Ruprecht I. so geschlagen, daß von ihrem Heere nur hundert Mann entkamen. Hierauf erging es den Frankfurtern ebenso. Sie hatten zwar, zweihundert Mann stark, einen Sieg über die Ritter des Taunus erfochten; als aber Ruprecht diesen zu Hülfe kam, verloren die Frankfurter ein entscheidendes Treffen bei Kronenburg, in welchem ihrer sechzig getödtet und über vierhundert gefangen genommen wurden. Auf diese Weise erlagen die Städte allenthalben der Übermacht der Fürsten und Ritter. Unterdessen war in Deutschland alle Ordnung völlig aufgelöst, und es ging daselbst ebenso her, wie jetzt in Afrika oder in Kurdistan. Erzählen uns doch die Chroniken mit großer Behaglichkeit und mit beifälliger Bewunderung, daß Eberhard's Erbfeind, der gräßliche Wolf von Wunnenstein, bei Döffingen blos deshalb seinem Feinde Eberhard beigestanden sei, weil er die Bürger noch mehr gehaßt habe als diesen, und daß er unmittelbar nachher wieder den armen Bauern Eberhard's fast unter den Augen desselben ihre Heerden geraubt! Dieselben Chroniken berichten daher auch ganz ruhig und als etwas ganz Gewöhnliches, daß sich beim Heere der schwäbischen Städte

mehr als tausend Menschen befanden, welche, wie im Orient Raben und andere Raubvögel, demselben blos der Beute wegen folgten, daß in dem rheinischen Heere sechzig allgemein bekannte Räuber- und Diebe waren, und daß der Pfalzgraf diese in einem Ziegelofen verbrennen ließ, also auf eine Weise bestrafte, welche fast ebenso roh war, als die von ihnen begangenen Verbrechen.

Die Städte hatten die Blüthe ihrer Mannschaft verloren, sie mußten für die Auslösung ihrer Gefangenen sehr bedeutende Summen zahlen, sie wurden von allen Seiten gedrängt und zugleich von dem vorher mit ihnen verbundenen Theile der Ritterschaft verlassen. Sie wandten sich daher an den Kaiser. Auch die Fürsten schickten Gesandte an Wenzel, und forderten ihn auf, den Bund der besiegten Städte zu trennen und nach Deutschland zurückzukommen, um durch Decrete dasjenige zu vollenden, was sie selbst im Felde so glücklich begonnen hatten. Wenzel war in großer Verlegenheit, so daß er damals sogar auf den Gedanken kam, die deutsche Krone niederzulegen. Er schrieb auf Ostern 1389 einen Reichstag nach Eger aus, nachdem er den Abgesandten der Fürsten die bittere Antwort ertheilt hatte, daß er nicht Lust habe, gleich seinem Vater und Großvater die böhmischen Gelder auf Reisen in Deutschland zu verwenden. Schon vor der Eröffnung des Reichstages ward er durch den Herzog Friedrich von Baiern, welcher zu ihm reiste, gegen die Städte eingenommen; auf dem Reichstage selbst erschienen nur wenige Abgeordnete von diesen, dagegen aber lauter solche Fürsten und Bischöfe, welche geborene Feinde der bürgerlichen Selbstständigkeit und der von keiner Mittelbehörde, sondern blos vom Kaiser abhängigen Städteverwaltungen waren. Es kann uns daher auch nicht wundern, daß Wenzel noch vor der Abfassung eines neuen Reichsbeschlusses den Bund der Städte in einem besonderen Ausschreiben aufhob, die Bündnisse der Fürsten und Ritter aber mit Stillschweigen überging. Sein Befehl fand jedoch solchen Widerstand, daß man in dem Landfrieden, welcher zu Eger verabredet wurde, alle Bündnisse ohne Unterschied untersagen mußte... Zugleich wurden in dieser neuen Friedensordnung, welche man dem geduldigen Pergament anvertraute, Schiedsgerichte, sowie Maßregeln zur Vollstreckung ihrer Urtheile angeordnet. Die Sache hatte indessen für die

Dauer nicht viel mehr Erfolg, als ähnliche frühere Verordnungen: einige Städte erklärten sogar ausdrücklich, das sie trotz des Reichstages ihren Bund beibehalten würden, und auch die meisten Ritterbündnisse blieben fortbestehen. Die größte Merkwürdigkeit in dem neuen, zu Eger abgefaßten Actenstück ist der Rang, den das Bürgerthum trotz seiner letzten Niederlage zum ersten Male von Kaiser und Reich erhielt. Die Artikel von Eger beginnen nämlich mit den Worten: „Die Kurfürsten, Fürsten, Herren und Städte sollen einander behülflich sein, das Recht nach Anweisung des Landfriedens zu handhaben", und es wird dann weiter verordnet, daß ein Schiedsgericht eingesetzt werden soll, zu welchem die Kurfürsten, Fürsten und Herren einerseits und die Städte andererseits je vier Männer aus ihrer Mitte zu ernennen hätten. Die Reichsstädte erscheinen also hier zum ersten Male neben den Fürsten, Grafen und Herren als eigentlicher Reichsstand. So bedeutend waren die Fortschritte, welche Handel und Gewerbe in Deutschland gemacht hatten. Diese waren alleiniges Eigenthum des Bürgerstandes, auch der ritterlicher Minnegesang war damals schon in den bürgerlichen Meistergesang übergegangen, und im folgenden Jahrhundert nahm die Poesie ihren Sitz sogar ausschließend in den Städten.

Wenden wir uns zur Betrachtung des Charakters von Wenzel, so hat dieser Kaiser in unseren Tagen, wo man ja auch einen Wallenstein zum Helden und Napoleon zum Gott gemacht hat, ebenso wie der Dänenkönig Christian II. eifrige Vertheidiger gefunden. Wir für unseren Theil wagen freilich nicht, dem Augenschein Trotz zu bieten oder sophistisch zu beweisen, daß das weiß sei, was der gesunde Menschenverstand seit vielen Jahren schwarz gefunden hat; nichts desto weniger müssen wir gestehen, daß Wenzel viele gute Eigenschaften hatte, und daß er, was sehr schwer war, zugleich in Böhmen auf slavische Weise und in Deutschland nach germanischem Herkommen regieren mußte. Er war zum Unglück von seinem Vater pedantisch gehalten und Tage lang auf der Schreibstube gelangweilt worden, gab sich nachher, als er sein eigener Herr ward, leidenschaftlich der Jagd, sowie in Folge einer Krankheit dem Trunke hin, und sank später immer tiefer herab. An und für sich war er keineswegs ein roher Mann, sondern

vielmehr gut unterrichtet, freundlich, gewandt und gerecht; er besaß dabei natürlichen Verstand und viel Mutterwitz, und hatte auch in seinem Kabinet Leute von Einsicht und Energie. Allein seine zügellose Jagdliebe und seine unmäßige Trinksucht rissen ihn oft bis zu einem solchen Grade von Wildheit und Jähzorn hin, daß er wie ein reißendes Thier wüthete. Man wird unter diesen Umständen leicht begreifen, wie es möglich ist, zugleich viel Gutes und viel Böses von ihm zu sagen. Wenn er, sagt ein Berichterstatter, der ihn persönlich kannte, nur bis zu einem gewissen Maße getrunken hatte, so waren seine Geisteskräfte erhöht und er zeigte sich witzig und lustig mit Verstand; überschritt er aber im Trinken das Maß oder hatte er sich, in Begleitung roher Genossen und von den verständigen Männern seines Rathes getrennt, in seine Schlösser und Wälder vergraben, dann trat jene Raserei und Mordwuth ein, welche oft die eigentlichen Trinker ergreift und meist Schlaffheit oder Wahnsinn zur Folge hat. In solchen Stunden beging er die ärgsten Thorheiten und Grausamkeiten, welche er nachher in nüchternem Zustande bereute. Die Erzählungen von diesen Verbrechen sind übrigens später unstreitig vervielfältigt und ausgeschmückt worden. Einige wenige mögen hier folgen, um zu zeigen, was man von Wenzel's Jähzorn und von seinen trunkenen Streichen erzählte. Er hielt ungeheuere Hunde, und hatte immer einen von ihnen Nachts an seinem Bette liegen; von diesen zerriß einer (1386) seine erste Gemahlin, ein anderer einen seiner treuen Räthe. Er selbst soll einst auf der Jagd ganz kaltblütig einen Mönch niedergeschossen haben. Der Scharfrichter gehörte zu seiner gewöhnlichen Begleitung, was niemanden wundern wird, da man aus dem gleich nachher angeführten historischen Ereigniß ersehen kann, auf welche Weise damals ein böhmischer König im nüchternen Zustande Polizei und Justiz übte und vielleicht üben mußte. Eines Tages soll Wenzel in der Trunkenheit dem Scharfrichter ganz ernstlich befohlen haben, ihm selbst den Kopf abzuhauen; dieser, heißt es weiter, habe die Sache als Scherz genommen und ihn blos mit dem Rücken des Schwertes berührt, Wenzel habe aber hierauf den Scharfrichter niederknieen lassen und in allem Ernst enthauptet. Da diese Anekdoten, welche, wie die vom Tode der Königin, sich zum Theil auf

die früheren besseren Jahre Wenzel's beziehen, vom einem Manne erzählt werden, der erst im Jahre 1412, als Wenzel schon ganz gesunken war, zu ihm nach Böhmen kam, so erscheinen sie nicht sehr zuverlässig; wir wollen daher die böhmische Gerechtigkeit, welche Wenzel übte, an einer durchaus beglaubigten Begebenheit seiner früheren Jahre zeigen. Die Einrichtung der Universität zu Prag, auf welcher die deutschen Studenten und Professoren große Vorrechte vor den Böhmen voraus hatten, war der noch jetzt in England bestehenden ähnlich; die verschiedenen Corporationen enthielten nämlich die angesehensten Männer in und außerhalb Prag, so daß die vielen Tausende, welche zu denselben gehörten, alle gebildeten Klassen und Personen des reifen Mannesalters umfaßten. Diese machten bei den Streitigkeiten, welche durch die großen Vorrechte der deutschen Studenten von Zeit zu Zeit hervorgerufen wurden, von dem überall geltenden Faustrecht Gebrauch, und die ungeheueren Herbergen der Stadt bildeten dann Kasernen und Festungen der Studenten. Als nun einst bei einem solchen Streite die böhmischen Studenten sich in zwei Wirthshäusern versammelten, um von da aus die deutschen zu bekriegen, ließ Wenzel die beiden Wirthe verhaften und aus dem einzigen Grunde, weil sie diese Versammlungen in ihrem Hause geduldet hatten, öffentlich enthaupten.

Mit den Bürgerschaften stand sich Wenzel sowohl in Deutschland als in Böhmen ganz gut; auch war und blieb er bei den niederen Ständen, deren Sitten er hatte, deren Sprache er redete, und denen auch seine Diener und Beamten meistentheils angehörten, stets beliebt. Dagegen lag er mit der Geistlichkeit und dem Herrenstande sehr oft in Streit. Ein Hauptgrund dieses Zwistes war die fortwährende Geldverlegenheit Wenzel's, welche daher rührte, daß ein großer Theil der Krongüter an die Geistlichen und Ritter gekommen war. Der Erzbischof von Prag besaß allein acht Städte und Herrschaften und sieben feste Orte, welche ehemals der Krone gehört hatten. Vom Adel zog Wenzel eine Anzahl früherer Krongüter auf gewaltsame und blutige Weise wieder an sich, nachdem er vorher den gütlichen Weg vergebens eingeschlagen hatte. Er wies auf einem Landtag (1389) den Ständen die Unmöglichkeit nach, seine Ausgaben mit den ihm übriggeblie-

benen Einkünften zu bestreiten, und ersuchte sie deshalb den Ausfall zu decken. Als die Stände nach langen Berathschlagungen seine Bitte zurückwiesen, half er sich durch ein ächt türkisches Mittel. Er vereinigte eine Anzahl Truppen und versammelte dann seine Ritterschaft auf freiem Felde unter Zelten. Hier ward einer der Herren nach dem anderen vorgerufen und von Wenzel selbst aufgefordert, anzugeben, welche Summe er ehemals auf das in seinen Besitz gekommene Krongut geliehen, und was er aus dem Gute bezogen habe, damit man abrechnen könne. Wer hierauf nicht eingehen wollte, ward augenblicklich in ein besonderes Zelt gebracht und daselbst enthauptet.

Mit der Geistlichkeit, welche ebenso wie die Ritterschaft von Abgaben frei sein wollte und doch den größten Theil der liegenden Güter besaß, verfuhr Wenzel meistens nicht schlimmer, als sie durch ihre Sitten und ihre Habsucht verdient hatte. Auch hatte er hierin die volle Zustimmung der städtischen Behörden, und das von ihm eingehaltene Verfahren war so durchgreifend, daß sich die geistlichen Herren gern fügten. Das sehen wir gleich im Anfange seiner Regierung (1381), als das Domkapitel in Breslau sich einen argen Misbrauch der geistlichen Gewalt erlaubte. Der Dechant hatte nämlich, im Widerspruch mit der damaligen engherzigen Zunft- und Stadtabgaben-Verfassung, fremdes Bier nach Breslau kommen lassen und der Magistrat dasselbe weggenommen. Dafür thaten die Geistlichen die ganze Stadt in den Bann und stellten jeden Gottesdienst ein. Wenzel nahm Partei für die Stadt, jagte das Domkapitel auf zwei Jahre hinaus und gab dessen Güter preis, bis sich die Geistlichkeit in seinen Willen fügte. Er konnte übrigens ohne Bedenken auf solche Weise mit dem Klerus verfahren, weil dieser bei den Böhmen durchaus nicht beliebt war, und weil die römischen Päbste wegen der Kirchenspaltung es nicht gern mit ihm verderben wollten. Er selbst war von dem kindischen Aberglauben, dem mechanischen Gottesdienst und der Reliquien-Verehrung seines Vaters weit entfernt. In Bezug auf die Kirchen-Disciplin verfuhr er nach seinen eigenen Grundsätzen; er wollte z. B. bei seinem oft ganze Monate dauernden Jagdleben in den dichten Wäldern von den dazu schlecht passenden Fasten nichts wissen, und der päbstliche Legat mußte

deshalb, so sehr auch die Geistlichen dagegen tobten, ihn und seinen ganzen Hof von den Fasten dispensiren. Ebenso war er in Rücksicht des Dogma's sehr aufgeklärt und suchte auch unter das Volk bessere Begriffe zu bringen; denn obgleich er würdige Geistliche, ja selbst Klöster von Zeit zu Zeit königlich beschenkte, so beförderte er doch auch die Predigt der rein biblischen Lehre, welche durch Wicliffe's Schriften aus England nach Böhmen verpflanzt wurde, und verkündigte in seinen königlichen Schreiben das Bedürfniß und die Nothwendigkeit, die Religion in der Landessprache zu lehren. Er verhöhnte unter Andern ganz laut die Lehre vom Fegfeuer, und als zwei reiche Bürger die nachher durch Hussens Predigten berühmt gewordene Kirche Bethlehem zu Prag erbauten, damit eine Stätte vorhanden sei, in welcher dem Volke statt der Ceremonien und des Bilderdienstes die Predigt des göttlichen Wortes in der Landessprache dargeboten werde, so bestätigte Wenzel nicht blos diese Stiftung, sondern er erklärte dabei auch ausdrücklich, daß diejenige Art von Gottesdienst, für welche die Kirche Bethlehem gegründet wäre, die einzig wahre und fruchtbringende sei. Über die Pfarrer seines Erblandes hielt er strenge Polizei, und er selbst brachte die zu diesem Zwecke angeordneten Maßregeln in Ausführung. Er holte z. B. einst in eigener Person die Gesellschafterinnen der Prager geistlichen Herren aus den Häusern derselben, und ließ sie, gerade wie zu der nämlichen Zeit der Stadtrath von London es machte (s. S. 457), sammt den Geistlichen an den Pranger stellen. Bei allen diesen Maßregeln fand er so wenig Widerstand, daß er sogar einmal bei einer offenbaren Ungerechtigkeit gegen den Erzbischof von Prag, Johann von Jenstein, ohne Nachtheil für sich wie ein Wahnsinniger rasen konnte. Der Erzbischof gerieth nämlich (1383) über die Fischerei in der Elbe mit dem Hofmarschall in Streit, zerstörte eine von diesem erbaute Wehre, und weckte dadurch Wenzel's Jähzorn. Dieser ließ ihn auf dem Karlstein festnehmen, und gab, um von ihm und dem Prager Domkapitel Gehorsam zu erzwingen, die geistlichen Güter in der Stadt der Beraubung eines Jeden preis. Er erreichte dadurch seinen Zweck vollkommen, weil es nicht an Leuten fehlte, die sich auf Unkosten der Geistlichkeit zu bereichern suchten. Bei einem anderen Streite mit dem

Prager Domkapitel ließ er sich zwar in einen Proceß ein, sicherte aber nachher durch eine kaiserliche Verordnung seine Regentenrechte; denn er gebot, daß künftig die böhmischen Pfründen nicht mehr nach dem Gutdünken der Kapitel oder nach päbstlichen Bewilligungen ausgetheilt, sondern lediglich an seine Hofgeistlichen und an die Regierungsbeamten, welche bekanntlich damals gleich den Ärzten nur aus den Geistlichen genommen wurden, gegeben werden sollten.

Wenzel's Jähzorn trieb ihn 1393 zu einem barbarischen Verfahren gegen die ersten Geistlichen von Prag, welches ihm in ganz Europa den Ruf eines moralischen Ungeheuers verschaffte, obgleich er dies, von einzelnen Handlungen abgesehen, gewiß nicht war Der Erzbischof von Prag war ihm aus vielen Ursachen zuwider, besonders auch darum, weil er zu den vielen böhmischen Herren gehörte, die sich auf Unkosten der Krone bereichert hatten; Wenzel wurde daher doppelt erbittert, als sich derselbe seiner Justiz zu widersetzen oder zu entziehen suchte. Der Unterkämmerer des Königs oder mit anderen Worten der angesehenste Rechts- und Verwaltungsbeamte in Böhmen, Siegmund Huler, war mit dem Erzbischof über weltliche und geistliche Gerichtsbarkeit in Streit gerathen und deshalb von ihm ohne Rücksicht auf sein Amt in den Bann gethan worden. Ja, der Erzbischof unterstand sich sogar, ihn durch seinen Official, Nikolaus Puchnik, und dessen Vicar, Johann Pomuk oder Nepomuk, vor sein geistliches Gericht laden zu lassen. Überdies hatte er auch den Hofmarschall und andere Hofleute, mit denen er in Zwist war, ganz nach der Weise tobender Geistlichen behandelt, und sie z. B. in einer dem Könige eingereichten Klageschrift Gottes und der Kirche größte Feinde, des Teufels Handlanger und des Antichrists Botschafter genannt. Wenzel gerieth in die größte Wuth, als seine ersten Beamten sich bei ihm in der Stadt Bettlern, wo er damals gerade residirte, über die Anmaßungen des Erzbischofs beschwerten. Er eilte sogleich nach Prag und ließ den Erzbischof vor sich rufen. Dieser hatte sich jedoch bereits mit den beiden genannten Geistlichen glücklicher Weise aus der Stadt geflüchtet. Wenzel schickte ihm ein kurzes Billet nach, dessen Inhalt wörtlich so lautete: „Du, Erzbischof, gib mir Raudnitz und meine anderen Schlösser

zurück und packe dich fort aus meinem Böhmen; und wenn du etwas gegen mich oder meine Leute unternimmst, so will ich dich ersäufen und so den Streit beendigen. Komm' nach Prag!" Man sieht übrigens aus diesem sonderbaren Schreiben, daß Wenzel dem Erzbischof hauptsächlich wegen der Krongüter zürnte. Dieser war kaum nach Prag zurückgekehrt, als Wenzel den erzbischöflichen Official, den Vicar desselben und andere Geistliche ins Gefängniß werfen ließ; der Erzbischof selbst wußte der Verhaftung zu entgehen, er floh in seinen festen Palast und schützte sich hier durch zahlreiche Bewaffnete. Mit den Verhafteten verfuhr Wenzel nach seiner gewöhnlichen Art: dem Official und seinem Vicar drohte er gleich anfangs, er werde sie ins Wasser werfen lassen, einen anderen Domherrn mishandelte er mit eigener Hand. Dann verlangte er von ihnen, sie sollten eine Schrift unterzeichnen, in welcher sie des Königs Ansehen anerkannten und sich von dem Erzbischof lossagten. Nur zwei ließen sich dazu bewegen, Puchnik und Pomuk verweigerten standhaft ihre Unterschrift, obgleich sie auf die Folter gespannt wurden und Wenzel selbst die Fackel des Henkers ergriff, um sie mit eigener Hand zu brennen. Dies machte den jähzornigen König völlig wüthend. Er ließ Puchnik barbarisch quälen, Pomuk aber so knebeln, daß er sich nicht rühren konnte, und dann von einer Brücke herab in den Moldau-Fluß werfen, wo derselbe ertrank. Gleich nachher bereute Wenzel seine Heftigkeit. Er bot dem Erzbischof die Hand zum Frieden, und dieser versöhnte sich sowohl mit ihm, als mit dem Unterkämmerer. Den Letzteren behandelte Wenzel später ebenso, wie die Domherren behandelt worden waren: er ließ ihn auf demselben Rathhause, wo man diese gefoltert hatte, enthaupten; Puchnik aber wurde im Jahre 1402 durch den Besitz der erzbischöflichen Würde von Prag entschädigt. Während des Streits zwischen Wenzel und dem Erzbischof hatten die Mönche und Weltgeistlichen durch Processionen und allerlei andere Feierlichkeiten das Volk ebenso *für* sich zu bearbeiten verstanden, als die französischen Demokraten vierhundert Jahre später dasselbe durch ähnliche Mittel *gegen* sie gewannen. Der Erzbischof glaubte daher einer reichen Entschädigung gewiß zu sein. Als er sich hierin betrogen sah, nahm er Theil an einer insgeheim gegen den König geschlossenen Verbindung. Dies veranlaßte neuen Zwist; Wenzel be-

hauptete aber seine Regentenrechte. Der Erzbischof ging hierauf nach Rom, wurde jedoch auch vom Papste seinem Schicksale überlassen, weil Bonifacius IX. keine Lust hatte, gegenüber einem Wenzel die Rolle eines Gregor VII. oder Innocenz III. zu spielen. Im Jahre 1396 brachte ihn endlich Wenzel's Bruder, Johann von Görlitz, welcher überhaupt dem Kaiser stets zu helfen suchte, zu dem Entschlusse, sein Erzbisthum freiwillig niederzulegen.

Noch gefährlicher, als Wenzel's Streit mit dem Erzbischof von Prag, war das, was sein Bruder Siegmund und seine Vettern Jobst und Procopius gegen ihn thaten. Diese lohnten ihm das Gute, welches er ihnen während seiner Regierung erwies, mit schnödem Undank. Sie hatten am wenigsten Grund und Recht ihn anzuklagen; denn wenn sie auch vielleicht persönlich weniger tadelnswerth waren, so regierten sie doch die ihnen anvertrauten Fürstenthümer schlechter als er. Alle drei waren freilich nicht Trunkenbolde wie er, dagegen waren sie aber in anderer Hinsicht ausschweifend, was dem König Wenzel nur mit dem größten Unrecht vorgeworfen werden könnte. Siegmund war, wie bereits (S. 478) angezeigt ward, mit der Erbin von Ungarn, Maria, verlobt. Bald nach dem gewaltsamen Tode des ungarischen Gegenkönigs Karl III. von Neapel hatten die rohen Magnaten, unter Anführung der Familie Horwathi, die Mutter seiner Braut erdrosselt und sie selbst gefangen gesetzt. Mit Wenzel's Hülfe befreite Siegmund (1387) seine Braut, und erwarb sich dadurch endlich den ungarischen Thron, da gleich nachher seine Vermählung vollzogen ward. Dies machte ihn jedoch keineswegs mächtiger, im Gegentheil, es brachte ihn in größere Verlegenheit, weil er schon vorher sein väterliches Erbe zugesetzt und seine Güter verpfändet hatte, in Ungarn aber weder Abgaben erheben, noch auf die Treue der Magnaten rechnen konnte. Siegmund's Verhältniß zu den Ungarn, das ihm viele Händel zuzog, war am verderblichsten für die Markgrafschaft Brandenburg; denn diese fiel, nach dem Karl IV. wenigstens für einige Zeit Ruhe und Frieden hergestellt hatte, unter Siegmund wieder in die frühere Verwirrung und Unordnung zurück. Da Siegmund nicht nur in Brandenburg und in Ungarn mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatte, sondern sich auch in die polnischen Angelegenheiten verwickeln ließ, so war er in beständiger Geldverlegenheit. Er

mußte daher schon 1388 die Mark Brandenburg an seine Vettern, Jobst und Prokopius von Mähren, verpfänden. In Verbindung mit dem einen dieser Beiden, Jobst, der ihm das meiste Geld geliehen hatte, suchte Siegmund nachher aus der Lage seines Bruders Wenzel Vortheil für sich zu ziehen, während die anderen beiden nächsten Verwandten desselben, Johann von Görlitz und Prokopius, dem Kaiser stets ihren Beistand gewährten. Jobst stand mit den unzufriedenen böhmischen Landherren ganz offen im Verkehr, Siegmund unterstützte dieselben insgeheim, im Jahre 1390 schlossen Beide auch einen sehr verdächtigen Vertrag mit dem Herzog Albrecht III. von Östreich, einem Feinde Wenzel's, 1393 verwandelten sie diesen Vertrag sogar in ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß, welches nur gegen Wenzel gerichtet sein konnte. Auch hängt der Frevel, den bald nachher ein großer Theil des böhmischen Adels auf Anstiften Jobst's gegen den Kaiser unternahm, offenbar mit diesem Bündnisse zusammen.

Viele böhmische Herren entwarfen im Einverständniß mit Jobst den Plan, Wenzel insgeheim gefangen zu nehmen und so lange festzuhalten, bis er ihnen die entrissenen Güter zurückgegeben und seinem Vetter Jobst allerlei Zugeständnisse gemacht habe. Dies führten sie unter der persönlichen Leitung des Letzteren im Mai 1394 aus. Wenzel ward auf einer Reise überfallen und als Gefangener in das Prager Schloß gebracht. Sechsundzwanzig Tage lang weigerte er sich, den unverschämten Forderungen seines Vetters und seiner Großen nachzugeben; allein er wartete vergebens auf Hülfe, da seine Gefangenschaft so geheim gehalten wurde, daß selbst die Prager nichts davon erfuhren, und daß also weder die ihm stets ergebenen Städte des Landes, noch sein Bruder Johann etwas für ihn thun konnten. Er war daher gezwungen, sich den Forderungen seiner Feinde zu fügen und eine Urkunde auszustellen, in welcher er den Großen die eingezogenen Güter wieder zurückgab und Jobst zum Statthalter von Böhmen oder mit anderen Worten zu seinem Vormund ernannte. Er mußte diese erpreßten Zugeständnisse zugleich für ein Werk seines freien Willens erklären, und ward natürlich auch nachher in Gewahrsam gehalten. Kaum hatte jedoch sein Bruder Johann Nachricht von der Sache erhalten, als derselbe mit einem kleinen Heere zu seiner Hülfe herbeieilte.

Johann hatte dabei noch einen besonderen persönlichen Grund; denn er war von Wenzel in Folge einer Entsagung Siegmund's zum Erben in Böhmen erklärt worden, und ward also durch das Verfahren der Verschworenen auch für sich selbst in Nachtheil gebracht. Er kam mit seiner Hülfe zu spät, weil die Verschworenen bei der Nachricht von seiner Annäherung ihren Gefangenen auf östreichisches Gebiet führten. Indessen war aber ganz Böhmen in Bewegung gerathen, Johann ward von den Pragern zum Reichsverweser ernannt, Prokopius zog ebenfalls mit einem Heere zur Befreiung Wenzel's herbei, und die deutschen Reichsfürsten, die sich in der Person ihres Königs gekränkt fanden, schickten zur Befreiung desselben den Sohn Ruprecht's II. von der Pfalz nach Böhmen. Alles dies setzte die böhmischen Herren und den Herzog von Östreich so sehr in Schrecken, daß sie Wenzel endlich nach einer Haft von achtundachtzig Tagen wieder frei gaben.

Diese Gefangenschaft entriß dem Kaiser einen großen Theil seines Ansehens, so daß er seitdem nicht mehr Macht genug hatte, um ebenso, wie vorher, strenge Gerechtigkeitspflege zu üben, die Sicherheit der Landstraßen aufrecht zu erhalten und den Übermuth der geistlichen und weltlichen Herren zu bändigen. In eben dem Grade aber, als sein rechtmäßiges Ansehen schwand, vermehrte sich seine Härte und Grausamkeit. Gleich nach seiner Befreiung rächte er sich auf feige und grausame Weise an dem Bürgermeister und mehreren Räthen der Prager Altstadt, welche wahrscheinlich von seiner Gefangenschaft in Prag mehr gewußt hatten, als sie öffentlich bekannt werden ließen. Er beschied sie in das Schloß, und ließ sie hier sogleich ohne alle gerichtliche Untersuchung enthaupten. Auch die böhmischen Großen ängstigte er durch Drohungen, so daß diese schon einen Monat nach der Hinrichtung der Prager Rathsherren sich noch einmal mit Jobst und mit Albrecht von Östreich gegen ihn verbanden. Wenzel sah sich zu einer schimpflichen Unterhandlung mit ihnen gezwungen, und mußte deshalb sogar seinen Bruder Siegmund, welcher wahrscheinlich mit den Verschworenen insgeheim in Verbindung stand, nach Böhmen kommen lassen. Diesen ernannte er, als sein anderer Bruder, Johann, 1396 starb, zu seinem Erben. Dem rohen Jobst aber, den er damals wegen Straßenraubs sogar auf kurze Zeit einstecken ließ, verlieh er nicht blos das Her-

zogthum Luxemburg, welches Familieneigenthum war, sondern auch die Landvogtei Elsaß, die vom Reiche gehörte. Noch ärger war es, daß er den deutschen Fürsten, die schon längst seiner Schattenregierung müde waren, den gewünschten Vorwand gab, ihn der Verletzung ihrer Verfassung zu beschuldigen und deshalb nach dem von seinem Vater erlassenen Grundgesetze zur Verantwortung zu ziehen. Er verkaufte nämlich zu derselben Zeit, als er einen Räuber und Barbaren zum Landvogt im Elsaß machte, an den verabscheuten Tyrannen von Mailand, Johann Galeazzo, die Würde eines deutschen Reichsfürsten ersten Ranges, ohne vorher die Reichsstände darüber zu befragen. Dieser Schritt und die einige Jahre nachher erfolgte Absetzung Wenzel's hängen mit der Geschichte Italiens und der Päbste zusammen.

6. Italien und die Päbste von Urbans VI. Tode an bis zur Gründung des Herzogthums Mailand.

In Rücksicht Italiens und der Kirchenspaltung befolgte Wenzel auf den Rath der verständigen Männer, welche seine Staatsgeschäfte leiteten, eine Politik, die in jener Zeit allgemein misbilligt ward, bei den Diplomaten unserer Tage aber als höchste Weisheit gilt: er wagte nichts, entschied nichts, und zog aus der Verwirrung der Dinge so viel Vortheil als möglich für sich. Pabst Urban VI. ermahnte ihn oft, einen Römerzug zu machen, Wenzel entschuldigte sich aber stets mit Geldmangel, und als Urban ihm deshalb erlaubte, von der reichen böhmischen Geistlichkeit eine bedeutende Beisteuer zu erheben, that Wenzel dies zwar, zog aber nachher doch nicht nach Italien. Ebenso benahm er sich in Rücksicht der italiänischen Staaten, die sich an ihn um Hülfe wandten. Als z. B. der letzte Scala seinen Beistand anrief (s. S. 507 f.), schickte Wenzel zwar einen Bevollmächtigten, blieb aber zugleich mit dem Tyrannen von Mailand im besten Verhältniß, und sein Bevollmächtigter gab, nachdem er sich vom Verfolger und vom Verfolgten hatte bezahlen lassen, den Letzteren preis. Auch als die italiänischen Kardinäle nach Urban's Tode in größter Eile einen neuen und zwar sehr rüstigen Pabst gewählt hatten (s. S. 501), mischte sich Wenzel weder in die italiänischen noch in die kirchlichen

Angelegenheiten, wie man dies von ihm als römischen König in ganz Europa erwartet hatte.

Urban's Nachfolger, Bonifacius IX., war erst fünfundvierzig oder nach Anderen gar erst vierundreißig Jahre alt, ansehnlich von Wuchs und Gestalt, kräftig, thätig und ein guter Staatsmann. Moral und Religion führte er zwar stets im Munde, er legte aber weit mehr Werth auf Waffen und Geld, weil diese im äußeren Leben den Ausschlag geben. Der Glaube, daß er Gottes Statthalter auf Erden sei, ward von ihm benutzt, um Geld sammeln, Söldner bezahlen und dann durch Krieg und Blutvergießen die verderbliche Herrschaft der Pfaffen in Italien wieder herstellen zu können. Er trieb den Wucher mit geistlichen Stellen und Pfründen, mit Urtheilssprüchen in den dem Pabste vorbehaltenen Processen, mit Dispensationen und Ablässen auf so unerhörte Weise, daß wir es nicht würden glauben können, wenn nicht Dietrich von Niem (s. S. 498) als Zeitgenosse und Augenzeuge das Einzelne ausführlich aufzählte. Seine Erpressungen wurden selbst zu wahren Gaunereien, da er zuletzt oft dieselbe Stelle oder Pfründe sechs- bis achtmal an ganz verschiedene Personen verkaufte. Er konnte übrigens so handeln, weil damals die Macht des Klerus und die Fortdauer seines großen Reichthums ganz allein auf dem Pabste zu beruhen schien; denn es herrschte in allen Ländern Europa's die größte Erbitterung gegen die Geistlichkeit, da überall die einträglichsten Güter, und zwar von einem Viertel bis zu einem Achtel des ganzen Nationalvermögens, in die Hände derselben gekommen waren. Übrigens gelang es dem Pabste Bonifacius, durch die Truppen, die er mit dem Gelde der Christenheit bezahlte, den größten Theil des Kirchenstaates wieder zu erobern.

In Betreff der weltlichen Staaten Italiens blieb die Entscheidung in der Hand der Condottieri und ihrer Hauptleute, und die Namen eines Alberich da Barbiano, eines Hawkwood und Anderer sind deshalb eben so bedeutend, als die der Tyrannen, deren Herrschaft und Macht auf den Söldnertruppen beruhte. Während übrigens die Gebieter der einzelnen Staaten Heere von Räubern gegen einander ins Feld stellten, scheuten sie andererseits keine Art von Lüge, Gräuel und Verbrechen, wenn es die Erreichung politischer Zwecke galt. Sophisterei, die man jetzt diplomatische oder

auch publicistische Weisheit nennt, entschuldigte jedes Verbrechen, welches dem Beherrscher Vortheil brachte, und während alle Moral verschwand, diente, wie in unseren Tagen, das Wort Kirche den Pfaffen und Regenten als ein Mittel des Herrschens. Zu Mantua z. B. ließ Franz Gonzaga, angeblich aus Eifersucht, in der That aber aus Politik, seine Gemahlin, die Tochter des Barnabas Visconti, hinrichten, und dies benutzten Johann Galeazzo's Publicisten, um einen recht einleuchtenden Vorwand zum Kriege gegen den Herrn von Mantua zu haben, obgleich ihr Herr den Barnabas selbst und zwei seiner Söhne ermordet hatte. Francesco Novello von Padua ließ aus Politik seinen alten Vater bis zu dessen Tode in Johann Galeazzo's Gewalt, weil der Letztere ihm einige Jahre nach der Wiedereroberung des Paduanischen Landes (s. S. 512 f.) den Frieden unter diesem Vorbehalt gewährte. Ein Gambacorta, welcher in Pisa herrschte, ward von seinem Vertrauten, Jakob Appiano, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte, gestürzt, und sein Bundesgenosse, Johann Galeazzo, leistete diesem dabei Hülfe, weil er unter Appiano's Namen in Pisa herrschen wollte.

Johann Galeazzo saß, seit er seinem Oheim die Herrschaft geraubt hatte, in seinem Palast zu Mailand wie in einem Gefängniß, berechnete und leitete aber von dort aus jede Unternehmung, und war allen seinen Feinden an staatskluger Treulosigkeit weit überlegen, während sein Feldherr, Jakob da Verme, den erfahrensten Hauptleuten, die im Solde seiner Gegner standen, im Felde gewachsen war. Die Florentiner hatten Stephan von Baiern (s. S 511 f. 513) mit welchem nicht wohl auszukommen war, wieder nach Hause gehen lassen, und dagegen Hawkwood aufs neue in ihre Dienste genommen. Bald darauf (1391) zogen sie gegen Jakob da Verme einen neuen berühmten Anführer brittischer, gasconischer und französischer Abenteurer nach Italien. Dies war der Graf Johann III. von Armagnac, der Schwager des Herzogs von Berry, eines der Oheime Königs Karl VI. von Frankreich. Johann hatte großes Ansehen bei den Söldnerbanden seines Vaterlandes, welche unter ihm sowohl in Castilien als in Frankreich gedient hatten, und konnte daher, als ihn die Florentiner durch große Summen nach Italien lockten, leicht eine bedeutende Zahl Truppen zusammenbringen. Er hatte übrigens noch einen

besonderen persönlichen Grund, dem Rufe der Florentiner zu folgen. Karl Visconti nämlich, der eine von den beiden noch übrigen Söhnen des Barnabas (s. S. 505), war mit Johann's Tochter und eine Schwester desselben mit Bernard, dem Bruder Johann's, vermählt. Übrigens beförderte wahrscheinlich auch der französische Pabst, Clemens VII., den Zug des Grafen Armagnac, weil er dadurch, daß ein ansehnliches Heer unter der Führung eines Mannes, welcher ihm anhing, in Italien erschien, seinen Gegner Bonifacius in große Verlegenheit bringen konnte. Seine Hoffnung zerrann jedoch ebenso, wie die der Florentiner, in sehr kurzer Zeit. Johann Galeazzo's Leute wußten zuerst den Grafen von Armagnac, welcher mit etwa siebentausend Mann in Italien erschienen war, lange aufzuhalten, und dadurch seine Vereinigung mit dem anderen Anführer der florentinischen Söldner, Hawkwood, zu vereiteln; dann ließ sich der Graf von den schlauen mailändischen Hauptleuten durch eine verstellte Flucht bis vor Alessandria locken, wo das feindliche Heer hinter den Mauern seiner wartete. Hier wurde der Kern seiner Truppen erschlagen, er selbst fiel schwer verwundet in die Hände des Feindes und starb gleich darauf, der Rest seiner Leute zerstreute sich und wurde von Jakob da Verme verfolgt, welcher noch viele von ihnen tödtete oder gefangen nahm. Die Florentiner waren damals in großer Gefahr. Hawkwood, welcher sich und die Seinigen nur durch einen musterhaften Rückzug gerettet hatte, war ihr einziger Schutz und Halt, weil Pisa und Siena ganz in Johann Galeazzo's Gewalt waren, und weil zuletzt im Inneren von Toscana über zwanzigtausend Mann mailändische Truppen standen. Zum Glück konnte Johann Galeazzo, von Padua, Mantua und Ferrara im Rücken bedroht, seine ganze Macht nicht jenseit der Apenninen gebrauchen, und daher der Stadt Florenz nur den Handel und die Zufuhr abschneiden. Durch diese Art der Kriegführung litt er jedoch selbst so sehr, daß er bald geneigt war, den ungewöhnlich kostspieligen Krieg durch einen längeren Waffenstillstand zu beendigen. Dieser kam im Januar 1392 auf fünfunddreißig Jahre zu Stande, und gewährte dem Tyrannen von Mailand den besonderen Vortheil, daß er, ohne seine Macht zu schwächen, viele tausend Mann zu Fuß und etwa achttausend Reiter aus seinen

Diensten entlassen konnte; denn die von ihm verabschiedeten Schaaren trieben sich raubend in Toscana und im Kirchenstaat umher, und waren jederzeit bereit, wieder in seinen Sold zu treten.

Schon im dritten Monat nach der Abschließung des Waffenstillstandes ward zwischen allen anderen Mächten ein Bund gegen die von Mailand her drohende Gefahr geschlossen. Auf diese Weise wurden also, nachdem kaum ein allgemeiner Krieg in Ober- und Mittelitalien geendigt war, Anstalten zu einem neuen gemacht, der auch schon im folgenden Jahre ausbrach. Johann Galeazzo ließ sich nicht überraschen; er unterhandelte, auf Unterstützung rechnend, mit Frankreich, und kaufte den im Neapolitanischen gefangenen Alberich da Barbiano los, um sich seiner bedienen zu können. Die Florentiner dagegen verloren 1394 ihren Hawkwood durch den Tod. Zu eben der Zeit starb der einzige edle Mann unter den damaligen italiänischen Fürsten, der Markgraf Albrecht von Este, welcher in Ferrara, Rivigo, Comacchio und Modena geherrscht hatte. Er hinterließ einen natürlichen Sohn, Nikolaus, mit dessen Mutter er sich, um seine Fürstenthümer auf ihn vererben zu können, noch im letzten Augenblicke seines Lebens vermählte. Auch hatte er ihn früher durch den Kaiser Wenzel und den Pabst Bonifacius, welchen nach den Begriffen jener Zeit die Legitimation fürstlicher Ehen und Kinder zukam, für rechtmäßig erklären lassen. Diesem erst neun Jahre alten Erben von Ferrara stellte Johann Galeazzo, um im Trüben zu fischen, einen Prätendenten entgegen. Er bewog nämlich Azzo, den Sohn eines aus Ferrara vertriebenen rechtmäßigen Sprößlings des Hauses Este, Ansprüche an Albert's Länder zu machen, und ließ ihn insgeheim durch einen seiner Söldnerführer unterstützen. Andererseits aber nahm sich der kurz zuvor erwähnte Bund, welchem auch Albrecht angehört hatte, des jungen Nikolaus gegen das übermächtige Mailand an.

Den Augenblick, als alle Staaten Oberitaliens durch den Streit über Ferrara beschäftigt waren, benutzte Johann Galeazzo zu einer Unterhandlung mit dem Kaiser Wenzel, um durch diesen die vom Hause Visconti bisher nur im Namen des Reiches geführte Herrschaft über Oberitalien in ein erbliches Fürstenthum verwandeln und unter die großen deutschen Reichslehen aufnehmen

zu laſſen. Er wußte, daß Wenzel, von ſeinen Böhmen gedrängt, mit den Rechten und Gütern des Reiches ebenſo umging, wie Pabſt Bonifacius mit denen der Kirche; er wußte außerdem, daß Wenzel nach ſeiner Freilaſſung ſich in großer Geldnoth befand. Er bewirkte daher durch bloße Unterhandlungen nicht blos, daß die Florentiner, welche ein kaiſerliches Decret gegen ihren Feind in Mailand erkaufen wollten, abgewieſen wurden, ſondern er verſchaffte ſich auch für eine Summe von hunderttauſend Goldgulden die herzogliche Würde von dem Kaiſer (1395). Wenzel erklärte durch ein im nächſten Jahre feierlich beſtätigtes Diplom einen Mann, der ſeine nächſten Verwandten gemordet hatte, zum Reichsfürſten und zum rechtmäßigen Beſitzer des Landes, welches er durch Raub und Mord an ſich gebracht hatte. Man pflegt zwar zur Entſchuldigung des Kaiſers hervorzuheben, daß Mailand trotz des ausgeſtellten Diploms beim deutſchen Reiche blieb; allein ſchon die glänzenden Feſtlichkeiten, mit welchen Johann Galeazzo ſeine Erhebung in Mailand feierte, beweiſen, daß dieſer die Sache ebenſo anſah, wie von den Nabob's und von den Engländern die Diplome des mongoliſchen Beherrſchers von Indien angeſehen wurden. Auch war dabei in der That nicht blos von einem leeren Herzogstitel die Rede, ſondern Johann Galeazzo und ſeine Nachkommen wurden auf dieſelbe Weiſe legitimirt und unter die erſten deutſchen Fürſten aufgenommen, wie einſt das welfiſche Haus, als Friedrich II., um den langen Zwiſt desſelben mit den Hohenſtaufen zu enden, Braunſchweig und Lüneburg zu Reichslehen machte (ſ. Th. VII. S. 289). Zwiſchen beiden Fällen beſtand aber ein großer Unterſchied: Kaiſer Friedrich hatte vorher das Reich darüber befragt, Wenzel dagegen that dies nicht, und das Reich war in ſeinem vollen Rechte, als es ihm daraus ein Verbrechen machte; denn es durfte nicht zugeben, daß der Kaiſer für ſich allein willkürlich nationale Rechte und Privilegien, um die er ſich ſonſt nicht bekümmerte, von Böhmen aus für ein Trinkgeld verkaufe. Wenzel gab freilich keine Vortheile des Reiches preis, da er dem neuen Reichsfürſten dieſelben Verpflichtungen auferlegte, welche die alten hatten; allein er verletzte die Rechte der Nation, brach den ihr bei ſeiner Krönung geſchworenen Eid, und erklärte durch ſein Diplom Raub, Verrath, Mord und Trug mittelbar für Recht.

Wer ihn damit entschuldigen will, daß nur ein Titel und nur längst Verlorenes verkauft worden sei, der bedenkt nicht, daß die Ehre der Fürsten, welche Repräsentanten eines ganzen Volkes sein wollen, nie eine Waare werden darf, wenn die Nation das Gefühl ihrer Würde behaupten und einen moralischen Werth behalten soll. Übrigens feierte Johann Galeazzo seine Erhebung zum Reichsfürsten aufs glänzendste, und gab dadurch seinem herzoglichen Titel in den Augen von ganz Europa das Gewicht der königlichen Würde.

7. Deutschland, Ungarn, Italien und die Kirche in der letzten Zeit Wenzel's.

Schon lange hatten die Deutschen wegen der wieder auflebenden Räubereien und Fehden die Anwesenheit des Kaisers oder eines mit gehöriger Vollmacht versehenen Stellvertreters im Reiche verlangt, als Wenzel 1396 seinen Bruder Siegmund zum Reichsverweser ernannte. Damit war jedoch den Deutschen für ihr augenblickliches Bedürfniß wenig geholfen, dieser Schritt sah vielmehr gerade so aus, als wenn sich Wenzel über sie hätte lustig machen wollen; denn Siegmund war gerade damals tief in die Angelegenheiten seines ungarischen Königreichs verwickelt.

Siegmund entehrte in Ungarn den Anfang seiner Regierung durch ein unmenschliches Verfahren gegen den Verfolger seiner Gemahlin und den Mörder seiner Schwiegermutter. Von seiner rachgierigen Gemahlin bewogen, ließ er Johann Horwathi, das Haupt ihrer Feinde, an einem Pferdeschweif durch die Straßen der Stadt Fünfkirchen schleifen, dann mit glühenden Zangen kneipen und endlich viertheilen. Die Umstände, unter welchen Siegmund damals die Regierung von Ungarn übernahm, waren so schwierig, daß selbst ein Mann von ganz anderen Kräften und Fähigkeiten, als er besaß, ihnen nicht würde gewachsen gewesen sein, und seine Finanzen, welche schon vorher unzureichend waren, wurden es vollends, als er 1391 mit den osmanischen Türken in unmittelbare Berührung kam. Unter Siegmund erschienen nämlich die Türken zum ersten Male auf ungarischem Boden, und zu seiner Zeit begannen die unaufhörlichen Kriege zwischen den Türken und Ungarn, welche nachher Jahrhunderte lang fortdauerten,

und für welche die von Siegmund selbst gemachten Unternehmungen eine sehr üble Vorbedeutung waren. Die Türken hatten 1389 unter ihrem Kaiser Murad I., welcher zuerst den Sitz ihrer Herrschaft nach Europa verlegte, die verbündete Macht der Servier, Bosnier, Bulgaren, Wallachen und Albanesen auf dem Amselfelde in Servien oder, wie die Ungarn es nennen, in der Ebene von Kossowa völlig niedergeworfen. Von beiden Seiten war ein berühmter Held in dieser Schlacht gefallen: der tapfere Fürst der Servier, Lazarus, ward entweder im Kampfe selbst erschlagen oder gefangen genommen und als Opfer für den ermordeten Sultan getödtet; dieser aber fiel durch die Hand eines Serviers, welcher nach der gewöhnlichen Erzählung noch vor der Entscheidung der Schlacht entweder als Verwundeter den vorbeigehenden Sultan tödtete, oder unter der Maske eines Überläufers ihn niederstieß. Dem Sultan Murad folgte Bajesid I. Dieser unterwarf, während Siegmund mit den Litthauern und Bosniern zu thun hatte, die Servier, Bulgaren und Wallachen, und gerieth mit den Ungarn, von welchen einzelne Streithaufen schon auf dem Amselfeld mitgefochten hatten, unmittelbar in Berührung, als Siegmund sich durch eine Gesandtschaft bei ihm für den gefangenen Kral oder Fürsten der Bulgaren verwendete. Die ungarischen Gesandten wurden abgewiesen, und die Türken richteten jetzt ihren Angriff zum ersten Male gegen Ungarn selbst: sie brachen 1391 in Syrmien ein, wo sie jedoch durch Johann von Maroth zurückgetrieben wurden. Im nächsten Jahre zog Siegmund selbst gegen sie zu Felde. Er erschien mit einer bedeutenden Zahl Truppen in der Bulgarei, und eroberte die Stadt Klein-Nikopolis; kaum zog aber das türkische Heer gegen ihn heran, als er schimpflich zurückwich und nach Ungarn heimkehrte. Bajesid unterwarf jetzt die Bulgaren völlig, beunruhigte Bosnien, und sandte seine streifenden Heerhaufen in die westlichen Provinzen Ungarns. Siegmund wandte sich damals an die ganze Christenheit, damit sie ihm für einen Kreuzzug, den er zugleich zur Rettung von Ungarn und Bosnien, zur Beschützung des Glaubens und zum Entsatz des in Constantinopel von den Türken fast fortdauernd belagerten oder doch eingeschlossenen byzantinischen Schattenkaisers unternehmen wollte, ihren Beistand gewähre. Jetzt starb aber (1395) seine Gemahlin,

und er mußte zuerst seine Herrschaft über Ungarn gegen die Ansprüche seines Schwagers, des Königs von Polen, und gegen die im Süden des Reiches sich empörenden Großen sicher stellen. Nachdem dies gelungen war, rief ihn Wenzel zu sich nach Böhmen, um sich seiner, wie oben angedeutet ward, durch die Ernennung zum Reichsverweser in Deutschland zu bedienen, und so groß war damals Siegmund's Geldverlegenheit, daß ihm sein Bruder das Geld für die Reise aus Ungarn nach Böhmen und wieder zurück anweisen mußte.

Unterdessen waren viele der tapfersten Herren und Ritter Frankreichs und eine ziemliche Zahl Fürsten, Grafen und Ritter aus Süddeutschland in Ungarn angekommen, um unter Siegmund's Führung einen Glaubenszug zur Buße ihrer Sünden zu unternehmen. Das französische Heer bestand aus zweitausend ritterlich Bewaffneten und aus sechstausend Söldnern zu Fuß und zu Pferde; unter ihnen waren außer dem jungen Sohn des Herzogs Philipp von Burgund, Johann von Nevers, noch mehrere andere Glieder der königlichen Familie, so wie der Marschall von Boucicault, der Graf von Eu, Connetable von Frankreich, der Großmeister der Johanniter, Philipp von Naillac, mit fünfhundert Rittern, der Admiral Johann von Vienne und der bekannte Ingelram von Coucy, der bei keinem ritterlichen Unternehmen seiner Landsleute fehlte (s. S. 525). Unter den Deutschen dieses Kreuzheeres nennt man besonders den Groß-Prior des deutschen Ordens, Friedrich von Hohenzollern, den Grafen von Mümpelgard, den Burggrafen von Nürnberg, den Grafen Hermann von Cilly, der die steiermärkische Ritterschaft anführte, und einen Sohn des Pfalzgrafen Ruprecht III. Zu diesem Heere ohne Zucht, ohne allgemeine Ordnung und ohne Einheit des Oberbefehls stießen nachher Ungarn, Bosnier und allerlei Gesindel. Das Ganze glich eher einem Zuge aus der Zeit der Völkerwanderung, als einem geordneten und geregelten Unternehmen. Man glaubt, wenn man die Beschreibung dieses Zuges liest, die Geschichte des ersten Kreuzzuges zu lesen; und wahrlich! Siegmund taugte zum Anführer eines so gemischten Heeres nicht viel besser, als Peter der Eremit oder Walter von Habenichts (s. Thl. VI. S. 385 f. und 303). Indessen ward durch den Übergang der Ritter und der sie begleitenden Horden

über die Donau wenigstens Ein Zweck erreicht — Constantinopel ward entsetzt; denn Bajesid fand rathsam, die um Constantinopel vertheilten Truppen zusammenzuziehen und sein ganzes Heer in Adrianopel zu vereinigen. Die Christen drangen ohne Widerstand in die Wallachei ein, und begannen die Belagerung von Groß-Nikopolis an der Donau, ehe noch die vereinigte türkische Kriegsmacht von Adrianopel her an die Donau hatte ziehen können. Diese erschien jedoch bald, um die belagerte Stadt zu entsetzen, und am 28. September 1396 kam es bei Nikopolis zu einer entscheidenden Schlacht. Beide Heere mochten an Stärke einander gleich sein, da die Zahl der Türken und der mit ihnen ziehenden anderen Völker wahrscheinlich übertrieben auf zweimalhunderttausend angegeben ward; Beide waren überdies von einer gleich großen Menge unbrauchbaren Gesindels begleitet. Allein die Türken hatten nicht wie die Christen die größte Gefahr durch ihr eigenes Heer zu erleiden, während dagegen auf Seiten der Christen der Übermuth der Ritter die Deutschen und Franzosen des Heeres und die besser als sie mit der türkischen Kampfweise bekannten Ungarn gleich anfangs ins Verderben stürzte, und die ganze Anordnung der Schlacht ohne alle Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten des Feindes und auf die Beschaffenheit ihrer eigenen Streiter gemacht war. Die vorn aufgestellte französische Ritterschaft erfocht, was nach ihrer Bewaffnung und Übung nothwendig war, gleich anfangs einen entscheidenden Vortheil; sie verfolgte aber auch den errungenen Sieg mit ihrer gewöhnlichen Hitze und Unbesonnenheit, und Siegmund zeigte, obgleich er persönlich tapfer genug war, sich unfähig, diese Unvorsichtigkeit entweder im Voraus zu hindern oder nachher wieder gut zu machen. Der Ausgang der Schlacht war deshalb sehr verderblich für die Christen. Ihr ganzes Heer ward theils in der Schlacht selbst gefangen oder zusammengehauen, theils auf der Flucht von den leichtbewaffneten, unbarmherzigen Feinden getödtet oder zu Sklaven gemacht. An Rettung zu Lande konnte der kleine Überrest der Christen um so weniger denken, als der ungarische Rebell, Stephan Latzkowitsch, und der Woiwode der Wallachen mit den Ihrigen zu den Ungläubigen übergegangen waren. Unter den Wenigen, die sich zu Schiffe die Donau hinab retteten, befand sich auch Siegmund. Er traf an den Donau-

Mündungen einige venetianische Galeeren an, die ihn unter großen Gefahren nach Ragusa brachten. Unterdessen hatten nicht nur die Türken einen Theil seines Reiches verheert, sondern Stephan Latzkowitsch und andere Verräther hatten auch in Verbindung mit denen, welche früher Karl's III. von Neapel Anhänger gewesen waren, einen Aufstand veranlaßt, und suchten den heimkehrenden Siegmund unterwegs zu fangen. Dieser gelangte daher nur mit Mühe und stets von Gefahren bedroht von Dalmatien nach Ofen. Er ward hierauf mehrere Jahre lang durch die Unruhen in Ungarn beschäftigt, welche sein Leichtsinn und seine Verschwendung veranlaßt hatte und seine Grausamkeit gegen die besiegten Rebellen vermehrte; er konnte also auch für seinen Bruder, der gerade damals seiner bedurfte, nicht als Reichsverweser in Deutschland auftreten, und die Deutschen wurden dadurch endlich genöthigt, sich selbst zu helfen und sich ihres Schattenkönigs, welcher nur durch die Kanzlei regierte, zu entledigen.

Während Siegmund mit den Türken und mit den Ungarn zu thun hatte, machte sich Wenzel durch seine barbarische Gerechtigkeitspflege verächtlich, und weil er gleich seinem Bruder unaufhörlich in Geldverlegenheit war, trieb er schmutzigen Handel mit Freibriefen. Er war freilich nicht wollüstig, unfähig, verschwenderisch und schlecht unterrichtet, wie Siegmund, aber auch nicht so regsam und rüstig wie dieser und dabei ein arger Trunkenbold. Nach seiner Befreiung kam er ebensowenig mit dem unzufriedenen böhmischen Heere, als mit dem unruhigen Markgrafen Jobst in ein ordentliches Verhältniß, weil er weder völlig nachzugeben, noch auch sein Ansehen durch ernste Mittel zu behaupten vermochte, sondern immer von einem Äußersten zum anderen überging. In den beiden nächsten Jahren übte er zweimal eine Justiz, wie sie nur unter Slaven und Türken, denen der Wille des Herrschers als höchstes Gesetz gilt, gebräuchlich ist. Dies ward ihm nachher bei seiner Absetzung von den deutschen Fürsten mit Recht zum Verbrechen gemacht, weil er dadurch den germanischen Grundsatz verletzte, daß das Gesetz über Fürst und Volk herrsche und durch Übereinkunft unter ihnen festgesetzt werden müsse. Er ritt im Anfange des Jahres 1396, vom Scharfrichter begleitet, durch die Straßen von Prag, und ließ Alle, die er nach oberflächlichen Erkundigungen

für Theilnehmer der letzten Unruhen hielt, auf den Schwellen ihrer Häuser hinrichten. Schon im nächsten Jahre ward eine Verschwörung gegen ihn gemacht, und er entging nur mit genauer Noth einer neuen Gefangenschaft und Demüthigung. Er nahm hierauf, von Prokopius unterstützt, im Stillen seine Maßregeln, um die angeblichen vier Haupturheber jener Verbindung aus dem Wege zu räumen, oder wie wir jetzt zur Entschuldigung eines solchen conservativen Schrittes sagen würden, er gebrauchte da, wo die Kriminalgerichtsbarkeit nicht anwendbar war, Staatspolizei und Kabinetsjustiz. Dabei bediente er sich eines deutschen Fürsten und mehrerer böhmischen Herren zu einem Geschäfte, welches die früheren türkischen Kaiser einem Stummen zu übertragen pflegten. Es ward nämlich unter seinem Vorsitz eine Versammlung der böhmischen Herren und Räthe, unter welchen sich auch die vier Verdächtigen befanden, auf dem Karlstein gehalten, und nachdem eine kurze Berathung über die Nothwendigkeit einer Reise Wenzel's nach Deutschland gepflogen worden war, begab sich der Herzog Johann von Troppau mit drei gutgesinnten Herren der Versammlung in ein Nebenzimmer. In dieses wurden hierauf die vier dem Tode Geweihten gerufen. Sobald sie eingetreten waren, warf Johann ihnen vor, daß sie den König stets von der Reise nach Deutschland abgehalten und dadurch in die Gefahr gebracht hätten, das Reich zu verlieren; dann zog er sein Schwert und stieß einen von den vier Herren selbst nieder, die drei anderen wurden durch die von Johann mitgenommenen Böhmen zusammengehauen. Nach dieser Mordscene befahl Wenzel seinem Vetter Jobst, der die ganze Verschwörung angestiftet zu haben scheint, Prag zu verlassen und nach Mähren zurückzukehren. Zur Entschuldigung jener bararischen Justiz verfaßte Prokopius ein im Namen Wenzel's an alle Herren, Unterthanen und Gemeinden des Reiches gerichtetes Schreiben. Er erhielt für seinen Beistand die Verwaltung von Böhmen während der Reise Wenzel's nach Deutschland, und auch Johann von Troppau ging nicht leer aus.

Durch solche Grausamkeiten eines Trunkenboldes machte sich Wenzel nicht nur in Böhmen verhaßt, sondern er beschimpfte zugleich auch die deutsche Nation, deren König er war; er erbitterte diese aber in den nächsten zwei Jahren nach seiner Gefangenschaft

noch mehr dadurch, daß er sich Verletzungen des öffentlichen Rechts und Beeinträchtigungen des Privateigenthums erlaubte, und daß er die dringenden Bitten der deutschen Fürsten, zur Abhaltung einer gesetzgebenden Versammlung und zur Herstellung eines neuen Landfriedens ins Reich zu kommen, unbeachtet ließ. Er oder vielmehr seine Kanzlei ertheilte nämlich nicht nur ohne den Beirath der deutschen Fürsten eine große Anzahl Diplome, sondern man konnte von ihm auch bloße Blankets oder solche Urkunden erhalten, welche nur mit seinem Siegel und seiner Unterschrift versehen und erst vom Empfänger auszufüllen waren. Das Letztere müssen wir freilich den deutschen Fürsten, die ihm nachher ein Verbrechen daraus machten, aufs Wort glauben, da es sich, nachdem die Blätter einmal ausgefüllt waren, natürlich nicht beweisen ließ. Wenzel's fortwährende Weigerung aber, durch seine Gegenwart im Reiche den Beschlüssen der Friedliebenden Rechtskraft und Rechtsform zu geben, konnte in einem Lande, wo der König verfassungsmäßig den Wahlfürsten Rechenschaft schuldig war, nur als eine strafbare Pflichtverletzung angesehen werden. Erst im Herbste 1397 folgte er endlich dem Rufe der deutschen Fürsten.

Nach Deutschland wurde der Kaiser sowohl deshalb gerufen, damit er den abgelaufenen letzten Landfrieden in rechtlicher Form erneuere, als auch aus dem besonderen Grunde, weil von Frankreich, England, Castilien und Navarra die Angelegenheit der Kirchenspaltung angeregt und das deutsche Reich aufgefordert worden war, ebenfalls das Seinige zur Herstellung der Einigkeit beizutragen. Die Pariser Universität, besonders aber drei Männer derselben, der gelehrte und feste Kanzler Gerson und die beiden durch Talent und Kenntnisse berühmten, um die Vertheidigung des katholischen Christenthums gegen den Papismus unsterblich verdienten Theologen Nikolaus von Clemangis und Peter von Ailly, hatten 1394 dem französischen König Karl VI. ein Gutachten über die Lage der Kirche überreicht und ihn zu dem Beschlusse getrieben, daß die beiden streitenden Päbste Clemens VII. und Bonifacius IX., zur Abdankung gezwungen werden, und ihre vereinigten Kardinäle dann ein neues Oberhaupt der Kirche wählen sollten. Diesem Beschlusse gemäß hatte der König von Frankreich mit Clemens VII. zu unterhandeln begonnen, und als der Letztere durch den tüchtigen Kano-

niſten Peter de Luna, welchen er nach Paris ſandte, den König wieder dagegen einzunehmen wußte, hatte die Univerſität das von ihr abgefaßte Gutachten mit zwei derben und drohenden Briefen nach Avignon geſchickt. Clemens war bald nachher geſtorben (September 1394). Der gewöhnlichen Angabe nach führte der Schrecken über jene Briefe ſeinen plötzlichen Tod herbei, obgleich Clemens weder als Kardinal Robert von Genf noch als Clemens VII. Beweiſe von einem zarten Nervenſyſtem gegeben hat. Die Univerſität bewirkte hierauf, daß der König die Kardinäle zu Avignon ermahnte, vorerſt keine neue Wahl vorzunehmen. Dieſe erwählten jedoch ohne Rückſicht darauf den aus Paris zurückgekehrten Peter de Luna, welcher dort verſprochen hatte, Clemens zur Annahme des Vorſchlags der Pariſer Univerſität zu bewegen. Sie unterſchrieben zwar alle vor der Wahl einen der Anſicht der Univerſität entſprechenden Revers; dieſer war aber ungemein auf Schrauben geſtellt, und Peter hatte kaum unter dem Namen Benedict XIII. die päbſtliche Würde übernommen, als er der Univerſität ausweichend antwortete. Auch die neuen Anträge, welche der König von Frankreich gleich im folgenden Jahre machen ließ, wußte Benedict unter allerlei Ausflüchten abzulehnen. Der König, die Univerſität und auch die beiden Päbſte waren darüber einig, daß dem Ärgerniß in der Kirche, welches in den perſönlichen Verhältniſſen der Letzteren und ihrer Kardinäle ſeinen Grund hatte, durch Entfernung des einen Pabſtes abgeholfen werde; dagegen waren ſie über die Art der Ausführung ganz verſchiedener Meinung. Der König und die Univerſität verlangten, beide Päbſte ſollten abdanken und ihre vereinigten Kardinäle dann einen anderen Pabſt wählen; Benedict dagegen wünſchte, daß von beiden Seiten Schiedsrichter ernannt würden, um entweder ihm oder dem Bonifacius das Pabſtthum zuzuerkennen; Bonifacius endlich forderte ein allgemeines Concilium. Die drei großen Männer, welche im Namen der Pariſer Univerſität redeten und handelten, ſahen ſehr wohl ein, daß beide Päbſte zur Beendigung des Schisma's ſolche Mittel vorſchlugen, durch welche jeder von ſeiner Seite her den beabſichtigten Zweck zu vereiteln hoffte; ſie beſtanden daher feſt auf ihrem ſogenannten Compromiß. Auch ein Nationalconcil, welches der König im Februar 1395 zu Paris halten ließ, ſprach ſich ganz

übereinstimmend mit der Universität aus. Der König schickte die Beschlüsse dieses Concils nach Avignon, und ließ den französischen Pabst durch eine aus drei Provinzen bestehende Gesandtschaft dringend um die Annahme derselben ersuchen. Allein alle Bemühungen des französischen Königs und seines Hofes waren vergeblich. Man beschloß daher jetzt, sich mit Aragonien, Castilien, Navarra und England über eine gemeinschaftliche Maßregel in der Kirchenangelegenheit zu verständigen. Der König von Aragonien, dessen Landsmann, Unterthan, Freund und entfernter Verwandter Benedict XIII. war, trug wie dieser auf ein Schiedsgericht an, weil er recht gut wußte, daß ein solches Auskunftsmittel zu keinem Resultate führen werde; die Könige von Castilien und Navarra dagegen erklärten sich den Franzosen beistimmend für die Absetzung der beiden Päbste und für die Ernennung eines dritten an ihre Stelle. Diesem Vorschlage trat auch die von den Pariser Theologen angeregte Universität Oxford und auf ihre Veranlassung König Richard II. in Rücksicht des von England als Pabst anerkannten Bonifacius IX. bei. Hierauf ward durch Bevollmächtigte aller vier Staaten beiden Päbsten ein Termin gesetzt, an welchem man ihnen, wenn sie sich nicht in die gestellte Ordnung fügten, den Gehorsam aufkündigen werde. In Frankreich und Castilien nahmen seitdem die Könige und der Klerus eine drohende Stellung gegen das Pabstthum an, und die Gelehrsamkeit der Theologen beider Reiche führte sogar die Erinnerung an die freiere Kirchenverfassung der ersten Jahrhunderte des Christenthums zurück. Im Jahre 1398 ward endlich den Päbsten von den genannten Mächten der Gehorsam wirklich aufgekündigt.

Noch ehe es dahin kam, hatte man auch die deutsche Nation zur Theilnahme an der Beilegung des Kirchenzwistes zu bewegen gesucht. Mit dieser Nation trieb Bonifacius gerade zu derselben Zeit, als alle anderen Völker sich der Willkür und den Bedrückungen des Pabstes zu entziehen suchten, ein arges Spiel. Er verkaufte in Deutschland Ablässe, Ämter, Pfründen, gerichtliche Entscheidungen und Dispensationen, sowie Anwartschaften in zahlloser Menge, ertheilte die Letzteren oft an fünf Personen nach einander, und veranlaßte dadurch Mord und Todschlag. Sein schändlicher Trödel brachte gerade über Deutschland großes Un-

glück, weil dort viele Äbte und alle Bischöfe Reichsfürsten waren, und weil Wenzel nicht daran dachte, dem von anderen Staaten gegebenen Beispiele zu folgen und Reichstage oder National-Concilien den Anmaßungen des römischen Pabstes entgegen zu setzen. Die Bettelmönche trieben in Deutschland den Handel des Pabstes mit Ablässen, und die Erzbischöfe von Köln und Mainz leisteten keinen anderen Widerspruch, als daß sie unter jede diesen Mönchen ertheilte Vollmacht ihre Unterschrift setzen wollten und dafür gewisse Procente verlangten; als der Pabst sich dessen weigerte, hinderten sie den Betrug des Volkes so lange, bis ihnen der verlangte Antheil am Gewinn zugestanden war. Im Jahre 1399 verkaufte Bonifacius sogar an einen Lombarden, der kein Deutsch verstand, das deutsche Bisthum Paderborn, obgleich dies gegen die Rechte der Nation war, und in Deutschland sich die geistliche Würde eines Bischofs von der weltlichen nicht trennen ließ. Die Ritterschaft des Bisthums verweigerte diesem ihr aufgedrungenen fremden Herrn den Gehorsam, es ward darüber eine blutige Fehde geführt, bis endlich der achtzehnjährige Sohn des Herzogs von Berg, den die Ritterschaft zu ihrem Fürsten und Bischof gewählt hatte, sich für Geld die päbstliche Bestätigung verschaffte, und Bonifacius dann den Italiäner zurückrief. In Mainz wählte 1395 das Domkapitel beim Tode des Erzbischofs mit großer Stimmenmehrheit einen würdigen Mann, den Grafen Gottfried von Leiningen, zu dessen Nachfolger, und der Kaiser bestätigte denselben; allein Johann von Nassau erkaufte von Bonifacius für eine bedeutende Summe die erzbischöfliche Würde, besetzte mit seinen Raubrittern das Land, und behauptete sich dem Domkapitel und dem Kaiser zum Trotz im Besitze.

Das Betragen des römischen Pabstes gegen die deutsche Nation in diesen und in vielen andern Fällen berechtigte die zur Herstellung der Kircheneinheit verbundenen Mächte zu der Hoffnung, daß Wenzel und die Reichsstände ihnen ihre Mitwirkung gewähren und sich zur Absetzung des Pabstes Bonifacius entschließen würden; allein der deutsche König und seine Stände konnten sich über das Mittel zur Beilegung des Kirchenzwistes nicht vereinigen. Die Fürsten schickten, nachdem sie auf einer Versammlung zu Frankfurt lange Rath gepflogen hatten (April 1397), eine Gesandtschaft

nach Rom, um durch kräftige Vorstellungen die Schritte der anderen Mächte zu unterstützen. Der Kaiser oder vielmehr sein Kabinet gab, wie es scheint, den nach Wicliffe's Grundsätzen gebildeten Prager Kanonisten Gehör, welche ihm riethen, auf das System eines Johann von Jandun und Marsilius von Padua (s. S. 148) zurückzukommen. Diese hatten dem Pabste das Recht, die Thüren des Himmels und der Hölle zu öffnen und zu schließen, nicht streitig gemacht, dagegen aber alle weltliche Gewalt über Geistliche wie über Fürsten und Herren, als welche allein dem Kaiser gebühre, ihm abgesprochen. Wenzel wollte daher beide Päbste vor Gericht ziehen, um durch seinen kaiserlichen Urtheilsspruch der Kirchenspaltung abzuhelfen. Gegen die deutschen Reichsstände half sich Bonifacius durch ein in neuerer Zeit nur zu sehr bekannt gewordenes Mittel. Er vereitelte die Wünsche der deutschen Nation vermittelst ihrer eigenen Bevollmächtigten auf dieselbe Weise, wie die Regierungen constitutioneller Staaten schon oft die Wünsche der Regierten vereitelt haben: er wußte nämlich die deutschen Abgeordneten durch Vortheile, die er ihnen persönlich gewährte, dahin zu bringen, daß sie auf den Forderungen derer, von welchen sie geschickt worden waren, weiter nicht bestanden. Des Kaisers Erklärung aber, die aus Wenzel's Kanzlei, nicht aus seinem ernsten Willen hervorgegangen war, kam dem Pabste, welchen jener einstweilen noch immer anerkannte, sogar ganz gelegen; denn er wußte, daß Wenzel keine Anstalt Gericht zu halten machen würde, und daß, wenn er dies auch thun sollte, die andern Mächte nie einwilligen würden.

In Deutschland, wohin Wenzel im Herbst 1397 kam, bestand gegen ihn bereits eine geheime Verschwörung des Reichsoberrichters, Ruprecht II. von der Pfalz, und des Reichskanzlers, Johann von Mainz, bei welcher Bonifacius IX. im Hintergrunde war; es scheint sogar, als wenn Wenzel hauptsächlich durch die Vorstellungen derer, welche dieser papistischen Verschwörung begegnen wollten, bewogen worden sei, sich endlich nach sechs Jahren einmal wieder in das Reich zu begeben. Johann von Mainz war ganz und gar ein Werkzeug des Pabstes Bonifacius, mit welchem er es schon aus dem Grunde halten mußte, weil er sein Bisthum von ihm gekauft hatte. Dieser gewissenlose Erzbischof hinderte auf

der einen Seite die Unterdrückung des Raubwesens, das er zur Erweiterung seines Gebietes benutzte und sogar selbst mittrieb, und unterstützte auf der anderen Seite die Gelderpressungen des römischen Pabstes, an welchen er Antheil hatte. Der Kaiser selbst zeigte sich, was man auch sonst von seinem Charakter halten mag, damals und in den nächsten zwei Jahren sehr thätig, und traf sehr weise Maßregeln, weil er in Rücksicht des Landfriedens und der Kirchenspaltung den besten Rathgebern Gehör schenkte. Er hielt (Januar 1398) eine Reichsversammlung in Frankfurt, und auf dieser ward dann mit der den Deutschen eigenen Bedächtigkeit und mit dem praktischen Sinne der Leute, die man in jenen Zeiten zu dergleichen Arbeiten gebrauchte, durch einen neuen Landfrieden-Beschluß den Raubrittern eine Schranke gesetzt und der willkürliche Unfug bei allen den Fehden, die man rechtmäßige nannte, gänzlich verboten. Doch wußte der räuberische Erzbischof von Mainz zu bewirken, daß die anfangs auf zehn Jahre festgesetzte Dauer dieses Landfriedens auf fünf beschränkt wurde. Übrigens kann man aus einem Artikel dieses Reichstagsbeschlusses gelegentlich erkennen, wie weit schon damals der einst so angesehene Stand der gemeinen Freien heruntergekommen war, und wie man es anfing, um ihn aus dem ersten Range der Waffentragenden in den Stand der Knechte und Fußgänger herabzudrücken. Jenem Artikel zufolge soll nämlich keiner, der nicht im Stande der Reisigen geboren ist, die Waffen derselben tragen oder mit anderen Worten dem Stande der berittenen und gerüsteten Streiter angehören dürfen. Wie wenig auch diesmal wieder das Gebot des Reichstages geachtet ward, mag die Hinweisung auf das, was gleich nachher in Franken vorfiel, zeigen. Dort hatte der Würzburger Bischof, ein Graf von Schwarzburg, mit Hülfe thüringischer Ritter sein Bisthum auf eine so harte Weise gedrückt, daß bereits vor Wenzel's Ankunft alle Bürgerschaften des Landes gegen ihn aufgestanden waren. Auch hatte die Stadt Würzburg, die sich dem Bischof gänzlich entziehen wollte, bereits eine Summe Geld nach Böhmen geschickt, um vom Kaiser die Freiheiten und Rechte einer Reichsstadt zu erkaufen; als jedoch Wenzel bei seiner Durchreise durch Würzburg dieses Gesuch erfüllen wollte, ward er durch einen drohenden Brief der in Frankfurt versammelten Fürsten,

welcher von dem Mainzer Bischof und von Ruprecht III., dem Sohn des kurz vorher gestorbenen Ruprecht II., ausgegangen war, von seinem Vorhaben abgeschreckt. Der Krieg der Städte gegen den Bischof von Würzburg dauerte drei Jahre. Als endlich (1400) die Ersteren völlig besiegt worden waren, suchte der Letztere die demokratischen Ideen auf eine so schreckliche Weise auszurotten, daß wir den Berichten über das Verfahren eines christlichen Geistlichen gegen seine Unterthanen nicht würden glauben können, wenn sie nicht von einem sehr wackeren Abt des Würzburgischen Landes, welcher hundert Jahre später schrieb, herrührten. Der Bischof ließ viele Bürger seines Bisthums rädern, hängen, viertheilen und zu Tode schleifen, mit Einem Worte, er wüthete ärger als ein türkischer Pascha gegen seine besiegten Unterthanen.

Die Angelegenheit der Kirche war unterdessen von den Königen der Reiche Castilien und Frankreich sehr lebhaft betrieben worden, und diese suchten den deutschen König zu ähnlichen Schritten gegen Bonifacius zu bewegen, als sie gegen Benedict gethan hatten. Beide Staaten hatten dem Letzteren nicht blos den Gehorsam aufgekündigt, sondern Karl VI. von Frankreich hatte ihn auch durch ein Heer in Avignon enge einschließen lassen, und Benedict war genöthigt worden, den Königen und der Geistlichkeit von Castilien und Frankreich die Gewährung ihrer Forderung eidlich zuzugestehen. Freilich erklärte derselbe gleich nachher, als er aus dem Gedränge war, diesen Eid für erzwungen und nichtig. Wenzel ward vom französischen Könige eingeladen, sich zu einer persönlichen Besprechung der Kirchenangelegenheit zu ihm nach Rheims zu begeben. Da er ohne die deutschen Stände nicht handeln konnte, so befragte er darüber die Universität zu Prag als die Bewahrerin des geistlichen Rechtes in Deutschland, sowie den Pfalzgrafen Ruprecht III. als den Repräsentanten und Verweser der Reichs-Justiz. Die Universität forderte ihn dringend auf, mit Frankreich gemeine Sache zu machen; der Pfalzgraf dagegen mahnte ihn in einem langen Schreiben von der Reise nach Rheims ab. Dieses Schreiben warnte den Kaiser vor den Netzen der Franzosen, deren frühere Beleidigungen gegen das Reich alle aufgezählt werden; wir erkennen daraus, daß es schon zu jener Zeit Leute gab, welche einen lächerlichen Franzosen-Haß für deutschen Patriotismus aus-

gaben und das Volk zu ihrem Vortheile und zum Dienste solcher Leute, wie Johann von Mainz war, durch leere Worte irre leiteten. Zugleich suchte Ruprecht in seinem Schreiben darzuthun, daß Bonifacius der einzige rechte Pabst sei, und daß Wenzel demselben getreu bleiben müsse, wenn er nicht sein Recht an das Reich verlieren wolle; ja der Pfalzgraf drohte sogar dem Kaiser auf recht grobe Weise mit Abfall und Empörung. Das Letztere zeigt deutlich, daß schon damals eine Anzahl Fürsten mit dem Pabste und unter sich einig geworden waren, den König nicht um des Reiches willen, wie sie nachher vorgaben, sondern wegen des die Religion und das Reich verderbenden Pabstes und noch mehr wegen ihres eigenen Vortheils abzusetzen. Das Schreiben des Pfalzgrafen mußte schon wegen des Tones, in welchem es abgefaßt war, den Kaiser eher zur Reise antreiben, als davon abhalten. Wirklich reiste Wenzel auch gleich nach dem Empfange desselben ab. In Rheims traf er König Karl VI. nebst den Herzögen von Burgund, Berry und Orleans, welche seit der ersten Geistesverwirrung desselben die Reichsgeschäfte leiteten. Unglücklicher Weise war Wenzel damals durch seinen Geldmangel gezwungen, dreißigtausend Franken von den französischen Herren zu borgen und so seinen Feinden in Deutschland einen scheinbar rechtmäßigen Grund zu dem Vorwurfe zu geben, er habe sich in der Sache der Kirchenspaltung von den Franzosen bestechen lassen. Er schloß sich nämlich in Rheims ganz an die Könige von Castilien und Frankreich an. Auch diesen gab er aber nachher gerechten Anlaß zu der Klage, daß er sie betrogen habe. Er ergriff nämlich nicht nur keine Maßregeln gegen Bonifacius, sondern er schickte sogar, als die Papisten in Deutschland sich gegen ihn verschworen, den schlechtesten Geschäftsträger in geistlichen Angelegenheiten, den er wählen konnte, den Kardinal Pileus von Prato (s. S. 499 f.), mit unbegrenzter Vollmacht nach Rom, um vor Bonifacius seine Vertheidigung zu führen, erkannte dadurch selbst den Pabst als seinen Richter an, und wich einer französischen Gesandtschaft, die ihn an sein gegebenes Wort erinnern sollte, durch schnöde Ausflüchte aus.

Damals war es, daß Wenzel an der deutschen Nation ein Verbrechen beging, für das er die Absetzung verdiente; dieses

Verbrechen war aber dem, welches die von Bonifacius unterstützten Verschwörer im Reiche ihm vorwarfen, ganz entgegengesetzt. Er gab in Folge seiner Unthätigkeit zu, daß der Primas der Nationalkirche und der Pfalzgraf am Rhein die Nationalkirche verkauften, statt sie zu vertheidigen. Er gerieth nämlich auf seiner Rückreise von Rheims nach Böhmen mit Ruprecht wegen der Grobheiten, welche derselbe ihm geschrieben hatte, in offene Feindschaft, dies ermuthigte die gegen das wahre Wohl der Nation verschworene papistische Partei in Deutschland, und der Kaiser ließ hierauf, durch die von dieser Partei her drohende Gefahr erschreckt, nicht nur die in Rheims verabredeten Maßregeln fallen, sondern er legte auch die Rechte der deutschen Kirche und sich selbst unter die Füße eines Mannes, wie Bonifacius IX. war. Auf diese Weise geriethen die Deutschen, von ihrem Könige verlassen und von ihrem ersten Geistlichen verrathen, immer tiefer in die römische Sklaverei, und zwar zu derselben Zeit, als die Franzosen, von ihrem Könige unterstützt und durch ihre gelehrten Theologen geleitet, die Rechte und Freiheiten ihrer Nationalkirche zum ersten Male proklamirten und den päbstlichen Erpressungen feste Schranken setzten. Die Franzosen erließen nämlich zugleich mit der Aufkündigung des Gehorsams gegen ihren Pabst eine Erklärung über ihre kirchlichen Rechte, welche unter dem Namen der pragmatischen Sanction später mehrere Male wieder aufgehoben und dann aufs neue gegeben ward. Diese pragmatische Sanction verordnete die Besetzung der geistlichen Stellen des Landes ohne Zuziehung des Pabstes.

Auch mit Ruprecht von der Pfalz scheint Wenzel auf unwürdige Weise eine Aussöhnung gesucht zu haben; denn er verzieh ihm die erwähnte Beleidigung, ohne etwas Anderes zu fordern, als ein Entschuldigungsschreiben, in welchem Ruprecht sich dem Kaiser aufs neue gehorsam erklärte. Dieses nichtssagende Schreiben zeigt deutlich, welche Taktik durch die von Bonifacius aufgeregten und unterstützten Fürsten befolgt ward. Der Pabst ließ diese nämlich immer nur bis auf einen gewissen Punkt vorwärts gehen und dann wieder einige Schritte rückwärts machen. Er selbst und die Fürsten gebrauchten Einer den Anderen als Werkzeug zu ihren Zwecken. Die Kurfürsten benutzten, vom Pabste

unterstützt, den Unwillen der Nation über Wenzel, um ihren König zu schrecken und die Anarchie zu befördern, damit sie im Trüben fischen könnten; der Pabst bediente sich dieses Schreckens, um Wenzel von einer engen Verbindung mit Frankreich abzuhalten und zugleich nach Rom zu locken. Da nämlich die Kaiserkrönung in Rom für Wenzel ein Gegenmittel gegen den Abfall Deutschlands war, so suchte ihn der Pabst, der sich selbst mit Absetzung bedroht sah, auf schlaue Weise zu bewegen, daß er durch die Annahme der Kaiserkrone sein Schicksal mit dem des römischen Pabstes unzertrennlich verbinde. Übrigens ließen sich Johann von Mainz und Ruprecht von der Pfalz zu derselben Zeit, wo sie das Reich und die Nationalkirche dem römischen Pabste preisgaben, von Wenzel auf Unkosten des Reiches beschenken. Sie erschlichen unrechtmäßige Gunstbezeugungen von ihm, und scheuten sich doch bald nachher nicht, ihm ein Verbrechen daraus zu machen, daß er diese auch Anderen erwiesen habe. Johann ließ sich z. B. sogar noch einen Monat früher, als er eine vorbereitende Versammlung zum Sturze Wenzel's hielt, die Erlaubniß geben, zwei neue ungerechte Zollstätten anzulegen. Jene Versammlung ward im Juni 1399 zu Marburg gehalten. Es wohnten derselben vier Kurfürsten, Johann von Mainz, Friedrich von Köln, Rudolf von Sachsen und Ruprecht III. von der Pfalz, sowie der Landgraf Hermann von Hessen bei, und vermittelst des ersten der genannten Fürsten hatte auch Bonifacius die Hand mit im Spiele. Die Fürsten schlossen zu Marburg eine förmliche Verbindung gegen Wenzel, und hielten dann im September zu Mainz eine zweite Versammlung, auf welcher auch der dritte geistliche Kurfürst und die angesehensten deutschen Landherren erschienen. Nur die Städte blieben dem Kaiser getreu, und nahmen keinen Antheil an der Verschwörung der Fürsten. Sie hatten unter den letzten Schattenkaisern ein bedeutendes republikanisches Gewicht erlangt; Wenzel hatte sich ihrer stets gegen die geistlichen und weltlichen Herren angenommen, und bedurfte der Städte, wie sein Vater derselben bedurft hatte; der monarchische Zustand des Reiches kümmerte sie wenig, da sie innerhalb ihrer Grenzen die Justiz selbst verwalten durften, und außerhalb derselben gleich den Rittern das Recht in ihre eigene Faust genommen hatten; überdies sahen sie in dem Treiben des

geistlichen Rädelsführers und seiner weltlichen Genossen nur eine Pfaffenverschwörung gegen Gott und seinen Gesalbten, und die satyrischen Gedichte des städtischen Meistergesanges beweisen uns, wie gehaßt und verachtet damals bei den Bürgern das Pfaffenthum war.

In Mainz beschlossen die Fürsten Wenzel's Absetzung; nur wollten sie die Sache erst noch einmal in einer dritten Versammlung berathen. Zuerst machten sie, woraus ihre eigensüchtigen Beweggründe deutlich hervorleuchten, unter einander aus, daß bei der Wahl eines neuen Königs die Prinzen des luxemburgischen und des habsburgischen Hauses ausgeschlossen sein sollten. Ein solcher Beschluß war durchaus gegen Ordnung und Gebrauch. Bonifacius benutzte denselben sogleich als Schreckmittel gegen Wenzel und gegen seinen Bruder Siegmund, und suchte den Ersteren dahin zu bringen, daß er zur Vereitelung dessen, was die Kurfürsten gegen ihn beabsichtigten, sich in Rom zum Kaiser krönen lasse und so des Pabstes Sache zur seinigen mache. Dies unterblieb freilich, aber nicht weil Wenzel im Gefühl seiner Würde oder im Bewußtsein dessen, was das Beste des Reiches und der Kirche verlange, handelte, sondern weil er zu träge war. Konnte er sich doch damals sogar nicht entschließen, auf zwei von ihm ausgeschriebene Reichstage zu kommen, welche er der Versammlung seiner Feinde entgegensetzen wollte! Eine solche Schlaffheit und der auffallende Unterschied zwischen dem verächtlichen Benehmen Wenzel's gegen Bonifacius und der ernsten Rolle anderer Fürsten und Nationen gegen Benedict mußte selbst das schwer zu bewegende deutsche Volk, das zum Hohn und Spott von Europa wurde und doch ohne seinen König nicht handeln konnte, gegen diesen in Aufregung bringen und die Sache des Erzbischofs von Mainz und seiner Verbündeten fördern. Johann von Mainz hielt im Mai 1400 eine Versammlung zu Frankfurt, welche sehr zahlreich besucht ward, und auf der endlich auch Abgeordnete der Städte erschienen. Hier ward dann beschlossen, daß Wenzel nach Oberlahnstein vorgeladen werden solle, um der goldenen Bulle gemäß durch das Gericht der Kurfürsten gerichtet zu werden. Doch entzweiten sich die Fürsten in Frankfurt unter einander, und der Kurfürst Rudolf von Sachsen reiste mit seinem Schwager, dem Her-

zog Friedrich von Braunschweig, noch vor jenem Beschlusse nach Hause, weil Beide den eigensüchtigen Kabalen des Kurfürsten von Mainz eine starke Partei ihrer Anhänger entgegengesetzt hatten und darüber ganz mit ihm zerfallen waren. Unterwegs wurden diese beiden Fürsten in der Nähe von Fritzlar ganz unerwartet von einer starken Schaar Bewaffneter angegriffen, unter welchen auch der Graf Heinrich von Waldeck, Johann's Schwager und Oberamtmann der mainzischen Güter in Hessen, sowie mehrere andere mainzische Beamten oder Vasallen waren. Friedrich von Braunschweig ward von einem der Letzteren erschlagen, der Kurfürst von Sachsen aber gefangen genommen und nach Waldeck gebracht, wo man ihn vier Wochen später wieder frei ließ. Dieser Mordanschlag wurde sogleich allgemein dem Kurfürsten von Mainz schuldgegeben, gewiß aber mit Unrecht. Der Graf von Waldeck hatte von seiner Großmutter her eine bedeutende Schuldforderung an das Haus Braunschweig, welche ihm längst gerichtlich zuerkannt, aber nie bezahlt worden war, weil in Deutschland niemand war, der gegen den Starken eine Urtheilsvollstreckung übernahm. Er wollte sich daher nach Ritterſitte der Person des Herzogs bemächtigen und ihn so lange in Gewahrsam halten, bis die Zahlung geleistet sei; in der Hitze des Kampfes aber ward gegen seine Absicht Friedrich getödtet.

Die Städte hielten auch auf der Frankfurter Versammlung noch an Wenzel fest; sie waren bekanntlich bis zur Zeit des westphälischen Friedens auf den Reichstagen zu keiner entscheidenden Stimme berechtigt, und man hatte daher auch damals ihren Gesandten keinen Antheil an dem in Frankfurt gefaßten Beschlusse gewährt, sondern ihnen denselben nur, nachdem er gefaßt war, mitgetheilt. Sie gaben in der Antwort, die sie den Fürsten ertheilten, nicht undeutlich zu verstehen, daß dieser ganz ungewöhnliche Beschluß gegen das Reichsoberhaupt wohl nur in der Absicht gefaßt sei, den Fürsten und Rittern zu Gefallen die städtische Freiheit und das Bürgerthum zu unterdrücken. Wenzel selbst, der unterdessen unthätig in Böhmen umherzog, schämte sich nicht, durch sein Betragen gegen Bonifacius sich und seinen Bruder Siegmund selbst seinen getreuesten und biedersten Freunden in Deutschland, welche den geldgierigen römischen Pabst haßten, verächtlich zu machen. Er beauftragte nämlich im

Juni 1400 seinen Bruder, zum Pabste zu reisen und alles einzuräumen, was derselbe verlangen würde. Er erkannte also den Pabst als seinen rechtmäßigen Richter an. Dieser stand zögernd und unterhandelnd zugleich mit Wenzel und mit den Gegnern desselben in genauer Verbindung; denn auch Johann von Mainz berief sich nachher, als man den Kaiser absetzte, auf die zuvor mit dem Pabste gepflogene Berathung. Die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und Pfalz versammelten sich im August wirklich zu Oberlahnstein, um über den König Gericht zu halten. Dort verurtheilten sie dann am 20. August ihren König abwesend und ungehört, nachdem er weder nach der Rechtsform noch mit den gebührenden Fristen vorgeladen worden war, zur Absetzung, und der Kurfürst von Mainz selbst las hierauf dem vor den Thoren der Stadt versammelten Volke der umliegenden Gegend das Urtheil mit den Entscheidungsgründen vor. So unhaltbar auch die angegebenen Gründe dieses Schrittes und so schlecht auch die Absichten und Triebfedern der beiden Kurfürsten, welches Alles betrieben hatten, sein mochten, so mußte man doch gestehen, daß selten eine Nation mehr Grund gehabt hat, ihren gewählten Regenten abzusetzen, als damals die deutsche. Nichts desto weniger überlassen wir die Beantwortung der Frage, ob und wie weit das Verfahren der Kurfürsten rechtmäßig war, den eigentlichen Rechtsgelehrten; denn wir erkennen in diesem Gerichte, wie in ähnlichen der neueren Zeit, blos ein für das Volk nöthig gefundenes Schauspiel, welches nur durch die Waffen Bedeutung erhalten konnte. Dies geht daraus hervor, daß blos die rheinischen Kurfürsten nebst ihren Verwandten, Vasallen, Domherren und Beamten den Urtheilsspruch unterschrieben, und daß statt der fehlenden deutschen Bürgerschaft ebenso die armen rheinischen Bauern, wie vor fünfzig Jahren in Paris die Sanscülotten als souveraines Volk, zu Zeugen gerufen wurden. Übrigens werden in dem Urtheil folgende angebliche Vergehen Wenzel's als Entscheidungsgründe aufgeführt: die Überlassung von Mailand an die Visconti, sowie die Preisgebung von Genua an die Franzosen, die sich 1396 bei Gelegenheit von Unruhen in dieser Stadt zu Herren derselben machten und es nachher bis 1409 blieben, ferner das oben erwähnte Ausgeben von Blankets, die unterlassene Beschützung des Landfriedens, Wenzel's widerrechtliches Verfahren in

Böhmen, seine Nicht-Achtung der öfteren Aufforderung nach Deutschland zu kommen und endlich seine Vernachlässigung der Kirchenangelegenheiten. Dabei ist in Bezug auf den bösartigen Charakter des Kurfürsten von Mainz nicht nur der heuchlerisch frömmelnde Eingang der von ihm ausgefertigten Absetzungsurkunde merkwürdig, sondern auch der gemeine Ton derselben, sowie der Umstand, daß ein Raubritter wie Johann war dem Kaiser die Vernachlässigung des von ihm selbst so oft gestörten Landfriedens vorwerfen konnte.

Schon am nächsten Tage nach Wenzel's Absetzung wählten die Kurfürsten Ruprecht III. von der Pfalz an dessen Stelle, und am dritten proklamirten sie ihn als deutschen König unter der Bedingung, daß er die Raubzölle abstelle, Mailand wieder an das Reich bringe und der Kirche wieder aufhelfe. Ruprecht begab sich sogleich nach Frankfurt, ward aber hier nicht eher eingelassen, als bis er der hergebrachten Sitte gemäß seinen Gegner erwartend sechs Wochen vor der Stadt gelegen hatte. Aachen dagegen öffnete ihm seine Thore durchaus nicht, und er mußte sich daher zu Köln krönen lassen (Januar 1401). Des römische Pabst Bonifacius hatte seine Erwählung begünstigt, war aber darum nicht weniger mit Wenzel enge verbunden geblieben. Er schrieb dem Letzteren gerade zur Zeit der Absetzung desselben einen Brief, in welchem er ihn aufs bestimmteste seines Schutzes versicherte.

8. Deutschland, Italien und die Kirche von Wenzel's Absetzung an bis zum Concil von Pisa.

Der an Wenzel's Stelle gewählte Ruprecht war nach allen Chroniken mild, gerecht, fromm, gutmüthig und persönlich tapfer, rüstiger als Wenzel und, nach der Behauptung eines fremden Geistlichen, der gelehrteste Fürst seines Jahrhunderts. Für seinen väterlichen Sinn und für seinen Widerwillen gegen Hofleute, die das Volk gern mit Prügeln regieren, mag Ein Beispiel statt vieler zeugen. Singfreiheit war damals für Deutschland, was jetzt die Preßfreiheit ist, Ruprecht's hochadeliger Hof-Polizeimeister ließ aber die Heidelberger Jugend, als sie von seinem gnädigen Herrn bei dessen Rückkehr aus Italien (1402) die Wahrheit sang, durch Stockschläge bestrafen; Ruprecht gebot ihm, den Knaben und Mädchen nicht zu wehren, ihre Spottlieder auf ihren König abzu-

singen. So viele gute Eigenschaften übrigens der Fürst auch besitzen mochte, so hatte er doch nur in seinem eigenen Lande Glück; alles dagegen, was er als Kaiser unternahm, war nicht durchzuführen. Er wollte anfangs seine Anerkennung von Wenzel mit den Waffen erzwingen, und erschien (April 1401) in Böhmen, konnte jedoch nicht eindringen, und verband sich daher mit Wenzel's Vettern Jobst und Prokopius zur Bekriegung desselben. Diese hofften aus der Lage, in welche nicht nur Wenzel, sondern auch Siegmund gekommen war, Vortheil zu ziehen. Siegmund hatte sich nach seiner Rückkehr von seinem unglücklichen Zuge gegen die Türken keineswegs gebessert, er war grausam, leichtsinnig, verschwenderisch geblieben, und befand sich ohne Unterbrechung selbst um kleine Geldsummen in Verlegenheit; es ging ihm daher in Ungarn ungefähr ebenso, wie seinem Bruder in Deutschland. Anfangs hatte er an dem Palatinus Nikolaus von Gara, dem Sohne des früher (S. 479) erwähnten Mörders von König Karl III., eine Stütze; allein er zerfiel auch mit diesem, und es bildete sich, von Bonifacius unterstützt, eine mächtige Partei zu Gunsten des Königs Ladislaus von Neapel (s. S. 480). Im Jahre 1401 wurde Siegmund auf einem Reichstag mit den härtesten Vorwürfen überhäuft, der junge Ladislaus gegen ihn herbeigerufen und er selbst gefangen gesetzt. Zum Glück für ihn konnte jedoch Ladislaus dem Rufe der Ungarn in den nächsten zwei Jahren nicht folgen. Während Siegmund gefangen saß, waren Ruprecht's Truppen unter der Führung seines Sohnes Ludwig III. in Verbindung mit den beiden Vettern Wenzel's in Böhmen eingefallen, wo sich zugleich die angesehensten Herren, durch die Letzteren aufgereizt, gegen Wenzel erhoben. Dieser ward in Prag enge eingeschlossen, half sich aber dadurch, daß er seinen empörten Vasallen alle ihre Forderungen zugestand. Die Verwaltung des Landes ward, wie wenn er blödsinnig wäre, vier böhmischen Herren übertragen und sein Bruder Siegmund, obgleich derselbe abwesend war, zum Regenten ernannt. Sobald die Böhmen erlangt hatten, was sie wünschten, wandten sie sich vereinigt gegen die in ihr Land eingefallenen Deutschen, und diese mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Jobst eilte hierauf an die ungarische Grenze, um sich auch seines andern Vetters Lage zu Nutze zu machen. Er nahm

in Verbindung mit seinem Bruder Prokopius den Ungarn einige Orte weg, und beförderte dadurch die Freilassung Siegmund's, nachdem der Graf Hermann von Cilly bereits den früheren Palatinus Nikolaus von Gara, welchem Siegmund zur Bewahrung übergeben worden war, zu diesem Zwecke gewonnen hatte. Nikolaus von Gara hatte übrigens auch einen besonderen Grund dabei; denn er konnte unmöglich zugeben, daß Ladislaus, dessen Vater von dem seinigen ermordet worden war, die ungarische Krone erhalte. Alle drei Herren, welche Siegmund's Freilassung bewirkten, ließen sich für ihre Mühe bezahlen. Jobst erhielt von Wenzel für seinen Zug nach Ungarn, sowie für seinen Abfall von Ruprecht's Bunde die Lausitz; Nikolaus von Gara bekam das Palatinat wieder, welches ihm Siegmund früher genommen hatte, und wurde überdies noch von Wenzel reichlich belohnt; Hermann von Cilly endlich ward durch die Vermählung seiner Tochter mit Siegmund Schwiegervater des ungarischen Königs. Dieser eilte darauf, sobald er sein Reich verlassen konnte (Ende 1401), mit einigen tausend Mann ungarischer Reiter nach Böhmen, wo Wenzel ihm die Regierung überließ.

Ruprecht machte keine neue Unternehmung gegen Böhmen. Er entwarf vielmehr den Plan, zuerst in Italien sich die Kaiserwürde zu verschaffen und dann in Deutschland sein Ansehen geltend zu machen. Er hatte sich nicht nur gegen die anderen Kurfürsten zur Bekriegung Johann Galeazzo's von Mailand verpflichtet, sondern er ward auch durch den Pabst Bonifacius, der bisher noch immer zwischen ihm und Wenzel geschwankt hatte, sowie durch die Florentiner und durch Francesco Novello von Padua gegen denselben gerufen. Der Pabst hatte vorher einen recht schlauen Juristen nach Deutschland geschickt, um auszukundschaften, ob Ruprecht Anhang genug in Deutschland habe und sich den Durchzug durch die Pässe nach Italien verschaffen könne. Die Florentiner, welche von dem mailändischen Herzoge sehr bedrängt waren, hatten nach der Angabe einer Chronik sogar zu Wenzel's Absetzung viel beigetragen, und verpflichteten sich in einem Vertrage mit Ruprecht zur Zahlung einer großen Summe. Francesco Novello hatte diesen ebenfalls um einen Zug nach Italien gebeten, und führte ihm, als er dort erschien, zweitausend auserlesene Reiter zu. Um durch Tyrol

in Italien einzudringen, bedurfte Ruprecht der Freundschaft und Unterstützung des Herzogs Leopold III. von Östreich, welcher seit dem Tode seines bei Sempach gefallenen Vaters das Land um die Etsch und um den Inn, sowie das ganze Gebiet jenseit des Arlberges beherrschte. Dieser Fürst war und blieb freilich mit den anderen östreichischen Herzögen, welche zu dem luxemburgischen Hause hielten, sowie mit Wenzel und Siegmund verbunden, hatte aber nichts desto weniger schon vor Wenzel's Absetzung auch mit Ruprecht einen Vertrag geschlossen, obgleich in demselben der Form wegen bemerkt war, daß der Bund nicht gegen den Kaiser gelten solle. In Betreff des letzteren Umstands macht ein östreichischer Geschichtsforscher unserer Tage die vortreffliche Bemerkung: „Dies gehört zu den damals üblichen Kanzleiformen, die alle verbindliche Kraft schon lange verloren hatten. Die gepriesene altdeutsche Treue war seit vielen Jahren nicht mehr zu finden. Ebenderselbe Herzog Leopold unterschrieb einige Monate nachher ohne Bedenken einen Vertrag, durch welchen Johann Galeazzo sich gegen die Folgen der zwischen Leopold und Ruprecht geschlossenen Verbindung zu sichern suchte, und ging gleich darauf einen neuen Vertrag mit Ruprecht ein, in welchem dieser ihm für die Erlaubniß des Durchzuges durch Tyrol hunderttausend Dukaten und als Unterpfand dafür mehrere Städte und Schlösser, die dem Herzog von Mailand erst entrissen werden sollten, versprach. In einem dritten Vertrage verpflichtete er sich gegen Ruprecht, mit seinen Vasallen zum Heere desselben zu stoßen.

Ruprecht brach, nachdem er sich durch ein in Venedig gemachtes Anlehen das nöthige Geld verschafft hatte, im September 1401 mit baierischen und pfälzischen Truppen und mit den Schaaren, welche der Burggraf von Nürnberg und drei oder vier deutsche Bischöfe ihm zuführten, nach Italien auf. In Trient zog er die übrigen Truppen, welche ihm zugesagt waren, an sich, und ernannte Francesco Novello zum Oberbefehlshaber des ganzen Heeres. Er richtete sich dann zunächst gegen die mailändische Stadt Brescia, und hier kam es am 21. Oktober zu einem Haupttreffen mit den Mailändern. Johann Galeazzo hatte ihm nicht blos die tüchtigsten Feldherren jener Zeit, sondern auch die Blüthe der italiänischen Reiterei, welche damals die vorzüglichste in ganz Europa war,

entgegen geschickt. Die Mailänder hatten außerdem in der Schlacht alle Vortheile des Bodens für sich, und auf Seiten ihrer Gegner ließ der blinde Ungestüm des Burggrafen von Nürnberg nicht zu, daß Francesco Novello's weise Anordnungen befolgt wurden. Ruprecht's Heer wurde daher geschlagen und wäre sogar ganz aufgerieben worden, wenn nicht Jakob von Carrara, Francesco's Sohn, durch eine strategetische Maßregel nach der italiänischen Kriegskunst jener Zeit den Rückzug möglich gemacht hätte. Der Herzog Leopold war gleich anfangs in Gefangenschaft gerathen, und seine Leute hatten sich augenblicklich wie auf ein gegebenes Zeichen zerstreut. Aus dem Umstande, daß er schon nach drei Tagen aus der Gefangenschaft in Ruprecht's Lager zurückkehrte, sowie aus anderen Anzeigen ging klar und deutlich hervor, daß er und mit ihm zugleich der Erzbischof von Köln, ein würdiger Genosse Johann's von Mainz, sich an Mailand verkauft hatten. Er begab sich, als ihn Ruprecht darüber zur Rechenschaft zog, mit diesem Geistlichen nach Hause zurück. Ruprecht entließ, da er ohne Geld und ohne Aussicht war, auch die anderen deutschen Truppen, und ging mit Francesco Novello nach Padua. Nachdem er hier die Florentiner um den Rest der versprochenen Summe und um die Zusendung ihres Heeres gebeten, und zuletzt nur fünfundsechzigtausend Gulden von ihnen erhalten hatte, sah er sich außer Stande, noch irgend etwas zu unternehmen. Er zog daher im April 1402 nach Deutschland zurück. Übrigens würde er sich vor seiner Rückkehr vielleicht erst in Rom zum Kaiser haben krönen lassen, wenn er nicht zu edel und patriotisch gedacht hätte, um die Kaiserkrone durch eine Niederträchtigkeit zu erkaufen. Der Pabst hatte nämlich das Versprechen von ihm verlangt, daß er sich in den Streit des Pabstthums nicht mischen wolle.

Gleich nach Ruprecht's Abzug richtete Johann Galeazzo seine ganze Macht gegen Johann Bentivoglio, den Herrn von Bologna, welcher in diesem Kampfe nur von Francesco Novello und von Florenz unterstützt ward, und doch zugleich auch mit einer Gegenpartei in seiner eigenen Stadt zu thun hatte. Bentivoglio vertheidigte ungeachtet seiner schwierigen Lage Bologna fast ein ganzes Jahr gegen die besten Kriegsleute von Italien, verlor aber dann in der Nähe von Bologna eine entscheidende Schlacht, und ward zwei Tage nachher von seinen Unterthanen ermordet (Juni 1402).

Bologna ward hierauf von Johann Galeazzo besetzt. Die Eroberung dieser Stadt schien, in Verbindung mit anderen Umständen auch die von Florenz herbeiführen zu müssen, und die Herrschaft Italiens wäre jetzt vielleicht in die Hände des Herzogs von Mailand gekommen, wenn ihn nicht das Schicksal nahe am Ziele seines Strebens hingerafft hätte. Sein Tod (September 1402) änderte Alles. Nach seinem Testament erhielt der ältere von seinen zwei Söhnen, welche Beide noch minderjährig waren, Johann Maria, Mailand und den Herzogstitel, der jüngere, Philipp Maria, unter dem Namen eines Grafen von Pavia diese Stadt nebst einem kleinen Gebiete; einem natürlichen Sohn, Gabriel, vermachte er Pisa und mehrere kleinere Städte, und seine Wittwe, Katharina, eine Tochter des grämlichen Barnabas, sollte mit den alten Rathgebern des Hauses Visconti, den Condottieren-Hauptleuten, die Regentschaft führen. Allein kaum war Johann Galeazzo gestorben, als die Unmündigkeit seiner Erben, der Ehrgeiz der Hauptleute, die Herrschsucht der Parteiführer in den einzelnen, ehemals republikanisch regierten Städten und die Kabalen der Katharina den neuen Staat in seinem Inneren zerrütteten, und von Seiten aller Nachbarstaaten Angriffe hervorriefen. Die Regierung von Mailand sah sich zuerst (1403) genöthigt, den Pabst Bonifacius durch die Abtretung von Perugia, Bologna und Assisi zu versöhnen, welche Städte dann der wilde Kardinal Balthasar Cossa durch blutige Mittel unter der päbstlichen Herrschaft erhielt. Nachdem Bonifacius befriedigt war, entledigte man sich der Unruhstifterin Katharina; sie ward gefangen gesetzt und 1404, wahrscheinlich nicht ohne Wissen ihres Sohnes Johann Maria, durch Gift aus der Welt geschafft. Pisa, in dessen Besitz Gabriel sich nicht zu behaupten vermochte, ward von demselben an die Florentiner verkauft; die Stadt entledigte sich der neuen Herrschaft bald wieder, war aber zu arm, um dem Heere des mächtigen und reichen Florenz eine genügende Zahl Söldner entgegenstellen zu können, und ward zuletzt noch einmal, und zwar von ihrem eigenen Dogen, an die Florentiner verkauft (1406).

Auch Francesco Novello von Carrara, welcher in Padua herrschte, hoffte sich auf Kosten der Visconti bereichern zu können, er bereitete aber dadurch, ohne es zu ahnen, sich und seinem Hause

den Untergang. Nachdem er den Visconti Verona entriſſen hatte, erkauften ſich dieſe durch Überlaſſung von Vicenza und Verona die Hülfe der Venetianer, und bald ſchloß ſich auch Franz Gonzaga von Mantua und ſelbſt Francesco Novello's Schwiegerſohn, Nikolaus von Eſte in Ferrara, an die Feinde des Hauſes Carrara an. Francesco's älteſter Sohn, Jakob von Carrara, fiel gleich anfangs in die Hände der Venetianer und ward von ihnen eingekerkert. Er ſelbſt capitulirte, nachdem er in Padua eine lange Belagerung ausgehalten hatte, im Auguſt 1405 mit ſeinen Feinden, indem er ihnen gegen die Freilaſſung ſeines Sohnes und gegen eine Summe Geld Padua und andere Orte zu überlaſſen verſprach; er nahm aber die bereits abgeſchloſſene Capitulation wieder zurück, als die Florentiner und Genueſen ihm Hoffnung auf ihre Hülfe machten. Die Venetianer rächten ſich dafür auf furchtbare Weiſe. Die erwartete Hülfe blieb aus, Padua fiel im November und Francesco Novello ward nebſt ſeinem Sohne Jakob auf Befehl der zehn Männer, deren gerühmte, über alle Moral erhabene Politik Venedig groß und herrlich machte (ſ. S. 325 f.), zuerſt lange im Kerker gequält und dann erdroſſelt. Von ſeinen beiden jüngeren Söhnen, die ſich während des Krieges mit ihrem Erzieher in Florenz befunden hatten, ſtarb der eine an einer Krankheit, der andere wagte 1435 ſich in der Nähe von Padua zu zeigen, ward entdeckt, nach Venedig gebracht, gefoltert und öffentlich enthauptet. Übrigens wurde Padua ebenſo wie Verona, Vicenza und andere Städte mit Einwilligung der mailändiſchen Regierung, welche der Freundſchaft Venedig's bedurfte, zum venetianiſchen Gebiete geſchlagen. Einige Jahre nachher verſchafften die Verhältniſſe in Ungarn, wo Ladislaus von Neapel dem König Siegmund beſtändig die Herrſchaft ſtreitig machte, aber immer wieder vertrieben wurde, der Republik Venedig auch den Beſitz der Inſel Korfu; Ladislaus verkaufte 1410, als er ſeinen letzten Zug nach Ungarn rüſtete, Korfu an die Venetianer.

Siegmund hatte ſich unmittelbar nach ſeiner Gefangenſchaft zu ſeinem Bruder Wenzel begeben (December 1401), die ganze Regierung in Böhmen an ſich geriſſen und ſeine beiden Vettern, Jobſt und Prokopius, abgefunden. Er hauſte aber mit ſeinen Ungarn furchtbar im Lande; die Böhmen erkannten daher bald,

daß es nicht besser, sondern schlimmer geworden sei, und schon im Mai 1402 war Alles gegen ihn in Bewegung. Er trieb hierauf Jobst aus Böhmen, nahm Prokopius und Wenzel gefangen, schleppte den Ersteren nach Preßburg und ließ den Zweiten nach Wien bringen, damit er vom Herzog Albrecht IV. von Östreich, mit welchem Siegmund früher einen Bund geschlossen hatte, in Gewahrsam gehalten werde. Bei der gewaltsamen Abführung des Königs aus Böhmen bediente sich Siegmund des Vorwandes, Wenzel solle nach Rom gebracht und dort zum Kaiser gekrönt werden. Der unglückliche Mann blieb anderthalb Jahre lang in der Haft des Herzogs Albrecht, mit welchem Siegmund im August 1402, um ihn noch enger an sich zu ziehen, zum Nachtheil seiner Vettern eine Erbverbrüderung zwischen seinem und dem östreichischen Hause schloß. Im Herbste 1402 kehrte Siegmund nach Ungarn zurück. Im folgenden Jahre war er kaum wieder nach Böhmen gegangen, als seine Anwesenheit in Ungarn von neuem nöthig ward. Ladislaus von Neapel unternahm nämlich endlich 1403 seinen längst beschlossenen Zug nach Ungarn, landete im August in Dalmatien, ward hier von einem päbstlichen Legaten im Beisein des Primas von Ungarn zum König gekrönt, und fand in einem Theile des Reiches Anhang. Kaum erschien aber Siegmund wieder in Ungarn als Ladislaus schon im Oktober nach Neapel zurückkehren mußte; doch blieb ihm ein Theil der Küstenländer treu. Siegmund beschäftigte sich in den nächsten Jahren hauptsächlich mit den inneren Angelegenheiten von Ungarn, und machte sich um dieses Land zum ersten Male wahrhaft verdient; er stellte Ruhe und Ordnung wieder her, und erließ in Übereinstimmung mit den Ständen viele vortreffliche Verfügungen. Er würde auch die Städte am adriatischen Meer seinem Gegner Ladislaus sogleich wieder entrissen haben, wenn er nicht das Reich aufs neue hätte verlassen müssen. Im November 1403 war es nämlich dem König Wenzel gelungen, aus seiner Haft in Wien zu entwischen und nach Böhmen zurückzukehren, wo man ihn mit Jubel aufnahm und sogleich Siegmund's Beamte und Besatzungen vertrieb. Er rief, da er eines Vormundes bedurfte, seinen Vetter Jobst zu sich, und auch Prokopius, welchen Siegmund im folgenden Frühjahr aus seiner Haft entließ erschien wieder. Der Letz-

tere war kaum nach Mähren zurückgekommen, als er seine Stadt Znaym zu einer Räuberhöhle machte und durch seine Hauptleute sowohl nach Ungarn als nach Östreich Raubzüge machen ließ. Siegmund und Albrecht zogen daher vereint gegen ihn zu Felde, sie erkrankten aber Beide bei der Belagerung von Znaym, und man beschuldigte Prokopius, daß er ihnen Gift habe geben lassen, Albrecht starb bald nachher, Siegmund aber bemächtigte sich des Prokopius durch Verrath. Er bewog ihn nämlich durch die heiligsten Versprechungen zu einer Zusammenkunft und ließ ihn, als Prokopius der Einladung gefolgt war, verhaften (Juni 1404). Prokopius starb schon drei Monate nachher im Kerker, und jedermann glaubte, daß ihm Siegmund durch Hunger oder Gift das Leben geraubt habe.

Die Kirchenspaltung führte um diese Zeit, nachdem Bonifacius schon früher Siegmund's Gegner Ladislaus als König von Ungarn und im Oktober 1403 Wenzel's Gegner Ruprecht als römischen König öffentlich anerkannt hatte, in Ungarn und Böhmen Maßregeln gegen den päbstlichen Stuhl herbei, wie sie damals in allen europäischen Reichen, nur nicht in unserem armen Vaterland ergriffen wurden. Die Anerkennung Ruprecht's war ein politischer Fehler des sonst sehr schlauen Pabstes, und läßt sich nur daraus erklären, daß Bonifacius erwartete, Wenzel werde aus der Gefangenschaft zu Wien nicht wieder erlöst werden. Er trieb dadurch zugleich die Ungarn und die Böhmen zum Abfall vom römischen Stuhl. Die Ungarn setzten im April 1404 durch ein berühmtes Reichsgesetz den Anmaßungen der Päbste dieselbe Grenze, die ihnen in England schon längst gesetzt war. Es ward nämlich verordnet, daß alle geistlichen Würden und Pfründen nur vom Könige verliehen werden könnten, und daß ohne dessen Erlaubniß kein päbstliches Breve irgend eine Gültigkeit im Reiche habe. Man erhob sich also, was besonders merkwürdig ist, in Ungarn nicht etwa blos gegen des Bonifacius Person und Betragen, sondern gegen die im Mittelalter herrschenden Grundsätze von päbstlicher Gewalt überhaupt. In Böhmen geschah dies freilich nicht; allein einzelne Prediger traten, von Wenzel geduldet, gegen das ganze Lehrsystem der entarteten Kirche auf, und ihre biblische Lehre war nicht so leicht in Vergessenheit zu bringen, als es später, nach-

dem Siegmund ſich von der Hierarchie wieder hatte gewinnen laſſen, mit jenem ungariſchen Geſetze geſchah. Die ganze böhmiſche Nation war gereizt und beleidigt, als Bonifacius nach drei Jahre langer Täuſchung und Vertröſtung den Gegner ihres Königs im Reiche anerkannte; man horchte daher begierig der Predigt, welche in der Kirche Bethlehem (ſ. S. 541) in böhmiſcher Sprache verkündigt wurde, und billigte freudig die Wicliffe'ſche Deutung der chriſtlichen Lehre, welche von England her auf die Prager Katheder gebracht worden war. In dieſer Zeit ward nämlich Johann Huß oder Johann von Huſſinecz, welcher ſeit den letzten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts Profeſſor an der Prager Univerſität und ſeit 1402 Prediger und Vorſteher der Kirche Bethlehem war, nicht blos von Wenzel und von freiſinnigen Böhmen, ſondern ſogar vom fanatiſchen Erzbiſchof Sbinko von Prag, der ihn ſchon fünf Jahre ſpäter grauſam verfolgte, in ſeinen Reformations-Verſuchen unterſtützt, und ſeine Lehre ſchlug unvertilgbare Wurzeln.

In Deutſchland that Ruprecht was er konnte, um das kaiſerliche Anſehen aufrecht zu erhalten. Er beſtrafte gleich nach ſeiner Rückkehr aus Italien die Stadt Aachen für den Widerſtand, den ſie ihm geleiſtet hatte, auf ſehr harte Weiſe. Er zwang den Markgrafen Bernhard von Baden, der ſein Gebot, wegen räuberiſcher Unternehmungen Rede zu ſtehen, verſchmäht und ſogar in Frankreich Schutz geſucht hatte, zur Unterwerfung unter die Reichs-Juſtiz. Er demüthigte ebenſo den Herzog Wilhelm von Berg, der ſich noch ärger gegen die bürgerlichen Geſetze und ſogar gegen die heiligſten Gebote der Natur vergangen hatte. Auch Sicherheit vor den raubſüchtigen Fürſten und Herren wollte Ruprecht gewähren, als die heſſiſchen, thüringiſchen und ſchwäbiſchen Städte, deren Waaren von den zahlloſen Raubrittern auf offener Straße weggenommen wurden, ſeinen Schutz ſuchten. Er hatte bereits ſieben Raubſchlöſſer der Wetterau zerſtört, als der Feind aller Ordnung, Johann von Mainz, ebenſo gegen ihn, wie ſechs Jahre früher gegen Wenzel, eine Verſchwörung anſtiftete, und der Gerechtigkeit, welche Ruprecht mit kräftiger Hand übte, Einhalt that. Es war dem Kurfürſten von Mainz nicht ſchwer, einen Bund gegen Ruprecht zu Stande zu bringen, da der Markgraf von

Baden bei seiner Unterwerfung einen Theil der gegen ihn erhobenen Beschwerden der Entscheidung der geistlichen Kurfürsten vorbehalten hatte, und da Eberhard III. von Würtemberg ebenso, wie Johann von Mainz, durch das Raubsystem der mit Beiden verbündeten Ritterschaft mächtig war, und mit neidischen Blicken auf die zunehmende Macht des zum König gewordenen Pfalzgrafen am Rhein sah. Die genannten drei Fürsten schlossen im September 1405 zu Marbach in Würtemberg mit den Abgeordneten von Straßburg und von siebenzehn schwäbischen Städten ein Vertheidigungsbündniß auf fünf Jahre, welches, obgleich der gesetzlichen Form gemäß Kaiser und Reich ausdrücklich ausgenommen wurden, nur gegen Ruprecht gerichtet sein konnte. Selbst wenn dies aber auch nicht der Fall gewesen wäre, so ward doch durch einen solchen Bund eine Macht gegründet, welche den beiden Königen und ihrem Reiche überlegen war und jede Handlung unparteiischer Gerechtigkeit hemmte. Ruprecht that alles Mögliche, um die Wiederauflösung des Marbacher Bundes zu bewirken, er ging sogar so weit, daß er sich erbot, alle Beschwerden gegen ihn einem Schiedsgericht zu unterwerfen, in welchem selbst Eberhard unter den Richtern sitzen dürfte; allein Alles war umsonst. Der Bund blieb bestehen, und ward noch mächtiger und gefährlicher, als 1407 auch Herzog Ludwig von Baiern und die Städte Worms, Speier und Augsburg demselben beitraten. So verband sich also fast das ganze südwestliche Deutschland gegen Ruprecht, nachdem die östlichen und nordöstlichen Gegenden des Reiches ihn überhaupt noch gar nicht anerkannt hatten, und es schien, als wenn zu einer und derselben Zeit die beiden im Mittelalter und besonders von Dante (s. Th. VII. S. 132 und Th. VIII. S. 246 f.) als himmlische Einrichtungen gepriesenen Monarchieen zur Erhaltung der Gerechtigkeit und Liebe unter der sündigen Menschheit, die weltliche oder kaiserliche für das Recht und die geistliche oder päbstliche für Liebe und Gnade, sich in blutige Vielherrschaft auflösen sollten. Dies wird in Rücksicht des Pabstthums aus den folgenden Andeutungen über die Geschichte desselben bis zur Berufung des Concils von Pisa hervorgehen.

Frankreich und die anderen Staaten, welche Anhänger des Pabstes von Avignon waren, hatten zwar diesem ebenso, wie

England seinem Pabste Bonifacius IX., den Gehorsam aufgekündigt; als aber die deutsche Nation den Letzteren zur Niederlegung seiner Würde weder zwingen wollte noch konnte, und endlich sogar durch die päbstliche Anerkennung des neuen Kaisers wieder fest an den römischen Pabst geknüpft wurde, forderte die Politik, daß auch die ersteren Staaten ihren Pabst wieder aufstellten. Dies geschah 1403 in aller Form. Benedict ward von Frankreich, Castilien, Portugal und Sicilien (Aragonien war ihm immer treu geblieben) aufs neue als rechtmäßiger Pabst anerkannt, nachdem er sich zu dem sogenannten Compromiß verstanden, oder mit andern Worten nachdem er erklärt hatte, daß er die Pabstwürde niederlegen wolle, sobald sein Gegner in Rom das Gleiche thue. Dies geschah von seiner Seite nur zum Schein, und ebenso ist auch die von ihm bewilligte Absendung zweier Bischöfe anzusehen, welche in seinem Namen den römischen Pabst zur Abdankung aufforderten. Bonifacius lehnte seinen Antrag ab, starb aber unmittelbar nachher am 1. Oktober 1404. Die römischen Kardinäle nahmen sogleich eine neue Wahl vor, jedoch so, daß dieselbe kein Hinderniß für die Wiederherstellung der Einheit des Pabstthums sein sollte. Sie unterschrieben nämlich vor Notar und Zeugen eine Urkunde, nach welcher derjenige von ihnen, auf den die Wahl fallen würde, sich aufs heiligste verpflichtete, zu diesem Zwecke kein Opfer, selbst nicht das der erlangten Pabstwürde, zu scheuen und gleich nach seiner Erwählung durch eine ähnliche Urkunde zu versprechen, daß er vorerst keine neuen Kardinäle ernennen oder, falls dies geschehe, sie zu derselben Verpflichtung, die er eingegangen, nöthigen wolle. Dadurch ward für die Zukunft die ganze Schuld des verlängerten Zwiespalts auf Benedict allein gewälzt. Die neue Wahl, mit welcher man schon am 17. Oktober fertig war, traf einen gelehrten, würdigen und geachteten Mann, welcher den Namen Innocenz VII. annahm. Leider hatte derselbe aber an Ludwig Migliorati einen Neffen, welcher gierig und herrschsüchtig sich der weltlichen Regierung zu bemächtigen suchte, während Innocenz Geheimschreiber, der berühmte Kenner altklassischer Literatur, Aretinus, sich um kirchliche und gelehrte Angelegenheiten bemühte und, wenn Innocenz lange genug gelebt hätte, eine jener Universitäten angelegt haben würde, welche damals die italiän-

ische Nation zur Wiederherstellerin der untergegangenen klassischen Bildung machten.

Gleich nach Innocenz Erwählung ergriff die Bewegung, die sich nach Johann Galeazzo's Tode in allen oberitaliänischen Städten gezeigt hatte, in Verbindung mit dem Streben nach Freiheit und Anarchie auch die Römer. Bonifacius hatte in Rom, wie Johann Galeazzo in seinem Herzogthum, mit Hülfe der Miethlinge eine monarchische Regierung hergestellt. Kaum war er gestorben, als von den Römern wieder eine Republik mit sieben frei gewählten Schöffen eingerichtet, und das Volk, wie der Namen der Freiheit von den Häuptern der großen Familien Rom's nach alter Sitte zu ihren Zwecken mißbraucht wurde. Unglücklicher Weise traf schon zwei Tage nach der Wahl des neuen Pabstes auch König Ladislaus von Neapel, der von seinem Patron Bonifacius zum römischen Senator ernannt worden war und dies als die erste Stufe zur römischen Kaiserwürde ansah, in Rom ein, um die Verwirrung für sich zu benutzen. Aus Furcht, Innocenz möchte sich, um Frankreich zu gewinnen, den Ansprüchen des jüngeren Hauses Anjou günstig zeigen, blieb er einen ganzen Monat in Rom, trat mit den sieben Schöffen der Republik in Verbindung, und zog zugleich einen Verwandten des vorigen Pabstes an sich, welcher Commandant der Engelsburg war und keine Befehle vom neuen Pabste annahm. Dann nöthigte er Innocenz zu einem Vertrage, der die Regierung zwischen ihm, dem Pabste und dem Volke theilte, und ihn selbst in Rom mächtiger machte, als der Pabst war. Gleich im Anfange des folgenden Jahres ward, als Ladislaus sich entfernt hatte, die Verwirrung grenzenlos, und im August mußte Innocenz selbst aus Rom fliehen, ungeachtet er, um die Römer zu gewinnen, zu den elf Kardinälen, die er schon im ersten Jahr ernannte, lauter Römer genommen hatte. Sein roher Neffe Ludwig Migliorati war an diesem Unglück schuld. Migliorati ließ nämlich elf der angesehensten Bürger, welche mit Innocenz unterhandelten, nach der Audienz festnehmen, enthaupten und dann aus den Fenstern auf die Straße werfen. Dies ward das Signal eines allgemeinen Aufstandes. Das Volk fiel wüthend über die Leute des Pabstes her, niemand war seines Lebens sicher, und Innocenz entkam nur mit großer Noth aus der Stadt. Er

floh nach Viterbo, mußte aber dabei so sehr eilen, daß unterwegs dreißig Leute aus seinem Gefolge vor Durst umkamen und auch er selbst beinahe verschmachtet wäre. Während seines siebenmonatlichen Aufenthaltes in Viterbo war er in einer sehr bedenklichen Lage; denn das päbstliche Heer, welches unter Balthasar Cossa in Bologna lag, ward von den kleinen Herren der Romagna und von Alberich de Barbiano unaufhörlich in Athem gehalten, und der Gegenpabst Benedict war um die Florentiner dem römischen Pabste zu entziehen, nach der von Franzosen besetzten Stadt Genua herbeigekommen. Glücklicher Weise ward Innocenz durch die Römer selbst aus der Verlegenheit gezogen. Ladislaus schickte Truppen nach Rom, um sich der Herrschaft in der Stadt zu bemächtigen; die Römer ergriffen aber die Waffen, nöthigten die Neapolitaner zum Abzuge, ernannten an die Stelle der sieben Schöffen, die sich mit denselben verbunden hatten, eine neue Obrigkeit von drei Männern, und riefen im Februar 1406 den Pabst nach Rom zurück.

Während der sieben Monate, welche Innocenz in Viterbo zubrachte, unterhandelte er beständig mit Benedict wegen der beiderseitigen Niederlegung der Pabstwürde. Es war aber weder ihm noch seinem Gegner Ernst damit. Nur die Franzosen, besonders die Pariser Universität, betrieben die Sache der Kircheneinheit mit wahrem und wirklichem Eifer. Ihre Regierung schrieb zweimal dringend an Innocenz, und bedrohte andererseits in Verbindung mit der Universität und der Geistlichkeit den Pabst von Avignon mit einer neuen Aufkündigung des Gehorsams. Im November 1406 starb Innocenz. Jetzt bot eine französische Gesandtschaft, welche gerade in Rom anwesend war, Alles auf, um die Kardinäle von der Erwählung eines neuen Pabstes abzuhalten. Die Letzteren waren auch lange zweifelhaft, da sie aufrichtig das Ende des Zwiespaltes wünschten, entschlossen sich aber dessenungeachtet endlich zur Vornahme der Wahl. Auch dieses Mal unterzeichneten alle Kardinäle, unter ihnen auch der nachher zum Pabst ernannte Bischof von Venedig vorher eine ähnliche, nur noch viel bündigere und kräftigere Urkunde, wie die vor der letzten Wahl unterzeichnete gewesen war. Der von ihnen am 30. November 1406 erwählte Pabst Gregor XII. galt für einen guten, frommen und gelehrten Mann,

er war aber schon wenigstens siebenzig Jahre alt, vor Alter schwach und aus Schwäche eigensinnig. Er ließ noch vor seiner Krönung (im December) an Benedict schreiben, ihn sehr dringend um eine persönliche Zusammenkunft bitten und ihm erklären, daß er die Ausgleichung des langen Streits durch das von Frankreich vorgeschlagene Compromiß herzlich billige. Benedict gerieth dadurch in sehr große Verlegenheit, weil die Geduld der Franzosen erschöpft war und ihm schon damals angedeutet wurde, man werde zum zweiten Male mit ihm brechen. Im Februar 1407 ward sogar ein neues Nationalconcil zu Paris gehalten und auf demselben eine heftige Erklärung und Protestation der Universität vorgelesen, welcher das Concil zwar nicht beitrat, aber auch nicht ausdrücklich widersprach. In dieser Schrift ward auseinandergesetzt, wie schmählich Benedict die Franzosen, die er nur Franzmännlein (Gallículos) zu nennen pflege, betrogen habe. Er habe, heißt es, wie ein wüthender Tyrann die Freiheiten der gallicanischen Kirche in elf wichtigen Punkten verletzt und sei durch hinterlistige Winkelzüge allen Versuchen der Aussöhnung ausgewichen. Am Schlusse wird ihm sogar der Gehorsam geradezu aufgekündigt und an eine allgemeine Kirchenversammlung appellirt. Auch der vom Pariser Concil mit dem Bericht über diese Angelegenheit beauftragte Patriarch Simon von Alexandria kam zu demselben Resultate, daß nämlich jetzt eine allgemeine Kirchenversammlung das thun müsse, was keiner der Päbste thun wolle und werde. Man kam freilich damals noch nicht zu diesem Beschlusse; allein man erklärte doch, daß die Geduld der französischen Nation erschöpft sei, man verbot außerdem die päbstliche Einmischung in die Besetzung geistlicher Stellen, man verordnete die Abschaffung der Annaten (s. S. 167) und aller Erpressungen des Pabstes, man setzte endlich neun nachher vom Könige bekannt gemachte Artikel fest, in welchen Gregor's Anerbieten angenommen und der Ausspruch gethan ward, daß, wenn Benedict's Kardinäle sich weigern würden, gemeinschaftlich mit den römischen einen neuen Pabst zu wählen, durch die Letzteren allein eine neue Wahl vorgenommen werden sollte.

Als Benedict Ernst sah, stellte er sich aufs neue, als wenn er geneigt sei, der Kirche das Opfer seiner persönlichen Eitelkeit und Herrschaft darzubringen. Er schrieb an Gregor und schickte

Gesandte ab, um mit dessen Bevollmächtigten einen Vertrag wegen der persönlichen Zusammenkunft der beiden Päbste und ihrer Kardinäle zu schließen. Dieser Vertrag ward im April 1407 geschlossen und Savona zum Orte der Zusammenkunft bestimmt. Jetzt eröffnete sich aber ein neues Labyrinth von Kabalen, weil beide Päbste die beabsichtigte Zusammenkunft durch alle möglichen Ausflüchte zu hintertreiben suchten. Gregor ließ sich überdies noch durch seine zahlreichen Neffen geistlichen und weltlichen Standes misbrauchen. Er forderte zuerst für die Reise nach Savona, die er gar nicht anzutreten geneigt war, von aller Welt Beisteuer, und plünderte die römischen Kirchen und Klöster, um zu Savona den Glanz seines Hofhaltes und den Aufwand seiner vielen Neffen bestreiten zu können. Dann bewirkte Ladislaus, vielleicht auf Veranstalten dieser Neffen, einen Aufstand in Rom und schickte Truppen dahin, damit Frankreich nicht mit dem römischen Pabste ausgesöhnt werde; die Römer vertrieben aber Ladislaus Truppen nebst den ihm befreundeten Colonna's, so daß Gregor endlich im Juni der Reise nicht länger ausweichen konnte. Er verließ also die Stadt Rom, kam aber, weil er fortwährend neue Ursachen zur Zögerung fand, erst im Januar 1408 nach Lucca. Obgleich damals sein Gegner sich in Spezzia befand und folglich beide Päbste in wenigen Stunden zusammen sein konnten, so machte doch Gregor neue Schwierigkeiten, bis endlich die zur Zusammenkunft bestimmte Zeit verflossen war. Auf der langen Reise war er auch mit seinen Kardinälen zerfallen, weil er gegen seinen Eid zweimal eine Anzahl neuer Kardinäle, unter welchen auch einige seiner Neffen waren, ernannte. In diesem Zwist hatte er seinen Kardinälen sogar angeboten, daß er ihnen für sehr bedeutende Besitzungen und Pfründen, welche seine Neffen erhalten sollten, das Pabstthum verkaufen wolle; die Kardinäle hatten sich aber weder für berechtigt noch für vermögend gehalten, den geforderten Preis zu bezahlen. Auf Ostern 1408 kam es endlich zu einem völligen Bruch zwischen Gregor und seinen älteren Kardinälen; diese verließen ihn und fanden an den Florentinern eine Stütze, als sie sich für eine durch beide Kardinals-Collegien zu berufende allgemeine Kirchenversammlung erklärten. Übrigens sorgten Gregor's Neffen dafür, daß, als auch Balthasar Cossa in Bologna

die Partei dieser Kardinäle ergriff, König Ladislaus die Stadt Rom und fast den ganzen Kirchenstaat besetzte.

Unterdessen war auch Benedict mit seinen Kardinälen zerfallen. Im Januar 1408 that nämlich der französische König endlich den Schritt, welchen die Pariser Universität längst angerathen hatte. Er kündigte dem Pabste den Gehorsam völlig auf, im Fall derselbe nicht bis zum 24. Mai mit seinem Gegner einig sei. Um dieser Maßregel zuvorzukommen, ergriff Benedict ein Mittel, welches den Sturm, den er hatte beschwören wollen, noch furchtbarer und schneller, als er dachte, herbeizog. Er ließ nämlich an demselben Tage, an dem jener Termin ablief, dem König von Frankreich ein Breve überreichen, in welchem, wiewohl ohne Nennung von Namen, der Bann gegen alle diejenigen ausgesprochen war, die ihm den Gehorsam aufkündigen würden. Jetzt brach der Sturm los. Die Pariser Universität erklärte Benedict für einen Ketzer und Schismatiker, der König machte diese Erklärung durch die Parlamente bekannt, ließ die Bannbulle des Pabstes schimpflich zerreißen, verbot jedermann ihm Gehorsam zu leisten, und traf im Herbst, als die Spaltung noch fortdauerte, die nöthigen Anordnungen wegen der Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten Frankreichs, so lange in diesem Lande kein Pabst anerkannt sei. Benedict befand sich damals im Genuesischen, und sechs seiner Kardinäle, welche zur Unterhandlung mit der römischen Partei nach Livorno gegangen waren, hatten sich mit den von Gregor abgefallenen Kardinälen dahin verständigt, daß beide Kardinals-Collegien ein allgemeines Concilium berufen sollten. Benedict gestand seinen Kardinälen das Recht, ohne ihn ein Concilium zu berufen, nicht zu, schrieb deshalb auf den 1. November eine allgemeine Kirchenversammlung nach Perpignan aus, und floh dann, weil er die Rückkehr nach Avignon nicht wagen konnte nach seinem Vaterlande Aragonien, dessen König ihm fortwährend befreundet geblieben war. Seine Kardinäle begaben sich hierauf zu den von Gregor abgefallenen Kardinälen, und beide Collegien schrieben auf den Mai des Jahres 1409 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Pisa aus. Dagegen berief auch Gregor ein Concilium nach Udine. Von diesen drei Concilien ward das Letztere durch die Venetianer und durch den Magistrat zu Udine verboten und nach-

her in Friuli nur von Wenigen beſucht, das in Perpignan wurde unter aragoniſchem Schutze gehalten; blos das zu Piſa ward, wenigſtens am Anfang, allgemein anerkannt, es erreichte aber ſeinen Zweck nicht, weil man unvorſichtiger Weiſe eine Pabſtwahl vornahm, durch welche die Kirche ſogar noch einen dritten Pabſt erhielt.

Inhalt des achten Bandes.

Geschichte des Mittelalters.

VI. Die letzten Zeiten des Mittelalters.

Seite

I. Französische und englische Geschichte vom Beginn des Streites zwischen Philipp IV. und Bonifacius VIII. an bis auf das Ende Karl's IV. und Eduard's II. . . 3

1. Philipp IV. der Schöne 3
2. Frankreich unter Ludwig X., Philipp V und Karl IV. . 26
3. England unter Eduard II. 31

II. Nördliche und östliche Staaten Europa's bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts 48

1. Einleitende Worte 48
2. Norwegen 50
3. Dänemark 54
4. Schweden 69
5. Geschichte von Esthland, Liefland, Kurland und Preußen bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts 76
6. Polen und die Länder Preußen, Litthauen, Kurland, Liefland und Esthland bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts 85
7. Ungarn beim Beginn der Herrschaft des Hauses Anjou . 93

III. Frankreich, England, Deutschland und Italien von Albrecht's I. Tod an bis auf Pabst Urban V. . . . 99

Erste Abtheilung 99
1. Deutschland und die Schweiz bis auf Heinrich VII. Römerzug 99
2. Italien vor und während des Römerzuges Heinrich's VII. . 107
3. Ludwig's von Baiern und Friedrich's von Östreich Streit um das Kaiserthum bis auf die Schlacht bei Mühldorf . . 125
4. Italien und die Päbste von Heinrich's VII. Tod an bis auf den völligen Bruch zwischen Johann XXII. und Ludwig dem Baiern 135
5. Der Römerzug Ludwig's des Baiern und der Zustand Italiens in der nächsten Zeit nach demselben 153
6. Deutschland nach Ludwig's des Baiern Römerzug bis zu dessen Tod 165
7. Italien bis auf Karl's IV. Römerzug 187
8. Geistescultur und Literatur der letzten Zeiten des Mittelalters, Anfang der neueren Bildung 214
   1. Letzte Bildungsversuche des Mittelalters auf altem Wege 214
      A. Geschichtschreibung diesseit der Alpen . . . 214
      B. Philosophie 225
   2. Entstehung der Bildung der neueren Zeit in Italien, Umgestaltung der Literatur des Mittelalters durch Erneuerung des Studiums der alten klassischen Schriftsteller . 232
      A. Bildung und Literatur Italiens bis zum Anfang des vierzehnten Jahrhunderts 232
      B. Entwickelung der neueren Bildung in Italien im ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts . 240

Seite

III. Frankreich, England, Deutschland und Italien von Albrecht's I. Tod an bis auf Pabst Urban V. 258
Zweite Abtheilung . . . . . .
1. Frankreich und England unter Philipp VI und Eduard III bis auf den Anfang ihres Krieges mit einander . . . 258
2 Frankreich und England vom Anfange des Krieges zwischen Philipp VI. und Eduard III. an bis zum Tode des Ersteren 263
3. England und Frankreich unter Eduard III. und Johann dem Guten bis auf den Frieden von Bretigny . . . 278
4. Deutschland unter Karl IV. bis zur Erlassung eines Reichsgrundgesetzes im Jahre 1356 299
5 Italien von Karl's IV. erstem Römerzug an bis auf Urban's V. Rückkehr nach Rom 319

IV. Spanien und Portugal von dem Untergang der Omejjadenherrschaft an bis auf Heinrich von Trastamara 341
1. Bis zum Tode Ferdinand's des Heiligen von Castilien . 341
2. Castilien und Aragonien in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts 359
3. Castilien unter Ferdinand IV und Alphons XI. . . . 369
4. Innere Angelegenheiten Aragoniens unter Alphons IV. und Peter IV. 378
5. Portugal, Castilien und Aragonien bis auf den Tod Peter's des Grausamen 384

V. Das westliche Europa in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts 410
1 Karl V. von Frankreich und Eduard III. von England . 410
2 Frankreich während der letzten Zeit Karl's V. und der ersten Jahre Karl's VI. 420
3. Unruhen in Flandern und in Frankreich, welche aus dem Emporkommen des Bürgerstandes und dem Widerstreben gegen geistlichen und weltlichen Druck entstanden 427
4. Spanien und Portugal in der nächsten Zeit nach Peter dem Grausamen 435
5. Innere Unruhen in England während der Minderjährigkeit Richard's II. 447
6. Frankreich und Flandern in der nächsten Zeit nach der Schlacht bei Roosebeeke 462

VI. Italien und Deutschland von Urban V. an bis auf das Concil zu Pisa 469
1. Neapel und Sicilien 469
2 Geschichte Ober- und Mittelitaliens von Urban's V. Rückkehr nach Rom bis auf Pabst Bonifacius IX. und Beginn der großen Kirchenspaltung 485
3 Ober- und Mittelitalien in der nächsten Zeit nach dem Krieg von Chioggia 501
4. Letzte Zeit Karl's IV. 513
5. Das deutsche Reich unter Wenzel bis zur Gründung des Herzogthums Mailand (1395) 524
6. Italien und die Päbste von Urban's VI. Tode an bis zur Gründung des Herzogthums Mailand 547
7. Deutschland, Ungarn, Italien und die Kirche in der letzten Zeit Wenzel's 553
8. Deutschland, Italien und die Kirche von Wenzel's Absetzung an bis zum Concil von Pisa 572

00099703

Digitized with financial assistance from

HT Parekh FOUNDATION

An Initiative by HDFC

WITH YOU, RIGHT THROUGH

on 27 November, 2018